Das Neue

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Westafrika

von

Richard Oberländer.

Dritte Auflage.

Das

Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

[3.]

Otto Spamer's

Illustrirte Bibliothek der Länder- & Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Unter Redaktion

von

Fr. von Hellwald und Richard Oberländer.

Westafrika

vom Senegal bis Benguela

von

Richard Oberländer.

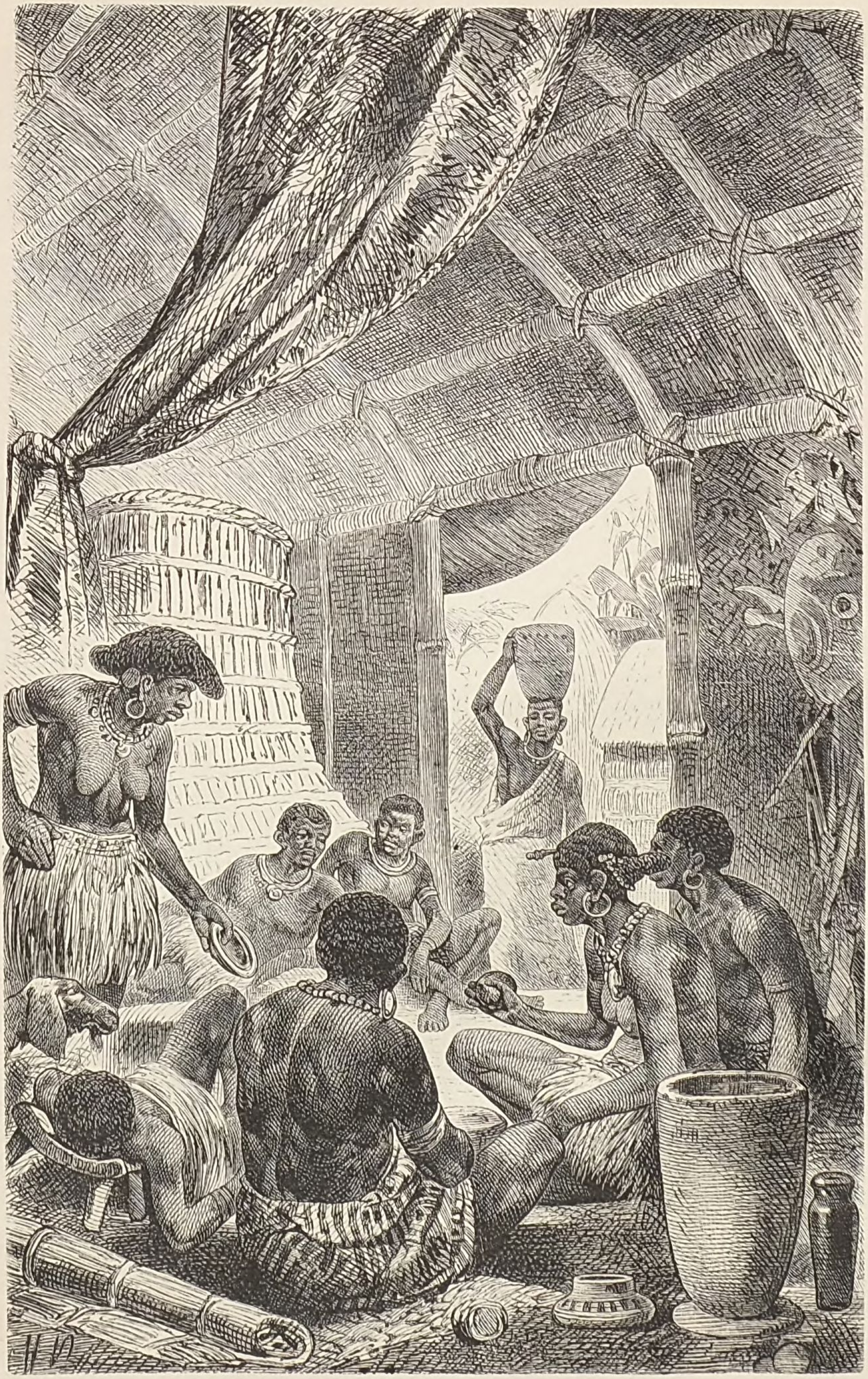
Dritte Auflage.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten, Porträts u. s. w.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1878.



Haushalt in Aschanti.

Oberländer, Westafrika.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Westafrika
vom Senegal bis Benguela.

Reisen und Schilderungen

aus Senegambien, Ober- und Niederguinea.

Mit besonderer Rücksicht
auf die Deutsche Expedition an der Loangoküste und nach Benguela

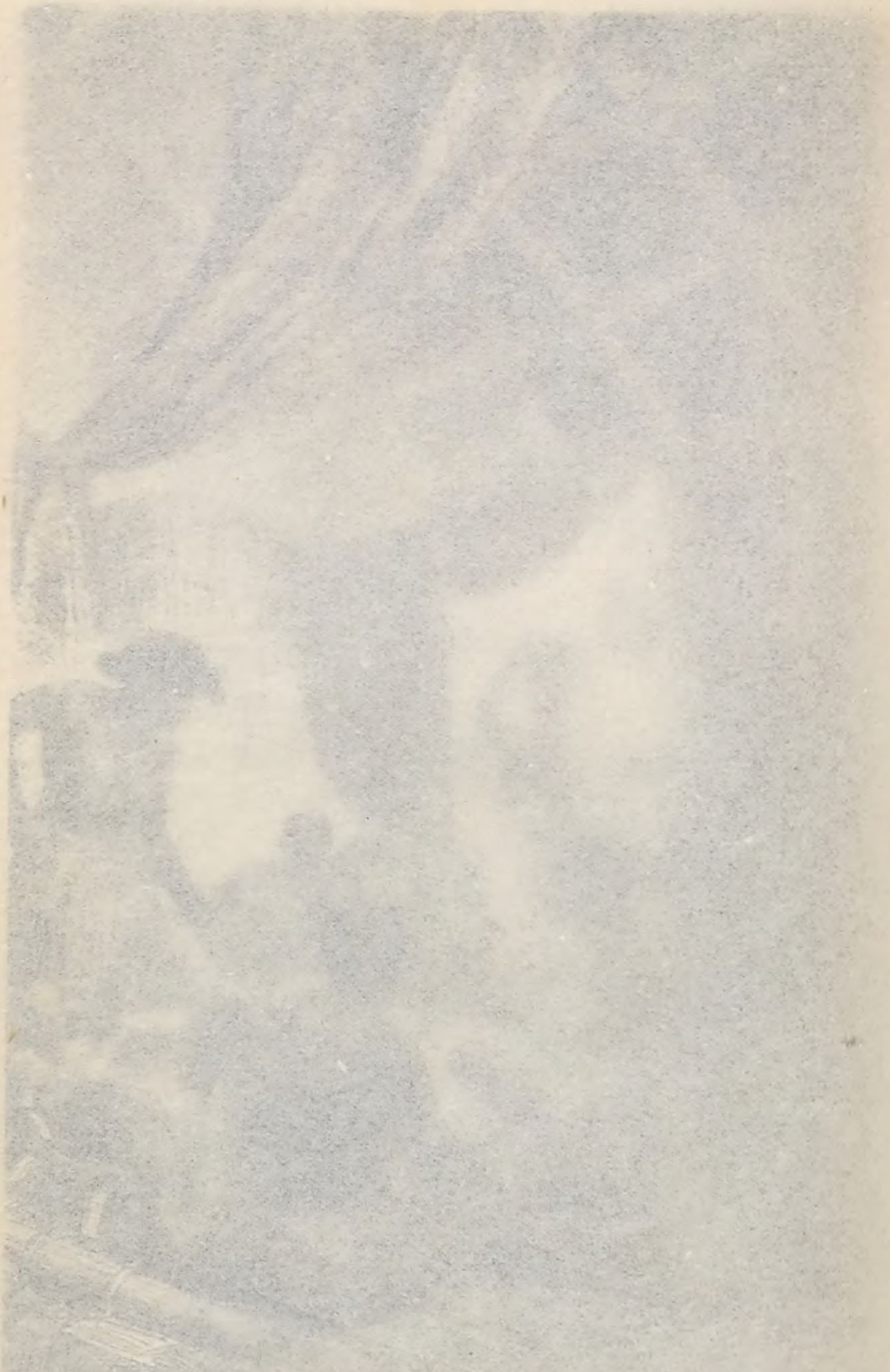
Herausgegeben
von
Richard Oberländer.



Dritte ergänzte Auflage.

Mit 170 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern, sowie zwei Karten in Farbendruck.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1878.



Westafrika
vom Senegal bis Benguela.

Reisen und Schilderungen
aus Senegambien, Ober- und Niederguinea.

Mit besonderer Rücksicht
auf die Deutsche Expedition an die Loangoküste und deren Ausgang.

Herausgegeben
von
Richard Oberländer.



Dritte ergänzte Auflage.

Mit 170 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern, sowie zwei Karten in Farbendruck.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1878.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Unaufhaltsam dringen die Pioniere der Civilisation und der Wissenschaft vorwärts; täglich lüften sich die Schleier mehr, welche einzelne Regionen unseres Erdballes hartnäckig verhüllten; die Geschichte der Entdeckungen geht ihrem Ende entgegen und die Nebel der Hypothese verschwinden vor dem klaren Lichte des Wissens. Dessenungeachtet muß gesagt werden, daß immer noch genug und vielleicht die schwierigste Aufgabe übrig bleibt: das Herz Afrika's ist uns noch ein fast verschlossenes Gebiet und setzt dem Eindringen der mit allen Schwierigkeiten der Natur kämpfenden Erforschungsreisenden harten Widerstand entgegen. Doch schreckt deshalb keineswegs die Gegenwart vor einer Fortsetzung des Kampfes zurück und sucht die Zähigkeit des Landes durch die Zähigkeit des Unternehmungsgeistes zu brechen. So haben die deutschen Forscher Nachtigal, Schweinfurth und Rohlfs den Erdtheil im Norden des Aequators, im Süden Livingstone, Cameron und Stanley denselben quer durchwandert. Immerhin aber bleibt uns im Innern noch ein mächtiges Gebiet unbekannt, dessen Schleier zu lüften der Zukunft vorbehalten bleibt.

Vom Mißgeschick aller Art verfolgt, hat die von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's" ausgesandte Expedition den gehegten Erwartungen zwar nicht allenthalben entsprochen und ein wesentliches Vordringen in das Innere des Erdtheils nicht ermöglichen können, doch hat sie durch ihre fleißigen Beobachtungen einen guten Grund gelegt, der späteren Reisenden von großem Nutzen werden wird. Im XVI. Abschnitt vorliegenden Werkes habe ich die Beobachtungen und Forschungen der Mitglieder dieser Expedition nach dem „Korrespondenzblatt der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft" in einer Vollständigkeit zusammengestellt, wie sie, meines Wissens, vorläufig sonst noch nirgends vorhanden ist.

Schon für die nächste Zeit sind neue Unternehmungen zur Erforschung des noch unbekannten Innern von Afrika geplant. Die vom Könige der Belgier 1876 gegründete „Internationale afrikanische Assoziation" wird noch in diesem Jahre

feste Stationen gründen, welche soweit wie möglich nach dem Innern vorgeschoben, von Europäern besetzt werden sollen, und die Aufgabe haben, wissenschaftlichen Untersuchungen, Sammlungen u. s. w. als sichere Stützpunkte und weiter vorzugehenden Forschungsreisenden als Operationsbasen zu dienen. Von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Inner-Afrika's" wird demnächst der Ingenieur Schütte ausgesandt werden, und auch die Portugiesen bleiben nicht unthätig, um in Angola Stationen zu gründen, von denen Vorstöße nach dem Innern gemacht werden sollen. So stehen wir augenblicklich auf dem Punkte berechtigter Erwartung, daß bald das Licht ernst durchgeführter Forschung in das Innere des Schwarzen Erdtheils dringen werde.

Ich habe es deshalb gerade jetzt für zeitgemäß erachtet, die dritte Auflage meines Buches über Westafrika erscheinen zu lassen. Von der großartigen Reise des Mungo Park an werden dem Leser die Resultate sämmtlicher Unternehmungen von Männern der verschiedensten Nationen vorgeführt bis zur Ankunft Stanley's in Bomma am 8. August 1877.

Für Jeden, der bestrebt ist zu wissen, was bis jetzt vom Westen Afrika's bekannt geworden ist, und der mit Verständniß den zu erwartenden Bestrebungen der von da operirenden Forscher folgen will, ist das Buch nothwendig zur Belehrung und Aufklärung.

Dankend habe ich mit Bezug auf die Illustrirung des Werkes zu erwähnen, daß mir Herr F. M. Zahn von der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen und Herr Hofrath Dr. G. Rohlfs in Weimar zahlreiche Originalphotographien und Skizzen zur Benutzung überließen; namentlich aber bin ich Herrn Stabsarzt Dr. Falkenstein für die Geneigtheit verpflichtet, mit welcher er mir seine Originalaufnahmen von der Loangoküste aus dem „Album der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Inner-Afrika's" zur Verfügung gestellt hat.

Leipzig, im Oktober 1877.

Richard Oberländer.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zweiter Abschnitt. Ober-Guinea.

Dritter Abschnitt. Nieder-Guinea.

Die zu diesem Buche gehörenden Extrabeigaben sind wie folgt einzuheften:

Einleitung.

Wir leben in unseren Tagen in einer so großartigen Epoche der geographischen Entdeckungen, daß schon dem zwanzigsten Jahrhundert nur noch eine dürftige Nachlese übrig bleiben wird. Seit die Küstenränder der Kontinente festgestellt sind, warf sich der Forschungseifer auf das Innere der Erdtheile, die nach und nach bezwungen wurden. Verhältnißmäßig unbedeutende Strecken bleiben in Asien, Amerika und Australien übrig, die noch keines weißen Mannes Fuß betrat; nur Afrika, der ungelenkste und plumpste Erdtheil, stellt unseren Bestrebungen Schwierigkeiten in den Weg, und heute noch ist, einer flüchtigen Betrachtung nach, ein Zehntel seiner Oberfläche, das Gebiet im Innern zu beiden Seiten des Aequators, uns unbekannt.

Dem afrikanischen Kontinente fehlt es, wie schon Karl Ritter hervorhob, gänzlich an Einbuchtungen und Halbinseln; er ist nicht aufgeschlossen durch die Verkehr und Leben bringende See, und seine Buchten und Baien sind, wie der Guineabusen und die Syrten, so weit geschweift, daß sie nicht im entferntesten mit den zahlreichen Golfen sich vergleichen lassen, welche den Küsten von Europa, Amerika und Asien eine so mannichfaltige Gestaltung verleihen. Auf 544,000 Quadratmeilen kommen nur 3520 Meilen Küsten, und auch die sonst dem Verkehre so förderlichen Ströme erschweren in Afrika mehr die Verbindung, als sie dieselbe beleben. Zu dieser abstoßenden Küstenentwicklung gesellt sich die Unwegsamkeit des Inneren. Wol hat Afrika einige große Ströme, wenn auch seine hydrographischen Verhältnisse nicht in dem Grade entwickelt sind wie jene anderer Welttheile; aber diese Ströme, der Niger und Nil, haben nie in höherem Maße der Schiffahrt gedient; sie waren, durch Katarakten und Stromschnellen vielfach gesperrt, dem Verkehr eher hinderlich. Selbst das sonst so hoch entwickelte Volk der alten Egypter vermochte sich nie zu nautischen Leistungen höheren Stils emporzuarbeiten. Was die Schiffahrt betrifft, so hat es kein Afrikaner je über den Kahn hinausgebracht.

Zu diesen natürlichen Nachtheilen gesellen sich noch andere, die Afrika's Unwegsamkeit bedingen. Vor Allem die kolossalste Wüste unserer Erde, die Sahara, welche den ganzen nördlichen Theil des Erdtheils von den Wogen

des Atlantischen Ozeans im Westen bis zum Nil im Osten durchzieht, eine gewaltige Schranke für den lebhafteren Verkehr wie für die Ausdehnung der Völker, denn über sie nach Norden zu sind die Neger niemals vorgedrungen. Aehnliche, nur kleinere Wüsten zeigt uns auch der Süden.

Eine solche Gestaltung des Erdtheils konnte unmöglich ohne Einfluß auf dessen Bewohner bleiben, und es ist eine Frucht der Ritter'schen Lehren, wenn man erkennt, wie die tiefe Stufe, auf welcher die Neger stehen, bedingt werde durch die niedrige Stellung Afrika's unter den Erdtheilen.

„Aber der Werth eines Welttheils als Schauplatz menschlicher Gesittung richtet sich nicht blos nach seiner eigenen Gestaltung, sondern er steigt und fällt mit seiner Nähe oder seiner Entfernung von anderen besonders bevorzugten Erdräumen." Dieser Ausspruch Oskar Peschel's zeigt uns, wie werthvoll für Afrika seine Verknüpfung durch die schmale Landenge von Sues mit den übrigen Kontinenten der Alten Welt war, indem so wenigstens der Nordrand asiatische Gesittung empfangen, und manche Errungenschaft der Kultur auch zu den Negern übergehen konnte. So sind alle Schwarzen bis zur Südspitze mit dem Ausschmelzen der Eisenerze vertraut; nirgends fand man die afrikanischen Völker im sogenannten Steinzeitalter vor, überall besaßen sie zur Zeit, als die ersten Europäer zu ihnen kamen, bereits eiserne Waffen.

Trotzdem aber Afrika's Landgestaltung nachtheilig auf die Entwicklung seiner Bewohner wirken mußte, bieten diese doch des Interessanten so viel, lassen sich so viele Ansichten über deren Zukunft aufstellen, daß gerade die Betrachtung des schwarzen Menschen zu einem Lieblingsthema der Ethnographen geworden ist. Von den Einen über Gebühr gepriesen, als Rasse, bei der überhaupt die Zukunft unseres Geschlechts zu suchen sei, ward er von Anderen wieder tief erniedrigt und auf eine der letzten Stufen der Menschenskala gesetzt. Freilich, in diesen Menschen Afrika's, die wir mit nichten nach einer Schablone betrachten dürfen, finden wir wieder dieselben Gegensätze und Abstufungen, die grellen Kontraste, die den ganzen Erdtheil charakterisiren: fast dreihundert Jahre dauert der systematisch nach außen betriebene Sklavenhandel in Afrika, man entzieht diesem Kontinente nach einer oberflächlicher Schätzung 40 bis 50 Mill. Menschen, grausame Kriege, Menschenschlächtereien herrschen dort — und dennoch bleibt er stark bevölkert. Die unförmlichsten Kolosse der Thier- und Pflanzenwelt gedeihen nur hier; wir haben den Elefanten, das Nashorn, das Nilpferd, Dickhäuter, die gleichsam einer entschwundenen geologischen Epoche angehören, und dabei wieder den Riesen unter den Bäumen, den Affenbrotbaum oder Baobab. Die Heftigkeit des Triebes der Vegetation, namentlich in den westlichen waldreichen Zonen, macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten würziger Droguen, nahrhafter Früchte, schöner Farbhölzer, und an Gold wie an Diamanten ist kein Mangel. Ebenso finden sich in Afrika die merkwürdigsten Menschenrassen vereint, sodaß nicht mit Unrecht gerade dorthin die alten Griechen ihre Wundergestalten versetzten. Dort hauste nach ihnen das zwerghafte Volk der Pygmäen, die, lange bezweifelt, in unseren Tagen durch die Entdeckung der Obongozwerge durch Du Chaillu, der Akká durch Schweinfurth zur vollen Wahrheit geworden sind.

Neben ihnen erblicken wir herkulische Neger von tiefschwarzer Farbe, hellbräunliche, höher geartete Fulbe, gelbe Hottentotten und ihre dem Aussterben zueilenden Vettern, die häßlichen Buschmänner. Afrika birgt Menschen- und Heuschreckenfresser, Heere von Amazonen, die schrecklicher als Männer im Kriege sind, ungeheure Reiche, von meteorgleich auftauchenden Tyrannen der fürchterlichsten Art regiert, wieder zerfallend mit dem Tode dessen, der sie geschaffen, und kleine Republiken, ja selbst patriarchalische Regierungen. An Religionen haben wir den mächtig blühenden und alljährlich über größere Strecken sich verbreitenden Islam und das Fetischwesen, verbunden mit entsetzlichen Menschenopfern.

In dieses Land nun, dessen Klima für den weißen Mann im heißen Theile und namentlich an den Küsten unter den Tropen das furchtbarste auf der Erde ist, sucht von Norden und Süden her der Europäer einzudringen und seinen Einfluß geltend zu machen.

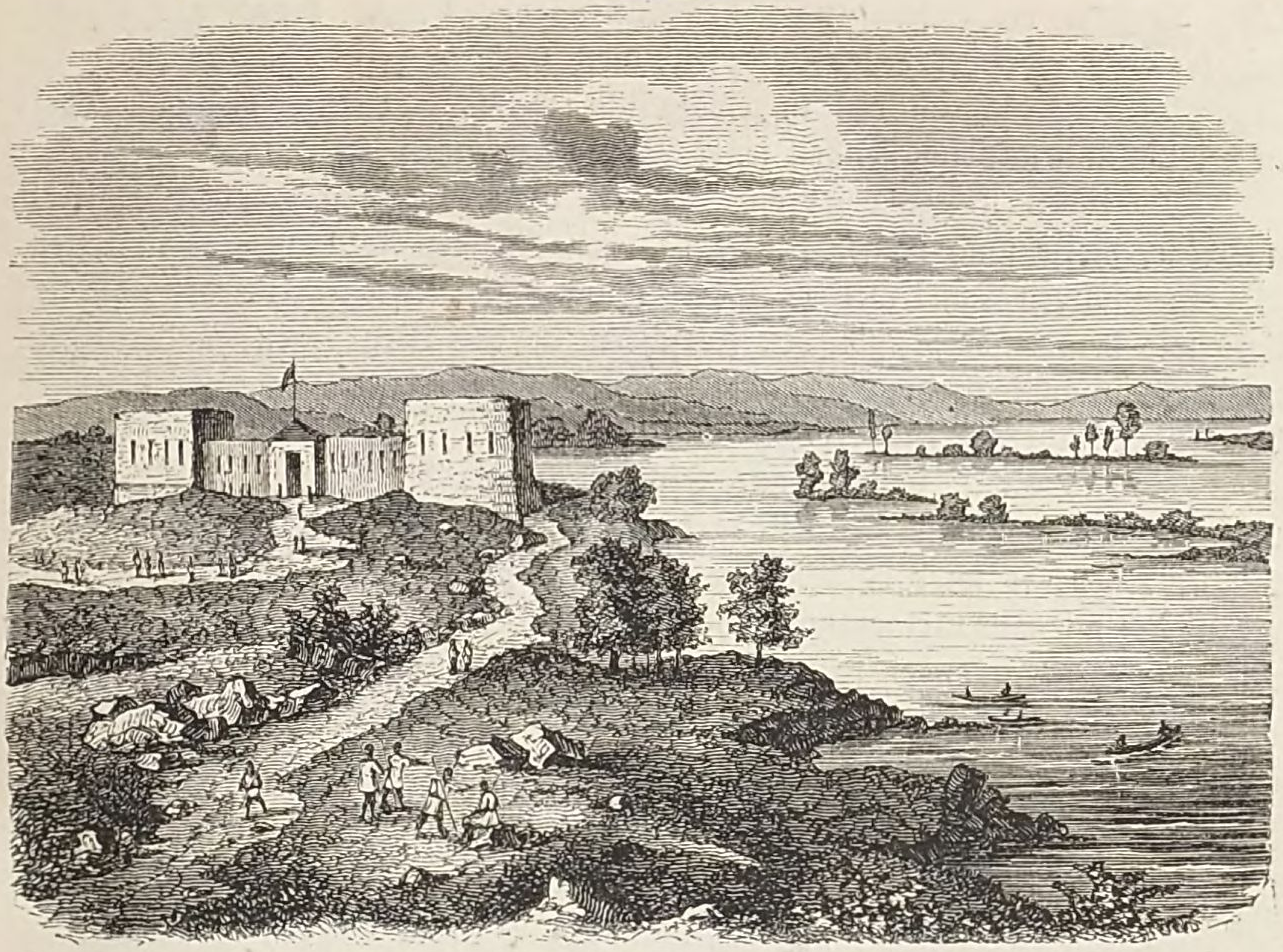
In dem vorliegenden Werke soll nur ein Theil Afrika's behandelt werden, aber gerade derjenige, welcher gegenwärtig am meisten die Aufmerksamkeit erregt. Wir meinen W e s t a f r i k a, von Senegambien bis nach Benguela, also jene Region, die, vom Atlantischen Ozean begrenzt, von 17° nördl. Br. bis etwa 15° südl. Br. reicht. Auf diesem ganzen Raume treffen wir, abgesehen von den Küstenniederlassungen der Europäer, die an keiner einzigen Stelle sich zu einer Kolonie erheben konnten und reine Handelsposten blieben, überall echtes, unverfälschtes afrikanisches Wesen. Bis jetzt sind alle Versuche, auf diesen Strecken den schwarzen Menschen Civilisation zu bringen, ziemlich erfolglos gewesen, und die günstige Rückwirkung, die man von der Unterdrückung des Sklavenhandels durch europäische Kriegsschiffe erhoffte, ist ausgeblieben. Auch die Bemühungen der christlichen Missionäre haben nur sehr vereinzelte Erfolge gehabt, während der Mohammedanismus von Norden her reißende Fortschritte macht und in seinem Gefolge allerdings eine Art — wenn auch niedriger — Kultur mit sich bringt. Wo er die Herrschaft gewinnt, setzt er an die Stelle des Fetischdienstes den leicht faßbaren Begriff seines einen und einheitlichen Allah. Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet; diesen einfachen Satz begreift der Neger und wendet sich schon darum lieber dem Islam zu als dem Christenthum, weil ersterer ihm die Vielweiberei gestattet, die mit afrikanischen Begriffen und afrikanischer Lebensweise so eng verknüpft ist; denn die Frau ist das Last- und Arbeitsthier des Mannes. In unserem hier in Betracht kommenden Gebiete hat der Islam das Land am Senegal und oberen wie mittleren Niger bis zum Tsad-See und jetzt auch bis zum Benuë eingenommen, von wo aus er unaufhaltsam weiter nach Süden dringt. Das Vorrücken des merkwürdigen mittelafrikanischen Volkes der Fulbe, welche im Laufe dieses Jahrhunderts drei große mohammedanische Reiche gründeten und sich den größten Theil des Nigergebietes unterwarfen, kann zeigen, wie geringen Widerstand die Fetischneger den Bekennern des Propheten entgegen zu setzen vermögen. Am oberen Niger sind die kleinen Negerstaaten, welche bis jetzt noch ihre Unabhängigkeit behaupteten, in das heftigste Gedränge gerathen, und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß auch sie bald dem

Andringen des Mohammedanismus erliegen werden. Aber in das Küstenland von Guinea und in dessen Binnenregion ist der Islam noch nicht eingedrungen; über das sogenannte Kong-Gebirge ist er nicht hinübergekommen.

Aus diesem Grunde finden wir vom Grünen Vorgebirge bis zur Biafra-Bai beinahe noch unangetastet die echte urwüchsige Negerbarbarei, welche sich in den heidnischen Staaten Aschanti und Dahomeh zu dem aufgegipfelt hat, was sie an Staatenbildung zu leisten vermag. Seit länger als 300 Jahren treibt Europa an der Küste von Oberguinea Handel, die Faktoreien seiner großen Seevölker sind dort dicht an der Küste an einander gereiht, aber man kann nicht sagen, daß durch diesen Handel und diese Beziehungen bei den Negern ein Einfluß veredelnder Art ausgeübt worden wäre. Freilich war der weiße Mann dort nicht immer das Vorbild und der Meister, nach dem der Afrikaner sich bilden konnte, denn der schwarze Mensch wurde als Waare betrachtet und die Guineaküste war vor allen anderen Landstrichen der Ursitz des Sklavenhandels. Indessen auch nach der Abstellung dieses schrecklichen Gewerbes ist es nicht besser geworden. Statt die Sklaven wie bisher in die Fremde zu verhandeln, werden sie nun in der Heimat abgeschlachtet, da die Kriege, welche die Sklaven liefern, fortdauern und eine Abnahme derselben bisher nicht zu bemerken gewesen ist. Was Europa auf diesem undankbaren Boden gründen wollte, mußte mit Gewalt erzwungen werden, stürzte aber bei Berührung mit der Barbarei, welche das Klima zu ihrem mächtigen Bundesgenossen hat, schnell wieder zusammen. Selbst das starke England hat Mühe gehabt, seine Besitzungen an der Goldküste gegenüber den heidnischen Aschanti aufrecht zu erhalten.

Die Grundlage jeder gedeihlichen Entwicklung, die Familie, fehlt in jenen heidnischen Negerländern. Der Häuptling kauft sich so viele Frauen, als er zu bezahlen vermag, und sie müssen ihm Haus- und Feldarbeiten besorgen. Die Kinder sind seine Sklaven, die er verkaufen kann. Polygamie und Sklaverei sind in Afrika nicht von einander zu trennen, und es scheint nicht zu viel behauptet, wenn man die Hälfte der Bewohner in den in Rede stehenden Ländern als Sklaven betrachtet. Neben den Menschenopfern, die in Dahomeh ihren Gipfelpunkt erreichen, bildet unsere Region auch einen unzweifelhaften Sitz des Kannibalismus, zumal im Nigerdelta, am Calabar u. s. w.

Wenn man scharfe Forscher, wie Burton und Cameron, sich zum Führer nimmt, so erhält man überhaupt ein so schwarzes Bild, wie es nicht zum zweiten Male auf unserem Planeten aufzutreiben ist. Im Verlaufe des Werkes werden unsere Leser Gelegenheit haben, das Gesagte bestätigt zu finden, da wir selbst die schauderhaften Barbareien, der Charakteristik wegen, leider nicht übergehen durften. Tröstlich bleibt nur Eines gegenüber diesen Zuständen, daß nämlich das Gesetz der Entwicklung, welches die organische Natur beherrscht, auch hier zur Geltung gelangen wird, und der Neger hat bereits vollauf bewiesen, daß er im Kampfe ums Dasein auszuharren vermag; ihn trifft nicht das Gesetz vom Untergange der Naturvölker, er wird nicht dahin sterben gleich den Südsee-Insulanern oder den Jägervölkern Amerika's.



Fort Lampsar bei St. Louis am Senegal. (Nach Tardieu's „Senegambie“.)

Erster Abschnitt.

Senegambien und der obere Niger.

I. Nordwest-Afrika und das französische Reich am Senegal.

Gefahren der afrikanischen Westküste. Dunkelmeer. Brandung. Sand der Sahara. Die westliche Wüste. Leopold Panet's Reise. Si bu Moghdad. Mage. Vincent. Der Senegal. St. Louis. Faidherbe. Hadsch Omar. Fort Medine. Paul Holl. Belagerung von Fort Medine. Senegambien. Bevölkerung. Pflanzen- und Thierwelt.

Die Westküste Afrika's spielt in der Geschichte der großen geographischen Entdeckungen eine höchst bedeutende Rolle. An ihr entlang drangen die portugiesischen Seefahrer Schritt vor Schritt vor und fanden schließlich den Weg nach dem fernen Ostindien; in ihrer Nähe vorbei zog sich der Pfad, den die Fahrzeuge nahmen, welche den neuen Kontinent aufsuchten. Madeira, die Kanarischen Inseln mit Teneriffa, dann die Inseln des Grünen Vorgebirges bildeten lange Zeiten die nächsten Stationen, an denen alle großen Entdecker anlegten, von wo aus sie ihre weiteren Züge unternahmen. Und doch ist gerade diese Westküste auf ausgedehnten Strecken bis heute unserer näheren Kenntniß verschlossen geblieben; ja von nicht wenigen Theilen weiß man gegenwärtig

selbst die genauere Beschaffenheit des Küstengebietes nicht, trotzdem daß zahlreiche eifrige Forscher Alles aufboten, diese Gebiete geistig zu erobern. Es deutet dies hinlänglich auf ungewöhnliche Schwierigkeiten, die zum Theil in der physischen Beschaffenheit jener Länder begründet liegen.

Wir laden unsere Leser ein, uns im Geiste in nachfolgenden Blättern auf einer Reise nach diesem Theile des benachbarten Festlandes zu begleiten. Bei einer solchen Fahrt werden uns einestheils die Uebel klar werden, die sich stets wie hemmende Riegel den Forschern in den Weg legen, anderntheils werden wir zugleich die Erfolge erkennen, welche man trotzdem vorzüglich in den letzten Jahren errungen hat.

Hat das Schiff Europa aus Sicht verloren, die Säulen des Herkules verlassen und die Gipfel des Atlasgebirges in blauer Ferne unter den Horizont tauchen sehen, so wird es von dem afrikanischen Schleier verhüllt. Die Luft erfüllt sich mit einem eigenthümlichen trocknen Nebel, das Wasser des Meeres wird von niedersinkenden feinen Staubtheilchen getrübt. Das Fahrzeug durchschneidet das sogenannte Dunkelmeer. Einige halten diesen schwebenden Staub für den Sand der benachbarten großen Wüste im Osten, andere dagegen für Erdtheilchen, die der Passatwind vom fernen Südamerika aufwirbelte und über den Atlantischen Ozean herübertrug, um sie vor dem Eintritt in die alte Welt abzuschütteln.

Scharen fliegender Fische begleiten das Fahrzeug und gewähren angenehme Unterhaltung, besonders dann, wenn die Region der Windstillen erreicht ist und das Schiff mit schlaffen Segeln tagelang unbeweglich liegt. Aber indem der Blick des Reisenden hinabspäht nach den Bewohnern der Tiefe, sieht er greuliche Haifische die hölzernen Wände umspielen. Es fallen ihm alle jene Geschichten von Sklavenschiffen ein, die jenes unheimliche Gefolge mit einem Theile ihrer schwarzen Ladung speisten; von jenen Sklavenhändlern, welche die neugebornen Negerkinder ihren Müttern kurz nach der Geburt wegnahmen, damit sie nicht durch das Stillen derselben an gutem Aussehen verlören, und welche die unglücklichen Würmer als Köder für die Haifische an die Angelhaken steckten. Alles mahnt an den Tod! Wir zählen in Gedanken die Reihe der Reisenden auf, welche voll fröhlicher Hoffnungen diesen Weg südwärts zogen, und finden nur wenige darunter, die von Afrika's Westküste zurückkehrten!

Steigt dann am südlichen Horizont ein dunkler Wolkendamm herauf, verkündet ein ferner weißer Schaumstreifen einen der gefürchteten Tornados, eine Donnersee, so erinnern wir uns, daß die benachbarte Küste, an der das schwache Schiff gleich einer Nußschale zerschellen kann, nicht viel mehr Hülfe dem armen Schiffbrüchigen bietet, wie der grundlose Ozean selbst. Denn hat der Schwimmer die wüthende Brandung überwunden, so starrt ihm ein steiler Felsendamm in einer Ausdehnung von 150 deutschen Meilen entgegen. Es ist der Westrand der Sahara, den er erklimmt. Dort grünt kein Gewächs, das ihn nähren kann, dort sprudelt kein Quell, aus dem er seinen Durst löscht. Nichts als kahles Gestein und wehenden Sand trifft er, welche ihm die Glut der Sonne sengend zurückstrahlen. Erst mehr als hundert Stunden südlich, am weißen Vorgebirge, wird der Strand etwas flach, und in der Nähe des Senegal

schließen sich fruchtbarere Landstriche an die furchtbare Sahara, die ihre letzten Ausläufer bis hierher sendet.

In derselben Weise, wie sich die Küste dem Seefahrer zeigt, dachte man sich bis noch vor Kurzem auch das hinter ihr liegende Gebiet, das schauerliche Wüstenland der Sahara. Man stellte es sich vor als ein Meer aus losem Sande, reichend bis zu den Ufern des Nil und sich jenseit des Rothen Meeres nach Arabien fortsetzend. Durch die neueren Expeditionen von Tripoli nach dem Tsad-See haben wir bereits unsere Vorstellungen über die östliche und mittlere Sahara in vielen Stücken verändern gelernt. Durch die in den letzten Zeiten ausgeführten Reisen zwischen den Senegalländern und Nordafrika geschieht dasselbe in Bezug auf den westlichen Theil der großen Wüste.

Es fehlt nicht an weiten Flächen ohne Wasser, ohne Pflanzenwuchs, ohne Thierleben, bedeckt mit losem Flugsand, allein sie sind nicht der ausschließliche, ja nicht einmal der vorherrschende Charakterzug dieses Gebietes. Mit ihnen wechseln auch hier Gebirge, von mannichfaltigen Gesteinsarten zusammengesetzt und mitunter in auffallenden grotesken Gestalten; auch hier führt der Pfad des Reisenden über weite Hochflächen aus kahlem spiegelnden Fels, die berüchtigten Hammadas. Zwischen denselben bergen sich aber auch nicht wenige Thäler mit Brunnen, Quellen und Bächen, rings umblüht von Blumen, unter denen zahlreiche an bekannte Gestalten des Gänseblümchens und der Kornblume erinnern. Gräser und Kräuter bieten den Herden der Nomaden üppige Weide, Wälder von Mimosen und anderen genügsamen Bäumen gewähren Schatten und liefern dem Handelsmanne Gummi. Wo Bewässerung möglich ist, bieten Gersten- und Weizenfelder reichliche Ernten, und die Dattelpalme neigt ihr fruchtschweres Haupt über die Hütte ihres Pflegers. Antilopen (Antilope bubalis) durchstreifen die weniger besuchten Gegenden, der Strauß liefert seine geschätzten Federn, gezüchtete Schafe geben hier noch Wolle, während in den äquatorialen Gebieten ihr Vließ langhaarig und werthlos wird. Kameele und Pferde bilden die treuen Hausgenossen des wandernden Hirten. Salz ist auf weiten Flächen in Menge vorhanden und wird in geringer Tiefe unter der Oberfläche gebrochen, um in großen Karawanenzügen nach den Ländern im Süden verführt zu werden.

Die Völker jenes Gebietes sind theils Mauren, theils Araber, theils Mischlinge von beiden. Die einen wohnen an festen Plätzen, die Mehrzahl wandert mit ihren Herden von einem Wadi zum andern, je nachdem Weide, Wasser und der benachbarte stärkere Stamm sie dazu zwingt. Denn auch hier zeigt sich dasselbe Verhältniß wie im Osten, daß die Wüste keineswegs die Menschen zu friedlichen Sitten gewöhnt, sondern die verhältnißmäßig geringen Nahrungsquellen und der ununterbrochene Kampf gegen eine widerstrebende Natur vielmehr räuberische Sitten und einen Krieg Aller gegen Alle zur Folge haben.

Als unser Landsmann Dr. Barth zu seinem langen Aufenthalte in Timbuktu gezwungen war, benutzte er die unfreiwillige Muße dazu, von zuverlässigen Leuten vielseitige Kunde auch über die westliche Sahara einzuziehen. Währenddeß hatte ein Franzose, Leopold Panet, einen großen Theil jenes

Gebiets durchreist, und die Berichte beider Reisenden stimmen in überraschender Weise mit einander überein.

Von dem französischen Departement der Marine und der Kolonien hatte Panet den Auftrag erhalten, von St. Louis am Senegal aus durch die Wüste nach Algier zu reisen, und brach am 6. Januar 1850 von letzterem Orte auf. Er hatte sich zunächst einer Karawane von Handelsleuten angeschlossen, die nach Schinghit zurückkehrte. Zunächst hielten sich die Reisenden in der Nähe der Küste, dann lenkten sie in nordöstlicher Richtung nach dem Innern ab. Anfänglich fand man das ebene Land mit Mimosen und Asklepiadeen bedeckt, weiterhin verschwand dieser Pflanzenwuchs, und der Boden zeigte weithin ausblühende Salzkrystalle von weißlicher oder röthlicher Farbe, die von den Arabern gesammelt werden. Außer giftiger Wolfsmilch waren nur wenig andere Gewächse zu bemerken. Man kam ohne weitere Fährlichkeiten bis nach Trarza, obschon der Weg mitten durch Völkerschaften führte, die unter einander in blutiger Fehde lagen. Durch die Gewohnheit und durch die Vortheile, die jeder Stamm vom Handel zieht, sind die vom Meere kommenden Karawanen geheiligt. Als eine mineralogische Eigenthümlichkeit erwähnt Panet neben den losen Kieseln, die auf weiten Strecken den Boden bedecken, auch dicke Lager sonderbarer Gesteine, die er mit Fischschuppen vergleicht. Sie sehen bald aus wie Feuersteine, bald wie trübes weißes Glas, und sind eben so spröde wie letzteres.

Panet kam an dem majestätischen Berge Tamagut vorbei, auf dessen abgeplattetem Gipfel sich mehrere natürliche Felsensäulen von 4—5 m. Höhe in regelmäßigen Entfernungen von etwa 2 m. erhoben. So betrat man das Land Aderer (Adrar), überkletterte mühsam mehrere Bergketten und gelangte nach Schinghit, einer Stadt, die schon seit alten Zeiten als Handelsort weithin bekannt war. Bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten die Portugiesen in der Oase Aderer eine Handelsfaktorei angelegt, mußten dieselbe aber wegen ihrer Abgelegenheit schon nach einigen Jahren wieder aufgeben.

Von Schinghit aus gehen jährlich zahlreiche Handelszüge mit Steinsalz nach dem Innern und bringen vorzugsweise Gold als Zahlung zurück. Dieses gelangt dann theils nach Nun, theils nach St. Louis, um europäische Waaren dafür einzukaufen, vorzüglich blaue Kattune. Das Steinsalz wird in der Nähe eines Bergzugs von beträchtlicher Ausdehnung schon seit alten Zeiten gewonnen. Bereits im Jahre 1507 sagt Valentin Ferdinand darüber: „Es wird in Tafeln gebrochen, von denen vier die Ladung eines Kameels ausmachen. Jede Tafel muß acht Spannen lang und an einem Ende vier, am anderen drei breit sein, um zu einer Ladung geformt zu werden. Jede Tafel beträgt an Dicke eine Querhand. Je zwei Tafeln werden mit Stricken gut zusammengebunden und so auf Kameele geladen. Die Bewohner der Gegend brechen das Salz und verkaufen es den Handelsleuten." Jener Salzdistrikt ist unter dem Namen Sebcha bekannt. Das Salz kommt dort in Schichten von 10—13 cm. vor, zwischen denen sich Reste organischer Körper und Mengen zerbrochener Muschelschalen finden. Es ist an der Oberfläche von schlechterer

Beschaffenheit als in der Tiefe und wechselt mit Schichten aus rothem oder grauem Thon. Die erwähnten meterlangen Salzstücke bilden die Münzeinheit in den dortigen Handelsverhältnissen, und vier, mitunter auch drei solcher Platten gelten in gewöhnlichen Jahren $1^2/_3$ Gramm Gold; zu Tischit gilt die Platte 3 Gramm. Die Karawane, mit welcher Panet gereist war, verkaufte innerhalb 24 Stunden 800 Stück Baumwollenzeug für 2670 Gramm Gold (etwa 3000 Thaler). Panet rühmt die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit der Kaufleute jenes Gebietes und sagt, daß ihm nie ein Beispiel von Wortbrüchigkeit vorgekommen sei.

Der Ruf Schinghits hatte Panet zu der Erwartung berechtigt, hier eine ansehnliche Stadt zu treffen. Statt dessen fand er einen kleinen Haufen jämmerlicher Baracken. Die neuesten Gebäude, noch nicht einmal vollendet, fielen bereits wieder in sich zusammen, und wehe dem, der sich an eine Mauer gelehnt hätte, denn die Bewegung eines Kindes, einer Ziege oder selbst einer Ratte hätte ihm eine Ladung Steine von der Höhe der Mauer zugeschickt. Um so angenehmer war die Umgebung des Ortes. Die Sandhügel an der Seite des Thales, in welchem Schinghit liegt, waren mit schönen Dattelwaldungen bepflanzt. An diese schlossen sich herrliche Getreidefelder, mit Hülfe der großen, in ihrer Mitte gegrabenen Brunnen leicht bewässert. Das Hauptübel des Ortes bildet der Sand, den die Winde aus der Umgebung auf Wohnungen und Plantagen herabwehen, sie mögen aus einer Himmelsgegend blasen, aus welcher sie wollen.

So trefflich Panet die Regierung des Ortes fand, welche zu jener Zeit in den Händen eines alten, ehrwürdigen, gerechten Marabu, Namens Ulde-Aïda, war, so verderbt traf er die Sitten, besonders diejenigen der Frauen. Ebenso war durch den herrschenden Handelsgeist jede Spur von Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit verloren gegangen.

Die Hauptstadt der Oase Aderer ist Wadan. Ein anderer ansehnlicher Ort ist Atar, in reicher Gegend mit gesegneten Getreidefeldern gelegen.

Einen vollen Monat mußte Panet in Schinghit zubringen und hatte währenddeß zahllose Unannehmlichkeiten auszustehen. Am 27. Februar setzte er seine Reise in Gesellschaft einer Familie aus dem Stamme der Uëlad Bu-Sba fort, um Grona zu erreichen. Nachdem man den sehr gefährlichen, 500 m. tiefen Abstieg von El Akfabi, der durch zahlreiche bleichende Kameelknochen genügend gekennzeichnet war, glücklich passirt hatte, kam man am 11. März nach El Genatar, einem höchst interessanten Felsengebiet. Die Gesteine haben hier ganz das Ansehen alter, majestätischer Monumente angenommen. Zwischen Hügeln aus Basaltsäulen von riesigen Verhältnissen, die in senkrechten Linien übereinander gethürmt sind und deren Gipfel in Kegelform ausgehen, lagern große Granitblöcke. Eine Terrasse aus rothem Sandstein, die sich in Mannshöhe über den Boden erhebt, erscheint täuschend einer Mauer aus Backsteinen ähnlich. Nicht weit davon treten blätteriger Schiefer und geäderter Quarz aus einem Hügel hervor, der zur Hälfte in den Sanddünen begraben ist. Aber mitten in diesen Felstrümmern, welche wie Ruinen einer mächtigen zerstörten Stadt erscheinen, findet das Kameel reichliche Weide an

mancherlei Kräutern, trotzdem daß auch nicht ein Tropfen Wassers in der ganzen Umgebung aufzufinden ist.

Die Uëlad Bu-Sba, durch deren Gebiet Panet zog, verkehren an der Küste nicht selten mit den Bewohnern der Kanarischen Inseln und tauschen die Milch ihrer Herden gegen die Fische aus, welche jene ihnen bieten. Am 21. März erreichte der Franzose den Berg Galb el H'amar, d. h. das Herz der Wüste, und erfreute sich der reizenden Scenerie dieses bewaldeten und kräuterreichen Punktes, aber in der Nacht überfielen ihn seine verrätherischen Wirthe im Schlafe, schlugen ihn, bis er besinnungslos ward, und plünderten ihn aus. Zu seinem Glück hatten sie sich gescheut, von ihren Schießgewehren Gebrauch zu machen, da sie Araber anderer Stämme in der Nähe wußten. Einige Leute der letzteren fanden den Unglücklichen am Morgen ohnmächtig und fast nackt liegen, jagten den Räubern einen Theil ihrer Beute ab und nahmen sich liebreich des Verlassenen an. Nachdem Panet sich erholt hatte und zur Weiterreise fähig geworden war, hatte er noch vielfache Mühseligkeiten auszustehen, ehe er über Termasson und das Wadi Draa, über die Ebene El Scheng und den Marktflecken El Akkabi bei Nun die Küste des Ozeans erreichte.

Die Stadt Nun oder Glimim, von dem Araberstamme der Aït-Hassan bewohnt, ist ebenfalls für den Handel der westlichen Sahara von Bedeutung, da hier vorzüglich Gummi, Ziegenhäute, Kameelhaare, Wolle und Straußenfedern auf den Markt kommen. Von Nun aus bis Mogador führte der Weg, den Panet einschlug, fast immer zwischen parallelen Gebirgsketten entlang, die gleiche Richtung mit der Küste hielten.

Durch dieselben Gebiete, welche Panet durchzogen hatte, nur noch etwas westlicher, war 1860 und 1861 auch Si bu Moghdad, ein mohammedanischer Beamter aus St. Louis, gereist und hatte am 7. März des letzten Jahres die Stadt Mogador in Marokko erreicht. Er unternahm eine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt Mekka, die er mit Hülfe eines Dampfers über Alexandria u. s. w. zu erlangen suchte. Von St. Louis aus hatte er sich einer Anzahl Kaufleute aus dem Lande Tiris angeschlossen, welche Datteln aus Aderer und Gold aus Tischit nach dem Senegal gebracht hatten. Der Zug ging zunächst durch das Land der Trarza, dessen Hauptreichthum in Gummibäumen besteht. Die Bewohner dieses Gebietes spielen in der westlichen Sahara eine wichtige Rolle und zerfallen unter sich in die herrschenden El Arab, vorzugsweise Krieger, die zinsbaren Stämme Senaga und die Marabustämme der Tholla. Dieselbe Unsicherheit, die das Reisen und den Handelsverkehr im Sudan so sehr erschwert, herrscht auch unter den westlichen Völkern. Moghdad besaß Empfehlungen an den Häuptling der Adrar; sowie er sich jenem Orte aber näherte, erfuhr er, daß der Fürst, an den er empfohlen, inzwischen gestorben war. Der rechtmäßige Thronfolger war vom eigenen Bruder ermordet und das ganze Gebiet dadurch in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt worden, welcher Moghdad zwang, von seiner eingeschlagenen Route westlich nach Inschira abzuweichen. Auf diese Weise gelangte er dann in das Land Akschar.

Das Land Aderer schildert er ähnlich wie Panet als eine gesegnete Gegend, von zahlreichen Nomaden durchzogen, die einen Jahrestribut von den seßhaften Berbern erheben, nebenbei aber auch den Karawanen auflauern. Bei diesen Hirten ist Kameelmilch fast die ausschließliche Speise; sie gilt zugleich als das vorzüglichste Schönheitsmittel der Frauen, nicht etwa um durch Waschungen den Teint zu verfeinern, sondern um durch massenhaften Genuß derselben den möglichst größten Körperumfang und das ansehnlichste Gewicht zu erreichen. Nach mehrfachen Abenteuern mit räuberischen Wüstenbewohnern erreichte die Karawane den Fluß Sagiat el Hamra, der die Grenze zwischen dem freien Gebiete von Tiris und den Stämmen bildet, die bereits Marokko tributpflichtig sind. Von hier an wurden die Ortschaften häufiger und die Reisebeschwerlichkeiten geringer. Der Pilgrim erreichte glücklich das Ziel seiner Wallfahrt, gedachte auch anfänglich auf dem Rückwege zum zweiten Male die Wüste zu kreuzen; die Zeitungen meldeten aber, daß er zu Schiffe in St. Louis wieder angekommen sei.

Durch den damaligen Gouverneur von Senegambien, General Faidherbe, auf dessen Wirken wir noch wiederholt zurückkommen werden, veranlaßt, unternahm der Schiffsfähndrich Mage in der Zeit vom 9. Dezember 1859 bis zum 22. Januar 1860 eine Reise vom Senegal nach Tagant (Taganet), einem Gebirgslande, welches etwa vierzig Meilen nördlich von Fort Bakel liegt. Ebenso ging der Generalstabsmajor Vincent behufs der genauern Erforschung des Landes und seiner Bewohner von St. Louis aus nach Adrar (Aderer). Am 4. März 1860 brach er von erstgenanntem Orte auf und hatte am 14. Juni desselben Jahres seine Reise beendet. Er hatte sich zunächst durch das Gebiet der Trarza nach dem Lande Tiris begeben. Dieses liegt nordöstlich vom Kap Blanco zwischen dem 21. und 23. Grad n. Br. Er zog unter Anderem mancherlei interessante Nachrichten ein über die in dem östlichen Theile dieses Landes befindliche große Sebcha von Jschil, das großartige Steinsalzlager von 8 Meilen Länge und 3 Meilen Breite, aus welcher jährlich gegen 20,000 Kameelslasten dieses Minerals verführt werden.

Im Süden von den eben geschilderten Regionen bricht sich, unter 16° n. Br. mündend, der erste große afrikanische Strom nach Westen hin zum Atlantischen Ozean Bahn. Es ist der Senegal. Den Namen erhielt er nach dem Berberstamme der Senaga, welche der portugiesische Seefahrer Lancarote im Jahre 1447 am rechten Flußufer fand. Hat schon der Karthager Hanno diesen Fluß gekannt? Ist dieser schöne Wasserlauf der Stachyris des alexandrinischen Geographen Ptolemäus? Wir Europäer lernten ihn erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts kennen, aber bis ins 16. Jahrhundert ist er nur von den Portugiesen besucht worden. Sie trieben Handel mit den Anwohnern, und durch diesen ist in die Sprache der Wolofs, Serere und Malinke mancher portugiesische Ausdruck gekommen. Sie gaben den zu Berber- oder Araberstämmen gehörenden oder aus beiden gemischten Bewohnern der westlichen Küste die allgemeine Benennung Mauren.

Die Portugiesen konnten nur einen kleinen Theil ihrer vielen überseeischen Besitzungen behaupten. Jene am Senegal kamen in die Hände der Franzosen,

welche niemals das Kolonisiren verstanden haben. In den Jahren 1626 bis 1758 bildeten sich nach und nach nicht weniger als acht große Handelsgesellschaften, welche aber alle zu Grunde gingen. Sie besetzten das Grüne Vorgebirge mit der Insel Gorée und gründeten die Stadt St. Louis. Es fehlte ihrem ganzen Treiben an Schwung. Aber durch einen ihrer Beamten, Andreas Brue, wurde das innere Land am Senegal bis zu den Felu-Katarakten bekannt; nicht minder der Faleme-Fluß und das Land Bambuk, dessen goldhaltige Distrikte Brue erforschen ließ. Im Jahre 1758 nahmen die Engländer den Senegal in Besitz, 1777 kam er wieder an die Franzosen, welche ihn während der napoleonischen Zeit noch einmal verloren und erst 1817 wieder in Besitz nehmen konnten. Sie schickten nach und nach 15 Gouverneure dorthin, aber alle zeigten sich unfähig. Von einer eigentlichen Kolonie konnte gar keine Rede sein, und Ansiedler aus Europa kamen nicht. Die Zahl der Europäer belief sich auf höchstens hundert Köpfe; sie wohnten auf einer kleinen armseligen Sandinsel und trieben mit den anwohnenden Völkern einen wenig belangreichen Handel.

St. Louis, die Hauptstadt, hatte allerdings 12,000 Einwohner, buntscheckig an Farbe und Lumpen, viele üppige Signaren und einige ausschweifende Europäer. Am Strome lagen mehrere kleine Festungswerke zerstreut, unter deren Mauern Tauschhandel getrieben wurde. Früher verkaufte man dort Sklaven, nachher handelte man Gummi aus der Sahara ein oder Felle, welche die viehzüchtenden Fulbe brachten, und etwas Goldstaub. Vor zwanzig Jahren beschränkten sich die Besitzungen der Franzosen noch auf die Stadt St. Louis an der Mündung des Senegal; stromaufwärts hatten sie eine Faktorei in Bakel, wohin 1854 der erste Dampfer ging, und ein Kontor zu Senedebu am Faleme. Für jeden Fleck, auf welchem sie wohnten, mußten sie den eingeborenen Häuptlingen einen Jahrestribut zahlen; selbst für den Grund und Boden, auf welchem St. Louis steht, erhob der Häuptling von Sor, einem aus etwa einem Dutzend Strohhütten bestehenden Dorfe, eine Abgabe. Ein Franzose, der irgendwo Handel treiben wollte, mußte unter dem Namen coutumes den Häuptlingen einen Zoll erlegen, ehe er noch wußte, ob man überhaupt Verkehr gestatten wolle. An den Escales, Stellen, wo die Gummimärkte abgehalten werden, zahlte ein Boot für 600 Francs Werth an die Mauren, und die Erlaubniß, das Gummi nach St. Louis zu schaffen, mußte gleichfalls erkauft werden. Die französische Regierung ihrerseits zahlte Tribut an den schon erwähnten Dorfhäuptling von Sor, an die Häuptlinge von Walo, den König von Cayor, an die maurischen Fürsten der Trarzas, Brackuas, Duaisch und Askörs, an den Almamy von Futa, den Häuptling von Dimar, an jenen von Gadiaga, an den Almamy von Bondu und sogar an die Sklaven verschiedener Häuptlinge. Der König von Frankreich schloß Verträge „Im Namen des Schöpfers von Himmel und Erde“, welche z. B. folgende Bestimmung hatten: „Die Regierung zahlt dem Brak von Walo 10 Flaschen Branntwein u. s. w., seinem Diener 2 Flaschen Branntwein und eine Stange Eisen, der Prinzessin Gimbotte einen kleinen Koffer, ein Stück Musselin, 4 Flaschen Branntwein, 10 Rollen Tabak und ½ kg. Gewürznelken, außerdem noch zu ihrem Lebensunterhalt ein Faß Cognac.“

Trotzdem waren die senegambischen Handelsleute von Seiten der Häuptlinge manchen Erniedrigungen ausgesetzt und wurden beraubt und bestohlen.



St. Louis, Hauptstadt Senegambiens.

Europäer durften auf dem Strome keinen Handel treiben; Eingeborene von St. Louis mußten jedem Dorfe, bei welchem sie anhielten, Tribut geben,

und oftmals wurde ihnen, trotzdem sie französische Flagge führten, von den Mauren das erhandelte Gummi weggenommen. Schiffe, welche an der Mündung des Stromes auf den Strand geriethen, gehörten nach Eintritt der zweiten Flut dem Könige von Cayor. Die Franzosen zahlten Tribut sogar für die Erlaubniß, in dem Flußnetze bei der Insel St. Louis mit Booten fahren zu dürfen. Der König der Trarzas-Mauren erhob Zölle in Guet Ndar, einer Vorstadt von St. Louis. Er war der hochmüthigste und mächtigste aller maurischen Häuptlinge und schrieb den Handelsleuten nach seinem Gutdünken Gesetze vor. An den Punkten, wo er den Verkehr gestattete, mußte der Kaufmann an Abgaben zahlen: zwei Stück Guinee (blaues Baumwollenzeug) für jede 1000 kg. eingehandelten Gummis; für das Abendessen des Königs und für andere kleine Ausgaben desselben je zwei Stück, für die kleinen Ausgaben der Königin $1\frac{1}{2}$ Stück, für den Minister und dessen Abendessen zusammen zwei Stück. Außerdem mußte man allabendlich dem Minister, bei Strafe von $3\frac{1}{2}$ m. Guinee, eine Schüssel mit Reis senden. Beim Verweigern dieser Abgaben wurde „der Handel geschlossen".

Die „Räuber der Wüste", die Mauren, waren die eigentlichen Gebieter des Landes, und auch die eingeborenen Völker, die Wolofs, Peuls, Sereres und Malinke, schmachteten unter ihrem Drucke. Die Trarzas hatten auch das linke Ufer des untern Senegal in Besitz genommen und trieben die Ausbeutung des Landes ganz systematisch. Der eine Maurenhäuptling erhob Tribut in Cayor, der andere in Dimar, ein dritter nannte sich Fürst von Dagana, ein vierter Herr von Daë und so fort. So arg war der Druck, daß im Verlaufe der Zeit nach und nach etwa ein und ein halbes Hundert einst volkreicher Dörfer der Wolofs allein auf der Strecke zwischen dem See von Cayor und dem Meere völlig verschwanden. Einige eingeborene Häuptlinge nahmen den Mohammedanismus an, stellten sich unter die Schutzherrschaft der Mauren, und ihre schwarzen Krieger (Tiédos, Waffenmänner) waren bald eben so fanatisch und grausam, wie die maurischen Oberherren. Es war von Seiten der französischen Handelsleute sehr unklug, daß sie diesen Barbaren Schießpulver und Waffen lieferten.

Allen diesen unhaltbaren Zuständen machte ein Mann ein Ende, der sich auch um die Länder- und Völkerkunde vielfache Verdienste erworben hat und der vor wenigen Jahren in dem deutsch-französischen Kriege eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Dieser Mann ist Louis Léon César Faidherbe, der, außer verschiedenen Beiträgen zu dem „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft, seit dem Jahre 1860 zu St. Louis das „Annuaire du Senegal" herausgab, ebendaselbst 1864 „Chapitre du Géographie sur le Nord-Ouest de l'Afrique" verfaßte, und während seines letzten Aufenthaltes in Algier sich durch eine „Collection complète des inscriptions numidiques" bekannt machte. Faidherbe ward geboren am 3. Juni 1818 zu Lille, besuchte seit 1838 die Polytechnische Schule zu Paris und trat 1840 in die Artillerie- und Genieschule in Metz, aus der er als Unterlieutenant im Geniecorps hervorging. Er diente in Algerien von 1844 bis 1845, auf Guadeloupe von 1848 bis 1849 und wiederum in Algier von 1849 bis 1852. Zum Kapitän befördert, nahm er an mehreren Expeditionen, namentlich an der

gegen die Kabylen, theil und wurde dann im Jahre 1852 als Unterdirektor des Geniewesens nach dem Senegal gesandt. Faidherbe's nächste Sorge war, um jeden Preis dem Unfuge der Mauren ein Ende zu machen, sie vom linken Ufer des Stromes zu verdrängen und den schwarzen Bewohnern Ruhe und Frieden zu sichern. Er führte seine Streiche rasch und kräftig; 1857 bezwang er die Trarzas und den Fanatiker Hadsch Omar, im April 1858 die Schwarzen von Ndiampur, 1859 jene von Gimu und Sine; er durchzog das Land vom Meere bis zu den Felu-Kataraken und bis in die Nähe des Gambia.



Louis Léon César Faidherbe (geb. 3. Juni 1818).

Die Folgen eines so nachdrücklichen Einschreitens waren sehr wohlthätig. Alle oben erwähnten Abgaben (coutumes) sind abgeschafft, Walo und Dimar wurden den Mauren entrissen und unter die Kolonialverwaltung gestellt; die Volksmenge stieg bald von 17,000 Seelen auf das Doppelte; die Oberherrlichkeit der Franzosen, welche, im Vergleich zu jener der Mauren oder fanatischen Fellatah, als eine wahre Wohlthat erscheint, reicht nun schon bis zu den Schwarzen in den Landschaften Futa Toro, Bondu, Kasson und Bambuk. Ueberall hat Faidherbe Schulen für beiderlei Geschlechter gegründet und sich bemüht, Civilisation zu verbreiten.

Es ist von Interesse, die Art und Weise der Kriegführung am Senegal näher zu betrachten; sie gewährt einen Einblick in das Leben und Treiben der Völker jener Gegend.

Unweit der Wasserfälle von Felu haben die Franzosen das Fort Medine angelegt, und dieser Posten ist wichtig für sie, weil er den Zugang nach den Landschaften Bambuk, Kasson und Kaarta sichert. Dennoch aber gerieth er einmal in dringende Gefahr.

Im Jahre 1854 oder 1855 kam ein Marabu aus dem senegambischen Futa von einer Pilgerfahrt nach Mekka zurück. Dieser Araber, Namens Hadsch (Wallfahrer, Pilger) Omar, war ein ehrgeiziger Mann; es gelüstete ihn, am Senegal eine Rolle zu spielen, wie weiland der große Prophet in Arabien oder wenigstens wie Abd-el-Kader in Algerien. Und hatte nicht erst zu Anfang unsers Jahrhunderts ein Emir der Fulbe, Sultan Danfodio, ein mächtiges Reich von Sokotu aus gegründet? War doch auch der Scheich Ahmadu am Niger zwischen Dscheme und Timbuktu mächtig geworden. Und was Jenen gelungen, war doch auch für Hadsch Omar erreichbar. Also ging er ans Werk. Zunächst versicherte er sich der Zustimmung seiner nächsten Nachbarn und warb Verbündete, bewaffnete auch seine zahlreichen Sklaven, hatte bald einen beträchtlichen Heerhaufen beisammen und predigte nun in allen Gauen der Fulbe (Peuls, Fellatah) den heiligen Krieg gegen die Kafirs, die Ungläubigen. In der linken Hand hielt er den Koran, in der rechten ein Schwert. Allen, die mit ihm zogen, versprach er die Habe der Ungläubigen auf dieser Welt und Mohammed's Paradies in jener. Bald strömten große Scharen herbei; sie kamen aus den Wäldern von Futa, aus den Schluchten von Fulatu und Dschalonka, und Hadsch Omar gebot über etwa 20,000 beutelustiger Fanatiker. Diese stürmten zuerst gegen die Malinke (Mandingos) in der Landschaft Bambuk und verschonten auch die ärmste Hütte nicht; Alles wurde ausgeraubt und niedergebrannt im Namen Gottes und des Propheten. Dann zogen sie plündernd und sengend an den Bafing, d. h. an den obern Senegal und an den obern Niger, und bedrohten Segu, die Hauptstadt der Bambaras, den Mittelpunkt, von welchem aus das Heidenthum, der Fetischmus der Neger, dem fanatischen Mohammedanismus bis auf diesen Tag erfolgreichen Widerstand geleistet hat. Auch Hadsch Omar wurde zurückgeworfen und begab sich nun in nordwestlicher Richtung nach der Landschaft Kaarta, wo das uneinige Volk mit einander in Fehde lag. Die Diavaras, die alten Besitzer des Grundes und Bodens, hatten sich gegen die Massassis aufgelehnt; diese sind Bambaras, welche im vorigen Jahrhundert als Eroberer aus Segu nach Kaarta kamen. Hier hatte Hadsch Omar leichtes Spiel. Er fiel über beide Parteien her, schlachtete mit heiliger Unparteilichkeit Alle ab, die sich ihm in den Weg stellten, verwandelte ganz Kaarta in eine Wüstenei und that ein Gleiches mit Kasson. Hier wüthete er am ärgsten gegen die Ulad Mbareks, einen mohammedanischen Stamm, der in dem plündernden Krieger keinen Heiligen erblickte.

Mit Beute beladen und mit Blut besudelt, wollte Hadsch Omar nach der senegambischen Futa zurückkehren, denn dieses sollte der Mittelpunkt seiner neuen Macht werden. In seinem Wege lag das Fort Medine, welches

Oberst Faidherbe vor ein paar Jahren gegründet hatte. Während Hadsch Omar in den umliegenden Landschaften mit Feuer und Schwert wüthete, hatten sich viele Flüchtlinge aus Kaarta und Kasson zu den weißen Leuten geflüchtet, um bei ihnen Schutz zu suchen. Als ihren Häuptling betrachteten sie den Kassonke Sambala, welcher von ihren alten Königen abstammte. Unter den Kanonen von Medine hatten sie ein Dorf gebaut und daneben eine Tata, eine Art von Burg, aus Steinen und Erde. Ihre Zahl betrug mehr als 6000 Köpfe.



Ein General Hadsch Omar's.

Die kleine Besatzung der Burg stand unter dem Befehl eines tüchtigen und tapfern Mannes, Paul Holl. Der Name läßt auf deutsche Abstammung schließen. In der Voraussicht, daß Hadsch Omar auch für das Fort Medine gefährlich werden könne, hatte Holl schon im Anfange des Jahres 1857 jene Tata durch eine doppelte Erdumwallung in die Vertheidigungslinie der Burg einbezogen. Die Arbeiten waren kaum beendet, als am 18. April einige Flüchtlinge meldeten, Hadsch Omar käme herangezogen. Sogleich nahm Holl mit Sambala Rücksprache; auch dieser war zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Dann begab er sich zu den Bambara-Flüchtlingen, auf deren Ausdauer er weniger rechnen zu dürfen glaubte; aber auch diese Schwarzen waren zum Widerstand entschlossen, wenn sie von weißen Männern angeführt würden. — Noch am Abend jenes Tages erfuhr Paul Holl, daß Hadsch Omar einen Sturm gegen das Fort unternehmen wolle; die Leitern hatte er mit seiner heiligen Hand den wildesten Fanatikern anvertraut. Er hatte im offenen Felde gepredigt, seinen Streitern Lohn und Ruhm verheißen. Offenbar wußte er, wie viel gerade auf einen Sieg über die Weißen ankam, denn wenn er Medine eroberte, war seine Macht fester denn je begründet.

Die regelmäßige Besatzung der Burg zählte nur 64 Mann; davon waren 22 schwarze Soldaten, 34 Laptots, d. h. schwarze Matrosen, dazu kamen noch der Sekretär des Kommandanten, zwei weiße Artilleristen, drei Seesoldaten und ein Sergeant.

Am andern Morgen, dem 20. April, zog Hadsch Omar heran. Er hatte seine aus 20,000 Kriegern bestehende Macht in 4 Angriffssäulen getheilt, und diese warfen sich zumal gegen Sambala's Tata und gegen das Fort. Zum Erstaunen der Europäer schritten sie, ganz gegen die Gewohnheit der Schwarzen, in dichten Linien, ganz still und gesenkten Hauptes, einher. Sie benahmen sich wie Leute, die einen festen Entschluß für alle Fälle gefaßt und einen unerschütterlichen Glauben an die Worte ihres Propheten haben. Dieser hatte ihnen die Versicherung gegeben, daß die Kanonen der Weißen nicht losgehen würden; das habe Allah ihm offenbart; er wolle seine Gläubigen schützen und bewahren. Aber es kam anders.

Holl wartete ruhig, bis der Feind nur noch etwa hundert Schritt von den Mauern entfernt war. Dann ließ er Feuer auf Feuer geben und in die dichten Reihen der Fanatiker hinein kartätschen. Aber immer füllten sich die gelichteten Reihen wieder, und bis 11 Uhr Morgens wurde immer wieder der Angriff erneuert. Sechs Stunden hatte der Kampf gedauert; dann erst wichen Hadsch Omar's Krieger zurück. Der Prophet hatte sich mit seiner Frau außerhalb der Schußweite aufgestellt; jetzt mußte aber auch er weichen. Weinend und in fürchterlicher Wuth zog er nach seinem Lager zurück. Die Tapfersten seiner Talibas, gläubige Anhänger, hatte er eingebüßt, sie lagen in dichten Reihen und Haufen vor den Wällen von Medine. Allah hatte doch gestattet, daß die Kanonen losgingen.

Noch am Abend vorher hatte Holl Eilboten nach den verschiedenen französischen Posten gesandt, namentlich nach Bakel, das stromabwärts am Senegal liegt, und nach Senudebu am Faleme. Ferner an den Befehlshaber des Dampfers „Guet Ndar", welcher unterwegs war, um neue Vorräthe nach Medine zu bringen. Eilige Unterstützung war in der That dringend nöthig, denn Hadsch Omar gab sein Spiel noch nicht verloren. Im Laufe des Monats unternahm er noch zwei, allerdings vergebliche Stürme gegen Medine; aber hier ging der Pulvervorrath auf die Neige, und der Feind, der über viele tausend Krieger gebot, hielt die Festung umzingelt und schnitt ihr alle Verbindung nach außen ab. Gegen Ende des Maimonats stellte sich in Medine Mangel an Lebensmitteln ein, die Tausende von Flüchtlingen, welche in Sambala's Tata sich zusammengedrängt hatten, mußten hungern und fristeten ihr Leben nur noch nothdürftig durch Erdnüsse, deren täglich eine kleine Menge vertheilt wurde. Bald stellten sich auch infolge der Entbehrung Krankheiten ein. Die eigentliche Besatzung bekam außer Erdnüssen nur noch ein wenig Hirse; Wein und Branntwein waren erschöpft, Mehl und Schiffsbrot beschädigt, aber zum Glück war noch Kaffee und Farinzucker vorhanden.

Die Blockade zeigte sich so wirksam, daß keine Seele aus dem Fort hinaus konnte; es war unmöglich, bis an den Fluß zu gehen oder nach Sambala's Tata, ohne daß den Leuten die Kugeln um die Köpfe sausten. Hadsch Omar hatte

eine förmliche Belagerung unternommen und seine Approchen bis etwa 21 m. von den Wällen vorgeschoben. Von dort aus flogen Kugeln und Drohreden herüber, und mit den ersteren durfte die Besatzung nicht antworten, weil sie ihren Schießbedarf auf das Aeußerste zu Rathe halten mußte. Nachts konnte Holl ganz genau hören, was sie mit einander sprachen. Nicht selten riefen sie: „Verloren seid ihr, Männer von Medine; eure Dampfer (Sahare) haben wir bei Diakundape weggenommen; die Männer, welche euch zu Hülfe kommen wollten, sind durch uns auseinander gejagt. Schießbedarf werdet ihr auch nicht bekommen, denn er ist in unsere Hände gefallen. Der Gouverneur kommt auch nicht. Hadsch Omar ist der Gebieter, ergebt euch. Die Muselmänner von St. Louis wollen wir schonen, die Bambaras wollen wir tödten; Paul Holl soll langsam verbrannt, Sambala in Stücke gehauen werden. Hört, ihr Tubab (wahren Gläubigen), weshalb haltet ihr es mit den Kafirs, den Bambaras und den Kassonkes? Ohne euch hätten sie längst schon einen rothen Streifen um den Hals herum.“

Die Mohammedaner und schwarzen Soldaten unter Holl's Befehl riefen ihrerseits: „Ihr habt erfahren, wie stark unser Arm ist, und wir halten treu zu unseren Verbündeten. Die Weißen handeln anders als euer Prophet, sie verrathen ihre Freunde nicht. Wir wollen standhaft zu ihnen halten. Ihr sollt ausgerottet werden; der Tag kommt. Der Gouverneur nahet mit seinem Feuerschiffe.“

Ein paar Tage später kamen Feinde ganz in die Nähe der Tata Sambala's, um Sambala abwendig zu machen. „O Sambala, du stammst von den Königen von Kasson ab, du bist Dawa Demba's Sohn, desselben Mannes, welchen die Weißen einst um Schutz anflehten. Wie niedrig bist du geworden! Du bist nur ein Gefangener der Weißen und hast deine Familie entehrt.“

Sambala antwortete: „Bin ich ein Gefangener der Weißen? Um so besser. Ich will gern ihr Gefangener sein. Die Weißen sind gut, sie haben Erbarmen mit den Unglücklichen, sie nehmen dem Manne das Weib nicht und lassen der Mutter die Kinder. Sie machen es nicht wie euer Hadsch Omar. Dieser ist ein Räuber. Weshalb verfolgt mich euer falscher Prophet mit seinem Hasse? Ehe er seinen Raub begann, sprach ich den Salam (er war ein Mohammedaner); ich allein von allen Söhnen Dawa Demba's trank kein starkes Getränk. Nun sagt dem Hadsch, daß ich ihn und seine Lehre verachte; sagt ihm, daß ich Wein trinke; sagt ihm auch, daß ich sogar Sangara (Branntwein) trinke. Ja, sagt ihm das!“

So befehdeten sie einander auch mit Worten, wie einst Griechen und Trojaner vor den Mauern Iliums. Aber die Lage wurde immer bedenklicher, das Pulver war bis auf eine Kleinigkeit zusammengeschmolzen. Sambala kam und verlangte Schießbedarf, und Holl durfte doch nicht eingestehen, daß es ihm daran fehlte, weil er dann seine Verbündeten entmuthigt hätte; er mußte sie hinhalten. „Dort, im Magazin habe ich noch viel Pulver, aber wir wollen davon gegen die Unglücklichen keinen Gebrauch machen. Haben wir nicht schon genug dieser Leute getödtet? Sieh nur, wie die Leichen umher liegen! Die Luft ist ohnehin schon stark verpestet. Wenn sie uns wieder angreifen,

sollt ihr Pulver haben. Bleibt nur ganz ruhig; schon in den nächsten Tagen kommt sicherlich Entsatz."

Paul Holl hatte bis in den Juli standhaft ausgeharrt und drei Angriffe abgeschlagen. Jetzt war er ohne Munition und Lebensmittel und nicht im Stande, einen vierten Sturm abzuwehren. Seine Leute waren so abgemattet, daß die Wachtposten nicht mehr hinlänglich besetzt werden konnten, und von den 6000 zusammengedrängten Schwarzen starben schon viele Hungers. Holl begriff vollkommen die ganz hoffnungslose Lage; es blieb ihm nichts weiter übrig, als wie ein tapfrer Mann sein Leben theuer zu verkaufen und ehrenvoll zu sterben. Er verständigte sich darüber mit seinem Sergeanten, Namens Deplat, und dieser dachte ebenso. Wenn der Feind eindrang, wollte der letztere im Blockhause, wo Bomben lagen, Feuer anlegen, und Holl ließ die noch übrigen Bomben in sein Zimmer bringen, um sich mit ihnen in die Luft zu sprengen, sobald der Feind da sei.

Am 18. Juli waren die Lebensmittel völlig ausgegangen, auch die letzten Ueberbleibsel hatte man aufgezehrt, für den andern Tag war gar nichts mehr vorhanden. Da vernahm die auf das Aeußerste bedrängte Besatzung einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne. Sie horchte auf, Kleingewehrfeuer folgte. Das Geräusch kam aus der Gegend, wo die Kippes liegen. Diese Kippes sind zwei hohe Felsen, auf beiden Seiten des Senegal stromabwärts, und bilden gleichsam eine Riesenschleuße, durch welche sich das Wasser mit reißender Schnelligkeit hindurchdrängt. Hadsch Omar wußte vollkommen, wie wichtig dieser Punkt war, und hatte ihn besetzen lassen, um jedem Schiffe die Durchfahrt zu verwehren. Aber Faidherbe vereitelte seine Anschläge.

Der Gouverneur hatte sich am 4. Juli, als das Stromwasser anwuchs, von St. Louis nach Bakel begeben, wo er erfuhr, daß die mit dem Dampfer nach Medine abgeschickten Vorräthe noch unterwegs waren; das Schiff saß fest und war fast gescheitert. Die größte Eile war geboten, und doch war der Flußweg beschwerlich, weil das Wasser fiel. Aber Faidherbe wollte das Fort um jeden Preis entsetzen. Mit etwa hundert Handwerkern, meistens Maurern aus Matam, einigen Laptots und sechzig weißen Soldaten zog er weiter und war am 18. Juli Morgens bei den Kippes. Bis dahin war er mit seinem Dampfer glücklich gelangt. Die Stromenge wurde vom Geschütze Hadsch Omar's beherrscht; mit dem Dampfer konnte man nicht hindurch. Faidherbe faßte rasch einen kühnen Entschluß. Er setzte seine Leute am rechten Ufer aus, griff von dort die eine Kippe an, und sein Plan gelang. Die Streiter des Propheten hatten von dort her keinen Angriff erwartet und waren völlig überrascht. Nachdem man ihnen einige Ladungen gegeben, flohen sie; der Oberst pflanzte einen Mörser auf und beschoß die gegenüberliegende Kippe.

Das Geräusch drang, wie bemerkt, bis nach Medine, aber Holl meinte, es käme von den Kanonen des Dampfers Guet Ndar, dessen Eintreffen er so lange vergeblich erwartet hatte. Er ließ die Flagge aufziehen, stellte seine ausgehungerten Leute zum Streit auf und erwartete in großer Aufregung die Ereignisse, welche kommen würden. Faidherbe hatte inzwischen seinem Dampfer, dem „Basilisk", Befehl gegeben, im Strome vorzudringen, während

er selber gegen die Krieger Hadsch Omar's feuerte. Der Dampfer kam auch, wiewol mit großer Mühe, über die Stromschnellen hinweg. Nun war Medine gerettet. Paul Holl erkannte durch sein Fernglas die Befreier, riß am Glockenstrange und verkündete das glückliche Ereigniß. Da war großer Jubel, auch unter den Schwarzen. „Die Weißen sind da! Die Männer vom Senegal kommen! Der Gouverneur ist hier! Nun gegen Hadsch Omar!"

Sambala eilte zu Holl und verlangte Pulver, um einen Ausfall zu machen; jetzt sei die rechte Zeit da. Er war wie vom Donner gerührt, als er die Antwort bekam, daß schon längst kein Pulver mehr vorhanden sei.

„Aber du sagtest mir doch, dein Magazin sei gefüllt."

„Wenn ich dir nun gesagt hätte, daß wir kein Pulver mehr hätten, was würdest du dann wol gethan haben?"

Sambala dachte ein wenig nach und sprach dann: „Ihr Weißen seid kluge Leute; du thatest wohl daran, daß ich die Wahrheit nicht erfuhr."

Inzwischen kamen die Befreier in die Nähe von Medine und feuerten auf die Belagerer ein, gegen welche nun Holl einen Ausfall mit der blanken Waffe unternahm. Der Feind wurde aus einander gesprengt und floh nach allen Richtungen hin. Hadsch Omar hat sich von diesem Schlage nicht wieder erholt; ein Jahr später nahmen ihm die Weißen auch den Waffenplatz Gemu ab, welchen er dem Fort Bakel gegenüber errichten wollte. Vorläufig ist er so ziemlich verschollen und den Europäern nicht mehr gefährlich.

Durch ein einfaches Dekret hat sich Frankreich auch die ganze Region vom rechten Ufer des untern Senegal bis zum Grünen Vorgebirge, und weiter nach Süden hin bis an den Gambia, angeeignet. Schon im Jahre 1679 hatte ein Seeoffizier, Ducasse, mit den Häuptlingen oder „Königen" von Cayor, Baol und Sin Verträge abgeschlossen, kraft deren sie einen sechs Lieues breiten Landstreifen von der Halbinsel, welche mit dem Grünen Vorgebirge endigt, bis zum Flusse Salum abtraten. Dieses Anrecht wurde nicht geltend gemacht; die am Gestade und an den Flüssen da und dort sich aufhaltenden Handelsleute aus Gorée bekamen von den Häuptlingen oft nicht einmal Erlaubniß, sich Strohhütten zu bauen, und waren auch manchen Erpressungen ausgesetzt.

Im Dezember 1858 machte in Rufisque (an der Halbinsel des Grünen Vorgebirges) ein Verwandter des Königs von Cayor einen Mordversuch gegen einen französischen Handelsmann und dessen schwarzen Diener; er schoß drei Kugeln in ihre Hütte. Der Diener starb an der Wunde, auch der Kaufmann war schwer verletzt. In Joal, dessen Bewohner angeblich Christen sind (soweit eben ein Neger in Afrika ein Christ sein kann), wurden zwei Missionäre von den Tiédos des Königs von Sin mißhandelt. Der Tiédo ist ein Gegensatz des Marabu; das Wort bedeutet buchstäblich einen ungläubigen Mann, einen Gottlosen, einen Menschen ohne Glauben oder Gesetz. Diese Krieger sind der ärgsten Völlerei ergeben und fast immer berauscht. In Joal war nun eine Rotte dieser Tiédos in Gesellschaft zügelloser Weiber in die Kirche eingedrungen, hatte sich in abscheulichen Orgien gewälzt und einen Missionär verwundet. Gleich nachher war der Groß-Fitor, d. h. der Steuereinnehmer des Königs von Sin, nach Joal gekommen, hatte das Missionshaus überfallen,

dort Alles auf den Kopf gestellt, einem Missionär die Taschen untersucht und den anderen drei Messerstiche versetzt. Die Schwarzen jener Gegend benahmen sich überhaupt ohne alle Rücksicht; am Grünen Vorgebirge plünderten sie, sogar im Schußbereich der Kanonen von Gorée, gestrandete Schiffe und erzwangen Abgaben von den Waaren, welche aus Cayor an die französischen Kaufleute jener Stadt geschickt wurden.

Diesem Unfuge wollte General Faidherbe mit Einem Schlage steuern. In den ersten Tagen des Maimonats begab er sich mit zweihundert senegambischen Scharfschützen und ein paar Feldkanonen von St. Louis nach Gorée; nahm dort noch anderthalbhundert Seesoldaten mit sich und forderte die Schwarzen auf, sich ihm anzuschließen. Etwa einhundert Freiwillige traten unter seine Fahne. Die Bewohner der Halbinsel des Grünen Vorgebirges wurden zu einer großen Versammlung einberufen und ohne Weiteres für französische Unterthanen erklärt. Das ließen sie sich gefallen. Dann predigte Faidherbe unter einem riesigen Baobabbaume den „heiligen" Krieg der Gesittung gegen die Barbarei.

Der Zug begann und ging zunächst nach Rufisque, dessen Bewohner, einige Tausend an der Zahl, vorzugsweise dem Fischfang obliegen. Deshalb verehren sie die Geister der Tiefe, von denen sie abzustammen vermeinen. Diese Geister wohnen unten auf dem Meeresboden in schönen Palästen, und wenn ein Sterblicher zu ihnen kommt, wird er freundlich empfangen. Die Wenigen, welche so glücklich waren, Geister zu sehen, erzählen Wunderdinge, welche sie dort erlebt haben wollen. Die Springflut in Rufisque ist sehr gefährlich, und die in unzähliger Menge vorhandenen Haifische halten manches leckere Mahl. Aber der Neger glaubt, daß die auf dem Meere Verunglückten in die Paläste der Geister eingehen und dort herrlich und in Freuden leben. Manchmal geben sie durch Blasen auf Muscheln, das aus der Tiefe heraufschallt, ihre Freude zu erkennen. Die auf der Oberwelt behaupten dann, daß jene dort unten eben köstlichen Palmwein trinken.

Bei Rufisque baute Faidherbe ein Blockhaus und erklärte, daß fortan jeder französische Unterthan das Recht habe, steinerne Gebäude aufzuführen. Künftig solle kein bewaffneter Tiédo sich blicken lassen; keinem Fremden dürfe man Grund und Boden verkaufen. Der Vertrag von 1679 wurde in Kraft gesetzt. Damit waren die Neger einverstanden, stellten auch Freiwillige, und nun zog Faidherbe der Küste entlang. Seine Leute fischten Austern von den Manglebüschen, welche von der Flut bespült werden.

Zwischen dem Rothen Vorgebirge und dem Kap Nase liegt ein eigenthümliches Gemeinwesen, die „Republik Nones". Dort wohnt ein hübscher, kräftiger Menschenschlag, welcher sich durch Sprache und weniger niedrige Civilisation von den umwohnenden Wolofs und Sereres unterscheidet. Diese Leute haben sich stets der Sklaverei erwehrt und auch dem Sklavenhandel niemals Vorschub geleistet. Sie verboten, um jenen Handel bei sich nicht aufkommen zu lassen, jedem Fremden den Zugang, und wer ihnen verdächtig war, bekam eine wohlgezielte Kugel in den Leib. Dabei sagten sie: „Unsere Erde will dich nicht mehr tragen, kehre in sie zurück." Dann gruben sie der Leiche ein Grab.

Seit der Abschaffung des Sklavenhandels hoben sie die frühere Absperrung auf und kamen als Lohnarbeiter nach Gorée.

In Joal wurde Faidherbe von den Missionären und Einwohnern freundlich empfangen; die Tiédos und der Groß-Fitor hatten das Weite gesucht. Inzwischen begab sich ein Vorfall, der sich vortrefflich ausbeuten ließ. Die Landschaften der Wolofs haben, gleich jenen der Djolofs, wie Sin und Salum, zum Häuptlinge einen Bur. Der zum Nachfolger dieses Bur bezeichnete Mann ist allemal dessen nächster Verwandter, führt den Titel Bumi, steht in hohem Ansehen und übt eine große Macht aus. Nun wußte der Bumi von Sin nicht, daß die Franzosen in Joal seien, und kam mit einem zahlreichen Gefolge dorthin, um, nach altem Brauch seiner Dynastie, ein Bad im Meere zu nehmen.



Springflut am Kap Rufisque (Grünen Vorgebirge).

Dieses sollte die Sühne für einen Mord sein, welchen er vor Kurzem an einem seiner Hofleute verübt hatte. Die Reiter kamen heran, als es eben dunkel wurde; die Franzosen, welche eine feindliche Absicht vermutheten, sandten zwei Patrouillen aus und die eine derselben umzingelte den Bumi. In einem Handgemenge wurde derselbe verwundet, entkam aber und wäre beinahe ertrunken; zwei Männer und zwölf Pferde blieben in den Händen der Franzosen.

Der eine dieser Gefangenen war ein Häuptling aus Sin, über dessen Gewaltthätigkeiten oft Klage geführt worden war. Aber Faidherbe ließ ihn vorsätzlich frei, schrieb zugleich dem Könige von Sin, daß er nach Fatik kommen werde, um zu erfahren, ob man Krieg oder Frieden haben wolle.

Während des Zuges dorthin wagte der Bumi einen Angriff, wich aber bald zurück. Als jedoch Fatik erreicht war, strömten die Männer von Sin aus den Wäldern hervor. Hier wurden sie mit Kartätschen empfangen; eine Abtheilung weißen Fußvolkes schoß Reiter und Pferde nieder und ging dem sehr muthigen Feinde mit dem Bajonnet auf den Leib. Viele Häuptlinge wurden getödtet oder verwundet, und nach tapferer Gegenwehr floh endlich die Streitmacht von Sin. Auf dem Schlachtfelde lagen auch fünf entseelte Prinzen. Nun wurde Fatik eingeäschert. Der König zog in östlicher Richtung fort und ließ kund und zu wissen thun, daß er sich niemals wieder in einen Kampf mit den Weißen einlassen wolle. Am anderen Tage erhielt Faidherbe noch fünfzig Mann Fußvolk Verstärkung und drang nun bis Kaoluk, bei der Eskale Kaun, der Hauptstadt von Salum, vor, wo er den Alkaty, des Königs Minister, zu sich entbot.

Die Könige von Sin und Salum stammen von einer Mandingofamilie ab; ihre Unterthanen sind vom Stamme der Sereres. Die Eigenschaft eines Gelluar, und mit ihr die Ausübung der höchsten Gewalt, wird von weiblicher Seite übertragen. Der König von Salum war vor Kurzem gestorben, und ein Jüngling von achtzehn Jahren, Namens Samba Laobe, sein Nachfolger. Gegen ihn hatte sich eine feindliche Partei aufgelehnt, und er war deshalb geneigt, mit den Weißen in gutes Einvernehmen zu treten. Sie konnten ihn schützen, und er fügte sich in alle ihm auferlegten Bedingungen.

In allen genannten Landschaften, welche einst das Königreich Wolof bildeten, richtet die Völlerei großes Unheil an. Die Könige, ihre Familie, die Minister und die Tiédos sind nur selten nüchtern; sie verüben jede Gewaltthat, um sich Branntwein zu verschaffen. Jetzt sind sie unter Aufsicht gestellt worden und in Abhängigkeit gerathen; die Weißen haben bis auf zwanzig deutsche Meilen landeinwärts eine Anzahl von Blockhäusern eingeführt und sind nun im Besitze des ganzen Vierecks zwischen dem Senegal und dem Salumflusse, der wenige Stunden nördlich vom Gambia mündet, und vom Grünen Vorgebirge bis hinauf zu den Katarakten von Felu.

Das Reich, welches sich die Franzosen in der angegebenen Weise allmählig bis zum Jahre 1868 zusammenerobert haben, umfaßt 4540 deutsche Quadratmeilen mit 600—700,000 Bewohnern, worunter nur etwa 3000 Weiße; aber der Einfluß dieser Handvoll Europäer reicht noch weiter, und überall ist es der Entdeckungsreisende, welcher dem erobernden Soldaten vorausgeht und zugleich als Pionier für den Handel dient.

Ehe wir nun aber die wichtigen Reisen eines Mungo Park, Lambert und Mage ausführlicher schildern, deren Routen zumeist durch die Länder am oberen Senegal und am oberen Niger führen, wird es gut sein, einen allgemein orientirenden Ueberblick auf die verschiedenen Völkerschaften des in Rede stehenden Gebiets, sowie auf dessen Pflanzen- und Thierwelt zu werfen. Wir stützen uns dabei — in Bezug auf das Ethnographische — auf die Forschungen des besten Kenners dieser Länder, des General Faidherbe.

Die Linie, durch welche die Weißen und die Schwarzen in Westafrika von einander geschieden sind, läuft durch die nördlichsten Punkte, welche der

Senegal und der Niger (dieser in der Nähe von Timbuktu) erreichen; aber zwischen diesen beiden Punkten neigt sie sich, wie der Lauf beider Ströme gleichfalls, nach Süden hin bis zum 15.° n. Br. Etwa unter dem 11.° n. Br. und 11.° w. Länge von Greenwich liegt das Centrum eines Gebirgssystems, des Kong-Gebirges (Kung heißt in der Sprache der Mandingos Haupt, Kopf; Kungo, d. h. Wüste), von welchem ein Zweig sich, mit dem Meerbusen von Guinea geleisig laufend, nach Osten hinzieht. Von dieser Kette kommen alle Ströme, welche sich auf der vierhundert deutsche Meilen langen Strecke von der Mündung des Senegal 16° n. Br. bis zur Mündung des Niger, etwa 4° n. Br., erstrecken, und fast alle führen Goldsand.

Am Westabhange dieser Kong-Gebirge ist die Heimat der zahlreichen und weitverbreiteten Mandingo- (Malinke-Soninke-) Familie. Sie steht geistig nicht so niedrig, wie viele andere Negerstämme, und hat verhältnißmäßig mächtige Staaten gebildet. Sie hat die Staaten Segu und Kaarta, wo man die Mandingos als Bambaras bezeichnet, ganz inne, sodann die Landschaften Bachunu, Beledugu und Wassulon. Malinko heißt sie in Bambuk, Mandin und einigen kleinen, an Wassulon grenzenden Ländern; Malinke und Soce nennt man sie in einigen Staaten am Gambia, z. B. in Wuli, Kantora u. s. w. Diese verschiedenen Staaten scheinen Bruchstücke eines früheren Reiches zu sein. Die Silbe nka, nko oder nke bezeichnet die Einwohner einer Landschaft. So heißt ein Mann aus dem Lande Mali im Bambara Mali nka, im Bambuk Mali nko, im Sarrakule-Dialekte Mali nke. Mandin ist der Name eines kleinen Staates zwischen Bambuk und Wassulon, in welchem Malinko wohnen, und die Geographen haben mit dem Namen der Mandingo diese ganze Völkerfamilie bezeichnet. Den mächtigsten Zweig bilden die Bambaras; sie halten sich für viel mehr und besser als alle Anderen, auch in Bezug auf die Sprache. Die Malinke oder Soce reden Mundarten derselben. Die Bambaras wohnen zwischen 11 und 15° n. Br., 7 und 18° w. L., und ihr Land ist theilweise sehr gut bevölkert.

Die Mandingos sind Ackerbauer, treiben verschiedene Gewerbe und Handel und sind auch Krieger. Die Sprache ist hart und gehackt.

Die Soninke sind den Malinke analog; von den Negern an der Küste werden sie als Sarrakule (Serrakollet's) bezeichnet. Soni nke bedeutet nach der oben angegebenen Regel einen Mann aus Soni, aber es giebt heutzutage kein Land dieses Namens, der Mittelpunkt ihres Gebietes liegt unter 15° n. Br. und 13° w. L.; es umfaßt die Staaten Guoy und Kamera, welche zusammen das Land Gadiaga bilden, Diaforna, Kingui (das Land der Dschiavaras), Gangara oder das Land der Gidiniaka. Alle diese Staaten sind klein und von ihren Nachbarn abhängig. Es giebt auch Soninkedörfer am Dscholiba (Niger) und in fast allen Staaten Senegambiens. Dieses Volk ist bei Weitem nicht so zahlreich und mächtig wie die Mandingos, und auch nicht so kriegerisch. Seine Sprache hat zwar andere Wörter als jene der Bambara-Idiome, aber denselben Genius und fast dieselben Regeln; sie ist weniger hart.

Faidherbe nimmt eine Malinke-Soninke-Familie an, welcher ursprünglich der ganze Nord- und Westabhang des Kong-Gebirges gehörte.

Ein Theil widersteht noch heute dem Islam; insbesondere haben die Bambaras die neue Lehre von sich abgehalten.

In den Alluvialebenen zwischen dem unteren Senegal, dem Gambia und dem Faleme finden wir eine andere Gruppe von Negern, welche im Allgemeinen dieselben physischen Merkmale wie jene zeigt, aber weit schwärzer, träger und weniger kriegsgeübt ist. Das sind die Serere-Wolof. Die Wolof's (Dscholof, Zolof) wohnen in Cayor, Walo und Wolof; aber nur der erstere Staat hat Bedeutung. Die Serere haben die kleinen, von Cayor mehr oder weniger abhängigen Staaten Baol, Sin, Salum und Dscheguem inne. Die Sprachen der Serere und der Wolof haben einen verschiedenen Wörterschatz, aber Genius, Prinzipien und selbst Grammatik sind bei beiden ganz einerlei, und von den Sprachen der Malinke und Soninke ganz verschieden. Die Wolof sind schon theilweise für den Mohammedanismus gewonnen worden, die Serere noch nicht.

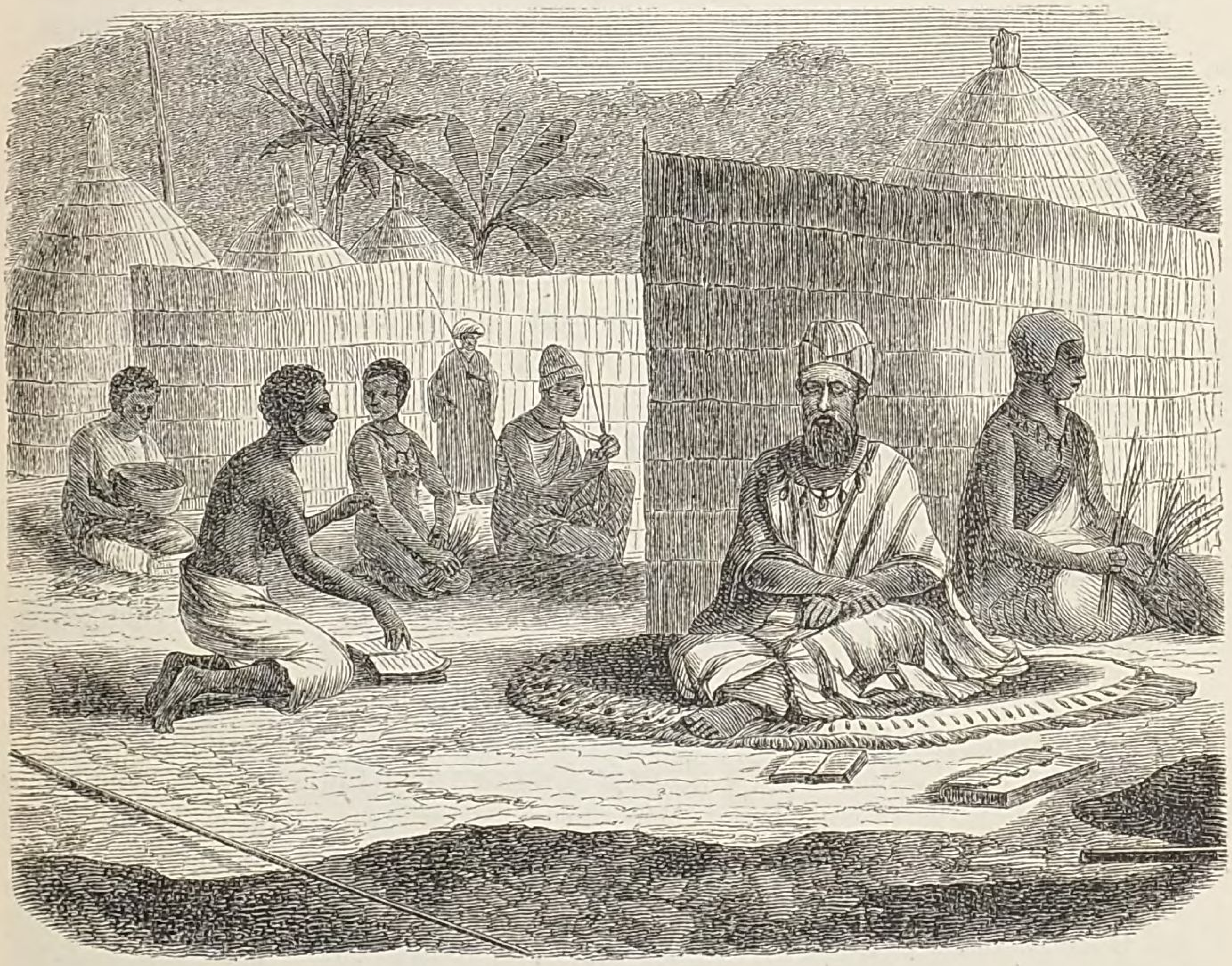


Soninkemädchen. (Nach Mage.)

Ganz verschieden von allen seither genannten Völkern ist der große Stamm der Peul (Fulbe, Fule, Fellah). Diese Fulbe haben eine rothe Haut, sind hoch und schlank gewachsen, haben weit hübschere Gesichtsformen als die Neger, auch nicht so wolliges Haar, und sind für die Civilisation empfänglicher. Sie sind aus Ostafrika her eingewandert, haben im Westen einzelne Gebiete ausschließlich besetzt, in anderen sich mit den Eingeborenen vermischt, oder leben unvermischt neben denselben; theils haben sie ihre Sprache den Mischlingen mitgetheilt, theils die alte Landessprache von ihnen angenommen. Die Namen der Pul oder Peulvölker endigen auf be. Ful be heißt ein Mann aus dem Ful-Volke. Die Sprache ist von jener der Neger durchaus verschieden. Die Fulbe sind herrschender Stamm, mit Ausschluß der eingeborenen Rassen: — In Masina, nordöstlich von Segu, ist die Bevölkerung Pul und redet das Pul. — In Kasso ist der Hauptstock der Bevölkerung Pul, redet aber das Kassonke, und dieses ist ein Malinkedialekt. In Bondu und Futa wohnt ein Mischlingsvolk von Pul und Negern, welches ein etwas verderbtes Pul spricht. Futa Dschalon ist zum größten Theil von Pul bevölkert; neben ihnen wohnen Malinke in beträchtlicher Zahl.

In Wassulon und den benachbarten Staaten liegen viele Puldörfer zwischen Wohnorten der Bambara und Malinke, und die beiden Sprachen sind gleichfalls untermischt. Außerdem giebt es in allen senegambischen Staaten Hirtenstämme der Pul, welche nichts Fremdartiges an- und aufgenommen haben.

In der oben bezeichneten Region sind 30 Staaten. Davon gehören zehn den Malinke, nämlich Segu, Kaarta, Bakunu, Beledugu (d. h. Steinland, in Bambara), Wassulon, Uli, Kantora, Bambuk, Bar und Badibu. Den Pul gehören sieben an: Masina, Kasso, Niani, Fuladugu (d. h. Land der Pul, in Bambara), Bondu, Futa und Futa Dschalon



Häuptling der Wolofs.

Die Soninke haben deren fünf: Guoy, Kamera, Gangara, Diaforna, Kingui. Die Wolof drei: Cayor, Walo und Wolof. Die Serere endlich vier: Baol, Salum, Dscheguem und Sin. Die drei großen Stämme reden fünf verschiedene Sprachen, nämlich Bambara, Soninke, Wolof, Serere und Pul.

Nachdem wir solchergestalt einen kurzen Ueberblick über die Völker Senegambiens gegeben, wenden wir uns dessen Pflanzen- und Thierwelt zu, wobei wir zugleich die allgemeinen botanischen und zoologischen Verhältnisse der afrikanischen Westküste erörtern, eingehendere Schilderungen aber für spätere Kapitel uns vorbehalten.

Dem Naturforscher stellen sich beim Sammeln der Pflanzen und Thiere in Westafrika außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. In den meisten Fällen wird er seine Ausflüge auf die Küste des Meeres und die Ufer der Ströme beschränken müssen. An der einen Stelle verwehrt die hohe Brandung dem Boot die Landung, an der anderen macht es der breite Schlammsaum, der den Uebergang vom Wasser zum Festlande bildet, unmöglich, das Fahrzeug zu verlassen. Mit Hülfe des Fernrohrs hat der Forscher vielleicht jetzt einen blühenden Baum erspäht, das Boot bestiegen und das Ufer erreicht. Ein weites Schilfdickicht trennt ihn noch von seinem Ziele. Das Hackemesser muß einen Weg durch das dichte Gewirr von Schlingpflanzen und die Rohre mit schneidenden Blättern bahnen. Als ob sie dem Fremdling das Eindringen in das Heiligthum der Natur verwehren wollten, senden schönblühende Dolichosranken Wolken von Brennhaaren auf ihn herab, welche ihm ein unerträgliches Jucken verursachen, — als ob seine vom Sonnenstrahl gesengte Haut nicht schon durch die Legionen der Muskitos genug gemißhandelt sei! Während der schlammige Boden unter dem Fußtritt nachgiebt, gilt es vorsichtig umspähen, ob nicht ein Krokodil oder eine Giftschlange in ihrem Mittagsschlaf gestört wird, oder ein Panther im Versteck liegt. An stechenden Ameisen fehlt es nebenbei selten, und das Fieber, das schlimmste der afrikanischen Uebel, liegt wie Blei in der Luft. Endlich wird der Blütenbaum erreicht, allein es gehören die Kletterkünste eines Affen dazu, die ersehnten Schätze aus ihrer Höhe zur Erde herab zu bringen. Aber selbst wenn es geglückt ist, ihrer habhaft zu werden, ist in vielen Fällen damit vielleicht noch wenig gewonnen. Viele Gewächse haben zweierlei Blüten auf verschiedenen Bäumen vertheilt. Hat der Botaniker jetzt einen Zweig mit Staubblumen erhalten, wo findet er die zu diesen gehörigen weiblichen Blüten? Nicht wenige Pflanzen haben zu der Zeit, in welcher sie blühen, keine Blätter, und zur wissenschaftlichen Bestimmung neuer Gattungen sind die Früchte unerläßlich. Auf Hülfe der Eingeborenen kann sich der Fremdling gar nicht verlassen, denn diese, welche keine Idee von europäischer Forscherweise haben, machen sich nicht das geringste Bedenken daraus, die Blüte des einen Gewächses mit dem Laube eines ganz anderen zusammen zu legen und zu versichern, daß beide derselben Pflanze angehört hätten. Daher sind wir noch gegenwärtig über manche Gewächse Westafrika's völlig im Dunkel, deren Holz, Säfte oder Samen seit lange im Handel gebräuchlich sind.

Hat aber der Forscher seine vielleicht reiche Beute glücklich aufs Schiff gebracht, so ist dieselbe noch lange nicht geborgen. Es ist die Regenzeit. Die ganze Luft ist übersättigt von Feuchtigkeit, die Vorräthe von Löschpapier, zum Trocknen der Pflanzen bestimmt, sind naß. Der Gewitterguß stürzt gleich einem Wolkenbruch herab, und selbst in die enge, heiße Koje perlen die hellen Tropfen. Ist das Unwetter vorbei und will der unermüdliche Sammler seine Lieblinge auf dem Verdeck präpariren, so muß er gewärtigen, daß ihm ein unverhoffter Windstoß die mühsam Erworbenen über Bord wirft.



Der Armleuchter=Pandang (Pandanus Candelabrum).

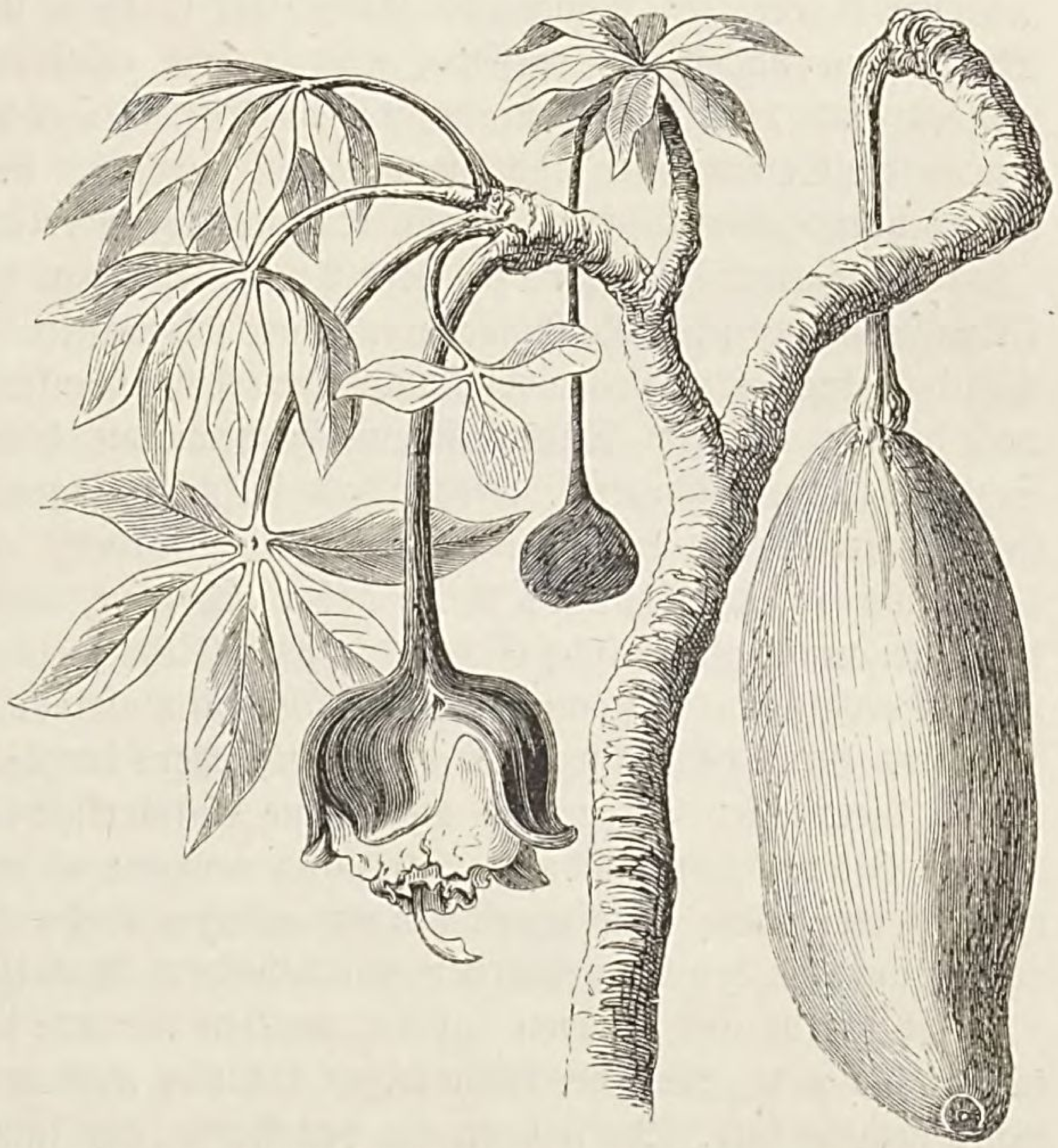
Der Meeresstrand zeigt eine Menge Pflanzenformen, die den meisten Küsten innerhalb der Tropen gemeinschaftlich zukommen. Der uns bekannte Portulak grünt hier neben den Gaisfuß-Winden, die graublätterige Melde wuchert auf ähnlichen unfruchtbaren Stellen wie bei uns, und in den langsam fließenden Bächen und Süßwasserteichen treffen wir mehrere jener bekannten Gestalten, die wir auch in unserer Heimat kennen und welche Weltbürger sind: Brunnenkresse, Rohrkolben, Hornblatt und Laichkraut. Wo in den Flußmündungen durch die hochrollende Flut Brakwasser erzeugt wird und Schlammbänke entstehen, wuchern die gefürchteten Mangrovewälder; auf den trocknen Hügeln sind besonders im Norden Senegambiens Akazien und Mimosen (Acacia arabica, pentagona u. s. w.) häufig, die das bekannte Gummi in den Handel liefern. Die Wälder der Gebirge im Innern sind noch wenig erforscht; die Savannen, welche nach der Küste zu sich ihnen anschließen, werden aus hohen Gräsern gebildet, zu denen sich an feuchten Stellen zahlreiche Cyperngräser und Riedgräser gesellen. Auch das bekannte Papyrus treffen wir hier. Zwischenein weben sich mancherlei buntfarbige Blumen und Ranken: Commelinen, Prachtlilien, Xyris und Killingia-Arten. Hohe Pandangs (Pandanus Candelabrum) ziehen durch ihr sonderbares Fußgestell aus Stelzenwurzeln die Aufmerksamkeit auf sich. (S. Abbildung Seite 25.)

Unter den Waldbäumen ist der riesige Affenbrotbaum einer der bekanntesten.

Der Affenbrotbaum oder Baobab (Adansonia digitata), so genannt nach dem berühmten französischen Naturforscher Michel Adanson (geb. 1727 zu Aix, gest. 1806 zu Paris), gehört den Malvaceen an und gilt für dasjenige Gewächs der Alten Welt, welches den weitaus bedeutendsten Umfang gewinnt. Seine eigentliche Heimat ist das tropische Afrika; man hat ihn jedoch auch nach Ost- und Westindien verpflanzt. An Stärke wird er nur von dem kalifornischen Mammuthbaum übertroffen. Von Baobab wurden Exemplare bekannt, die über 33 m. im Umfang maßen; doch steht ihr Alter keineswegs, wie man früher glaubte, im Verhältniß zu ihrer Stärke, denn viele genau untersuchte Bäume, deren Jahresringe man zählte, ergaben nur ein Alter von 500 Jahren. Bei gewaltiger Dicke besitzt der Stamm indessen nur eine Höhe von 4—5 m., entfaltet jedoch eine so riesige Laubkrone, daß deren Höhe bei alten Bäumen oft gegen 20, deren Durchmesser dagegen nicht selten 50 m. beträgt. Ein einziger Baum dieser Art gleicht daher schier einem Walde und spendet auch den gesuchten Schatten in ähnlichem Verhältnisse. Der Baobab trägt zur Regenzeit fünf- bis siebenzählig gefingerte Blätter und große, weiße, malvenartige Blumen, die an ellenlangen Stielen herabhängen. — Der Baum gehört zu den eigenthümlichsten und wohlthätigsten Pflanzenriesen Afrika's, das er innerhalb der Wendekreise von einem Ende bis zum anderen durchzieht. Daher auch so viele verschiedene Namen für ihn: Tabaldie und Dinna in Abessinien, Kuka in Centralafrika, Mowana in Südafrika, Cremortartari-Baum oder saurer Kürbis im Kaplande u. s. w. In seinem Schatten siedelt sich gern der Mensch an, die Blätter des Baumes dienen ihm als Gemüse oder zum Würzen seiner Speise, das schwammige und röthliche, aber doch mehlige Mark der Frucht von weinsäuerlichem

Geschmack zur erfrischenden Nahrung; aus der Asche der Fruchtschalen wird mit Palmöl Seife bereitet. Der schattenspendende Affenbrotbaum ist aber schon deswegen ein Wohlthäter des schwarzen Erdtheils, da er gerade mit dem schlechtesten Boden fürlieb nimmt.

Beim Dorfe Grand Galarques in Senegambien steht ein Baobab, dem man ein Alter von 5150—6000 Jahren zuschreibt. Wenn sich das bewahrheiten sollte, was wir übrigens dahingestellt sein lassen wollen, so würde dieser Baum das älteste pflanzliche Denkmal der Erde sein. Sein Stamm ist nur 3—4 m. hoch, dagegen hat er einen Durchmesser von 11½ m. Dieser kolossale Umfang ist aber auch wesentlich nöthig, denn von jener Höhe ab entfaltet sich eine so riesige Laubkrone, daß sie nur von einer so massigen Unterlage getragen werden kann. Der Mittelast steigt bis zu einer Höhe von 20 m. senkrecht empor, die Seitenäste strecken sich bis zu einer Länge von 16—20 m. wagrecht nach allen Richtungen aus, und bilden somit eine Krone, deren Durchmesser über 55 m. beträgt und eher einem ganzen Walde als einem einzelnen Baume gleicht. Die Neger haben den durch sein hohes Alter ausgehöhlten Stamm am Eingang zu seinem Innern mit Schnitzereien versehen, und halten in diesem Raume, den sie zu ihrem Rathhause erhoben, ihre Gemeindeversammlungen ab. Dieses ganze Denkmal ist um so seltsamer, je eigenthümlicher die Krone gebildet ist. Ihre Blätter erinnern an die Roßkastanie, sie sind handförmig, bis zum Blattstiele getheilt. Die Blumen stehen ihnen nicht nach. Sie bedecken als große malvenartige Blüten an hängenden Stielen mit fünf großen, kreisförmig zurückgeschlagenen Blumenblättern in zahlloser Menge die Krone. Aus ihrer Mitte erhebt sich ein dickes, kurzes Säulchen, welches die häutige Grundlage von ungefähr 700 zu einem zurückgeschlagenen Schirmchen vereinten Staubgefäßen ist. Den Mittelpunkt bildet ein langer,



Frucht und Blüte des Affenbrotbaums (Adansonia digitata).

gewundener Griffel, der sich an der Spitze in 10—14 sternförmig gestellte kleine Narben theilt. Der Fruchtknoten entfaltet sich bis zur Größe eines kleinen, aus 14 Früchten bestehenden Kürbis.

Der Platanocarpus erinnert im äußeren Ansehen sehr an die gefälligen Formen unserer Platane, der afrikanische Tulpenbaum (Spathodea campanulata oder Bignonia tulipifera) an seinen Namensverwandten in Amerika, der aber zu den Magnoliaceen gehört. Wollenbäume (Bombax) und Eriodendron-Arten bilden ebenfalls mächtige Stämme, und mit ihnen wetteifern zahlreiche Feigenbäume an mächtiger Entwickelung der Krone. Die Khaya Senegalensis liefert das afrikanische Mahagoniholz, und die schöne Kigelia africana, die wir aus Abessinien und dem Sudan bereits kennen, findet sich hier auch vor. Prächtig blühende Gardenien, Napoleona-Arten, die in ihren Blüten das Kreuz der Ehrenlegion nachahmen, gesellen sich zu sehr zahlreichen Verwandten des Kaffeestrauchs, der hier ebenfalls wild auftritt. Unter den niederen Kräutern werden die Gewürzlilien und Ingwerarten durch ihre breiten Blätter bemerklich, während zahlreiche Baum-Orchideen durch ihre herrlichen Blumen auffallen.

Die Palmen sind nur in sechs Arten vertreten. Die Weinpalme und Oelpalme werden für die Eingeborenen am wichtigsten. Im Norden kultivirt man die echte Dattel stellenweise an einigen Küstenpunkten und auf den Inseln auch die Kokos. Im Süden ist eine Fächerpalme häufig. Von den zähen Schlingpalmen (Calamus), welche das fälschlich sogenannte spanische Rohr liefern, ist bis jetzt erst eine Art bekannt geworden. Außer dem Rothholz, dessen wir in Du Chaillu's Reise näher gedenken, und dem Ebenholz, hat das sogenannte afrikanische Eichenholz oder Tikholz einen besonderen Ruf im Handel erhalten. Es stammt von der Oldfieldia africana, einem Wolfsmilchgewächs. Unter den Nutzgewächsen hat besonders der Schibutterbaum (Bassia Parkii) seit Park's Reise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ebenso hat der Kolanußbaum (Sterculia acuminata) mit seinen Spielarten wegen seiner Nüsse, aus denen sich ein unserem Kaffee ähnliches Getränk bereiten läßt, bei den Eingeborenen eine besondere Wichtigkeit erlangt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle jene Fruchtbäume aufzählen, die in der Nähe der Wohnungen kultivirt werden und deshalb größtentheils bekannt sind. Wir nennen nur den Acaju, die Jambuse, den Seifenapfel (Sapindus saponaria und Senegalensis), die mancherlei Verwandten der Citrone und Orange, die Salacia pyriformis mit großer, birnenförmiger Frucht, die Mango, die Mombinpflaume (Spondias), die beliebte schöne Tamarinde, die Chrysobalane (Chr. Icaco), die Barbadoskirsche (Eugenia Michelii), die Carissa edulis mit süßen, schwarzen Kirschfrüchten, und den Flaschenbaum (Anona squamosa und muricata) mit seiner Abart der herrlichen Cherimolia. Unter den Getreidearten finden wir nur im Norden Gerste und Weizen kultivirt; viel ausgedehnter dagegen den Mais und mehrere Arten von Sorghum, Holcus, Panicum und Pennisetum.

Kapitän Baikie macht vier Arten Körnerfrüchte als die vorzüglichsten namhaft. Zuerst nennt er den Mais und sagt, daß derselbe bis 2,2 m. hoch werde. Seine Kolben werden meistens halbreif verspeist, geröstet und mit

Pfeffer und Salz gewürzt. Vom sogenannten Guineakorn (Holcus) unterscheidet er zwei Sorten, die eine gewöhnlichere am Niger, Dava oder Dava-Masara genannt, die andere seltenere, die den Namen Dawura führt. Sie werden ebenfalls 2—3 m. hoch und tragen die blaßgelben, mitunter auch weißen oder dunkeln Körner in einer lockern Traube. Sie liefern das Material zum Bier der Nigerstämme. Die vierte Art, eine Penicillaria, ist unter dem Namen Gero am Benuë häufig, ebenso am oberen Gambia, dagegen am Niger seltener. Ihre Körner sind klein, rund, grünlichgelb und sitzen in einer langen cylindrischen Aehre.

Reis ist nur an wenigen Stellen gebaut, obschon sich viele Punkte zu seiner Kultur eignen würden. Dasselbe gilt vom Zuckerrohr. Eigentliche Bambusarten fehlen in Afrika, werden aber stellenweise kultivirt, um sie als Baumaterial zu verwenden. An anderen Orten benutzt man die Halme des Negerkornes oder wilde hohe Grasarten dazu. Ananas kommt eben so wohl wild als angebaut vor.

Unter den Gewürzen der Negerküche spielt der Pfeffer eine Hauptrolle. Eigentliche Verwandte des bekannten schwarzen Pfeffers kommen zwar vor (Peperomia und Cubeba), werden aber weniger verwendet als der sogenannte Negerpfeffer (Capsicum annuum, Lycopersicum esculentum) in seinen vielerlei Spielarten, von denen eine immer fürchterlicher brennt als die andere. Den Namen Pfefferküste, welchen heutzutage noch ein Theil der Bucht von Benin auf unseren Karten bei Kap Palmas und Grand Bassa zu führen pflegt, erhielt jener Landstrich aber weder von den erstern, noch von den letztern Pfeffersorten, sondern von dem sogenannten Guineapfeffer (Malaghatpfeffer), den Samenkörnern der Hablitzia aethiopica. Jene gewürzhaft brennenden Samen bildeten vor etwa 200 Jahren dort einen bedeutenden Ausfuhrartikel und waren bereits den alten Arabern bekannt. Avicennius beschreibt sie unter dem Namen Arzelim, von dem die französische Benennung Grain de Zelim noch geblieben ist. Heutzutage kommen sie nur noch als eine Kuriosität hie und da einmal vor und werden selbst in ihrer eigenen Heimat nicht mehr angewendet.

Bedeutsamer haben sich noch die Paradieskörner (von Amomum Melegueta, granum Paradisi) und verschiedene Sorten des Cardamom erhalten, die von mehreren Arten Amomum (A. grandiflorum, macrospermum, latifolium u. s. w.) und Alpinia (A. aromatica) stammen. Alle sind Verwandte des Ingwer, der hier ebenfalls gut gedeiht, doch nicht so massenhaft kultivirt wird, daß seine Ausfuhr von Wichtigkeit wäre.

Die Arzneigewächse übergehen wir. Es sind verhältnißmäßig wenige bekannt geworden, obschon ihrer viele vorhanden sein mögen. In der allgemeinen Furcht vor Vergiftung, die bei den meisten Stämmen herrscht, dem Zaubertrank und den Gottesurtheilen, welche die Priester und Hexenmeister anwenden, scheinen uns Fingerzeige genug hierfür zu liegen, sowie wir ja wissen, daß z. B. die Familien der Strychnosgewächse und der Hundswürger (Apocyneae) zahlreich vertreten sind.

Da in solchen Jahren, in denen der Regen zur gewöhnlichen Zeit ausbleibt

oder nicht reichlich genug fällt, die Ernte der Körnerfrüchte sehr beeinträchtigt wird, hat sich bei den meisten Negerstämmen auch die Kultur von Erdfrüchten Eingang verschafft. Die wichtigste Rolle scheint unter ihnen der Maniok (Manihot utilissima) zu spielen, dessen großer Wurzelstock reich an Stärkemehl ist. Daneben werden aber auch Bataten (Batatus edulis) und Erdnüsse (Arachis hypogaea) gebaut. Letztere Pflanze giebt in einer bitteren Spielart zugleich auch ein Speiseöl, das in den Gegenden, in denen weder die Oelpalmen noch der Schibutterbaum häufig sind, wichtig wird. Der Handel mit Palmöl hat seinen Hauptsitz im Gebiet des Niger; einige südlichere Punkte, z. B. das Kamaland, führen nur geringe Quantitäten aus. Sesam wird ebenfalls als Oelfrucht kultivirt, wie ja überhaupt Westafrika reich an Verwandten dieses Gewächses ist.

Kürbisse und Melonen pflegt man in der Umgebung der Hütten und in den Plantagen, theils um sie zu verspeisen, theils um ihre Fruchtschalen zu Gefäßen zu verwenden. Nicht unwichtig sind auch in einigen Gegenden die Hülsenfrüchte als Nährpflanzen und Gemüse; so baut man außer der gemeinen Schminkbohne (Phaseolus vulgaris) auch Lablab, ferner Pachyrrhizus angulatus, Cajanus indicus, Voandzeia subterranea und Arten von Dolichos.

Zu Kleiderstoffen liefert die Baumwolle das Material, die von mehreren Reisenden als wildwachsend angeführt wird. Westafrika würde vielleicht ein wichtiges Land für die Ausfuhr dieses Artikels abgeben können, wenn die angeborene Trägheit der Bewohner und die zerrütteten Verhältnisse der Länder eine entsprechend ausgedehnte Kultur desselben gestatteten. Dem Europäer, welcher sich hier niederlassen wollte, tritt in den Küstengebieten das verderbliche Klima als unüberwindliche Schwierigkeit entgegen. So bilden gegenwärtig bei den meisten Negerstämmen die eingeführten Kattune die gesuchtesten Tauschartikel und werden bei vielen Völkerschaften vorzüglich dann geschätzt, wenn sie von blauer Farbe sind.

Wie wir bereits erwähnten, nehmen sich nur einige Stämme die Mühe, die einheimischen Färbepflanzen zu verwenden, um den selbsterzeugten Geweben ein gefälliges Ansehen zu geben. Von Indigoarten baut man Indigofera Anil, tinctoria, argentea u. a.; außerdem enthält die einheimische Flora noch manche brauchbare Art, sowie auch von der nahestehenden Gattung Tephrosia. Von Odina Oghigee bereiten manche Stämme Guinea's eine Gesichtsschminke.

Die Sanseviera guineensis, eine Verwandte der Aloë, liefert in Guinea eine hübsche lange Faser, die sich gut zu Geweben verarbeiten läßt. Im Innern gewinnt man auch von einer Palme einen hübschen Faserstoff.

Von den 1870 Phanerogamen-Arten, welche Hooker in seiner Niger-Flora aufzählt, kommen 1524 auf die zweisamenblätterigen, 346 auf die einsamenblätterigen. Unter den ersteren sind die Hülsenfrüchte am stärksten mit 264 Arten vertreten. Ihnen zunächst stehen die Rubiaceen (Verwandte des Kaffees) mit 159 Arten, dann sind die Korbblütler mit 82, die Acanthaceen mit 61, die Wolfsmilchgewächse mit 55, die Winden mit 45, die Malven mit 55 und die Verwandten der Nessel (Feigen, Brotfrucht u. s. w.) mit 35 die artenreichsten.

Unter den monokotyledonen Gewächsen treten die Gräser mit 152 Spezies, die Cypergräser mit 74 und die Commelineen mit 20 als die wichtigsten auf.

Bei einem Ueberblick der in Westafrika gepflegten Kulturgewächse stellt es sich als eine interessante Erscheinung heraus, daß die meisten derselben von Osten her zu den hier wohnenden Stämmen eingeführt worden sind. Diejenigen Arten, welche Westafrika mit Amerika gemein hat, sind, mit wenig Ausnahmen, von ersterem Erdtheile nach der Neuen Welt übergeführt worden, sind also auch in der Richtung von Ost nach West fortgeschritten. Unter den wildwachsenden Pflanzen der Küste sind viele mit den Strandgewächsen Amerika's übereinstimmend, und je weiter man nach dem Innern fortschreitet, sieht man in gleichem Grade die amerikanischen Arten verschwinden, wie die ostindischen auftreten. Die europäischen Formen und die charakteristischen Gestalten des Kaplandes sind von der Flora Nigritiens viel schärfer ausgeschlossen als die der übrigen Tropenländer; nur in dem südlichen Gebiet, in welches uns die Reisen Magyar's führen, ragt die Kapflora auf dem geeigneten Terrain stellenweise herein, mit den tropischen Formen abwechselnd.

Die Thierwelt Westafrika's werden wir bei Du Chaillu's Reisen näher kennen lernen, da dieser gewaltige Jäger sich das Erlegen von Allem, was da fliegt oder mit vier Füßen auf Erden wandelt, als besondere Aufgabe gestellt hatte. Ueberhaupt ist dieser Theil der Erde viel häufiger von Thiersammlern als von Pflanzenforschern besucht und ausgebeutet worden, vielleicht schon deshalb, weil sich mit der ersteren Beschäftigung leichter ein merkantilischer Vortheil verknüpfen ließ als mit der letzteren. Wir begnügen uns hier deshalb mit einem kurzen Ueberblick der hervortretendsten Züge.

Auffallend ist es, daß gerade hier, wo die Natur dem Gedeihen des Menschengeschlechts, besonders der empfindlicher organisirten weißen Rasse, so unübersteigliche Schranken gesetzt hat, daß gerade hier die stärksten menschenähnlichen Vierhänder gedeihen, der Tschimpanse und Gorilla. Ihnen schließen sich eine große Menge Meerkatzen an (Semnopithecus und Cercopithecus), ebenso in den Felsgebirgen Paviane (Cynocephalus) und in den dunkeln Waldungen die kleinsten Affengattungen (Galago und Otolicnus), welche ein nächtliches Leben führen.

Der gemeine Galago (Otolicnus Galago) gehört zu den Ohrenaffen. Das ungemein zierliche, etwa unserem Eichhörnchen an Größe gleiche Thierchen (die Länge seines Körpers beträgt 18 cm., die des Schwanzes 23 cm.) hat einen verhältnißmäßig gedrungenen Körperbau, mittellange und ziemlich starke Gliedmaßen, einen langen, buschigen Schwanz, große, nackte Ohren und einen Krallennagel an den Zeigefingern der Hinterhände. Sein kurzer, aber dichter und seidenweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach röthlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen, sowie am Bauche, gelblichweiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwischen den Augen entspringende und bis an das Nasenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren sind fleischfarben. Die nüssetragenden Waldbäume bieten diesen Thieren reiche Nahrung.

Von Flatterthieren treten zahlreiche Arten aus den Gattungen Nycticejus, Nycteris, Megaderma, Rhinolophus (Hufeisennase) und Pteropus auf, und an Nagern ist ebenfalls kein Mangel.

Der Löwe ist im Norden und im Süden vorhanden, auffallender Weise fehlt er aber gerade in den äquatorialen Gegenden, in denen man ihn am ehesten vermuthet hätte. Der Leopard kommt in seinen zahlreichen Spielarten allenthalben vor, hie und da findet sich auch der weniger gefürchtete Gepard (Cynailurus guttata) und der Caracal (Felis caracal). Zu den bereits hier bekannten Viverren, Zibethkatzen und Mangusten fügte Du Chaillu in der Cynogale eine neue Gattung zu, wenn dieses Thier nicht etwa zu den biberähnlichen Nagern gehört. Unsere bekannte Flußotter fischt auch in den Flüssen Guinea's und hat an den Krokodilen, Flußpferden und dem harmlosen, pflanzenfressenden Manati anständige Nachbarn. Das Nashorn ist dem südlichern Gebiete mehr zugehörig als dem mittleren, ebenso die Giraffe und der Strauß; dagegen sind zahlreiche Antilopenarten ziemlich über die ganze Westküste verbreitet (Antilope gazella, bubalis, lunata, Gnu, scripta, strepsiceros, redunca, quadriscopa, Ogilby, sylvicultis u. s. w.). Das Warzenschwein tritt neben dem Büffel und einer anderen wilden Ochsenart in mehreren Varietäten auf, und der Elefant spielt hier, wie allerwärts in Afrika, wo es Wasser und Wald genug giebt, den großen Herrn, obschon er stellenweise nach Einführung des Feuergewehres seltener geworden ist als ehedem.



Der Galago (Otolicnus Galago).

Unter den Schlangen hat sich die sogenannte Götzenotter (Viper idolum) zu Waida, im Reiche Dahomeh, besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen, denn sie hat hier nicht nur völlige Schonung und göttliches Ansehen, sondern selbst Priester und Priesterinnen und einen eigenen Kultus.

Ueber den Vögelreichthum Guinea's werden wir uns im weiteren Verlaufe des Buches eingehender aussprechen. In dieser Beziehung übertrifft diese Seite Afrika's alle übrigen Theile des Kontinents, und lebendige Vögel, z. B. die hübschen Waida-Finken, sowie schön gefärbte Bälge, bildeten seit

lange einen interessanten Ausfuhrartikel, mit dem sich die europäischen Naturalienkabinete schmückten. Besonders kommen hier viele eigenthümliche und brillante Singvögel und Mandelkrähen (Coracias) vor, ferner elegante Bienenfresser, prächtige Helmvögel (Pisangfresser, Musophaga), sparsamer dagegen die Hühnerarten. Unter letzteren ist das bekannte Perlhuhn (Numida Meleagris) das verbreitetste.

Sehr reich ist die Insekten-Fauna dieser Küste und übertrifft weit die Ostseite Afrika's. Nicht wenige derselben werden sogar verspeist, so die Heuschrecken und die in zahlloser Menge vorkommenden Termiten oder weißen Ameisen, von denen eine hervorragende Art (Termes bellicosus) kegelförmige, inwendig hoch ausgewölbte Gebäude aus Thon aufführt, welche an Größe den meisten Negerwohnungen gleichkommen und an Festigkeit sie gewöhnlich übertreffen.



Whaida-Finken.

Die Mollusken-Fauna ist viel reicher als die der Ostküste von Amerika, kommt aber der asiatischen nicht gleich. Sehr zahlreich sind hier die Walzenschnecken (Voluta); die größten der bisher entdeckten Landschnecken kommen hier vor, sie gehören zu den Achatschnecken, sind oft 19 cm. lang und leben wahrscheinlich von anderen Schnecken, während sie selbst als nahrhafte und gesunde Speise von den Eingeborenen gegessen werden. Die hier vorkommende Perlmuschel ist klein und ohne Werth für den Handel, dagegen wird auch hier die Kaurimuschel (Cypraea moneta) gefunden, die wie anderwärts vielfach die Stelle der Scheidemünze ersetzt.

Reisende, welche etwas ausrichten wollen, müssen solche Kauris zu vielen Tausenden bei sich führen. Wegen des verschiedenen Werthes, der ihnen in verschiedenen Ländern beigelegt wird, schickt man sie sogar häufig auf Reisen, selbst mit dem Umwege über England. Schon in Südasien selbst hat diese Münze verschiedene Kurse: in Bengalen entsprechen etwa 1540 Stück dem Werthe eines Franc, in Siam gehören dazu schon 2400, während sie an der Westküste von Afrika, im Senegal, der Goldküste, Benin u. s. w. zuweilen so hoch stehen, daß schon 122 Stück den Werth eines Franc ausmachen. Kaufleute also, welche hier Waaren entnehmen wollen, können durch Ankauf dieser

Münzsorte in England oder in Zanzibar, das auch eine Hauptbank derselben ist, bedeutenden Gewinn machen. Gewöhnlich sind die Kauris zu Hunderten auf Schnüre gereiht, um das Zahlgeschäft zu verkürzen. An manchen Orten ist dies jedoch nicht Mode, und die Tausende müssen einzeln abgezählt werden.

Ueber die Schnecken und Muscheln Senegambiens verdankt man Adanson die eingehendsten Mittheilungen. Er zählt allein von den Meermollusken nahe an 200 Arten auf. Die an den Wurzeln der Mangrovebäume sitzende Baumauster (Ostrea arborea) ist eben so schmackhaft wie die gewöhnliche Auster und dabei stellenweise so häufig, daß ein Mann sich durch einen einzigen Axthieb eine solche Menge verschaffen kann, daß er kaum im Stande ist, sie allein zu tragen. Adanson rühmt ferner am Senegal eine Steckmuschel (Pinna), die er Apan nennt und als sehr wohlschmeckend bezeichnet. Sie wird aber in dieser Beziehung noch weit übertroffen von der Lunot (Pullastra) und an Größe von dem Yet, einer Voluta-Spezies, die $2\frac{1}{3}$ kg. Gewicht erreicht. Letztere pflegen die Senegal-Neger zu trocknen und zu räuchern, um sie als nahrhafte Speise für Zeiten der Hungersnoth aufzubewahren.

Von den Mollusken des südlicheren Gebietes hebt Tuckey besonders eine Klappmuschel (Mya arenaria) hervor, die in dem Uferschlamm häufig gefunden wird. Da sie in frischem Zustande wenig schmackhaft ist, wird sie von den Eingeborenen auf Hölzchen gesteckt und in der Sonne getrocknet. Dabei geht sie in einen Zustand halber Zersetzung über, der sie dem Geschmack der Neger angenehm macht, und bildet dann selbst einen Gegenstand des Tauschhandels mit benachbarten Stämmen.

Fische sind für die Küstenvölker und für die Bewohner der Flüsse von Bedeutung und werden an den letztern besonders leicht in den Lachen gefangen, die bei den jährlichen Ueberschwemmungen sich bilden und zur trockenen Jahreszeit verdunsten.



Ein junger Gorilla.



Mungo Park (geb. 10. Sept. 1771, gest. 29. Nov. 1805).

II. Mungo Park's Reise von der Küste bis Ludamar.

Mungo Park. Ankunft in Afrika. Die Mandingos. Die Felupen. Das Königreich Wulli. Medina. König Dschatta. Aberglauben der Bewohner. Schibutter. Bondu. Kadschaga. Felu-Wasserfälle. Kaarta. Uled Amer.

Der Pionierreisende in den Landschaften am Gambia und am oberen Senegal, der Entdecker des oberen Laufs des Niger, ist der kühne und ausdauernde Schotte Mungo Park, ein Mann, der für alle Zeiten eine ehrenvolle Stellung in der Reihe der Afrikareisenden einnimmt, und der uns besonders fesselt durch den Muth und die Standhaftigkeit, mit welchen er außerordentliche Leiden zu ertragen und Schwierigkeiten zu besiegen wußte. Wie eine große Tragödie verläuft sein Leben: er steigt auf den Gipfel des Ruhms und geht schließlich durch Mörderhand unter im Innern des Erdtheils, dem er seine Geheimnisse zu entreißen unternahm.

Mungo Park ward am 10. September 1771 zu Fowlshills bei Selkirk im südlichen Schottland geboren; er studirte in Edinburg Medizin, ward Arzt in Indien, von wo er 1793 bereits wieder in die Heimat zurückkehrte.

Hier ertheilte ihm die damals zur Erforschung Afrika's bestehende Gesellschaft (African Society) den ehrenvollen Auftrag, eine Forschungsreise nach Innerafrika zu unternehmen. Diese afrikanische Gesellschaft hatte eine Prämie auf die Entdeckung des Niger ausgesetzt, und im Jahre 1791 den Major Houghton veranlaßt, vom Gambia aus ins Innere vorzudringen. Houghton kam glücklich bis Ludamar, ward aber von den Mauren ausgeplündert und ermordet. Mungo Park's Aufgabe sollte es sein, den Niger ebenfalls von der Westküste aus zu erreichen und dessen Quelle wie Mündung wo möglich festzustellen. Als Ausgangspunkt wurde ihm Senegambien, speziell die britische Niederlassung Pisania am Gambia, bezeichnet. Wie Mungo Park diesen Auftrag ausführte, lassen wir ihn am Besten mit seinen eigenen Worten erzählen, indem wir seine Reisebeschreibung im Auszuge hier wiedergeben. Die Darstellung gewinnt dadurch an Reiz und Spannung.

„Am 22. Mai 1795 segelte ich von Portsmouth ab, sah den 4. Juni das Atlasgebirge über Mogador und traf den 21. dieses Monats bei Dschillifrei, am nördlichen Ufer des Gambia, ein. Diese englische Niederlassung liegt im Lande des mächtigen Häuptlings von Barra und wird von den Felupen mit Wachs, Goldstaub und anderen Artikeln gut versorgt. Zwischenhändler sind die Mandingos, welche einen Theil des aus den Waaren der Felupen gelösten Geldes unter dem Namen „Truggeld" für sich behalten.

Es sei uns hier gestattet, einige Mittheilungen über das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche der Mandingos einzuschalten. Sie verheirathen sich in sehr frühem Alter. Die unverheiratheten Männer tragen nur einen Lendenschurz, welcher gewöhnlich mit gelben Knöpfen oder Perlenschnüren oder Stücken Korallen, Bernstein oder auch Kupfer besetzt ist. An Armen und Beinen beschweren sie sich mit Manillen, d. h. Armbändern oder Ringen aus Kupfer, welche von ihren heimischen Schmieden angefertigt werden. Auf den Kopfputz verwenden sie besondere Sorgfalt; selbst der Aermste trägt ihn auf die eine oder andere Art phantastisch aufgeputzt und hängt so viel Kupferstückchen daran, als er nur auftreiben kann.

Die Mädchen bleiben bis zum Alter von 7—8 Jahren vollständig nackt, bis auf um den Hals gewundene Perlenschnüre. Von da ab tragen sie einen Lendenschurz bis zu ihrer Verheirathung. Dann aber wickeln sie den Körper von der Taille abwärts in ein Tuch, wie dies alle an diesem Theil der Küste wohnenden Stämme zu thun pflegen. Dieses Tuch ist mit schönem Flanell oder scharlachenem Zeuge eingefaßt und bisweilen mit in Form von Sternen aufgenähten Kaurimuscheln verziert. Sobald sie Mütter werden, bedecken sie den Busen mit einem einfachen schwarzen Tuche. Nach der Menge von Perlen, welche die Frau um den Hals trägt, und der Anzahl Manillen am Arme, berechnet man den Wohlstand des Mannes. Solche Ringe sind oft lästig und schmerzhaft, namentlich bei der Hauptbeschäftigung der Frauen, der Zubereitung des Reises. Auch pflegt man den Nasenknorpel an verschiedenen Stellen zu durchbohren und an Nadeln befestigte Perlen hindurch zu stecken. Wenn die jungen Leute heirathen wollen, so rufen sie den Schmied herbei, welcher mit einem scharfen Instrument (sie haben keine Feilen) die Zähne scharf und spitz macht.

Die Mandingos sind stark, wohlgebildet und fleißig, die Frauen gutmüthig und lebhaft. Ihre Wohnungen sind $1\frac{1}{2}$ m. hohe runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dache aus Bambusrohr und Gras, im Innern derselben finden sich eine erhöhte Lagerstätte aus Rohr mit einer Matte oder Thierhaut, ein paar niedrige Stühle und die Kochgeräthe. Jeder freie **Mann** hat mehrere Frauen, und jede Frau besitzt ihre eigene Hütte. Die von einer Familie bewohnten Hütten sind durch einen gemeinsamen Zaun umgeben und bilden einen Surk. Aus vielen Surks besteht die Stadt. Jede Stadt hat ihren Bentang (Rathsplatz), bestehend aus einer von Rohr geflochtenen Bühne, welche sich gewöhnlich unter einem Baume befindet, um Schutz gegen die Sonne zu haben. Alle Rechts- und Handelssachen werden dort abgemacht.



Vorbereitung zur Hochzeit bei den Mandingos. (Spitzschlagen der Zahne.)

Drei Viertel aller Einwohner sind Sklaven, welche alle Arbeiten verrichten. Die einheimischen Sklaven dürfen aber vom Besitzer ohne Palawer (Rathsversammlung) nicht getödtet oder verkauft werden. Kriegsgefangene sind unbedingtes Eigenthum. Haupthandelsgegenstände sind Sklaven, die aus dem Innern nach der Küste gebracht werden, und sehr wohlschmeckende Schibutter aus dem Kerne der Schinuß durch Kochen ausgezogen.

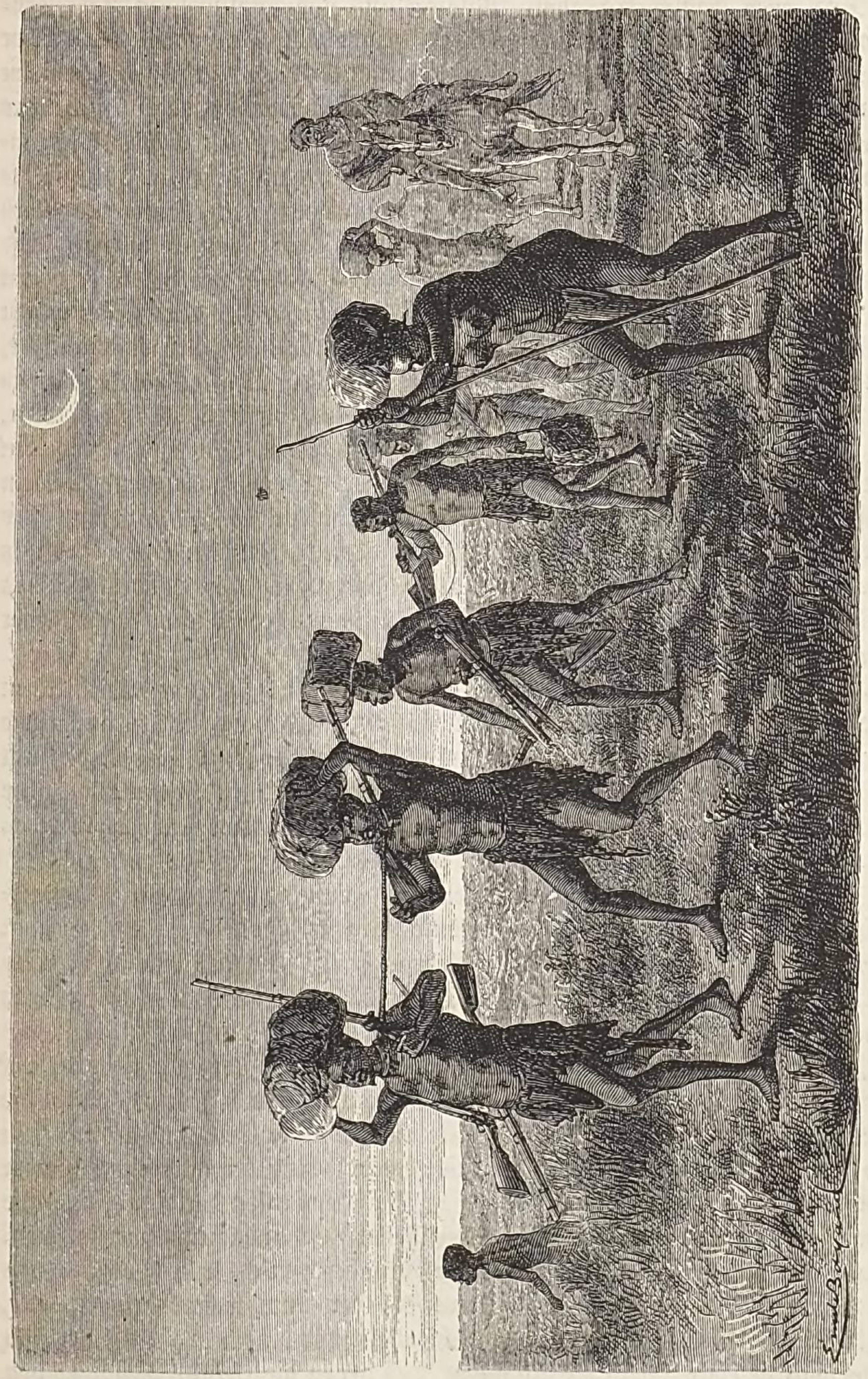
Die Felupen bauen viel Reis, halten Federvieh und Ziegen und gewinnen viel Honig und Wachs. Sie zählen bis 5 einfach, dann in Zusammensetzung, z. B. 5 und 1 (6), 5 und 2 (7) u. s. w. Der Gambia ist sehr fischreich, und an seiner Mündung trifft man häufig Haifische, höher hinauf Flußpferde und Krokodile an.

Am 2. Juli kam ich nach Dschonkakonda, einem ansehnlichen Handelsplatze, und traf hier Dr. Laidley, welcher mir von Pisania entgegengekommen war und mich dahin mitnahm. Pisania ist eine englische Faktorei oder Handelsstation und wird nur von drei Europäern und deren zahlreicher schwarzer Dienerschaft bewohnt. Eingeborene Kaufleute (Slatihs) bringen aus dem Innern Negersklaven und andere Handelsgegenstände, um sie an der Küste zu verwerthen. Sie gaben mir auf meine Fragen über die Länder im Innern wenig Auskunft und schienen überhaupt meine Reise dahin mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Desto mehr hatte ich Gelegenheit, die Mandingosprache, welche in diesen Gegenden am meisten üblich ist, zu erlernen und hatte an Dr. Laidley einen kundigen Lehrmeister. Mein Aufenthalt in Pisania zog sich durch das Klimafieber, das ich mir durch eine Erkältung endlich doch zuzog, sowie durch die eintretende Regenzeit sehr in die Länge. Während des Regens, der in heftigen Strömen herabstürzte, war die Hitze höchst drückend und ermattend; dabei verscheuchten des Nachts das durchdringende Quaken der Frösche, das klägliche Geheul der Schakals und das heisere Bellen der Hyänen allen Schlaf. In der großen Ebene des untern Gambia wechseln dichte Wälder mit vortrefflichen Weiden. Reis, Mais, mehrere Holcus- und Hirsearten, Kürbis und Melonen, Indigo und Baumwolle werden hier fleißig gebaut. Das Korn wird in einem großen hölzernen Mörser gestampft und durch Dampf nach maurischer Art zu Kuskus gekocht. Gewöhnliches Lastthier ist der Esel, auch die übrigen Hausthiere hält man hier in großer Menge. In den Wäldern leben Antilopen, Schweine, Panther, Hyänen und Elefanten, auf den Feldern sieht man häufig Perlhühner. Unter den Bewohnern des Gambia-Gebietes, den Felupen, Wolofs, Fulbes und Mandingos, hat mohammedanische Bildung und Religion schon tiefe Wurzeln geschlagen, doch giebt es auch noch viele Heiden.

Am 2. Dezember brach ich von Pisania auf, begleitet von einem freigelassenen Sklaven, der hier geboren und in Jamaica und England gewesen war, auch Englisch und Mandingo sprach, und von einem Sklaven Dr. Laidley's, der auch die Serawulli-Sprache redete und dem die Freiheit in Aussicht gestellt ward, wenn er mir treu gedient haben würde. Ersterer hieß Johnson, Letzterer Demba. Als Geldmittel nahm ich Korallen, Bernstein und Tabak, sonst nur wenig Gepäck, als Kleidungsstücke, physikalische Instrumente, Waffen und einige Kleinigkeiten mit. Dr. Laidley begleitete mich noch eine Tagereise weit; ein Kaufmann, Madibu, und ein Neger, Namens Tami, ein gelernter Schmied, sowie einige Sklavenhändler, welche nach Bondu wollten, schlossen sich an mich an. Als ich mich am anderen Tage von Dr. Laidley trennte, bemächtigte sich meiner eine dumpfe Traurigkeit. Vor mir die große Wildniß, hinter mir den letzten Europäer: ich fühlte mich sehr verlassen.

Der erste bedeutende fremde Staat, den wir betraten, war das Königreich Wulli. Es grenzt im Westen an den Walli, im Süden an den Gambia, im Nordwesten an den kleinen Fluß, welchem es seinen Namen verdankt, im Nordosten an Bondu und im Osten an die Wüste Simbani. Ueberall bietet das Königreich kleine bewaldete Berge dar, und die Städte liegen in den Zwischenthälern.

Jeder Ort ist in ziemlich weitem Umkreise von bebautem Lande umgeben, dessen Ertrag zur Ernährung der Einwohner vollkommen hinzureichen scheint.



Sklaven als Lastträger verwendet. (Nach Mage.)

Das Land ist sehr fruchtbar, selbst an den Abhängen der Berge, aber nicht oben auf dem Saume der Höhen, wo der eisenhaltige Boden und ärmliches Strauchwerk

auf eine geringe Ertragsfähigkeit hindeuten. Die Haupterzeugnisse bestehen in Baumwolle, Tabak und Gemüsen. Diese gewinnt man in den Thälern, während die Berglehnen dem Getreidebau gewidmet sind. Die Einwohner sind Mandingos und theilen sich, wie in der Mehrzahl der Staaten, welche von diesem Volke gegründet worden sind, in Mohammedaner oder Buschrins (wahre Gläubige) und in Heiden, die man hier auch Sonakis oder Dschaars (Branntweintrinker) nennt. Die Heiden sind weit zahlreicher als die Mohammedaner, und die Regierung des Landes liegt in ihren Händen. Obgleich die achtbarsten Mohammedaner bei wichtigen Angelegenheiten häufig um Rath gefragt werden, sind sie doch von der Verwaltung ganz ausgeschlossen. Diese leitet der Mansa oder König mit seinen hohen Staatsbeamten, unter denen der Farbanna oder Thronerbe den ersten Rang einnimmt. Auf diesen folgen die Alkaiden oder Provinzialstatthalter, welche auch, und zwar weit häufiger, Kimos genannt werden. Unter den Freien gelten die Sklavenhändler für die Vornehmsten. Die Sklaverei ist hier wie in allen Staaten, die ich bereiste, weit verbreitet, und oft genug begegnete ich auf meinen Wanderungen langen Zügen von Sklaven, die zugleich als Lastträger verwendet wurden. Jedem Greise wird die größte Ehrfurcht gezollt. Stirbt der König, so gelangt der älteste Sohn, wenn er volljährig ist, auf den Thron. Ist kein Sohn oder nur ein unmündiger vorhanden, so vererbt die Regierung auf den Bruder oder den sonstigen nächsten Verwandten des Verstorbenen, der jedoch nicht Regent oder Vormund des Minderjährigen, sondern König wird.

Die Hauptstadt des Landes heißt Medina. Sie hat einen beträchtlichen Umfang und 800—1000 Häuser. Die Stadt hat dieselbe Befestigung wie alle anderen afrikanischen Hauptorte, nämlich einen hohen Erdwall, der mit zugespitzten Pfählen und Dornengesträuch besetzt ist. Man läßt den Wall aber verfallen, und das Pfahlwerk leidet sehr durch die in der Nähe wohnenden Frauen, welche das Holz fortschleppen, um es auf ihrem Herde zu benutzen.

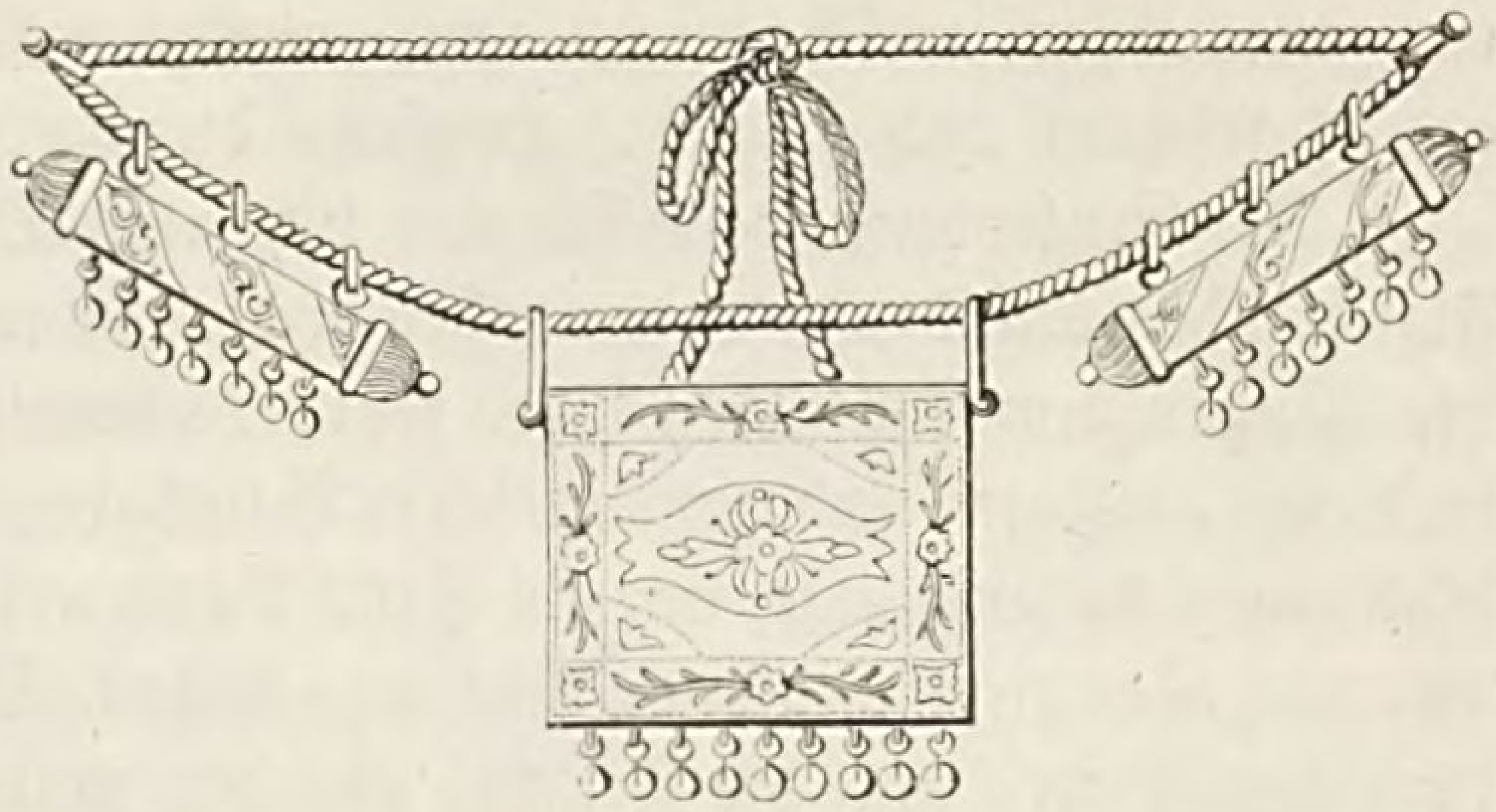
Ich wohnte bei einem Verwandten des Königs. Mein Wirth benachrichtigte mich, daß ich, wenn ich dem König vorgestellt würde, demselben nicht die Hand reichen dürfe, weil es nicht Gebrauch sei, Fremden eine solche Vertraulichkeit zu gestatten. Am Nachmittag machte ich dem Herrscher meinen Besuch und bat ihn, durch sein Gebiet nach Bondu reisen zu dürfen.

Der alte gute König Dschatta lag, als ich ihm vorgestellt ward, auf einer Matte vor seiner Hütte, umgeben von Männern und Frauen, die in die Hände klatschten und sangen. Er ertheilte mir gern die Erlaubniß, durch sein Land zu reisen, und wollte auch für mich beten. Nun stimmte einer meiner Begleiter ein arabisches Lied an, in dessen Zwischenpausen der König und alle Anwesenden mit der Hand die Stirn berührten und andächtig Amen, Amen! riefen. Am anderen Tage (6. Dezember) begab ich mich früh Morgens zum König, um zu erfahren, ob der Wegweiser, der mich weiter bringen solle, bereit sei. Der König saß auf einer Ochsenhaut vor einem großen Feuer, an dem er sich wärmte, denn die Afrikaner sind gegen die kleinste Abnahme von Wärme sehr empfindlich und klagen oft über Kälte, wenn es uns Europäern zu heiß ist. Er empfing mich eben so freundlich wie das erste Mal, und bat

mich sehr liebevoll, meine Reise in das Innere aufzugeben. Major Houghton sei dort ermordet worden, und wenn ich seinen Fußstapfen folge, so werde ich dasselbe Schicksal haben. Nach den Bewohnern von Wulli, fügte er hinzu, dürfe ich die östlichen Völker nicht beurtheilen. Hier kenne man die Europäer und achte sie, während die Binnenvölker nie einen Weißen gesehen hätten und mir ohne Zweifel nach dem Leben trachten würden.

Nach einem dreistündigen Marsche erreichten wir ein kleines Dorf, wo wir die Nacht zubringen wollten. Ich kaufte dort für einige Glasperlen ein sehr schönes Schaf. Die Serawullis meines Gefolges tödteten dasselbe mit allen Förmlichkeiten, welche ihr Glaube vorschreibt, und kochten einen Theil des Fleisches zum Abendessen. Jetzt erhob sich zwischen Einem von ihnen und meinem Dolmetscher Johnson ein Streit. Der Serawulli behauptete, daß die Hörner ihm gehörten, weil er das Schaf geschlachtet habe, und Johnson widersprach. Ich schlichtete die Sache, indem ich Jedem ein Horn gab.

Ich erwähne diese Kleinigkeit, weil sie mir Veranlassung giebt, auf einen der Gebräuche in diesen Gegenden aufmerksam zu machen. Die Hörner, welche der Gegenstand des Streites waren, werden sehr geschätzt, weil man sie leicht zu Büchsen umzuformen vermag, in die man Zaubersprüche oder Amulete einschließen kann, welche von den Negern Saphis genannt und fortwährend getragen werden. Diese Saphis sind Koranverse, welche von den mohammedanischen Priestern auf Papierstückchen geschrieben und von den Negern begierig gekauft werden, weil die Einfältigen ihnen eine außerordentliche Kraft zuschreiben.



Saphi oder Amulet.

Bald trägt man die Zaubersprüche, um sich gegen den Biß von Schlangen und Krokodilen zu schützen, und dann wird der Saphi in ein Stück von der Haut einer Schlange oder eines Krokodils gewickelt und unten am Beine befestigt. Bald soll das Amulet seinen Besitzer im Kriege unverwundbar machen; doch am häufigsten ist es zur Verhütung oder Heilung von Krankheiten bestimmt. Nach dem Volksglauben läßt der Saphi weder Hunger noch Durst aufkommen und verschafft seinem Eigenthümer unter allen Umständen das Wohlwollen der himmlischen Mächte. Die Saphis bieten ein auffallendes Beispiel dar, wie ansteckend der Aberglaube ist. Obgleich die meisten Schwarzen Heiden sind und die Lehre Mohammed's unbedingt verwerfen, so giebt es unter ihnen doch nicht einen Kafir, der nicht von der Macht der Amulete vollkommen überzeugt wäre. Der eigentliche Grund wird wol darin liegen, daß alle Einwohner dieses Theiles von Afrika die Schreibkunst wie eine Art von Magie betrachten. Ihr Vertrauen gilt daher nicht den Aussprüchen des Propheten, sondern dem Talent des Zauberers.

Bei der Stadt Kolo, die ich am 8. Dezember erreichte, fand ich im Thore ein Maskenkleid aus Baumrinde hängen, das dem sogenannten Mumbo Dschumbo gehörte. Es herrscht hier nämlich die Sitte, böse oder sich schlecht betragende Frauen durch einen Maskenscherz zu bestrafen. Der Mann oder ein guter Freund steckt sich, mit einer Ruthe bewaffnet, in ein solches Kleid und verkündet im benachbarten Walde durch Geschrei seine Nähe. Des Abends kommt er, von Allen ungekannt, als Mumbo Dschumbo zum Bentang, wo alle Frauen des Orts sich versammeln müssen und wo bis Mitternacht gesungen und getanzt wird. Dann ergreift der Mumbo Dschumbo die Delinquentin und peitscht sie, nachdem man sie ausgezogen und an einen Baum gebunden hat, weidlich durch, während die anderen Frauen lachen und spotten. Mit Sonnenaufgang wird die Frau losgebunden, und Mumbo Dschumbo geht wieder in den Wald.

Am 11. Dezember kam ich nach Kudschar und wurde zum Abend nach dem Bentang eingeladen. Hier vergnügte sich das Volk durch ein Neobering (Wettringen) der jungen Leute, die mit Schibutter eingesalbt, ihren Kampf recht gewandt ausführten. Darauf wurde mit Schellen an Armen und Füßen zu dem Schalle einer Trommel getanzt. Zur Erfrischung erhielt ich ein gutes Bier, welches aus dem gemalzten Korn einer Grasart (Holcus spicatus) gebraut und statt des Hopfens durch eine bittere Wurzel gewürzt war.

Die Einwohner beschäftigten sich aller Orten mit dem Einsammeln der Früchte des Schibaumes, aus denen die Pflanzenbutter bereitet wird, welche die Ringer zum Einsalben ihres Körpers benutzt hatten. Dieser Baum wächst in diesen Ländern, und namentlich in Bambara, wild in den Wäldern. Wenn man Rodungen unternimmt, um ein Stück Land urbar zu machen, so fällt man alle Bäume, aber die Schibäume läßt man stehen. Der Baum gleicht sehr der amerikanischen Eiche, und die Frucht, aus der man, indem man sie in der Sonne trocknet und in Wasser kocht, die Pflanzenbutter bereitet, hat eine schwache Aehnlichkeit mit der spanischen Olive. Den Kern umschließt ein Fleisch von süßem Geschmack, das von einer dünnen grünen Schale bedeckt wird. Die Butter, die man auf diese Weise gewinnt, hat nicht blos den Vorzug, sich ein ganzes Jahr lang ohne Salz zu halten, sondern ist auch fester, weißer und nach meinem Geschmack angenehmer, als die beste Milchbutter, die ich jemals gegessen habe. Das Einsammeln und Bereiten dieser kostbaren Waare scheint sowol in Bambara als in den angrenzenden Ländern einen Hauptgegenstand des Gewerbfleißes zu bilden, wie denn die Schibutter selbst einen der vorzüglichsten Handelsartikel des Binnenverkehrs in diesen Gegenden abgiebt.

Eine kleine Wüste bildet die Grenze zwischen Wulli und Bondu. In der Wüste fanden wir einen Fetischbaum, der nach alter Sitte ganz mit Zeugstücken behangen war. Auch ich durfte mich diesem nicht entziehen und knüpfte ein Tuch an den Baum. Die erste Stadt Bondus, Tallika, wird von mohammedanischen Fulbes bewohnt, welche theils durch Ackerbau und Verwerthung ihrer Lebensmittel an die durchreisenden Kaffls (Karawanen), theils durch die, von den jungen Leuten mit vielem Geschick betriebene Elefantenjagd sehr begütert sind. Die großen Elefantenzähne werden in Netzen, je zwei auf einer Seite, die kleineren in Häute gewickelt und mit

Stricken befestigt, Eseln aufgepackt, um nach der Küste spedirt zu werden. In Kurkurany, einer mohammedanischen Stadt mit einer Moschee, gingen Einige von meiner Reisegesellschaft ab, Andere kamen zu. Ueberhaupt schlossen sich gern Reisende an uns an, zumal wenn ich für gute Lebensmittel sorgte. Diese waren glücklicher Weise nicht theuer; ich kaufte z. B. hinter Kurkurany einen schönen Stier für sechs Stückchen kleinen Bernstein. Am 19. Dezember hatte ich in einem Dorfe viel von den Frauen auszustehen; sie forderten mit Gewalt Bernstein und Korallen, zerrissen mir meinen Mantel, schnitten meinen Bedienten die Knöpfe vom Rock und verfolgten uns eine Stunde weit. Am folgenden Tage erreichte ich den Faleme und fand die Einwohner mit Fischen beschäftigt. Sie haben lange Reusen aus gespaltenem Rohr und stampfen die kleinen Fische zu Brei, den sie in Klumpen formen, trocknen und nach Norden hin verkaufen. Wir ritten durch das klare Wasser des Flusses, dessen Ufer mit grünen Feldern des Maniok (Jatropha Manihot) schön eingefaßt waren, und kamen am 21. nach Fatteconda, der Hauptstadt von Bondu. Der König traute mir nicht recht und konnte nicht begreifen, daß ich blos, um Land und Leute zu sehen, eine so weite Reise unternommen hätte, doch ließ er sich meine Geschenke, besonders einen Sonnenschirm, wohlgefallen und bat sich noch dazu meinen Staatsrock, blau mit gelben Knöpfen, den ich gerade an hatte, aus. Als Gegengeschenk gab er mir viele Lebensmittel. Seine Frauen spotteten über meine weiße Haut und hervorstehende Nase und meinten, die erstere wäre durch Milchbäder und letztere durch Kneifen so geworden. Ich lobte ihre allerliebsten Stumpfnäschen und Honiglippen und ward mit Honig und Fischen von ihnen beschenkt.



Blätter und Nuß vom Schibutterbaum (Bassia Parkii).

Bondu wird von Fulbes bewohnt, welche durch ihre Betriebsamkeit beim Ackerbau und in der Viehzucht durch ganz Senegambien berühmt sind. Mit Ausnahme des Königs sind fast Alle Mohammedaner, ihre Kinder werden in der Schule fleißig zum Lesen des Koran angehalten. Die Eingeborenen besitzen auch gute Pferde.

Am 23. Dezember verließ ich Bondu und betrat in der Grenzstadt Dschoag das Königreich Kadschaga. Hier wohnen Serawullis, schwärzer als die Fulbes und mehr Handelsleute als Ackerbauer. Ich kam spät Abends zur Stadt Dschoag und ward am andern Morgen, unter dem Vorgeben, ohne Erlaubniß, ohne Geschenke und ohne Zoll gekommen zu sein, der Hälfte meiner Habseligkeiten beraubt.

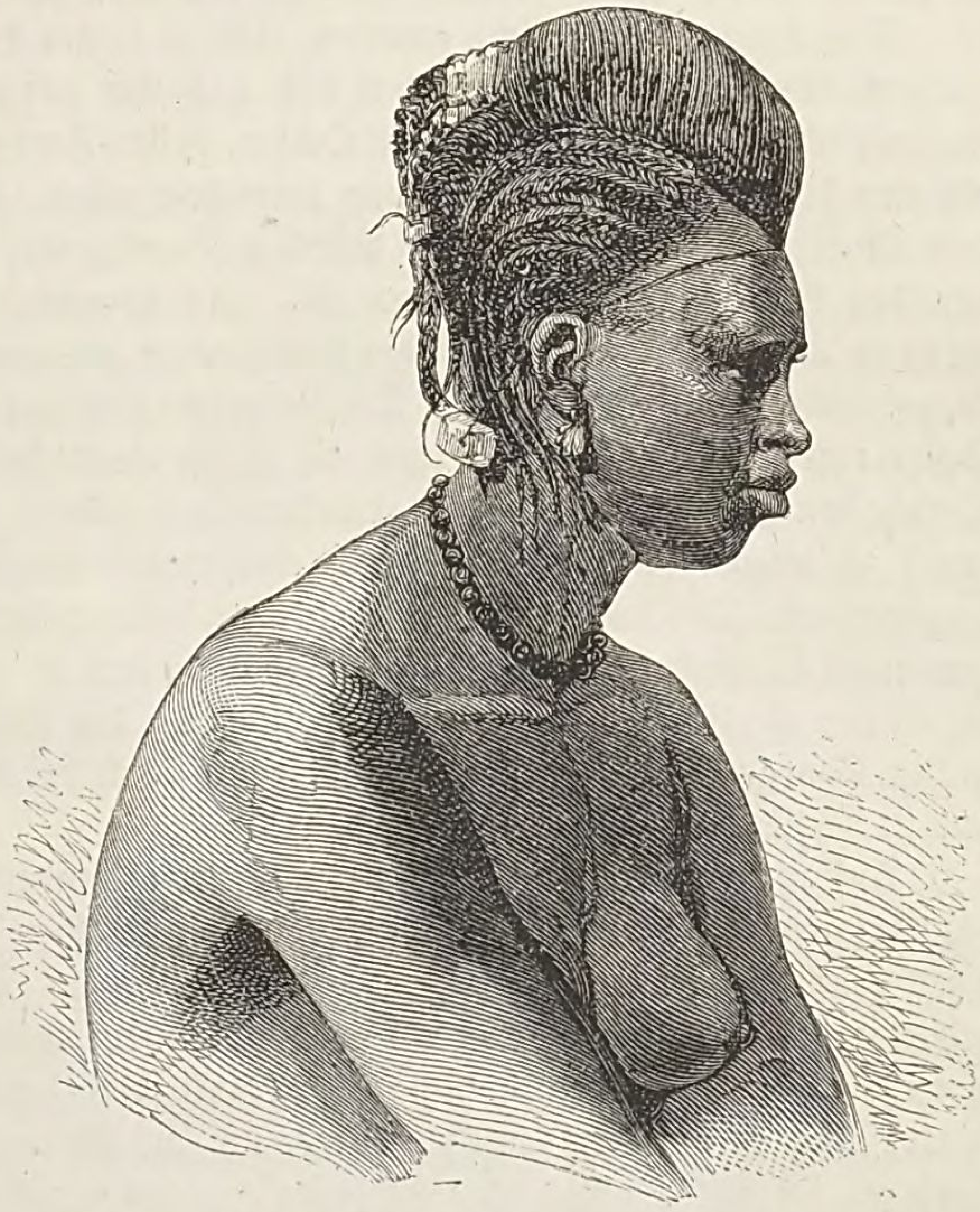
Meine Leute hatten allen Muth verloren, und das schlechte Abendessen, das wir nach dem langen Fasten verzehrten, gab ihnen ihre Zuversicht keineswegs wieder. Madibu bat mich dringend, die Rückreise anzutreten, Johnson nannte es lächerlich, ohne Geld weiter reisen zu wollen, und der Schmied zeigte sich nicht, ja er sprach nicht einmal, damit man ja nicht einen Einwohner von Kasson in ihm entdecke. Am anderen Tage wurde unsere Lage auch für mich beunruhigend. Mir ward es unmöglich, ohne Geld Lebensmittel zu verschaffen, und ließ ich einige Bernsteinperlen sehen, so hörte der König gewiß davon und nahm mir die wenigen werthvolleren Gegenstände, welche ich bis jetzt glücklich versteckt hatte. Es blieb mir nichts übrig, als für diesen Tag zu fasten, wenn sich nicht eine günstige Gelegenheit zeigte, Lebensmittel zu kaufen oder zu betteln.

Am Abend saß ich auf dem Bentang und kaute Stroh, als eine Sklavin die mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüber ging, mich fragte, ob ich zu Mittag gegessen habe. Da ich die Frage für Spott hielt, so schwieg ich, aber mein Negerknabe, der sich in meiner Nähe befand, antwortete für mich, daß ich durch die Leute des Königs um mein ganzes Geld gekommen sei. Sogleich nahm die gute alte Frau, in deren Blicken sich ein herzliches Mitleid aussprach, ihren Korb vom Kopfe, zeigte mir die Erdnüsse, welche er enthielt, und fragte mich, ob diese Speise mir zusage. Als ich mit Ja antwortete, gab sie mir mit vollen Händen und entfernte sich, ohne meinen Dank abzuwarten. Ich kann nicht sagen, wie sehr dieses Betragen mich erfreute. Die schlichte alte Frau gehorchte dem Antriebe ihres Herzens, ohne nach meinem Charakter und Umständen zu fragen. Sie wußte aus Erfahrung, daß Hunger schmerzt, und ihr eigenes Unglück ließ sie das meinige mit empfinden. Auch den anwesenden Neffen des Königs von Kasson, der aus Neugierde zu mir kam, rührte meine Lage, er bot mir seinen Schutz an und versprach, mich sicher nach Kasson zu geleiten. Am 27. Dezember brachen wir auf, und Johnson opferte den Waldgeistern ein weißes Huhn, um uns ihre Gunst zur Reise zu erwirken. Am folgenden Tage passirten wir den Senegal neben einem großen Wasserfall. Die Ufer waren äußerst steil, und unsere Thiere wurden auf einer Art Rutschbahn ohne Weiteres fast senkrecht in den Fluß hinabgeschoben und mußten sich dann selbst hinüberhelfen. Jenseits begann das Königreich Kasson, und mein Prinz bat sich zum Willkommen gleich ein Geschenk aus. Auch in Tisi, wo dessen Vater, der Bruder des Königs, Statthalter war, mußte ich abermals die Hälfte meines Gepäckes einbüßen, weil meine Geschenke nicht genügt hatten. Die Stadt wurde wegen des Krieges mit benachbarten Staaten während meines Aufenthaltes verproviantirt. Vierhundert Landleute trugen auf ihren Köpfen Kürbisse voll Korn und Erdnüsse unter Gesang und Trommelschlagen in die Stadt. Auch Gesandte von einem König in Westen kamen an und forderten das Volk von Tisi auf, mohammedanisch zu werden, widrigenfalls er sich mit ihren Feinden verbinden würde. Das Volk folgte seiner Aufforderung.

Die Einwohner von Tisi huldigen einer sehr ungewöhnlichen Sitte. Ihre Frauen dürfen keine Eier essen. Mag dieses Verbot nun von einem alten

Aberglauben stammen, oder mag ein alter listiger Buschrin, der die Eier sehr liebte und sie möglichst für sich behalten wollte, es veranlaßt haben, jedenfalls wird es mit Strenge gehandhabt, und man kann eine Frau nicht stärker beleidigen, als wenn man ihr ein Ei anbietet. Die Männer essen in Gegenwart ihrer Frauen Eier, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun. Ich habe mehrere andere Mandingo-Länder besucht, aber nirgends gefunden, daß den Frauen der Genuß von Eiern untersagt gewesen wäre.

Auf dem Wege nach Kuniakary, der Hauptstadt von Kasson, kamen wir über den Kriekо, den Nebenfluß des Senegal. — Eine halbe Meile von diesem Fluß entfernt fanden wir eine große Stadt, Madina genannt, welche wir ohne Aufenthalt durchzogen, und um 2 Uhr Nachmittags sahen wir Dschumbo, den Geburtsort des Schmieds, von dem er viele Jahre lang abwesend gewesen war. Sein Bruder war durch irgend einen Reisenden von seiner Ankunft benachrichtigt worden und kam uns, von einem Sänger begleitet, entgegen. Er führte ein Pferd, auf dem der Schmied seinen Einzug mit Anstand halten sollte, und bat uns, unsere Flinten tüchtig mit Pulver zu laden. Als wir nahe an Dschumbo herankamen, stellte sich der Sänger an die Spitze, und die beiden Brüder folgten unmittelbar. Gleich darauf stießen viele Einwohner zu uns und legten durch Gesänge und Sprünge ihre Freude an den Tag, ihren Landsmann wieder in ihrer Mitte zu haben. Im Orte selbst begann der Sänger ein Loblied auf den Schmied, in dem er dessen Muth in Gefahren feierte. Der Schluß war eine Aufforderung an alle Freunde, dem Zurückgekehrten ein tüchtiges Mahl zu bereiten.


Kassonkemädchen. (Nach Mage.)

Vor dem Hause des Schmieds angekommen, stiegen wir von den Pferden und feuerten unsere Flinten ab. Der Schmied wurde von seinen Verwandten mit großer Zärtlichkeit empfangen und verrieth selbst viel Gefühl.

Diese schlichten Naturkinder legen sich keinen Zwang an und überlassen sich ihrer Rührung auf die stärkste und ausdrucksvollste Weise. Mitten in dem allgemeinen Entzücken erschien die Mutter des Schmieds, eine alte blinde Frau, die sich auf einen Stock stützte. Jedermann machte ihr Platz, als sie auf den Sohn zuging, ihm die Hände entgegenstreckte, ihm zu seiner Rückkehr Glück wünschte und ihm darauf Hände, Arme und Gesicht betastete. Sie schien entzückt zu sein, daß ihrem Alter noch einmal der Trost seiner Gegenwart werde, und ihr Ohr noch einmal seine Stimme höre. Diese rührende Scene überzeugte mich vollständig, daß Europäer und Neger, welche Verschiedenheit in ihren Zügen und ihrer Hautfarbe auch liegen mag, doch in den sanften Gefühlen und Empfindungen, welche die Natur den Menschen einflößt, einander ganz gleich sind.

Der König von Kasson empfing mich in seiner Hauptstadt unter großem Zulaufe des Volkes sehr freundlich und gab mir auf meine einfache Gabe als Gegengeschenk einen großen weißen Ochsen, dessen Farbe von meinen Begleitern als eine besondere Gnadenbezeigung betrachtet ward. Er erzählte mir, daß er dem Major Houghton ein weißes Pferd geschenkt habe, und daß derselbe später von den Mauren getödtet worden sei. In Kuniakary erhielt ich eine Anweisung auf Goldstaub von einem Kaufmanne ausbezahlt und verweilte hier wegen des Krieges einige Zeit. Die Umgebung ist gut angebaut, und von der Spitze eines naheliegenden Berges sah ich die Landschaft mit einer Menge von Ortschaften und schön bebauten Ländereien erfüllt. Am 2. Februar 1796 brach ich wieder auf und kam durch eine malerische und stark bevölkerte Gebirgsgegend. Der Weg ging zuweilen über steile Höhen, mitunter auch in angenehmen Laubgängen am Flusse Krieko hin, der in anmuthigen Windungen die Ebene von Kuniakary durchströmt und bei den Wasserfällen von Felu sich in den Senegal ergießt. Diese sind weit und breit bei den Schwarzen berühmt und in der That höchst romantisch.

Auf unserem Wege begegneten uns viele hundert Menschen, die wegen des Krieges von Kaarta flüchteten. Ich mußte hier gegen hohe Bezahlung einen heimischen Führer nehmen, der zu den Sonakis (Dschaars) oder Trinkern gehörte; so nennt man hier die Mohammedaner, welche ihre heidnischen Gewohnheiten und den Genuß hitziger Getränke beibehalten haben. Mitten im Walde fing er gewaltig zu pfeifen an, um die Waldgötter um eine glückliche Reise zu befragen. Als ich im Walde von meinen Gefährten etwas zurückgeblieben war, begegneten mir zwei Reiter, die bei meinem Anblick entsetzt zurücksprengten, indem sie mich für ein Gespenst hielten. Am 12. Februar erblickten wir Kemmu, die Hauptstadt von Kaarta, in der Ferne. Die Ebene, in der die Stadt liegt, ist überall offen, da man die Wälder, um Stoff zum Bauen und Kochen zu erhalten, gefällt hat. Als ich um 2 Uhr Nachmittags einritt, begab ich mich auf der Stelle in einen Hof, welcher der Wohnung des Königs gegenüber lag. Da sich eine solche Menge von Neugierigen um mich versammelte, daß ich nicht abzusteigen wagte, so schickte ich meinen Wegweiser zum König, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Der König ließ antworten, daß er mich am Abend sehen wolle, und sein Bote hatte zugleich den Auftrag, mir eine Wohnung zu verschaffen und mich gegen jede Beleidigung zu beschützen.

Er führte mich in einen Hof, an dessen Eingang er eine mit einem Stock bewaffnete Wache aufstellte, um die Menge zurückzutreiben. Dann wies er mir eine große Hütte zur Wohnung an. Ich hatte mich kaum gesetzt, als eine Menge Volks eindrang. Sie war nicht abzuweisen gewesen, und ich fand mich von so vielen Neugierigen umringt, als die Hütte zu fassen vermochte. Als die ersten Besucher so lange geblieben waren, um mich zu sehen und einige Fragen an mich zu stellen, entfernten sie sich, um Anderen Platz zu machen, und so füllte und leerte sich mein Zimmer dreizehn Mal hinter einander.



Felu-Wasserfälle des Senegal.

Etwas vor Sonnenuntergang ließ mich der König zu sich bescheiden. Ich folgte dem Boten durch verschiedene Höfe, deren Mauern sehr hoch waren. In diesen Höfen lagen große Heubündel, welche im Falle einer Belagerung zur Ernährung der Pferde bestimmt waren. Als ich in den Hof trat, in dem der König sich befand, staunte ich über die große Anzahl der anwesenden Personen und über die Ordnung, in welcher Alle saßen, die Männer rechts vom König, die Frauen und Kinder links. Für mich hatte man einen Durchgang offen gelassen.

Der König, dessen Name Daisi Kurabarri war, unterschied sich in seiner Kleidung von seinen Unterthanen nicht. Sein Thron war eine etwa 1 m. hohe, mit einem Leopardenfell bedeckte Rasenbank, welche allein auf seine Würde hindeutete. Als ich vor ihm auf der Erde Platz genommen, ihm den Zweck meiner Reise erklärt und ihn um seinen Schutz gebeten hatte, antwortete er mir mit vieler Freundlichkeit, sprach aber zugleich sein Bedauern aus, mir in seiner gegenwärtigen Lage wenig helfen zu können. Seit einiger Zeit bestehe zwischen Kaarta und Bambara keine Verbindung mehr, und ich dürfe kaum hoffen, Bambara auf einer der gewöhnlichen Straßen erreichen zu können, da der König jenes Landes mit seinem Heere im Anmarsch und schon in Filahdu eingerückt sei, so daß ich, da ich aus Feindesland komme, gewiß ausgeplündert oder als Späher behandelt würde. Er könne nicht einmal wünschen, schloß der König, daß ich den Ausgang in Kaarta abwarte, denn wie leicht könne mir ein Unfall begegnen, und dann werde man ihn anklagen, daß er einen Weißen ermordet habe. Ich möge daher nach Kasson zurück gehen und dort die zwei oder drei Monate verleben, nach denen der Krieg wahrscheinlich beendet sein werde. Als er mich jedoch entschlossen sah, vorwärts zu gehen, schlug er mir einen Umweg durch das maurische Reich Ludamar (Uled Amer) vor und versprach mir auch ein Geleit nach Dscharra mitzugeben, was ich dankbar annahm. Zum Abend erhielten wir vom König ein fettes Schaf, und während wir dasselbe zubereiteten, ward durch Trommelschlag und Blasen auf ausgehöhlten Elefantenzähnen das Abendbrot angekündigt.



Typus des Mauren.



Nachtquartier in Senegambien. (Schutz gegen die Stechmücken.)

III. Mungo Park's Gefangenschaft unter den Aled Amer (Ludamar).

Ali, Beherrscher von Ludamar. Heuschreckenschwärme. Gefangenschaft. Mungo Park wird belästigt und mißhandelt. Flucht. Die Städte Kora und Wassibu. Der Niger.

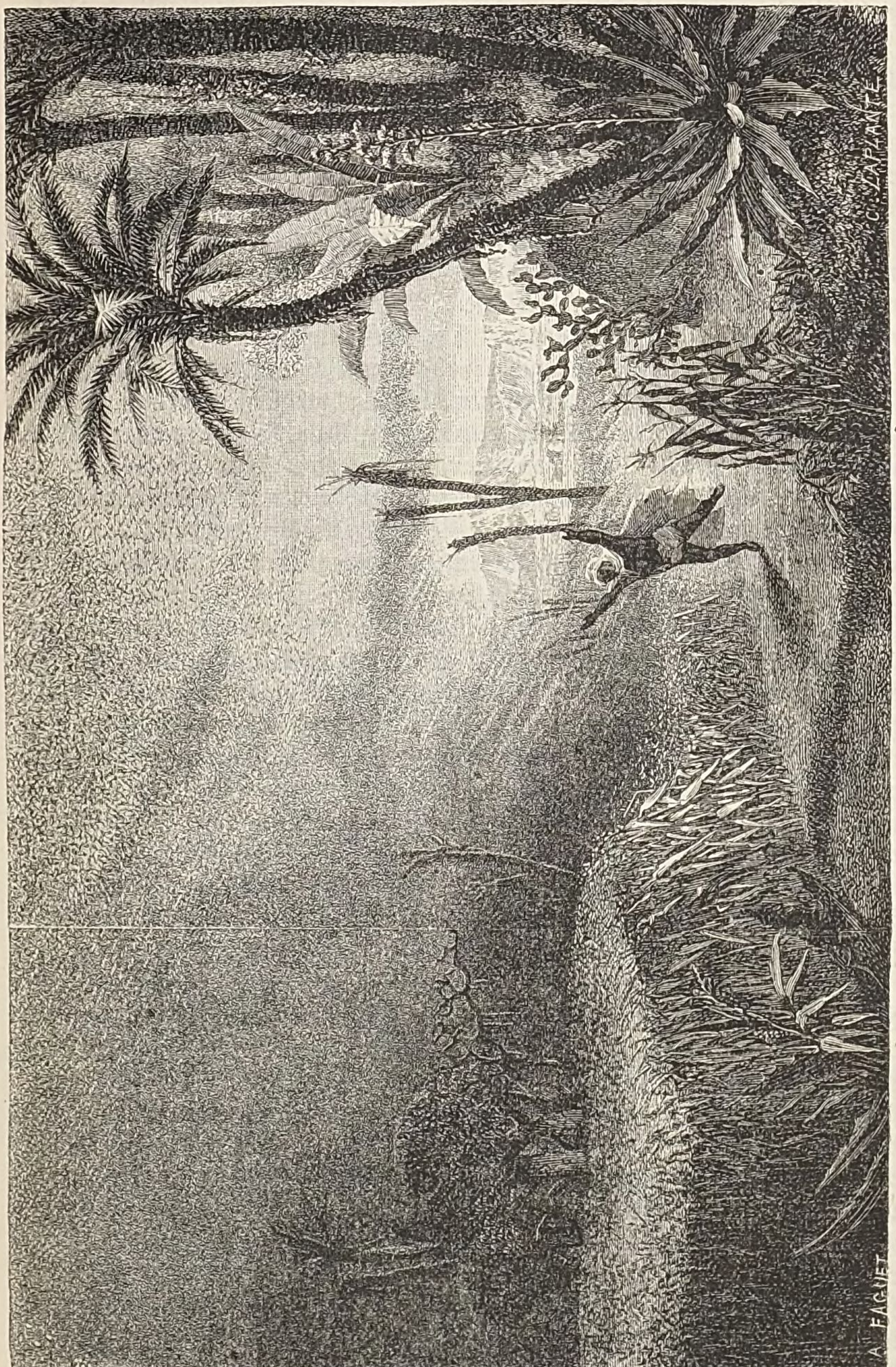
Am 13. Februar brach ich von Kemmu auf und reiste meistens in der Nacht, da maurische Räuber die Gegend unsicher machten. Auch wurde mir gleich im ersten Nachtquartier aus meiner Hütte ein Bündel Sachen gestohlen. Unterwegs sahen wir einige Leute, welche Tamerongs einsammelten, die wohlschmeckenden mehligen Beeren von Rhamnus Lotus, welche an der Sonne getrocknet, zerstoßen und zu Brot vom Geschmack des Honigkuchens verbacken werden. Man findet diesen Lotus der Alten in ganz Nord- und Mittelafrika und braut in Tunis aus demselben auch ein gutes Bier. Vor Dscharra sahen wir an einem kleinen Wasser sehr viel wilde Pferde, welche von den Negern gejagt und gegessen werden. Die Stadt ist groß, hat Häuser aus Stein und Lehm, wird von Negern bewohnt und von Mauren beherrscht. In diesen Grenzländern zwischen Negern und Mauren stehen Letztere in großem Ansehen, und sie mißbrauchen ihre Ueberlegenheit über die armen Neger auf das Abscheulichste. Zugleich sind sie fanatische Mohammedaner und hassen die Christen. Ich schickte einen Boten an Ali, den maurischen Beherrscher von Ludamar, und ließ um Erlaubniß bitten, durch sein Gebiet nach Bambara reisen zu dürfen, indem ich meiner Bitte die gehörigen Geschenke hinzufügte. Es kam auch nach einigen Tagen ein Sklave von Ali, der mich nach Dschumba geleiten sollte

Johnson erklärte jedoch, nicht weiter mitgehen zu wollen, und ich entließ ihn mit Briefen nach Pisania. Von Demba und einem Sklaven meines Wirthes, sowie von Ali's Boten begleitet, verließ ich Dscharra am 27. Februar und ging nun dem traurigsten Theil meiner Reise entgegen. Schon in der Stadt Dina, wo ich bei einem Neger übernachtete, ward ich von den Mauren entsetzlich gequält; sie zischten, lärmten und schimpften, spieen mir ins Gesicht und plünderten meine Bündel. Ich mußte mir Alles gefallen lassen, um nicht noch Aergeres zu erdulden, doch beschloß ich, allein weiter zu reisen, um möglichst unbeachtet mein Ziel zu erreichen. Ich schlich mich demgemäß in der hellen Mondscheinnacht des 2. März aus meiner Hütte und machte mich allein auf den Weg. Doch kam mir bald mein treuer Demba nach und vermochte auch den Sklaven aus Dscharra, mich zu begleiten. Bis Mittag reisten wir durch ein sandiges Land, das mit der Riesen-Seidenpflanze (Asclepias gigantea) bedeckt war, und entgingen mit Noth einem Löwen.

Am nächsten Morgen sahen wir Alles mit Heuschrecken bedeckt. Die Bäume waren von diesen Thieren ganz schwarz, und klopfte ich an einen, so erhob sich eine wahre Wolke von diesen Insekten. Sie vernichten jede Pflanze, der sie begegnen, und berauben die größern Gewächse im Nu aller Blätter. Ihre auf den Boden fallenden Absonderungen machen ein Geräusch, als ob es regnete. Da sie stets mit dem Winde fliegen und unterwegs Alles verwüsten, so müßten sie verhungern, wenn ein anderer Luftstrom die Herrschaft erhielte. Dies geschieht jedoch leider niemals, denn der Wind weht in dieser Jahreszeit stets aus Nordost.

Am 5. März begegneten wir zwei großen Herden von weidenden Kameelen und wohnten in einem Negerdorfe einem lustigen Feste bei. In einem anderen wurden wir von den guten Schwarzen, deren sanftes Betragen mit der Rohheit und Bosheit der Mauren einen auffallenden Gegensatz bildete, gut empfangen und mit Hammelfleisch und Bier festlich bewirthet. Plötzlich aber drang eine Schar Mauren in die Hütte und erklärte mir, ich müsse ihr ins Lager bei Benaum folgen, weil Ali's Frau, Fatima, begierig sei, einen Christen zu sehen. Von Demba begleitet (denn der Sklave aus Dscharra war bei dem Anblick der Mauren entsprungen), nahm ich rührenden Abschied von meinem Wirthe und folgte der rohen Schar. Am 10. März kamen wir nach Dina zurück, wo ich vor einen von Ali's Söhnen geführt wurde. Dieser verlangte sogleich, ich solle ihm eine Flinte ausbessern oder ihm Scheren und Messer geben. Als Demba ihm sagte, ich könne weder das Eine, noch hätte ich das Andere, wollte er sogleich den Sklaven erschießen und wurde nur von den anderen Mauren mit Mühe daran verhindert. Nach zwei Tagen kamen wir in Ali's Lager bei Benaum. Es bestand aus einer ansehnlichen Menge schmuziger Zelte, zwischen welchen große Herden von Kameelen, Kühen und Ziegen weideten.

Sobald meine Ankunft bekannt wurde, warfen die Mauren, welche Wasser schöpften, ihre Eimer von sich. Alle, welche zwischen den Zelten waren, bestiegen ihre Pferde, und Männer, Frauen und Kinder eilten herbei. Ich war bald von so vielen Menschen dicht umgeben, daß ich mich kaum bewegen konnte.



Schwarm afrikanischer Heuschrecken.

4*

Einer zupfte mich am Rocke, ein Zweiter nahm mir meinen Hut, ein Dritter hielt mich fest, um meine Westenknöpfe zu untersuchen, und ein Vierter rief: „Es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!", indem er mich unter Drohungen aufforderte, diese Worte zu wiederholen.

Endlich gelangten wir an das Zelt des Königs, vor dem viele Frauen und Männer versammelt waren. Ali saß auf einem Kissen von schwarzem Leder und beschäftigte sich damit, die zu langen Haare seiner Oberlippe zu stutzen, wobei eine Sklavin ihm einen Spiegel vorhielt. Er war ein Greis von arabischer Abkunft, trug einen langen weißen Bart und sah finster und verdrießlich aus. Nachdem er mich sehr aufmerksam betrachtet hatte, fragte er meine Führer, ob ich Arabisch verstehe. Als sie die Frage verneinten, schien er sehr erstaunt zu sein und schwieg. Die Personen seiner Umgebung folgten seinem Beispiele nicht, am wenigsten die Frauen. Sie überhäuften mich mit Fragen, betrachteten alle Theile meiner Kleidung, wühlten in meinen Taschen und nöthigten mich, meine Weste aufzuknöpfen, damit sie meine weiße Haut untersuchen könnten. Sie gingen sogar so weit, meine Finger und Zehen zu zählen, als ob sie bezweifelten, daß ich zum menschlichen Geschlecht gehöre.

Ich war noch nicht lange Zeit im Zelt, als ein Priester das Abendgebet ankündigte. Ehe die Anwesenden sich entfernten, sagte mir der Maure, welcher den Dolmetscher machte, daß Ali mir Etwas zu essen geben werde. Fast augenblicklich erschienen zwei junge Leute, welche ein wildes Schwein herbeischleppten und an einer Stange festbanden. Ali gab ihnen ein Zeichen, das Thier zu tödten und mir zum Abendessen zu bereiten. Obgleich ich großen Hunger hatte, hielt ich es doch nicht für klug, von einem Thiere zu essen, welches von den Mauren verabscheut wird, und beeilte mich daher, dem Dolmetscher zu sagen, daß ich eine solche Speise nie berühren werde. Die beiden jungen Leute ließen das Schwein nun los; sie hofften, daß dasselbe nun gleich auf mich losstürzen werde, weil die Mauren sich einbilden, daß zwischen Schweinen und Christen eine große Feindschaft herrsche. Sie täuschten sich aber, denn kaum war das Thier in Freiheit, als es Alle, welche ihm in den Weg kamen, ohne Unterschied angriff und zuletzt unter den Kissen des Königs Zuflucht suchte.

Als die Zuschauer zum Gebet fortgegangen waren, führte man mich zum Zelte des ersten königlichen Sklaven, erlaubte mir aber weder einzutreten, noch etwas dazu Gehöriges zu berühren. Ich bat um etwas Speise, und nachdem man mich lange hatte warten lassen, brachte man mir in einer hölzernen Schüssel ein wenig Mais, der in Wasser und Salz gekocht worden war, und breitete dann vor dem Zelte eine Matte aus, auf der ich, von einer Menge Neugieriger umgeben, die Nacht zubrachte. Bei Sonnenaufgang erschien Ali vor dem Zelte seines ersten Sklaven. Er war zu Pferde, und nur wenige Personen begleiteten ihn. Er sagte mir, daß er mir eine Wohnung habe bereiten lassen, in der ich vor der Sonne geschützt sein werde. In der That führte man mich bald dorthin, und wenn ich sie mit dem Orte verglich, den ich verließ, fand ich sie kühl und angenehm. Diese Hütte bildete ein Viereck, und ihre Wände bestanden aus aufrechtstehenden Maisstengeln. Das Dach hatte man aus demselben Stoff gemacht und mit zwei gabelförmigen Stangen gestützt.

An eine derselben war das wilde Schwein gebunden, von dem ich eben gesprochen habe. Es war dies auf den ausdrücklichen Befehl Ali's geschehen und sollte ohne Zweifel eine Verhöhnung des Christenthums sein. Ich muß gestehen, daß diese Nachbarschaft mir sehr unangenehm war, denn eine große Anzahl von Kindern unterhielt sich damit, das Schwein zu necken und zu schlagen. Zuletzt wurde das Thier so wüthend, daß es den Strick zerriß und auf der Flucht mit seinen Hauern mehrere Personen verletzte.

Die Mauren versammelten sich in Menge, um mich zu betrachten. Ihre Neugier war mir im höchsten Grade lästig. Nicht genug, daß ich meine Strümpfe ablegen mußte, damit sie meine Füße untersuchen konnten, mußte ich auch mit Rock und Weste dasselbe thun, damit sie sähen, wie ich mich aus- und ankleidete. Die Erfindung der Knöpfe konnten sie nicht genug anstaunen, und vom Mittag bis zum Abend hatte ich weiter nichts zu thun, als mich aus- und anzukleiden, auf- und zuzuknöpfen, denn Diejenigen, welche diese Wunder schon gesehen hatten, wollten auch ihre Freunde desselben Genusses theilhaftig werden lassen.

Um 8 Uhr Abends schickte mir Ali etwas Kuskus mit Salz und Wasser. Dieses Abendessen kam mir sehr gelegen, da ich seit dem Morgen nichts genossen hatte. In der Nacht hielten die Mauren an der Thür meiner Hütte fortwährend Wache. Sie traten sogar von Zeit zu Zeit herein, um zu sehen, ob ich auch schlafe, und wenn es recht dunkel war, zündeten sie Strohbündel an. Gegen 2 Uhr Morgens schlich Jemand in meine Hütte, um mich zu bestehlen, vielleicht auch um mich zu ermorden. Beim Umhertappen berührte er meine Schulter mit der Hand. Da solche Besuche mindestens höchst verdächtig sind, so fuhr ich rasch in die Höhe. Nun suchte der Fremde zu entkommen, stolperte dabei über meinen Negersklaven, fiel auf das wilde Schwein, das man wieder an die Stange gebunden hatte, und erhielt von demselben zur Erwiderung einen Biß in den Arm.

Das Geschrei, das der Verwundete ausstieß, beunruhigte die Wachen vor dem Zelt des Königs. Sie glaubten, daß ich entflohen sei, und mehrere von ihnen bestiegen ihre Pferde, um mich zu verfolgen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Ali nicht in seinem Zelt geschlafen, denn er trat aus einem anderen, kleineren, das in einiger Entfernung stand. Dieser grausame und argwöhnische Monarch war gegen seine Umgebung so mißtrauisch, daß sogar die Sklaven, welche ihn persönlich bedienten, nie wußten, wo er schlief. Er bestieg ein weißes Pferd und kam in vollem Jagen vor meine Hütte. Als die Mauren ihm die Ursache des Lärms erklärt hatten, entfernte er sich mit ihnen, und ich konnte nun bis zum Morgen ruhig schlafen.

Am folgenden Tage kehrte die Menge zu meiner Hütte zurück und belästigte und mißhandelte mich ebenso wie gestern. Die Kinder versammelten sich, um das Schwein zu schlagen, und die Männer und Frauen, um den Christen zu quälen. Es ist mir unmöglich, das Betragen eines Volks zu schildern, welches die Bosheit wie eine Wissenschaft studirt und an dem Leiden und dem Unglück anderer Menschen seine Freude hat. Ich will nur so viel sagen, daß meine Gegenwart den Mauren Gelegenheit gab, die Unverschämtheit, den Fanatismus, die Grausamkeit, in denen sie sich vor allen anderen

Völkern auszeichnen, nach Gefallen zu bethätigen. Ich war ein Fremder, ich war schutzlos und Christ. Jede dieser Eigenschaften allein genügt, um jedes menschliche Gefühl aus dem Herzen eines Mauren zu entfernen. Wie mußte nun mein Schicksal sein, da ich alle drei Eigenschaften vereinigte und überdies beargwöhnt wurde, als Späher ins Land gekommen zu sein! Man wird mir leicht glauben, daß ich in meiner Lage Alles zu fürchten hatte.

Um den Mauren keinen Vorwand zu Mißhandlungen zu geben und mir vielleicht ihr Wohlwollen zu erwerben, that ich Alles, was sie mir befahlen, und ertrug ihre Beleidigungen geduldig. Aber nie wurde mir die Zeit länger. Von dem Augenblicke an, wo die Sonne sich erhob, bis zu dem, wo sie unter den Horizont sank, war ich gezwungen, mit ruhiger Miene die Beschimpfungen der rohesten Barbaren zu ertragen.

Ich erlebte nun in Benaum einige Wochen der allergrößten Qualen und der allerschmählichsten Behandlung. Nicht nur, daß den ganzen Tag die boshafte Menge, Groß und Klein, sich in meine Strohhütte drängte, wo man mich mit dem wilden Schwein zusammen eingesperrt hatte, daß sie alles Mögliche von mir verlangten und ich ihnen wol hundertmal den Gebrauch meiner Kleider und Knöpfe zeigen mußte, daß sie mich schimpften und beleidigten auf alle Art, man ließ mich auch hungern und dursten und verfolgte mich noch mit den schimpflichsten Neckereien, als mich ein heftiges Fieber ergriffen hatte. In solchem Paroxysmus ging ich einmal aus meiner Hütte und legte mich unter einen Baum, doch da kam eine Schar auf mich zu, und Einer drückte ohne Weiteres seine Pistole auf mich ab, die jedoch zweimal versagte. Ich war völlig vogelfrei. Unterdessen hatte man auch Johnson aufgegriffen und meine Sachen eingebracht. Letztere nahm Ali in sein Zelt, um sie, wie er sagte, vor Dieben zu schützen, und ließ mich bis auf die Haut nach Gold durchsuchen. Einen Kompaß, als gefährliches Zauberding, gab er mir zurück. Auch wurde über mein Schicksal berathen; Einige stimmten für Tod, Andere für das Abhauen der rechten Hand, Andere für das Ausstechen des rechten Auges. Doch schien man das langsame Verschmachten gewählt zu haben. Meine beiden Leute lagen gewöhnlich betäubt auf dem Sande ausgestreckt und waren kaum zu wecken, selbst wenn der Kuskus kam. Mir selbst schwand öfter die Sehkraft vor Hunger und Durst, und wollte ich aufrecht sitzen, so wandelten mich Ohnmachten an. Hin und wieder brachten ankommende Karawanen von Walet in der Wüste und Marokko einige Abwechselung in mein ödes Leben, indem ich mit den Fremden mich etwas unterhalten konnte. Auch ersuchte ich die Mauren, die mich zu quälen kamen, mir etwas Arabisch in den Sand zu schreiben; ich lernte dadurch einerseits die Schrift selbst und verhinderte andererseits ihre Neckereien, da sie sich geehrt fühlten. Die Königin Fatima war abwesend, und Ali machte sich endlich auf, sie zu holen. Er nahm zwei Beutel mit trockenem Kuskus und in der Sonne gedörrtes Rindfleisch mit auf den Weg. Vor seiner Abreise stellten sich die Neger aus Benaum vor ihm zur Musterung auf und überreichten ihm Steuern an Korn und Zeug. Während meines Aufenthaltes in Benaum hatten wir mehrmals heftige Sandwinde aus Osten, welche die Luft verdunkelten, und Wirbelwinde, welche mehrere Zelte umrissen.

Indessen näherte sich der Krieg zwischen Bambara und Kaarta den Grenzen Ludamars, und am 20. April wurde das ganze Lager bei Benaum abgebrochen und nach Norden verlegt. Wir brachten eine Nacht bei einem Negerdorfe zu, dessen Vorsteher mich reichlich mit Speise und Trank erquickte. Am zweiten Tage kamen wir nach dem großen Lager Ali's bei Bubakehr, wo Ali von Norden her mit seiner stark beleibten Frau, Fatima, eintraf. Ich ward ihr sogleich vorgestellt und nach vielen Dingen befragt, auch mit einem Becher Milch bewirthet. Die anderen Frauen runzelten die Stirn und schauderten zusammen, als sie die Weiße meiner Haut betrachteten. Bubakehr ist von einer großen Sandfläche umgeben, die mit wenigen kleinen Bäumen und stacheligen Sträuchern besetzt ist. Die Brunnen hatten wenig Wasser, um das die brüllenden Herden sich fast zerstießen. Meine Sklaven, als die Sklaven eines ungläubigen Hundes, durften nur sehr selten ihren Wasserschlauch füllen, und wir litten den unsäglichsten Durst. Als ich in Verzweiflung einmal mich zum Brunnen hinschleppte, stießen mich die Wasser schöpfenden Mauren überall mit harten Schimpfreden zurück. Endlich erhörte ein alter Mann meine Bitte, goß aber das Wasser in einen Viehtrog, damit meine ungläubigen Lippen den Eimer nicht verunreinigten. Sogleich kniete ich hin und klemmte meinen Kopf zwischen die Köpfe der Kühe in den Trog, um mit vielem Behagen den Labetrunk zu schlürfen.

So verfloß der heiße Maimonat; am Himmel sammelten sich Wolken. und die Blitze in der Ferne kündigten die herannahende Regenzeit an. Viele Kaartaner baten Ali um Hülfe gegen ihren König, und Ali ergriff mit Freuden die Gelegenheit zu plündern. Durch Fatima erhielt ich die Erlaubniß, den Zug zu begleiten, und erhielt auch mein Pferd wieder. Aber meine Sachen und mein treuer Demba mußten in Ali's Besitz zurückbleiben. Mit 200 Mann zog Ali nach Dscharra, wo ich bei meinem früheren Wirth wieder wohnte, nahm dort eine Herde Vieh und einige Mädchen als Sklavinnen weg und zog wieder ab mit der Anweisung an die Einwohner, sich von den Kaartanern bezahlt zu machen, welche ihn gegen ihren König zu Hülfe gerufen hätten. Diese fielen auch in Kaarta ein und plünderten zwei Städte, doch flohen sie eilig, als der König von Kaarta gegen Kasson rückte. Er überfiel zwei Städte in diesem Lande und tödtete alle Einwohner, weshalb man zwei Tage lang ein Todtengeheul in Dscharra erhob und am dritten Tage, da der Feind heranzog, die Hälfte der Einwohner mit Sack und Pack aufbrach, um über Dina nach Bambara zu flüchten. Der Auszug gewährte einen traurigen Anblick, überall war Wehklagen und Geschrei der Weiber und Kinder, alte Leute mußten getragen werden, und Vieh und Menschen drängten einander. Ich schloß mich dem Zuge an, sattelte mein Pferd, hing einen großen Sack voll Mais über dasselbe und beschloß bei der ersten günstigen Gelegenheit zu entfliehen,

Als ich Johnson meine Absicht mittheilte, billigte er dieselbe, erfüllte aber die Hoffnung, welche ich noch immer nährte, daß er mich begleiten werde, so wenig, daß er mir im Gegentheil feierlich erklärte, lieber verlöre er seinen Lohn, als daß er noch weiter gehe. Er sagte mir, ein Sklavenhändler habe ihm den halben Werth eines Sklaven versprochen, wenn er eine Anzahl

Sklaven nach dem Gambia begleite, und er sei fest entschlossen, diese Gelegenheit zu benutzen, um zu seiner Frau und zu seiner Familie zurückzukehren.

Da ich die Hoffnung, daß ich ihn noch überreden könne, aufgeben mußte, so entschloß ich mich, allein aufzubrechen. Gegen Mitternacht packte ich meine Sachen, die aus zwei Hemden, zwei Paar langen Beinkleidern, zwei Taschentüchern, einem Rock, einer Weste, einem Hut und einem Mantel bestanden, zusammen. Das war meine ganze Ausrüstung, und ich hatte weder Glasperlen noch sonst Sachen von einigem Werth, um Lebensmittel für mich und Mais zur Fütterung meines Pferdes anzukaufen.

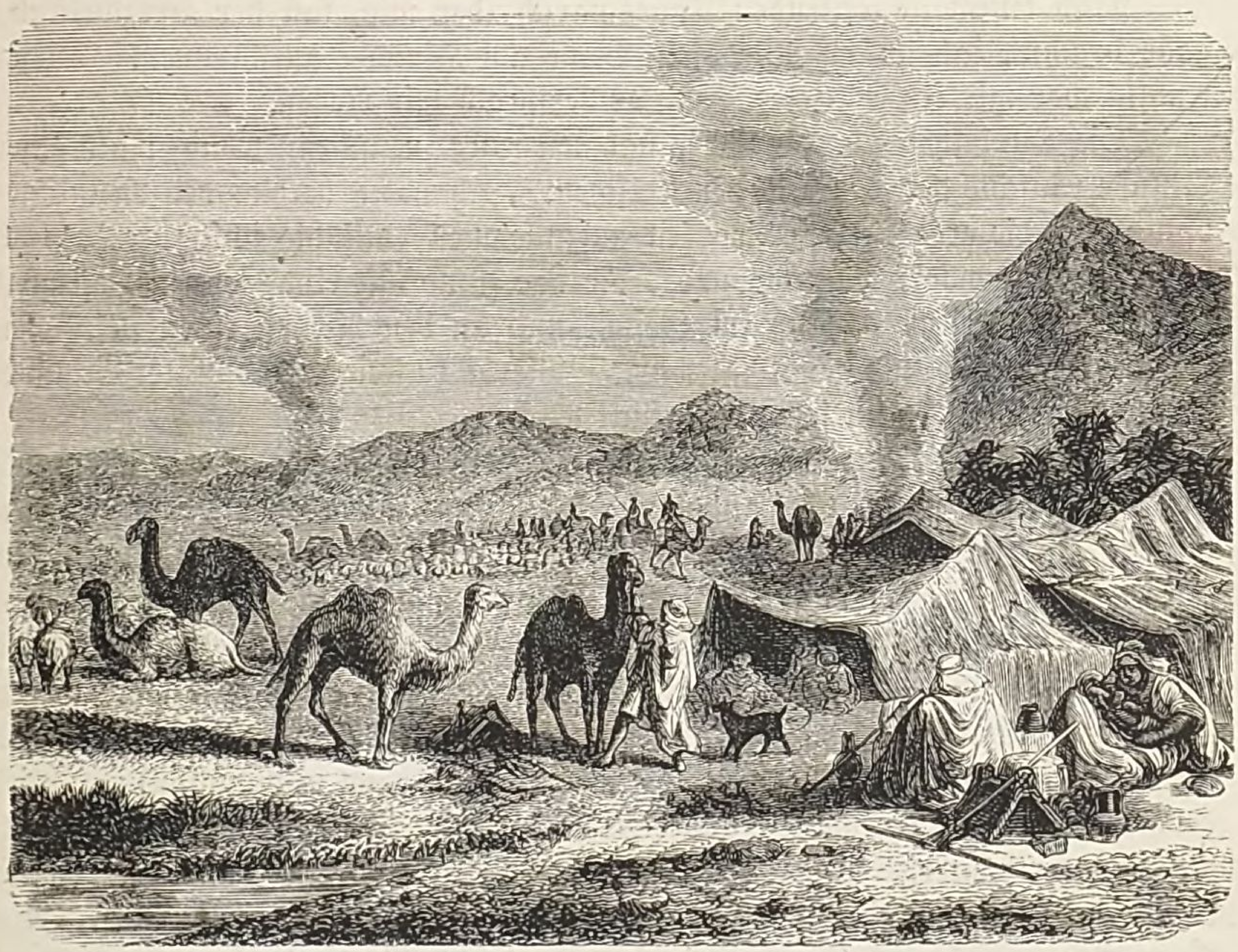
Johnson, der die Mauren die ganze Nacht beobachtet hatte, sagte mir gegen Tagesanbruch ganz leise: „Sie schlafen!“ Der Augenblick einer furchtbaren Entscheidung war gekommen. Jetzt mußten die Würfel fallen, ob ich das kostbare Gut der Freiheit wieder erlangen oder den Rest meiner Tage als Gefangener verleben sollte. Als ich mir diese schreckliche Alternative dachte, fühlte ich, wie ein kalter Schweiß meine Stirn bedeckte. Giebt es einen ernsteren Augenblick als den, welcher über das Schicksal eines ganzen Lebens entscheidet? Doch ich durfte nicht überlegen, wenn ich nicht die Gelegenheit zur Flucht unfehlbar verlieren wollte. Ich ergriff also mein Gepäck, schritt behutsam über die Neger hinweg, die vor der Thür schliefen, bestieg mein Pferd und nahm von Johnson Abschied, indem ich ihm zugleich empfahl, die Papiere, die ich ihm anvertraut hatte, zu besorgen und meinen Freunden zu sagen, daß ich der besten Gesundheit genieße und im Begriff sei, nach Bambara aufzubrechen.

Ich verfolgte meinen Weg mit der größten Vorsicht, indem ich den kleinsten Busch untersuchte und oft horchte oder zurückblickte, um mich zu überzeugen, ob ich verfolgt werde. Etwa eine halbe Stunde vor der Stadt sah ich mich unerwartet neben einem Waffenplatze, welcher den Mauren gehörte. Die Hirten, die dort mit ihren Herden verweilten, verfolgten mich wol dreißig Minuten weit, indem sie mich verhöhnten und mit Steinen nach mir warfen. Als ich ihnen aus dem Gesicht war und schon gerettet zu sein glaubte, wurde ich aufs Neue beunruhigt, da ich hinter mir rufen hörte. Ich wendete mich und sah drei Mauren, welche, ihre Doppelflinten über dem Kopfe schwingend, in vollem Jagen nahe kamen.

Da ich einsah, daß ich meinen Verfolgern unmöglich entkommen könne, so wendete ich mein Pferd und ritt ihnen entgegen. Als sie mich erreichten, griffen zwei von ihnen, jeder an einer Seite, nach meinen Zügeln, und der Dritte hielt mir die Mündung seiner Flinte entgegen, indem er mir befahl, ihnen zu Ali zu folgen. Wenn die menschliche Seele eine Zeit lang, von der Ungewißheit gefoltert, zwischen Hoffnung und Furcht geschwebt hat und unaufhörlich von einer Besorgniß zur anderen übergegangen ist, so empfindet sie eine Art von Erleichterung, wenn sie endlich das ganze Unglück, das ihr bevorsteht, klar überblickt. In dieser Stimmung befand ich mich. Ueberdruß am Leben und an allen seinen Genüssen hatte meine übrigen Empfindungen völlig betäubt, und ich folgte den Mauren mit der Miene der größten Gleichgiltigkeit. Meine Lage sollte sich indessen rascher ändern, als ich hoffen durfte.

Als wir an eine Stelle kamen, wo viel Gesträuch stand, befahl mir einer

der Mauren, mein Gepäck zu öffnen und ihm zu zeigen, was es enthalte. Ich gehorchte. Meine Führer durchsuchten Alles genau, fanden aber nichts, was ihnen zusagte, meinen Mantel ausgenommen, den mir einer von den Schultern riß, um sich selbst hineinzuhüllen. Dieser Mantel war mir außerordentlich nützlich, da er mich am Tage gegen den Regen und in der Nacht gegen die Mosquitos schützte. Ich bat daher den Mauren inständigst, ihn mir zu lassen, und folgte ihm sogar eine Strecke weit, damit er mir seinen Raub wieder erstatte. Er achtete jedoch auf meine Bitten nicht und sprengte mit einem seiner Gefährten davon. Als der Dritte sah, daß ich jenen Beiden nacheilen wollte, versetzte er meinem Pferde einen Schlag vor den Kopf, zielte mit der Flinte nach mir und untersagte mir, einen Schritt weiter zu reiten.



Lager der Mauren.

Jetzt erkannte ich, daß die Mauren nicht den Auftrag hatten, mir nachzusetzen und mich gefangen zu nehmen, sondern mir nur gefolgt waren, um mich zu bestehlen. Der Dritte schlug bald denselben Weg ein, auf dem die beiden Ersten sich entfernt hatten, und ich wendete den Kopf meines Pferdes abermals gegen Osten, indem ich mir Glück wünschte, daß die Barbaren blos meinen Mantel, dessen Verlust mir allerdings höchst schmerzlich war, genommen hatten.

Ich hatte die Mauren nicht sobald aus dem Gesicht verloren, als ich in den Wald hineinritt, wo ich gegen Verfolgungen verhältnißmäßig gesichert war. Ich beschleunigte den Schritt meines Pferdes, bis ich in die Nähe einiger hoher Felsen kam, die ich auf dem Wege von Queira nach Dina

gesehen zu haben mich erinnerte. Nun schlug ich eine mehr nördliche Richtung ein und fand glücklicher Weise einen betretenen Pfad.

Ich ritt weiter und ließ die Hoffnung nicht fallen, daß ich bis zur Nacht einen Platz finden werde, wo es Wasser gebe. Mein Durst hatte jetzt einen unerträglichen Grad erreicht. Mein Mund war trocken und entzündet, häufig verdunkelten sich meine Augen plötzlich und meine Kräfte schwanden rasch dahin. Mein Pferd war so ermattet, daß ich absteigen und es vor mir hertreiben mußte, und ich begann zu fürchten, daß ich verschmachten müsse. Um meinen Mund und meinen brennenden Schlund zu erquicken, versuchte ich die Blätter verschiedener Gesträuche zu kauen, aber sie waren sämmtlich bitter und verschafften mir keine Erleichterung.

Nach einem angreifenden Tagesmarsch, der mich fast der Verzweiflung nahe brachte, sah ich im Nordosten Blitze am Himmel aufflammen. Dieser Anblick war mir ein köstlicher, denn er versprach mir Regen.

Die Dunkelheit und die Blitze nahmen rasch zu, und in weniger als einer Stunde rauschte der Wind in den Büschen. Ich hatte bereits den Mund geöffnet, um die erquickenden Tropfen aufzunehmen, auf die ich hoffte, als ich von einer Sandwolke bedeckt wurde, die der Wind mit einer solchen Heftigkeit vor sich hin trieb, daß ich im Gesicht und an den Armen einen peinlichen Schmerz empfand und genöthigt war, zu Pferde zu steigen und hinter Bäumen Schutz zu suchen, damit ich nicht erstickt werde.

Eine Stunde lang wirbelte eine unermeßliche Menge Sand durch die Luft, worauf ich weiter ging, obgleich ich mich nur mit großer Mühe bewegen konnte. Endlich gegen 10 Uhr Abends fielen nach einigen sehr lebhaften Blitzen einige große Wassertropfen. Wenige Augenblicke später hörte das Sandtreiben auf. Ich stieg nun vom Pferde und breitete meine ganze Wäsche auf der Erde aus, um den Regen aufzufangen, den ich jetzt mit ziemlicher Gewißheit erwartete. In der That regnete es eine Stunde lang reichlich und ich stillte meinen Durst, indem ich mein Leinentuch rang und aussog.

Nach der Magnetnadel wanderte ich nun beim Schein der Blitze bis nach Mitternacht weiter. Gegen Morgen kam ich in die Nähe maurischer Zelte, eine Frau bemerkte mich und erhob ein Geschrei; ich floh das böse Volk. Am Vormittag erreichte ich ein Negerdorf. Ein altes Mütterchen, das vor ihrer Hütte Baumwolle spann, reichte mir eine Schüssel Kuskus und etwas Korn für mein Pferd, wofür ich ihr ein Taschentuch gab. Von der Dorfjugend begleitet, wanderte ich, mein Pferd vor mir hertreibend, aus dem Dorfe, ruhte ein wenig unter einem Baume und schlug am Abend neben einer Regenlache mein Nachtlager auf, aber Fliegen und Mücken quälten mich, und mein Pferd wurde durch das Geheul wilder Thiere in beständiger Unruhe gehalten. Am 4. Juli sah ich viel Antilopen, wilde Schweine und Strauße und ward um Mittag von einem Fulbehirten eingeladen, in sein Zelt zu kommen. Ich kroch auf Händen und Füßen in das Zelt und fand mich hier mit dem Fulbe, seiner Frau und drei Kindern wie Spielzeug in einer Schachtel eingepreßt. Wir aßen geröstetes Korn und Datteln; als aber der Hirte zu den Kindern, auf mich zeigend, sagte: „Nazarener!“, so erhoben sie ein gewaltiges Geschrei

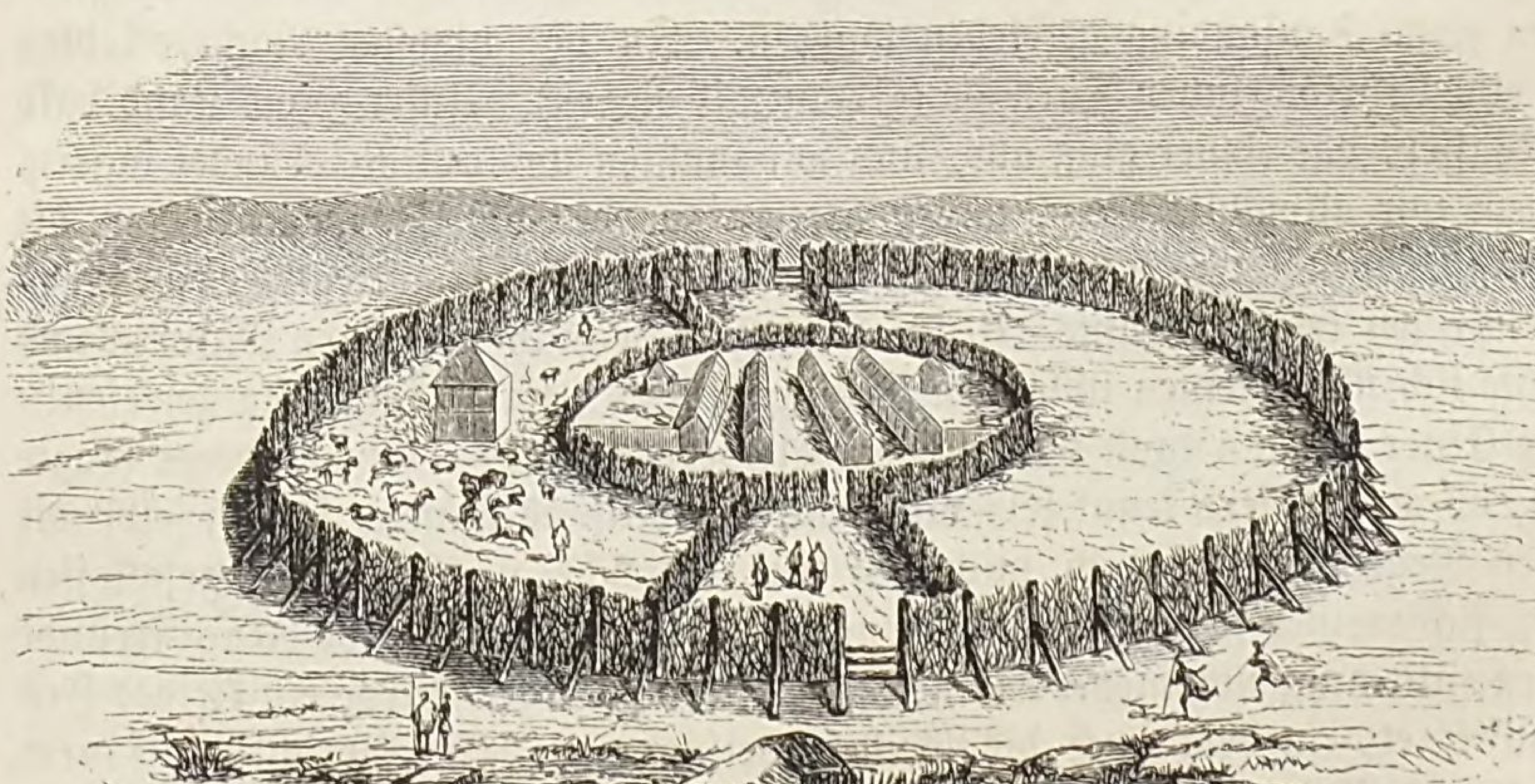
und sprangen mit der Mutter aus dem Zelte. Ich dankte dem Hirten herzlich für seine Bewirthung, kaufte für einige metallene Knöpfe etwas Korn für mein Pferd und ritt dann weiter die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Tage gelangte ich glücklich zur Stadt Kora, die dem Könige von Bambara zinsbar ist. Sie gehörte früher zum Reiche Kaarta, treibt vielen Ackerbau und wird von Mandingos und Fulbes bewohnt. Der Duti (Ortsvorsteher) empfing mich freundlich, und ich fiel in meiner Rindshaut alsbald in süßen Schlummer. Doch die Neugierde der Einwohner weckte mich bald wieder, und viel Volks stritt sich, wer ich sei, ob ein Araber oder maurischer Sultan. Der Duti erkannte mich für einen Weißen, da er früher einmal am Gambia gewesen war, meinte aber, ich müsse sehr arm sein. Als die Frauen hörten, daß ich nach Segu wolle, beauftragten sie mich, den König zu bitten, daß er ihnen ihre Söhne wiedergebe, welche vor drei Jahren durch sein Heer mitgenommen wären. Am anderen Tage fand ich in einer anderen Stadt wiederum gastliche Aufnahme, doch hätte mein Wirth meinen Kopf fast ganz geschoren, als ich ihm erlaubte, sich eine Haarlocke abzuschneiden. Das Haar der Weißen, sagte er, habe Zauberkraft und theile dem Besitzer alle Weisheit Dessen mit, von dem es wäre. Am folgenden Tage erreichte ich die Stadt Wassibu, wo ich beim Duti vier Tage blieb und mit den Hausgenossen auf die Feldarbeit ging. Aus Furcht vor den Mauren sind die Ackersleute immer bewaffnet. Am 5. Juli setzte ich mit acht flüchtigen Kaartanern meine Reise fort. Als wir am Abend uns einer Stadt näherten, hielt man so viele Reiter für einen Haufen Mauren; man verschloß die Thore und Alles bewaffnete sich. Erst mit Mühe verständigten wir uns und erhielten Einlaß. In den folgenden Tagen kamen wir durch eine schöne, fruchtbare Gegend voller Felsberge mit Schluchten und reich bewässerten Thälern, wo aber oft bei Tage die Mauren und bei Nacht die weniger wilden Thiere lauerten. Die Stadt Murdschi, welche wir passirten, treibt großen Tauschhandel mit Salz und Zeugen, und die Einwohner verlebten gerade einen guten Tag. Sie saßen zu Zwanzigen in eigenen Bierhäusern und waren gegen uns Reisende sehr freigebig. Wir blieben zwei Tage daselbst und brachen dann in Begleitung eines Zuges von 14 Eseln auf, die mit Salz beladen nach Sansanding getrieben wurden. In der nächsten Nacht erlebten wir einen fürchterlichen Tornado (Orkan mit Regen). Unser Haus stand bald im Wasser, das Feuer ging aus, und wir mußten uns auf Reisbündel lagern. Indem wir allmählig Segu näher kamen, wurden die Straßen belebter, die Leute aber weniger gastfrei; mein Pferd war wiederum so entkräftet, daß ich es vor mir her treiben mußte. Ueberall hielt man mich für einen Mauren und machte sich über meinen schlechten Aufzug lustig. „Er ist in Mekka gewesen!" sagte Einer, „man kann's an seinen Kleidern sehen!" Ein Anderer fragte mich, ob mein Pferd krank sei; ein Dritter wollte es kaufen, so daß selbst die beiden Neger, welchen ich mich auf dem Marsche nach Segu angeschlossen hatte, sich meiner schämten. Doch wurde ich in einem Dorfe, wo Jene Freunde hatten, gut aufgenommen. Meinen Begleitern zu Ehre wurde ein kleines Fest veranstaltet, an dem auch die Weiber theilnahmen. Ein Gericht von saurer Milch und Mehl, welches sie Sincatu nennen, und Bier von ihrem Korn

gebraut, wurde mit großer Feierlichkeit ausgetheilt. Sie nickten einander zu, wenn sie tranken, und sagten „berka!“ (ich danke Euch), wenn sie die Kalebasse niedersetzten. Männer und Weiber schienen zuletzt ein kleines Räuschchen zu haben, waren aber anständig und friedfertig. Wir begegneten auf der weiteren Reise einem Zuge von 70 Sklaven, die je 7 und 7 am Nacken mit Stricken aus Rindshäuten zusammengebunden waren; jede Koppel führte ein Mann mit einer Flinte. Sie kamen von Segu und sollten über Ludamar durch die Wüste nach Marokko gebracht werden.

Die immer belebter werdende Straße kündigte die Nähe von Segu an, und schon sah ich den Rauch der Stadt aufsteigen.

Als wir uns der Stadt näherten, holte ich die Flüchtlinge aus Kaarta ein, die mich so wohlwollend behandelt hatten. Sie erboten sich, meine Vorstellung bei dem König zu bewirken. Wir schritten auf einem sumpfigen Boden dahin, und ich sah mich nach dem Flusse um, als plötzlich einer meiner Gefährten ausrief: „Geo affili!“ (Seht das Wasser!) Ich blickte auf und sah mit unendlichem Entzücken den großen Gegenstand meiner Sendung, den majestätischen Niger, den ich seit so langer Zeit suchte. Breit wie die Themse östlich von Westminster, funkelte er in den Sonnenstrahlen und strömte langsam gegen Osten. Ich eilte an das Ufer, trank von dem Wasser und hob meine Hände gen Himmel, um dem Lenker aller Dinge inbrünstig zu danken, daß er meine Anstrengungen mit einem so vollständigen Erfolg gekrönt habe.

Die Wahrnehmung, daß der Niger gegen Osten und die an diese Richtung angrenzenden Punkte ströme, überraschte mich keineswegs. Wenn ich auch bei meiner Abreise aus Europa in dieser Beziehung starke Zweifel hegte, so hatte ich doch im Laufe meiner Reise so viele Fragen hinsichtlich des Flusses gestellt und von den Negern der verschiedensten Stämme so oft und so bestimmt versichern hören, daß sein Lauf die allgemeine Richtung nach Osten einschlage, daß mir in diesem Punkte um so weniger eine Ungewißheit blieb, als ich wußte, daß Major Houghton auf dieselbe Weise ähnliche Nachrichten eingezogen habe.





Haus in Segu.

IV. Mungo Park am Niger. Rückreise nach Pisania.

Segu. Sansanding. Rückkehr. Räuberischer Anfall der Fulbes. Sibidulu. Kamalia. Mandingos. Elefanten. Kinitakuro. Malacotta. Kitwani. Pisania.

Die Stadt Segu liegt auf beiden Seiten des Dscholiba (Niger), ist von Erdmauern umgeben und hat viereckige, mitunter zweistöckige, geweißte Lehmhäuser mit flachen Dächern. Der König residirt im Stadttheil auf dem jenseitigen Ufer; eine Fähre auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen, welche der Länge nach an einander gefügt sind, vermittelt den Verkehr zwischen beiden Stadttheilen und bringt durch das Ueberfahrtsgeld dem König viel ein. Bei der großen Menge Wartender setzte ich mich am Ufer nieder, bis die Reihe an mich kommen würde, und Alle sahen mich voll Verwunderung an, Mauren wie Neger. Das Gerücht meiner Ankunft gelangte bald zum König Mansong. Maurische Rathgeber mochten mich verdächtigt haben, denn bald kam ein Bote vom König und befahl mir, nicht überzufahren, sondern in einem bezeichneten Dorfe zu warten, bis man wisse, warum ich gekommen sei. Traurig fügte ich mich in mein Loos und ging in das Dorf, wurde aber von Allen gemieden und mußte den ganzen Tag ohne Speise unter einem Baume zubringen.

Die Nacht schien noch unangenehmer werden zu wollen, denn es hatte sich ein Sturm erhoben, und Alles deutete auf einen starken Regen hin.

Uebrigens giebt es in dieser Gegend so viele wilde Thiere, daß ich genöthigt gewesen sein würde, einen Baum zu ersteigen und in dessen Gezweige zu schlafen. Schon bereitete ich mich gegen Sonnenuntergang vor, die Nacht auf diese Weise zuzubringen, und hatte eben meinem Pferde die Freiheit gegeben, damit es nach Gefallen weiden könne, als eine Frau, die aus dem Felde von der Arbeit heimkehrte, stehen blieb und mich betrachtete. Da sie meine Niedergeschlagenheit und Ermattung sah, so erkundigte sie sich nach meiner Lage, die ich ihr mit wenigen Worten auseinandersetzte, worauf sie mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgefühls in den Zügen, meinen Sattel und Zaum ergriff und mich aufforderte, ihr zu folgen. Nachdem sie mich in ihre Hütte geführt hatte, zündete sie eine Lampe an, breitete eine Matte auf den Boden und sagte mir, daß ich dort während der Nacht ruhen könne. Als sie bemerkte, daß ich Hunger habe, versprach sie mir auch Speise zu verschaffen. In der That ging sie hinaus und kam in kurzer Zeit mit einem sehr schönen Fische zurück, den sie auf Kohlen halb gar briet und mir zum Abendessen vorsetzte. Nachdem meine würdige Wohlthäterin auf diese Weise alle Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt hatte, wies sie auf meine Matte, wo ich ohne Furcht ruhen könne. Ihrer Aufforderung zufolge nahmen nun die Weiber ihres Hausstandes, die mich während dieser ganzen Zeit unaufhörlich betrachtet hatten, ihre Arbeit, welche im Spinnen von Baumwolle bestand, wieder auf. Sie beschäftigten sich mit derselben während eines großen Theils der Nacht. Um die lange Weile zu verscheuchen, stimmten sie Lieder an, von denen eines auf der Stelle entstanden sein mußte, denn ich war der Gegenstand desselben. Eine der Frauen sang es, und die übrigen fielen in Zwischenräumen als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten in buchstäblicher Uebersetzung:

„Die Winde heulten und der Regen rauschte nieder. Der arme weiße Mann kam schwach und erschöpft und setzte sich unter unseren Baum. Er hat keine Mutter, die ihm Milch brächte, er hat keine Frau, die ihm sein Korn mahlte."

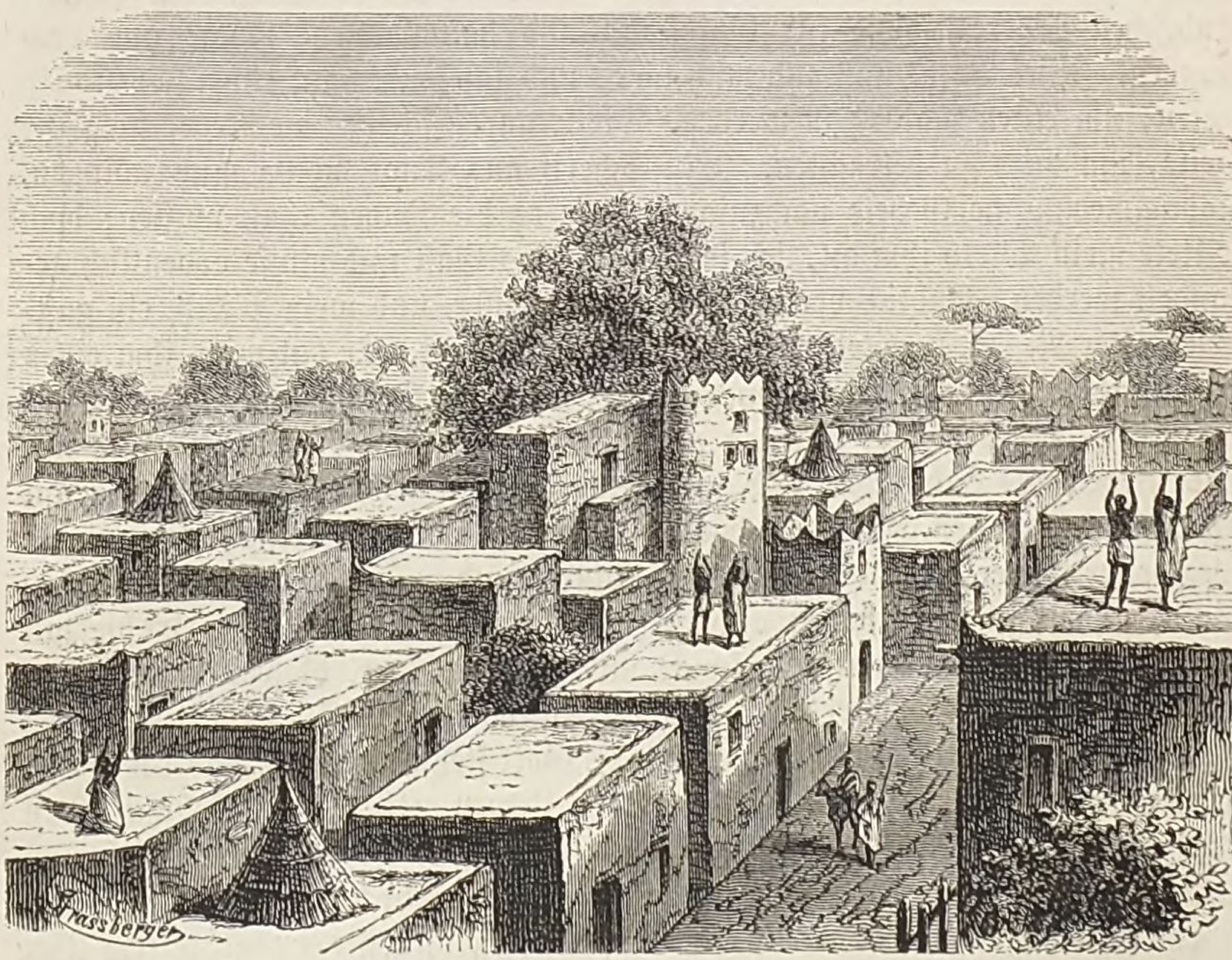
Diese Einzelnheiten erscheinen dem Leser vielleicht unbedeutend, aber in der Lage, in der ich mich befand, rührten sie mich außerordentlich. Von einer Güte, die ich so wenig erwartet hatte, bis zu Thränen bewegt, vermochte ich nicht zu schlafen. Am Morgen gab ich meiner edelmüthigen Wirthin zwei von den vier Knöpfen, die an meiner Weste noch übrig waren. Es war dies das einzige Geschenk, durch das ich ihr einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben im Stande war.

Am anderen Tage kamen viele Einwohner zu mir, und ich hörte von ihnen, daß die Mauren und Sklavenhändler meine Feinde wären und den König gegen mich eingenommen hätten. Letzterer schickte einen Boten mit der Erkundigung, ob ich denn gar nichts für ihn mitgebracht habe? Ich konnte ihm nur sagen lassen, daß ich von den Mauren ganz ausgeplündert sei. Am 23. Juli erschien ein neuer Bote vom König und brachte mir 5000 Kauris, um auf 50 Tage mir Lebensmittel kaufen zu können, nebst dem Befehl, mich aus der Umgegend von Segu zu entfernen. Wolle ich nach Dschinneh, so solle mich der Bote bis Sansanding geleiten. Ich ging nun mit ihm und hatte mich über meinen Begleiter nicht zu beklagen; er war freundlich und gesprächig.

Er wunderte sich, daß ich, um einen großen Fluß zu sehen, so weit gereist sei, und fragte, ob es denn in unserem Lande keine großen Flüsse gäbe. Vor Dschinneh flößte er mir Furcht ein, es sei eine maurische Stadt, obschon dem Namen nach zum Reiche Bambara gehörig, wo man es für verdienstlich halten würde, mich umzubringen. Am folgenden Tage kamen wir zur Stadt Kaaba, in einer schönen und wohlangebauten, parkähnlichen Gegend gelegen. Die Einwohner waren mit dem Einsammeln der Schinüsse beschäftigt, deren Kerne an der Sonne getrocknet und in Wasser gekocht, die bereits beschriebene Butter geben, welche dauerhafter und schmackhafter ist als die beste Kuhbutter.

Durch viele Fischerdörfer gelangten wir nach Sansanding. Diese Stadt ist ein lebhafter Marktplatz für Salz aus der Wüste und Korallen vom Mittelländischen Meere, sowie für Goldstaub und baumwollene Zeuge aus dem Innern. Viel Volks umstand mich hier, und ich mußte auf einen hohen Sitz treten, um Allen sichtbar zu werden. Die Mauren schoben die Neger stolz zur Seite, um mich zu betrachten. Ein Scherif aus Tuat wollte mich zwingen, mohammedanische Gebete nachzusagen, wie es die Juden thun müssen; doch deutete mein Wirth ihm an, ich sei des Königs Gast und müsse ordentlich behandelt werden. Endlich verließen mich die Gaffer, und mein Wirth, ein gastfreier alter Neger, bereitete mir ein gutes Abendbrot. Er bat mich, ihm einen Spruch (Saphi) aufzuschreiben und meinte, wenn der Spruch eines Mauren gut sei, müsse doch der eines Weißen noch viel besser sein. Ich schrieb ihm mit einer Feder aus Schilfrohr und mit Tinte aus Kohle und Gummiwasser auf ein dünnes Bretchen das Gebet des Herrn. Am 25. Juli reiste ich mit einem Wegweiser weiter, kam durch mehrere Städte und am 28. durch einen großen Wald. Hier sah ich eine Giraffe von mausegrauer Farbe. Sie trabte mit ihren hohen Vorderbeinen ungeschickt und schläfrig fort, bisweilen den Kopf zur Seite wendend. Weiterhin kamen wir auf eine offene Fläche mit einzelnen Gebüschen. Plötzlich rief mein Begleiter: „Gott steh uns bei!", und ich sah zu meinem Schrecken einen gewaltigen rothen Löwen neben dem Gebüsch, den Kopf zwischen den Vordertatzen, liegen. Der Sultan der Thiere ließ uns jedoch ruhig vorüberziehen, da er wahrscheinlich nicht hungrig war. Gegen Abend erreichten wir Medibu, ein Dorf am Niger, dessen ausgebreitete Ufer hier mehrere kleine grüne Inseln umschließen. Auf ihnen weiden, vor den Anfällen der reißenden Thiere gesichert, die Herden einiger arbeitsamen Fulbes. Im Flusse halten sich Krokodile auf, aber sie belästigen die Menschen nicht so, als die Scharen bissiger Moskitos, unter deren Stichen ich die Nacht ruhelos zubrachte. Am 29. wanderte ich krank zu Fuß weiter und trieb mein ausgemergeltes Pferd vor mir her. Endlich fiel dieses ganz erschöpft nieder und war nicht mehr fortzubringen. Ich sammelte etwas Gras und legte es ihm vor und verließ dann traurig den Gefährten meiner Leiden, indem ich ein ähnliches Schicksal für mich selbst vor Augen sah. Am Abend kam ich nach Silla, einer großen Stadt am rechten Ufer des Flusses. Bis Mitternacht war ich von Hunderten Neugieriger umgeben, endlich erlaubte mir der Duti, in seine Hütte zu kommen, um dem Regen zu entgehen. In der Nacht bekam ich einen heftigen Fieberanfall.

Von Krankheit niedergebeugt, von Hunger und Mühen geschwächt, halb nackt und jedes irgend werthvollen Besitzthums beraubt, mit dem ich mir Lebensmittel hätte eintauschen können, oder das mir Kleider und einen Zufluchtsort zu verschaffen im Stande gewesen wäre, begann ich ernstlich über meine Lage nachzudenken. Bittere Erfahrungen hatten mich überzeugt, daß ich, wenn ich weiter gehen wolle, auf unübersteigliche Hindernisse stoßen werde. Die tropischen Regen hatten mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit begonnen, die Flüsse und Sümpfe waren aller Orten aus ihren Ufern getreten. Einige Tage später hätte ich blos noch zu Wasser weiter reisen können. Was mir von den Kauris noch blieb, die der König von Bambara mir geschenkt hatte, reichte

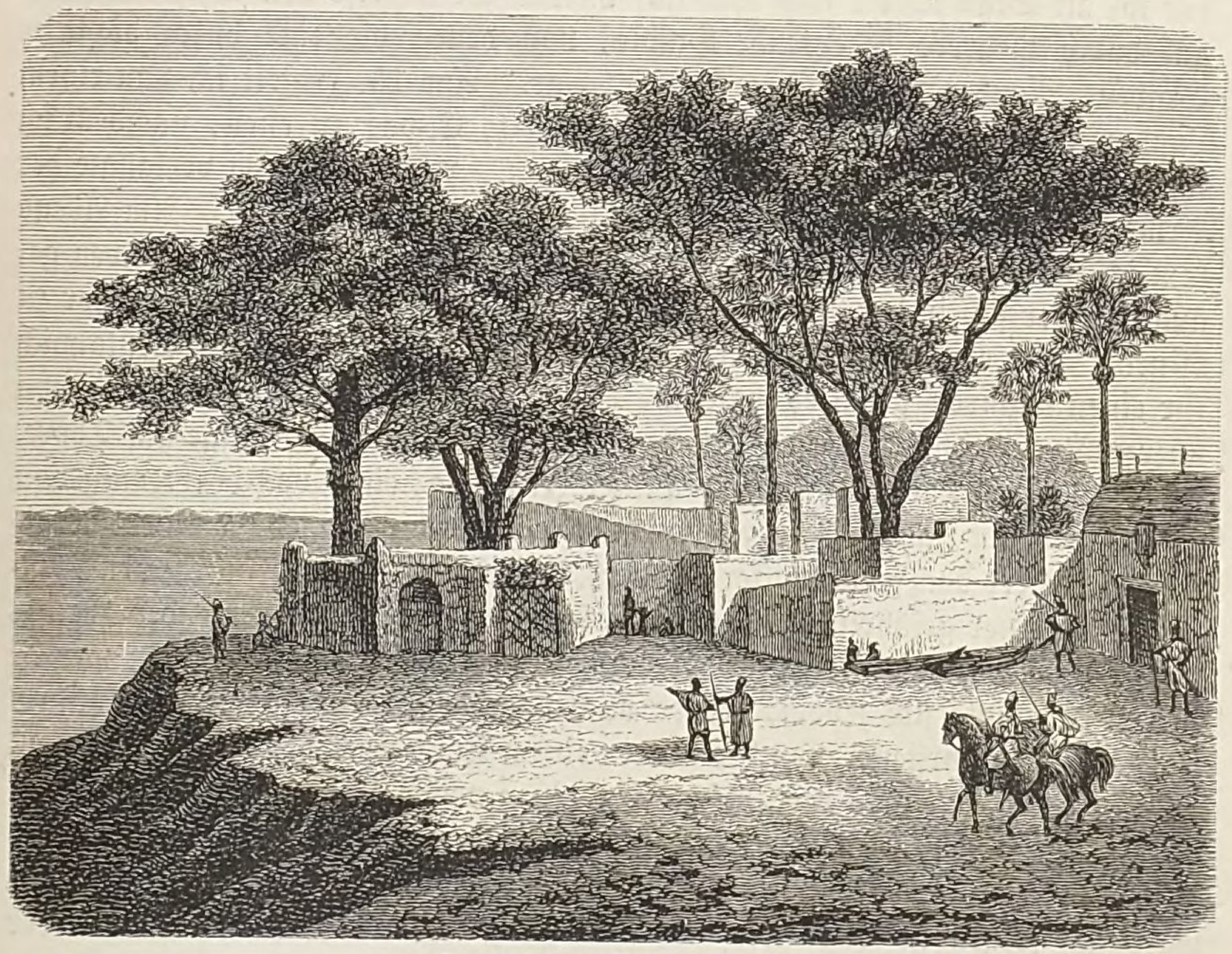


Segu von einer Dachterrasse aus. (Nach Mage.)

nicht hin, mir für eine größere Strecke einen Kahn zu miethen, und in einem Lande, wo der Einfluß der Mauren der überwiegende war, von fremder Mildthätigkeit leben zu können, hatte ich wenig Hoffnung. Daß ich mehr und mehr in die Gewalt dieser unversöhnlichen Fanatiker kommen müsse, war mir vor Allem der schrecklichste Gedanke. Erwog ich die Art, wie ich in Segu und Sansanding aufgenommen worden war, so mußte ich fürchten, daß ich mein Leben preisgebe, wenn ich auch nur bis Dschinneh vordringe, es sei denn, daß irgend ein angesehener Maure sich meiner annehme. Aber welche Mittel besaß ich, mir einen solchen Beschützer zu verschaffen? Starb ich bei diesem Unternehmen, so hatte ich alle meine Opfer nutzlos gebracht, denn meine Entdeckungen gingen mit mir zu Grunde.

Welchen Entschluß ich fassen mochte, überall eröffnete sich mir eine düstere Zukunft. Kehrte ich nach dem Gambia zurück, so hatte ich eine Fußreise von mehr als 50 Meilen durch unbekannte Länder zu machen. Dennoch blieb mir keine andere Wahl, da die Fortsetzung meiner Reise gegen Osten mir den unvermeidlichen Untergang gebracht haben würde.

Ich hoffe, meine Leser werden mir Recht geben, daß ich so und nicht anders entschied. Jeden vor dem Verstande zu rechtfertigenden Versuch, meine Aufgabe im ausgedehntesten Sinne zu erfüllen, hatte ich gemacht. Wäre mir noch die geringste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Ausgangs geblieben, so würde ich weder die unvermeidlichen Beschwerden der Reise, noch die Gefahren einer zweiten Gefangenschaft gefürchtet haben. Aber es war die Nothwendigkeit, die mich zur Rückkehr zwang.



Sansanding. (Nach Mage.)

Uebrigens hörte hier die Bambarasprache, in welcher, als mit der Mandingosprache verwandt, ich mich verständlich zu machen wußte, auf, und an Dolmetscher war weiterhin nicht zu denken. Also beschloß ich zurückzukehren, obschon auch die Rückreise mehrere hundert Meilen durch ein unbekanntes Land nicht ohne große Mühen und Gefahren sein konnte. Durch Erkundigungen erfuhr ich, daß Dschinneh zwei Tagereisen von Silla auf einer Insel im Niger liegt und zwei Tagereisen weiter der Fluß sich zu einem See, genannt Dibbih oder der Schwarze See, ausbreitet. Zwölf Tagereisen hinter Dschinneh liegt Timbuktu und elf Tagereisen davon Haussa. Südlich

von Silla liegt ein Reich, Manianna, dessen Einwohner ihre Kriegsgefangenen braten und fressen. Am 30. Juli trat ich meine Rückreise an und ließ mich wieder auf das linke Ufer des Flusses übersetzen, da das rechte voller Buchten und Sümpfe sein sollte. Ich traf in Medibu mein Pferd wieder an, das sich schon ein wenig erholt hatte, mußte aber durch die Regenzeit, welche die Wege unter Wasser gesetzt und den Boden erweicht hatte, viel ausstehen. Die Leute in den Ortschaften waren weniger freundlich gegen mich, da sich das Gerücht verbreitet hatte, ich sei ein Spion. Der König von Bambara, hieß es, habe Leute nach mir ausgesandt, mich zu fangen; in manche Orte ließ man mich gar nicht hinein, sondern wies mich am Thore barsch ab, oder führte mein Pferd um die Stadtmauer herum bis zur anderen Seite; andere Ortschaften durchritt ich eiligst und ward für einen Mauren gehalten. Am 13. August ritt ich an Segu vorbei und kam auf meiner Weiterreise den Dscholiba hinauf durch mehrere bedeutende Städte, von denen die eine durch doppelte Gräben, Mauern und Thürme befestigt war. Am 15. erhielt ich von einem Landmanne, der mich für einen Scherif hielt, Etwas zu essen, nachdem ich schon drei Tage von rohem Korn gelebt hatte. Als Bezahlung verlangte der Arme nur meinen Segen, den ich ihm von ganzem Herzen gab. Am Abend kam ich zu einer Stadt, wurde aber nicht eingelassen. Von einem Löwen geängstigt, der sich in der Nähe umhertrieb, bat ich flehentlich, mir das Thor zu öffnen. Doch erst um Mitternacht wurde es mir aufgethan, da die Leute mich für einen Mauren gehalten hatten. Jetzt aber meinten sie, seien sie davon überzeugt, daß ich kein Maure sei, denn ein solcher warte nie lange am Thore, ohne den Einwohnern zu fluchen. Hinter Jamina, einer von dem König von Kaarta vor vier Jahren halb zerstörten Stadt, war die Gegend trotz ihres bergigen Charakters doch sehr bevölkert. Am 18. August kam ich zum Flusse Frina und wollte an einer gefährlichen Stelle übersetzen, als mich ein Reisender zurückrief. Sowie er mich näher erblickte, rief er: „Gott bewahre mich, wer ist das?“ beruhigte sich jedoch, als er mich bambarisch reden hörte. Er führte mich an eine Fährstelle, von der wir in einem Kahn über den Fluß gelangten. In Taffara war man eben beschäftigt, einen neuen Duti zu wählen, und beachtete mich wenig, ließ mir auch nur schlechte, aus den Kornhülsen bereitete Speisen zukommen. Ich hörte hier wieder die Mandingosprache. Ein Sklave ward am folgenden Tage wie das liebe Vieh begraben, indem ein anderer Sklave den nackten Leichnam an einem Bein und einem Arm in die Grube schleppte. Der Herr des Todten rief mehrere Male aus: „Ach das verlorene Geld!“ Die Nacht zum 20. August brachte ich in der Stadt Kulikarro zu, welche einen bedeutenden Salzmarkt hat. Ich mußte meinem Wirth einen Zauberspruch gegen böse Menschen schreiben, worauf jener das von oben bis unten auf beiden Seiten beschriebene Bret abwusch und nach einigen Gebeten den schwarzen Zauberspruch hinunterschluckte. Damit nichts verloren ginge, leckte er das Bret noch mit der Zunge ab. Dafür bekam ich dann guten Reis zum Abendbrot und für einen anderen Zauberspruch, der Reichthum schaffen sollte, vom Sohn des Duti Meth und Milch. Ein so üppiges Mahl war mir seit langer Zeit nicht geboten, und ich erfreute mich darauf eines erquickenden

Schlummers auf meiner Rindshaut. Am 23. August erreichte ich die Stadt Bammaku, welche von Serawulli-Negern und vielen Mauren bewohnt wird. Letztere waren hier artiger gegen mich, als sie irgendwo gewesen waren. Trotzdem, daß die Einwohner mir die Fortsetzung meiner Reise in dieser Jahreszeit widerriethen, eilte ich doch weiter und kam in ein felsiges Gebirge, wo einzelne Schäferhütten und kleine Gebirgsdörfer mir Unterhalt verschafften und die gutmüthigen Hirten mir die Wege zeigten. Sie mochten eine halbe Stunde von mir entfernt sein, und ich hielt eben bei einem kleinen Bache an, um meinen Durst zu löschen, als ich einige Leute einander zurufen und gleich darauf ein Geschrei wie von einem Menschen, der in großer Gefahr schwebt, hörte. In der Meinung, daß ein Löwe einen Schäfer angegriffen habe, stieg ich zu Pferde, um genau zu erfahren, was eigentlich vorgefallen sei. Inzwischen hörte das Geschrei auf, und als ich an dem Orte ankam, von dem es ausgegangen war, erhielt ich auf mein leises Zurufen keine Antwort. Bei genauerem Umschauen sah ich einen Hirten unfern der Straße in hohem Grase liegen. Obgleich ich kein Blut an ihm wahrnahm, hielt ich ihn doch für todt. Ich näherte mich ihm und er flüsterte mir nun zu, daß ich nicht weiter reisen möge. Ein Haufen Bewaffneter, erzählte er, habe seinen Gefährten mit sich fortgeschleppt und auf ihn selbst, als er die Flucht ergriffen, zwei Pfeile abgeschossen. Ich hielt an, um über den Beschluß, den ich zu fassen habe, nachzudenken, und sah mit einem Male, als ich zufällig um mich blickte, in geringer Entfernung einen Mann auf einem Baumstamm sitzen. Auch die Köpfe von sechs bis sieben anderen, welche im Grase saßen und Musketen in der Hand hielten, vermochte ich zu unterscheiden. Ich sah, daß ich keine Hoffnung habe, ihnen zu entkommen, und beschloß gerade auf sie loszureiten. Vielleicht waren es Elefantenjäger, und in dieser Hoffnung knüpfte ich mit der Frage, ob sie Etwas geschossen hätten, eine Unterredung an. Ohne zu antworten, befahl mir einer der Leute, vom Pferde zu steigen. Plötzlich schien er sich an Etwas zu erinnern und machte mir ein Zeichen, daß ich meine Reise fortsetzen möge. Ich ritt also weiter und war bereits nicht ohne Mühe über einen kleinen Bach gelangt, als ich mich rufen hörte. Als ich zurückblickte, sah ich die vermeintlichen Elefantenjäger mir nachlaufen und hörte sie rufen, daß ich umkehren solle. Ich hielt, bis sie an mich herangekommen waren. Sie sagten mir nun, der König von Fuladu habe sie beauftragt, mich und mein Pferd nebst allem meinem Eigenthum nach Fuladu zu führen, und ich müsse ihnen folgen.

Dies geschah meinerseits ohne Zaudern, und wir gingen etwa fünf Minuten weit, ohne ein Wort zu sprechen. Als wir in ein dichtes Gebüsch traten, sagte Einer zu seinen Gefährten in der Mandingo-Sprache: „Dieser Ort ist gut.“ Ihre Absichten blieben nicht länger zweifelhaft. Da ich mir sagte, daß ich um so weniger für mein Leben zu fürchten habe, je leichter ich es ihnen mache, mich zu plündern, so duldete ich ohne Widerstand, daß sie in meinen Taschen wühlten und alle Theile meiner Kleider untersuchten. Sie thaten dies mit der gewissenhaftesten Genauigkeit und zogen mich schließlich nackt aus, damit ihnen nicht das Mindeste entgehe. Während sie die Früchte

ihrer Thätigkeit betrachteten, bat ich sie inständigst, mir meinen Taschenkompaß zurückzugeben. Er lag auf der Erde, und ich näherte mich ihm, um ihn den Räubern zu zeigen. Da spannte Einer von ihnen, der wahrscheinlich glaubte, daß ich den Kompaß an mich nehmen wollte, den Hahn seines Gewehres und drohte mir unter Flüchen, daß er mich auf der Stelle niederschießen werde, wenn ich die Hand nach dem Dinge ausstreckte.

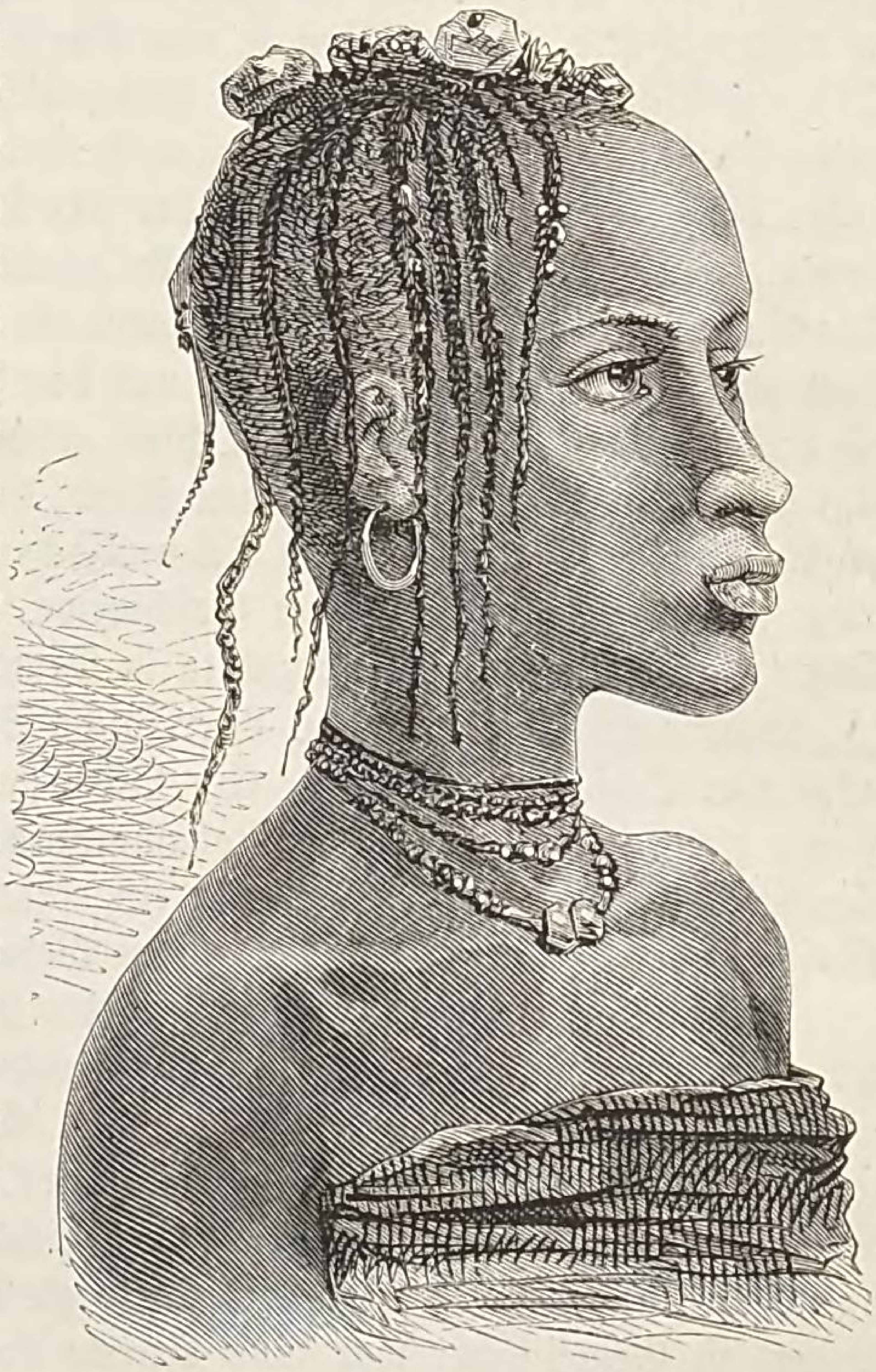
Endlich führten einige der Räuber mein Pferd fort, und die übrigen, die noch zurückblieben, begannen zu berathen, ob sie mich in meiner Blöße verlassen oder mir einige Sachen zurückgeben sollten, die mich gegen die Strahlen der Sonne schützten. Endlich siegte doch die Menschlichkeit insoweit, daß sie mir ein Paar weite, dünne Beinkleider und das schlechteste meiner beiden Hemden zurückgaben. Meinen Hut mit dem Tagebuche glaubte ich schon verloren zu haben, aber im Weggehen warf einer der Räuber ihn mir zu. Vielleicht hielten sie den Hut für eine bloße Schachtel für die Papiere, mit denen sie nichts anzufangen wußten.

Als die Räuber sich entfernt hatten, setzte ich mich auf die Erde und blickte eine Zeitlang voll Schrecken und Verwirrung umher. Wohin meine Gedanken sich auch wenden mochten, überall zeigten sich Schwierigkeiten und Gefahren. Ich sah mich entblößt und allein mitten in einer unermeßlichen Einöde, allen verderblichen Einflüssen der Regenzeit ausgesetzt, von wilden Thieren und nicht minder barbarischen Menschen umgeben, hundertundzwanzig Meilen von der nächsten europäischen Niederlassung entfernt. Alle diese traurigen Umstände drängten sich meinen Gedanken zugleich auf, und ich bekenne, daß mir der Muth zu sinken anfing. Mein Loos schien mir besiegelt zu sein, und ich glaubte, daß mir weiter nichts zu thun übrig bliebe, als mich auf der Erde auszustrecken und den Tod zu erwarten.

Doch nicht lange gab ich mich solcher feigen Muthlosigkeit hin. Ich sprang auf und, Hunger und Müdigkeit verachtend, wanderte in der Ueberzeugung weiter, daß die Hülfe nicht fern sei. Ich täuschte mich nicht. Bald kam ich in ein kleines Dorf, vor dessen Eingang ich mit meinen Reisegefährten von Kuma her, den beiden Hirten, zusammentraf. Als sie mich sahen, wollten sie ihren Augen nicht trauen, denn sie waren, wie sie mir offen sagten, überzeugt gewesen, daß die Fulbes mich tödten würden, nachdem sie mich geplündert hätten.

Gegen Abend kam ich nach Sibidulu, der Grenzstadt des Mandingoreiches, in einem fruchtbaren Gebirgsthale gelegen. Den Mansa (so heißt hier der Duti) rührte meine Erzählung so, daß er einen Boten an den Duti von Bammaku schickte und meine Sachen zurückforderte. Ich blieb in Sibidulu zwei Tage, doch da hier großer Mangel an Lebensmitteln herrschte, machte ich mich wieder auf und kam am zweiten Tage nach Worda, dessen Mansa Mohammedaner und zugleich Schulmeister war. Auch hier herrschte großer Mangel, und man kochte sich die Blüten des Maiskornes zur Nahrung. Einige Mütter im Orte hatten sogar ihre Kinder für Lebensmittel verkauft, und küßten jedes Mal, wenn sie sich Korn holten, ihre Kinder zärtlich. Am 6. September erhielt ich richtig meine Sachen aus Sibidulu zurück, allein mein Taschenkompaß war zerbrochen — ein unersetzlicher Verlust. Mein Pferd,

das mir in seinem elenden Zustande auf den Gebirgsreisen doch nichts mehr helfen konnte, schenkte ich meinem Wirth, Sattel und Zaum dem Mansa von Sibidulu. Am 8. September trat ich meine Reise wieder an, von meinem Wirth mit einem Speer und einem ledernen Tragesack beschenkt. Meine Stiefeln hatte ich in Sandalen verwandelt, was mir den Weg sehr erleichterte, da meine Knöchel stark geschwollen waren. Ueberall fand ich Hungersnoth und schlechte Wege, hatte auch viel durch den Regen zu leiden. In der Stadt Mansia, wo man Gold sammelt, wollte mir der Mansa nur für Gold Lebensmittel verabreichen. Als ich erklärte, ich besäße nichts, meinte er, meine weiße Haut solle mich nicht schützen, wenn ich ihn belöge. Er nahm mir meinen Speer ab, ehe er mir eine Hütte zum Schlafen anwies, und machte in der Nacht sogar einen Versuch, mich zu bestehlen. Ich war aber darauf gefaßt, da ich schon von seiner Unredlichkeit gehört hatte, und hatte einen Einwohner vermocht, in meiner Hütte mir Gesellschaft zu leisten. Am anderen Morgen holte mein Gesellschafter meinen Speer aus des Mauren Hause, als dieser noch schlief, und ich wanderte weiter nach Kamalia, einer kleinen Stadt, von Felsenhügeln umgeben.



Junges Fulbemädchen.

Hier endlich nahm mein Schicksal eine günstigere Wendung. Gleich bei meiner Ankunft ward ich in das Haus eines Sklavenhändlers, Namens Karfa Taura, geführt, welcher gerade anderen Sklavenhändlern aus einem arabischen Buche Etwas vorlas. Er fragte mich, ob ich Arabisch verstände. Als ich Nein antwortete, so holte er ein Büchlein hervor, welches, wie er sagte, aus dem Westen hergekommen war. Wie freute ich mich, als ich sah, daß es ein englisches Gebetbuch war. Auch mein Wirth war froh, mich daraus lesen zu hören, da er nun überzeugt war, ich sei kein Maure, sondern ein Europäer. Er eröffnete mir, es sei unmöglich, jetzt durch die Dschallonka-Wildniß zu reisen, da acht reißende Ströme sie durchschnitten und das Gras erst abgebrannt werden müsse, ehe man durch die Ebene kommen könne. Wenn ich jedoch die Landeskost vertragen könne, so wolle er mich so lange hier beherbergen und nähren, bis er selbst mit seinen

Sklaven nach dem Gambia aufbreche. Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an, und Karfa Taura war mit dem Preise eines besten Sklaven zufrieden, den ich ihm als Vergütung bei der Rückkehr am Gambia bezahlen wollte. Meine Hütte wurde eingerichtet und ein Sklave angewiesen, mich regelmäßig mit Brennholz und Wasser zu versorgen; zweimal jeden Tag erhielt ich Speisen aus dem Hause meines Wirths. Karfa that alles Mögliche, um mir den langen Aufenthalt erträglich zu machen, und widerstand allen Einflüsterungen der übrigen Sklavenhändler, welche mich bei ihm verdächtigen wollten. Ich blieb in Kamalia bis zum 19. April des folgenden Jahres, war in den ersten fünf Wochen fieberkrank und lebte meistens einsam in meiner Hütte. Zwei Monate war Karfa abwesend, um am Niger seinen Sklaveneinkauf zu vollenden, und hatte mich für diese Zeit der Obhut eines guten Mohammedaners, des Schulmeisters in Kamalia, übergeben. Ich benutzte diese Zeit, Erkundigungen über das Land und seine Bewohner einzuziehen. In Kamalia wird viel Gold gesammelt, welches sich in fast allen Theilen des Mandingo-Gebietes sowie in Dschallonkadu findet. Anfang Dezember, wenn die Ernte vorüber und das Wasser gefallen ist, geht man an die Arbeit, nachdem man einen Ochsen geschlachtet und Zaubersprüche hergesagt hat. Die Männer graben den Sand, die Weiber waschen ihn aus. Der größte Theil des Goldes wird zu Schmucksachen verarbeitet, und manche Negerin trägt für 500 Thlr. Werth an Geschmeide. Viel Gold geht auch nach der Wüste für Salz, und man bezahlte in Kamalia eine Scheibe Salz von etwa $^1/_{64}$ Kubikmeter mit 13 Thlrn. Vier solche Scheiben machen eine Eselsladung, sechs eine Ochsenladung aus. Ein Ochse galt gleich 18 Flintensteinen, eine Flinte gleich drei Ochsen. Die Mohammedaner der Stadt wohnen abgesondert. Sie haben einen mit Baumstämmen eingefaßten Platz, den sie Missura oder Moschee nennen, auf dem sie bei gutem Wetter ihre Gebete verrichten.

Im November verkündigten Gewitter das Aufhören der Regenzeit, und der austrocknende Harmattan, der von Nordost aus der Wüste weht, gab dem erschöpften Körper die Spannung wieder. Die Neger verbrannten das während der Regenzeit hoch aufgeschossene Gras, und die Raubvögel umschwebten die Feuerstellen, um sich der fliehenden Schlangen und Eidechsen zu bemächtigen. Ein angenehmes frisches Grün folgte dem Brande. Der unbearbeitete Boden ist Gemeingut; wer eine Strecke Landes urbar macht, hat sie als Eigenthum, aber große Flächen des fruchtbarsten Bodens sind ganz unbebaut, vorzüglich an der Grenze zweier Reiche.

Unter allen Negerstämmen, welche ich kennen gelernt habe, zeichnen sich die Mandingos durch Herzensgüte, Heiterkeit und Wißbegierde rühmlich aus.

Wir haben ihrer schon früher Erwähnung gethan (S. 36 ff.) und theilen hier nur noch Nachstehendes aus Park's Beobachtungen mit. Ihre Frauen sind mildherzig und zärtliche Mütter, die Liebe der Kinder zu ihnen ist eine natürliche Folge davon. Bei der Erziehung sehen sie vorzüglich auf Wahrheit und Treue. Die Mädchen helfen spinnen und Korn mahlen, die Knaben verrichten Feldarbeiten. Eine Frau erhält man durch Kauf von den Eltern, gewöhnlich für den Werth von zwei Sklaven. Sie wird, wie bei den Mohammedanern, nicht für

gleichberechtigt mit dem Manne angesehen, aber gut behandelt. Auch die Haussklaven, d. h. die, welche im Hause des Herrn geboren sind, werden mild behandelt und dürfen nur in großer Noth verkauft werden. Die meisten der im Kriege gefangenen Sklaven, welche man nach Belieben behandeln und verkaufen kann, sind schon geborene Sklaven, da die Freien eher der Gefahr entkommen oder ausgelöst werden. Unter 900 Gefangenen, welche der König von Bambara im Kriege gegen Kaarta an einem Tage machte, waren nur 10 freie Männer. Auch kaufen die Sklavenhändler lieber geborene Sklaven, da diese an Arbeit schon gewöhnt sind. In Zeiten der Hungersnoth bietet mancher Freie sich oder seine Kinder als Sklaven an, um nur zu essen zu haben. Desgleichen bringen Schulden in Sklaverei, seltener Verbrechen. Die freien Neger frühstücken mit Tagesanbruch gewöhnlich einen Mehlbrei, aus Mehl und Wasser bereitet und mit Tamarinden gesäuert; um 2 Uhr genießen sie einen Mehlbrei von Milch und Schibutter. Die Hauptmahlzeit aber ist kurz vor Mitternacht, und dann giebt es Kuskus mit etwas Fleisch oder Schibutter. Die heidnischen Neger trinken Bier und Meth, die mohammedanischen nur Wasser. Schnupf- und Rauchtabak lieben sie alle. Das Salz wird als Leckerei betrachtet; will man sagen, daß Jemand wohlhabend sei, so heißt es: „Er ißt Salz zur Mahlzeit.“ Außer dem Ackerbau beschäftigen sich die Neger mit Fischerei und Jagd. Sie bedienen sich der Bogen und Pfeile mit vielem Geschick; letztere sind im Kriege vergiftet. Die Elefantenjäger haben Feuergewehre.



Junger Fulbe.

Nichts setzt die Schwarzen an der Küste mehr in Erstaunen, als der Eifer, mit dem die europäischen Kaufleute Elfenbein zu erlangen suchen. Der Gebrauch, den wir davon machen, läßt sich ihnen nur mit großer Mühe verdeutlichen. Selbst wenn man ihnen Messer mit elfenbeinernen Heften oder Kämme und andere kleine Gegenstände zeigt, die aus diesem Stoff gefertigt werden, und sie überzeugt, daß diese Sachen einst Theile eines Elefantenzahnes waren, sind sie noch nicht zufrieden. Sie hegen den Argwohn, daß man das Elfenbein in Europa in viel wichtigere Waare verwandle, die man vor ihnen verberge, damit der Preis der Zähne keine Steigerung erfahre. „Wir können uns nicht überzeugen“, sagen sie, „daß man Schiffe baue und Reisen unternehme, um sich eine Waare zu verschaffen, aus der man Messerhefte macht. Dazu wäre Holz eben so gut zu gebrauchen.“

Der größte Theil des Elfenbeins, das an den Flüssen Senegal und Gambia zum Verkauf gelangt, wird aus dem Innern dorthin geführt. Die an die Küste angrenzenden Gebiete sind zu sumpfig und werden zu sehr von Flüssen und Bächen durchschnitten, als daß ein so großes Thier, wie der

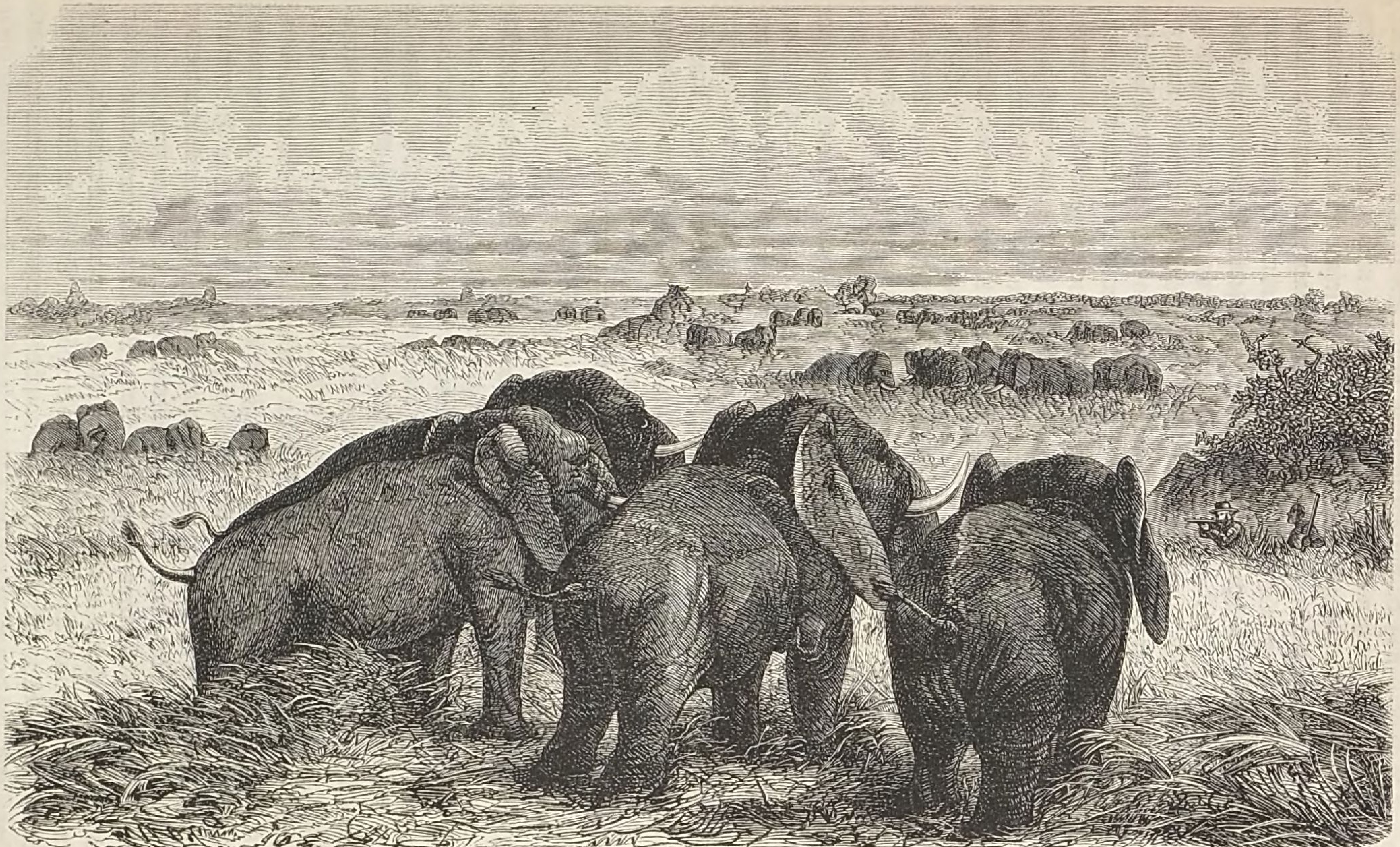
Elefant, diese Gegenden durchstreifen könnte, ohne entdeckt zu werden. Sobald die Eingeborenen seine Spur bemerken, greift unverzüglich das ganze Dorf zu den Waffen. Die Hoffnung, das Fleisch des Elefanten essen, aus seiner Haut Sandalen machen und seine Zähne an die Europäer verkaufen zu können, flößt Jedem Muth ein. Selten entgeht das Thier seinen Verfolgern. In den Ebenen von Bambara und Kaarta und in den unermeßlichen Einöden der Dschallonka-Wildniß sind die Elefanten dagegen sehr zahlreich, und da das Schießpulver in diesen Gegenden selten ist, so besitzen die Einwohner weniger Mittel, ihnen zu schaden.

Man findet in den Thälern hier und da Elefantenzähne, nach denen die Reisenden sehr aufmerksam suchen. Der Elefant hat die Gewohnheit, in den hohen und trockenen Theilen des Landes, wo die Pflanzenerde leicht und wenig tief ist, seine Zähne unter die dort wachsenden Gesträuche und Büsche einzubohren. Er hebt diese Gesträuche und Büsche ohne Mühe aus und nährt sich von den Wurzeln, welche gewöhnlich zarter und saftreicher als die trockenen Zweige und selbst als die Blätter sind. Sind die Zähne aber vom Alter morsch geworden, so brechen sie nicht selten ab, wenn der Strauch den gewaltigen Anstrengungen des Thieres Widerstand leistet. Ich sah in Kamalia zwei Zähne, unter ihnen einen sehr großen, die in den Wäldern gefunden worden und augenscheinlich auf diese Weise abgebrochen waren. Es würde überdies schwer sein, die große Menge zerbrochenen Elfenbeines, die in die verschiedenen Faktoreien zum Verkauf gelangt, anders zu erklären; denn wenn ein Elefant auf der Jagd getödtet worden ist, so bleiben seine Zähne unversehrt, es sei denn, daß das Thier sich in einen Abgrund gestürzt und sie dadurch verletzt habe.

Zu bestimmten Zeiten des Jahres versammeln sich die Elefanten und durchziehen in großen Herden das Land, um Wasser und Nahrung aufzusuchen. Da nun die ganze Gegend nördlich am Niger, sobald die Sümpfe in den Wäldern ausgetrocknet sind, kein Wasser besitzt, so nähern sich die Elefanten den Ufern des Flusses. Sie bleiben dort, bis im Juni oder Juli die Regenzeit beginnt, und werden in dieser Periode von allen Einwohnern von Bambara, welche Pulver besitzen, stark gejagt.

Einzeln gehen die Elefantenjäger selten in den Wald, gewöhnlich sind ihrer vier oder fünf. Außer mit Pulver und Blei versieht sich jeder mit einem ledernen Sack, in dem Mais auf fünf bis sechs Tage mitgenommen wird. Die Jagdgesellschaft dringt in die einsamsten Gegenden des Waldes ein und untersucht mit der größten Sorgfalt jedes Zeichen, das zur Entdeckung des Elefanten führen kann. Trotz der Größe des Wildes fordert dieses Suchen doch die genaueste Aufmerksamkeit. Die abgebrochenen Zweige, die umherliegende Losung des Thieres und seine Spuren werden sorgfältig beobachtet, und viele Jäger haben sich darin ein so sicheres Urtheil gebildet, daß sie, wenn sie die Fußstapfen eines Elefanten finden, sagen, wie viele Zeit verschwunden ist, seitdem das Thier vorbeigegangen, und in welcher Entfernung man es finden wird.

Erblicken die Jäger eine Elefantenherde, so folgen sie ihr so lange in der Ferne, bis sie sehen, daß einer sich von ihr trennt und eine Stellung annimmt, die einen guten Schuß erlaubt.



Elefantenjagd.

Die Jägern nähern sich vorsichtig so weit, daß sie das Ziel nicht mehr verfehlen. Alle schießen auf einmal und werfen sich nach dem Schuß mit dem Gesicht nach unten auf den Boden. Der verwundete Elefant reibt sich an Bäumen oder betastet auch wol die Stellen, wo er Schmerz empfindet, mit dem Rüssel, als wolle er die Kugeln herausziehen. Da er für seine Pein keine Linderung findet, so wird er wüthend und beginnt, seine Feinde suchend, im Walde umherzulaufen, bis er, müde und von Blutverlust erschöpft, den Jägern zu einer zweiten Salve Gelegenheit giebt, die ihn gewöhnlich zu Boden wirft.

Man zieht ihm nun die Haut ab und spannt sie am Boden mittels Pflöcken aus, um sie zu trocknen. Die besten Stücke Fleisch werden in Streifen ausgeschnitten und an der Sonne gedörrt, um bei Gelegenheit genossen zu werden. Die Zähne schlägt man mit einem kleinen Beile aus, das die Jäger stets bei sich tragen, um sich desselben zu diesem Behufe, wie auch zum Fällen der Bäume, welche Honig enthalten, bedienen zu können. Diesen Honig brauchen sie oft sehr nothwendig; denn nehmen sie auch Lebensmittel auf fünf oder sechs Tage mit, so bleiben sie häufig, wenn die Jagd eine glückliche ist, ganze Monate in den Wäldern. Während dieser Zeit nähren sie sich von Elefantenfleisch und wildem Honig.

Die Jäger bringen in der Regel das Elfenbein, das sie auf ihren Jagden gewinnen, nicht selbst an die Küste, sondern verkaufen es an umherziehende Händler am Meeresstrande, die sich jährlich mit Waffen und Schießbedarf einstellen, um diese kostbare Waare einzutauschen. Einige dieser Händler sammeln im Laufe eines halben Jahres so viel Elfenbein, daß sie vier bis fünf Esel damit beladen können. Auch aus dem Innern kommt viel Elfenbein, welches die Sklaven-Karawanen herbeiführen. Es giebt indessen auch Anhänger des mohammedanischen Glaubens, welche aus Gewissensbedenken weder mit Elfenbein handeln noch das Fleisch des Elefanten essen, wenn der letztere nicht mit Lanzenstößen getödtet worden ist.

Die Industrie der Mandingo ist einfach, doch bereiten sie sich ihre Bedürfnisse selbst. Die Weiber spinnen die Baumwolle, die Männer weben. Die Zeuge werden mit frischen Indigoblättern gefärbt. Von Handwerkern giebt es nur solche, welche in Leder oder Eisen arbeiten. Die ersteren, Karrankih genannt, gerben und verarbeiten die Felle; die letzteren, Gahngähl, schmelzen das Eisen in kleinen Schmelzöfen und verstehen sich auch auf kleine Goldarbeiten. Die Zeit berechnen sie nach der Regenzeit und dem Mondwechsel. Die Jahre benennen sie nach Begebenheiten. So wird das Jahr 1791 an vielen Orten Tabando-Tambi-Sang genannt, d. h. das Jahr, in dem der weiße Mann durchwanderte.

Die Neger werden nicht alt, mit 40 Jahren bekommen sie graue Haare und Runzeln, sehr wenige erreichen das 60. Jahr. Sie leiden viel an Fiebern und Flüssen, welche sie durch Dampfbäder zu vertreiben suchen. Die Todten werden unter der Hütte oder einem Baum begraben und, wenn es Freie sind, in baumwollene Zeuge oder Matten eingewickelt. Tanz, Musik und Gesang lieben sie sehr. Sie besitzen eine Menge von Tonwerkzeugen, Zithern, Harfen, Trommeln, Flöten und Glocken. Beim Tanzen klatschen sie in die Hände. Sie haben Sänger, die im Lande umherziehen und sehr beliebt sind, auch die Kriegszüge begleiten und durch ihre Lieder aus dem Stegreife zur Tapferkeit anfeuern. Der Unterricht geschieht

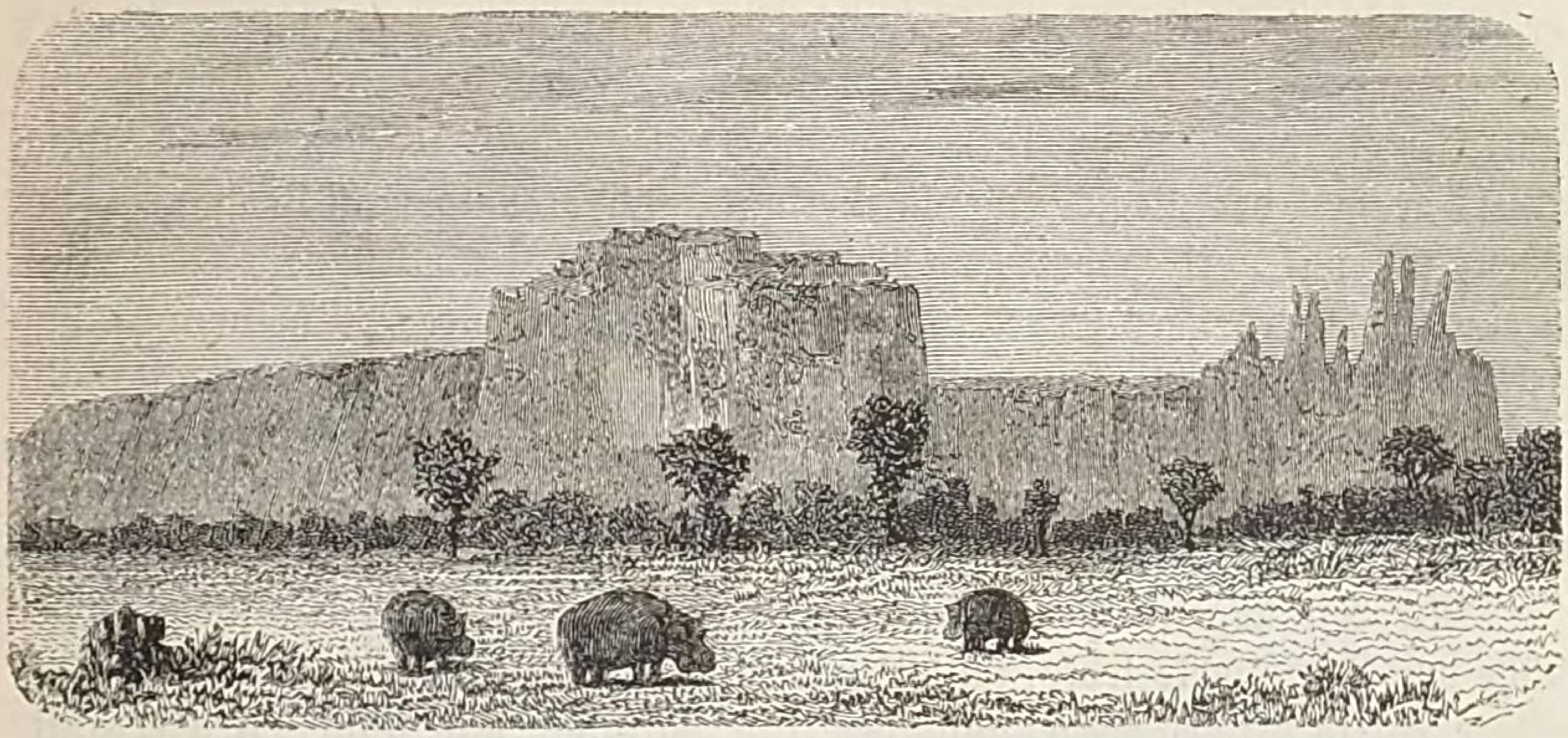
durch mohammedanische Lehrer, Morgens früh und Abends spät. Die Schüler werden während der Zeit des Unterrichts als des Lehrers Haussklaven angesehen und müssen den übrigen Tag für ihn arbeiten. Nach vollbrachtem Kursus wird eine Prüfung angestellt und der Lehrer erhält für jeden Schüler einen Sklaven. Unvermögende müssen ihre Kinder sich frei arbeiten lassen.

Die Zeit der Abreise verzog sich von Monat zu Monat, und schon fürchtete ich, man würde die Regenzeit wieder herankommen lassen und dann die Reise aufgeben, als man endlich nach den Festen einen Neumond für sehr Glück bringend fand und den 19. April zur Abreise bestimmte. Unser Zug bestand aus 35 Sklaven zum Verkauf, welche Karfa und vier anderen Händlern gehörten, 14 freien Männern, meist von Frauen und Haussklaven begleitet, und dem Schulmeister mit acht Schülern, im Ganzen aus 73 Seelen. Am 21. April kamen wir in die Wildniß von Dschallonka und setzten über den Kokoro, einen Nebenfluß des Senegal, dessen Wasserstand sichtlich 6 m. höher gestanden hatte als jetzt. In der Stadt Kinitakuro zogen wir mit feierlichem Zuge ein, unsere Sänger stimmten ein Loblied auf die Gastfreundschaft der Stadt an und erzählten, nachdem wir auf den Bentang gekommen waren, unsere Reise bis hierher ausführlich. Mehr im Trab als im Schritt wurden die folgenden sehr großen Tagereisen durch die Wildniß fortgesetzt. Das Quellengebiet des oberen Senegal ist eine waldige und felsige Gebirgsgegend. Wir überschritten nach und nach die verschiedenen Arme des Senegal, den Worda, Forkuma, Boki und Bafing (letzterer ist der Hauptstrom). Ueber diesen ist eine Brücke von Uferbäumen gebildet, für deren Benutzung die naheliegende Stadt Manna einen Zoll erhebt. Die Flüsse waren in dieser Jahreszeit nur seicht, in der Regenzeit sind sie jedoch nicht zu passiren. Der Wald war voller Wild: Rebhühner, Perlhühner und Rehe sowie Elefanten sahen wir in großen Trupps. Die reißenden Thiere hörten wir Nachts um unser Feuer heulen. Aber ein kleines Thier hätte unsere Kaffle beinahe zu Grunde gerichtet; das war ein ungeheurer Bienenschwarm, welcher uns plötzlich überfiel und in wilde Flucht jagte. Eine Sklavin ward so jämmerlich zerstochen, daß sie am Wege zurückgelassen werden mußte. Den Fulberäubern, welche die Wildniß für Reisende sehr gefährlich machen, entgingen wir jedoch glücklich, obgleich wir in einem Orte erfuhren, daß jene in großen Scharen uns aufgelauert hätten. Mehrere kleine Dörfer fanden wir von ihnen zerstört, andere waren verlassen, und die Einwohner derselben hatten sich auf Felsen angesiedelt. Am 3. Mai kamen wir nach Malacotta, der Geburtsstadt des Schulmeisters, wo wir drei Tage blieben und trefflich bewirthet wurden. Die Einwohner dieses Städtchens wohnen in Hütten, die aus gespaltenem Rohr geflochten und mit Lehm beworfen sind. Sie sind thätig, verfertigen gute Seife aus Erdnüssen und treffliche Eisenwaaren, wofür sie in Bondu Salz eintauschen. Den 7. kamen wir durch eine goldreiche Gegend, wo das Gold körnerweise im Quarz gefunden wird, und sahen an einem Orte einen weißen Neger oder Albino, dessen Haar und Haut mattweiß war. Hinter Satadu, einer halb verlassenen Stadt, da sie oft von den Fulbe geplündert wird, kamen wir am 12. über den Faleme, der jetzt nur $^2/_3$ m. tief war.

Dahinter war ein Dorf, das einem reichen Mandingo-Kaufmann gehörte, welcher die englische Lebensweise vollständig angenommen hatte. Er aß von zinnernen Schüsseln, und seine Häuser waren wie die englischen Häuser am Gambia gebaut. Am 16. zogen wir, durch eine andere Kaffle verstärkt, in die große Stadt Kirwani ein. Hier düngen die fleißigen Bewohner den Acker, eine Verrichtung, die ich nirgends in Afrika gefunden habe. Nicht weit von der Stadt standen mehrere Eisenschmelzöfen. Am 20. kamen wir in die Tenda-Wildniß, die Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des Senegal und Gambia, und reisten einige Tage lang schnell und wegen der Hitze meist des Nachts, wählten auch unsere Ruhepunkte meist außerhalb der Städte, da die Einwohner nicht im besten Rufe standen. Die Wälder von Tenda waren sehr dicht und viele große Strecken ganz mit Bambusrohr bewachsen. Hinter dem Neola-Koba, einem bedeutenden Arme des Gambia, kamen wir in eine wohlangebaute Gegend, deren Städte alle den Namen Tenda führen, dann passirten wir die Simbani-Wälder, kamen durch die große Stadt Sallacotta und setzten über den Neriko. Kaum waren wir hinüber, so brüllten unsere Sänger ein Lied, durch welches sie ihre Freude ausdrückten, das Land der untergehenden Sonne erreicht zu haben. Ohne weitere Anfechtungen, als einige heftige Regen, welche wir, durch die großen Blätter des Ciboabaumes geschützt, abwarteten, gelangten wir am 14. nach Medina, der Hauptstadt von Wulli, wo ich den guten alten König leider krank fand und ihn nicht persönlich besuchen konnte. In Dschindi ließ Karfa seine Sklaven zurück, von denen ich wehmüthig Abschied nahm, da sie mir auf der Reise manchen freundschaftlichen Dienst geleistet hatten, und reiste mit mir nach Pisania.

Wie ein vom Tode Auferstandener ward ich hier von meinen Freunden begrüßt, da das Gerücht sich verbreitet hatte, ich sei in Ludamar von den Mauren getödtet worden. Ich konnte nun wieder europäische Kleider anlegen und mich von allen Strapazen erholen. Karfa war sehr verwundert über die englische Sprache, über die Einrichtungen und Geräthschaften des Hauses, vor Allem über ein kleines Handelsschiff, welches hier vor Anker lag. Ich bezahlte dem redlichen Manne den doppelten Betrag der ausbedungenen Summe und gab auch dem guten Schulmeister ein Geschenk mit, so daß Karfa oft sagte: „Meine Reise ist wahrlich glücklich gewesen! Wir Neger sind nichts gegen Euch!“ Nur daß ich meinen langen Bart abgeschnitten hatte, gefiel ihm nicht, und er meinte, ich hätte mich in einen Knaben verwandelt. Am 15. Juni kam ein amerikanisches Schiff und nahm die Sklaven ein. In Gorée ward die Ladung vervollständigt, die aus 130 Sklaven bestand. Drei starben auf dem Gambia, 6—8 in Gorée und 11 auf der See. Da der Schiffsarzt gestorben war, übernahm ich dessen Stelle auf dem Schiffe, und alle Sklaven hatten großes Vertrauen zu mir, da ich ihre Sprache reden konnte und mehrere mich schon früher gesehen hatten.

Anfang Oktober waren wir von Gorée abgesegelt, in 35 Tagen durchschifften wir das Meer bis zur westindischen Insel Antigua. Hier ging ich am 24. November wieder unter Segel und erreichte am 22. Dezember glücklich mein englisches Vaterland.



Der Mungo Park-Berg in Bambuk. (Nach Mage.)

V. Mungo Park's zweite Reise und Tod.

Vorbereitung zur Reise. Isaaco. Ankunft am Gambia. Krankheit und Tod der Begleiter. Der Niger. Sansanding. Letzte Nachrichten von Mungo Park selbst. Amadi Fatuma's Tagebuch. Mungo Park's Tod.

Nach seiner Rückkehr von Afrika hielt sich Park eine Zeit lang theils in London, theils in Fowlshiels bei seiner Mutter und in Schottland bei seinen Verwandten auf, fortwährend mit Sichtung des gesammelten Materials behufs Veröffentlichung seiner Reisen beschäftigt. Einen Vorschlag der Regierung, im Frühjahr des Jahres 1798 an der Vermessung eines Theiles von Australien sich zu betheiligen, lehnte er ab. Gegen Ende desselben Jahres kehrte er nach London zurück und veröffentlichte sein Reisewerk im Frühjahre des Jahres 1799.

Nachdem Park diese bedeutende Arbeit vollendet, verheirathete er sich am 2. August 1799 mit der ältesten Tochter des Herrn Anderson in Selkirk, dessen Schüler er gewesen und mit dessen Familie er stets auf dem freundschaftlichsten Fuße gelebt hatte. Ueber zwei Jahre nach seiner Verheirathung lebte er mit seiner Mutter und einem seiner Brüder auf einem Landgute in Fowlshiels. Seine Ehe war eine überaus glückliche, nur machte ihm die Sorge um eine feste, einträgliche bürgerliche Stellung keinen geringen Kummer. Als ihm späterhin die Gelegenheit ward, in Peebles sich als Arzt niederzulassen, zog er im Oktober 1801 dahin und widmete sich ernstlich seinem Berufe. Doch sagte für die Dauer der Zeit das einförmige, mühselige Leben eines schottischen Landarztes ihm durchaus nicht zu, und er würde sich sehr unglücklich gefühlt haben, wenn nicht seine Häuslichkeit ihm reiche Entschädigung für mancherlei Trübsal in seinem Berufe geboten hätte. Was Wunder also, daß ihm der Vorschlag des

Sir Josef Banks, sich an einer Expedition zur Erforschung und Beschiffung des Niger zu betheiligen, sehr erwünscht kam, zumal ihn schon seit Jahren der Gedanke beschäftigte, daß er noch bestimmt sei, im Innern Afrika's beachtenswerthe Entdeckungen zu machen. Doch sollte seine Geduld bis zum Herbste des Jahres 1803 auf die Probe gestellt werden. Da endlich erhielt er von der Regierung die Weisung, sich alsbald nach London zu begeben, um mit Lord Hobart, nachmaligem Graf von Buckingham, den Plan zu einer bevorstehenden Expedition nach Afrika eingehender zu besprechen und dieselbe vorzubereiten. Er zog deshalb von Peebles weg, brachte seine Familie in Fowlshiels unter und beschäftigte sich von nun ab eifrig mit dem Studium der Astronomie und der arabischen Sprache, in der er bald eine gewisse Fertigkeit erlangte.

Mit Sir Walter Scott, der um diese Zeit (1804) in Ashestiel in der Nähe von Fowlshiels lebte, schloß er bald aufrichtige Freundschaft. Natürlich bildete Afrika oft den Gegenstand der Unterhaltung, und nicht selten erzählte Park dem Freunde interessante und beachtenswerthe Erlebnisse und Beobachtungen, welche er nicht in seinen Werken niedergelegt hatte. Seine Antwort auf die Frage nach dem Grunde einer solchen Unterlassung ist charakteristisch: „Wenn ich Thatsachen zu berichten hatte, die ich für allgemein wissenswerth erachtete, da habe ich offen dieselben mitgetheilt und es den Lesern überlassen, meinen Berichten so viel Glauben zu schenken, als sie werth sind; ich wollte aber ihren guten Glauben an meine Wahrhaftigkeit nicht auf die Probe stellen und meine Reisen nicht wunderbar machen durch Einführung von Thatsachen, welche, obschon vollständig auf Wahrheit beruhend, doch von wenig oder keiner Bedeutung sind, da sie nur eigene Abenteuer enthalten."

Sir Walter Scott sah ihn einst an den Ufern des Yarrow große Steine in den Fluß werfen und aufmerksam die Blasen beobachten, welche zur Oberfläche emporstiegen. Um den Grund dieser eifrigen Beschäftigung befragt, sagte er, daß er so die Tiefe der Flüsse in Afrika untersucht habe, ehe er es gewagt, dieselben zu passiren. An der Zeit, in welcher die Blasen aus der Tiefe aufstiegen, könne er bemessen, ob er den Versuch wagen könne oder nicht.

Obschon sich Park fest vorgenommen hatte, Afrika nochmals zu besuchen, gedachte er doch noch oft und mit Schrecken an die Leiden, welche er während seiner Gefangenschaft unter den Mauren erdulden mußte. Des Nachts fand er häufig keine Ruhe und sprang, von wilden Traumbildern gequält, entsetzt aus dem Schlafe empor.

Seine Familie verließ Mungo Park ohne Abschied; er traute sich hierfür nicht Beherrschung genug zu. Eine wichtige Reise nach Edinburg diente ihm zum Vorwand; von da sandte er den Seinen den Scheidegruß. Nachdem die Vorbereitungen zur Expedition beendet, ging Park mit den Herren Anderson und Scott nach Portsmouth, und von da, mit vier oder fünf zu seiner Begleitung ausgewählten Zimmerleuten vom Dockyard, am 30. Januar 1805 mit dem Transportschiff „Crescent" unter Segel. Am 8. März landeten unsere Reisenden in der Port Praya-Bai auf den Kapverdischen Inseln.

Park's Beobachtungen u. s. w. von der Zeit seiner Einschiffung in England bis zu seiner Abreise von Kayi am Gambia nach dem Innern Afrika's



Negertypen aus Senegambien. (Nach einer Photographie.)

(ein Zeitraum von etwa sieben Wochen) sind am besten aus nachstehenden Briefen ersichtlich:

Herrn Kolonialsekretär Edward Cooke, London.

Dschilifrei, am Gambia, den 9. April 1805.

Wir hatten nach den Kapverdischen Inseln eine höchst langweilige Fahrt, und wurden durch Stürme und konträre Winde in der Bai von Biscaya so aufgehalten, daß wir St. Jago vor dem 8. März nicht erreichten. Ich kaufte sofort Esel, Getreide und Heu, und es gelang mir das so gut, daß ich bis zum 18. bereits 44 Esel und genug Getreide und Heu zur Verladung gebracht hatte. Der Kapitän erklärte, daß das Transportschiff mehr nicht mit Sicherheit fassen könne. Am 21. segelten wir nach Gorée ab; wir erreichten die Küste von Afrika am 25. und ankerten am Morgen des 28. auf der Rhede von Gorée. Ich begab mich augenblicklich ans Land und gab meine Depeschen an Major Lloyd ab. Mit ihm vereinbarte ich, daß die mich begleitenden Soldaten ihren Sold verdoppelt und nach der Rückkehr ihren Abschied erhalten sollten. Als das der Garnison bekannt geworden war, meldete sich fast jeder Soldat freiwillig, so daß ich durch den Artillerieleutnant Martyn, der sich ebenfalls der Expedition anschloß, diejenigen aussuchen lassen mußte, die ihm als die besten bekannt waren. Unter denselben Bedingungen übernahm ich zwei Seeleute, die mir Kapitän Shortland von der Fregatte „Squirrel" freundlichst überließ, auch die vier Zimmerleute, die ich von England mitgebracht hatte, verpflichteten sich zu den gleichen Vorschriften, so daß alle meine Leute gleiche Rechte und Vortheile genossen und unter einem einheitlichen Kommando standen.

Am Morgen des 6. April schifften wir die Soldaten, 35 an der Zahl, ein. Sie sprangen mit großer Freudigkeit in das Boot und verabschiedeten sich von Gorée mit lautem Hurrahrufen. Ich glaube, jeder Soldat der Garnison würde mich mit größtem Vergnügen begleitet haben; es gelang mir indessen nicht, einen einzigen Neger dazu zu bewegen. Ich muß mich daher darauf verlassen, am Gambia drei oder vier Dolmetscher zu miethen oder zu kaufen. Ueber Geldangelegenheiten schreibe ich Ihnen in meinem Nächsten.

Mungo Park."

An Frau Park.

Kayi, am Gambia, den 26. April 1805.

„Während der letzten drei Tage bin ich mit Vorbereitungen zu unserer Reise beschäftigt gewesen. Es betrübt mich, daß ich bis zu meiner Rückkehr nach England keine Nachricht von Dir erhalten kann. Du kannst Dich indessen versichert halten, daß ich jede Gelegenheit benutzen werde, um an Dich zu schreiben; freilich werden sich solche Gelegenheiten nur selten darbieten. Morgen früh brechen wir nach dem Innern auf, und ich kann Dich versichern, daß wir die günstigsten Aussichten haben, unsere Reise glücklich zu beenden. Bis jetzt sind wir, über mein Erwarten, vom Glücke begünstigt worden.

Die Eingeborenen fürchten sich nicht vor uns, sondern betrachten uns als ihre besten Freunde. Die Könige gewähren uns nicht nur Schutz, sondern schicken auch Leute vor uns her. Die Soldaten sind vom besten Geiste beseelt und freuen sich der Gelegenheit, auf diese Weise schnell vom Dienste loszukommen

und nach England zu Frau und Kind zurückzukehren. Sie kennen keine Schwierigkeiten, und ich glaube, sie würden jeder Anzahl uns angreifender Neger furchtlos entgegentreten; einen solchen Angriff haben wir jedoch nicht zu erwarten.

Der König von Kataba (der mächtigste Herrscher am Gambia) besuchte uns am 20. und 21. an Bord des „Crescent"; er hat uns einen Führer mitgegeben, der uns sicher zum König von Wulli bringen wird.

Ich hoffe Gelegenheit zu haben, Dir von Konkodu oder Bammaku mit rückkehrenden Sklavenhändlern zu schreiben; da dieselben aber sehr langsam reisen, so ist es möglich, daß ich früher zur Küste zurückgekehrt sein werde, als meine Briefe nach Gorée kommen. Du darfst Dich daher nicht wundern, wenn Du Monate lang nichts von mir hörst. Möglich auch, daß Du keine Nachricht von mir empfängst, bis ich selbst nach England zurückkomme, was etwa im Monat Dezember der Fall sein dürfte. Die Verbindung zwischen Afrika und England ist eine sehr unzuverlässige. Wenn ich über Westindien reisen muß, wird es noch zwei Monate länger dauern; da mir aber die Regierung unbeschränkten Kredit gegeben hat, so werde ich selbstverständlich ein direktes Schiff benutzen, wenn sich ein solches vorfindet. Ich erfreue mich der besten Gesundheit und hoffe diese Expedition zu einem glücklichen Ende zu bringen. In fünf Wochen, von heute ab gerechnet, wird das Schlimmste vorüber sein. Küsse die Kinder von mir und sage ihnen, daß der Vater ihrer liebend gedenkt."

Am Tage vor seiner Abreise schrieb Park in einem Briefe aus Kayi vom 26. April 1805 an Herrn Dickson wie folgt: „Alles geht nach Wunsch, und wenn das so fortgeht, kann ich in sechs Wochen Euer Aller Gesundheit in Nigerwasser trinken. Die Soldaten sind gesund und frisch. Es sind die strammsten Kerle, die ich je sah, und wenn sie gesund bleiben, brauchen wir uns vor keinem Angriff feindlicher Eingeborenen zu fürchten. Ich habe keinen Zweifel, daß es mir durch Geschenke und gute Worte gelingen wird, durch das Land bis zum Niger vorzudringen, und wenn wir nur erst recht unterwegs sind, so ist schon die Partie gewonnen. Sir Joseph und Herrn Greville bitte mich bestens zu empfehlen. Wenn die Herren meinen sollten, daß ich mich zu wenig mit Naturwissenschaften beschäftigt habe, so können Sie ihnen sagen, daß ich mich um 40 Mann und 42 Esel zu kümmern, daß ich fortwährend zu packen und Bündel zu wiegen, mit den Negern zu unterhandeln und Pläne für unseren zukünftigen Erfolg zu machen habe. Ich war noch nie so beschäftigt."

Beim Lesen dieser Briefe fällt es uns auf, daß Park anscheinend mit Allem überaus zufrieden ist und mit voller Zuversicht dem Ausgange der Reise entgegensieht. Und doch konnte zur Zeit, als er die Briefe schrieb, in Wahrheit nichts weniger versprechend sein, als seine wirkliche Lage und seine Aussichten auf Erfolg. Außer den nur zweifelhaften Befähigungen seiner Leute lag in der ungünstigen Jahreszeit, bis zu welcher Park durch unvorhergesehene Schwierigkeiten und Hindernisse gezwungen ward die Reise zu verschieben, ernster Grund zu Befürchtungen vor. Er hatte die Gewißheit, daß bald die große tropische Hitze und auch die Tornados oder Orkane eintreten würden, welche stets der Regenzeit vorausgehen oder derselben folgen. Beim Antreten der Reise konnte er also voraussehen, daß alle diese Widerwärtigkeiten des

Klimas und der Witterung auf ihn hereinbrechen mußten. Jene Orkane, von denen wir uns in unseren Breiten keine Vorstellung machen können, treten häufiger und mit größerer Heftigkeit auf, je mehr die Regenzeit naht, und sind für Karawanen, welche um diese Zeit reisen, oft höchst lästig und gefährlich.

Seine Lage war kritisch, und er hatte nur die Wahl unter Schwierigkeiten. Entweder machte er den Versuch, den Niger zu erreichen, bis die Regenzeit vollständig eingetreten war, oder er verschob seine Reise bis zum Wiedereintritt der mit nächstem November und Dezember beginnenden günstigen Reisezeit. Der Erfolg hat gelehrt, daß er besser gethan haben würde, den letztgenannten Ausweg zu wählen. Aber in seiner schwierigen Lage wählte er die Alternative, welche seinem Charakter und seinen Gefühlen am angemessensten war; und als er einmal den Entschluß gefaßt hatte, hielt er denselben mit Ruhe und Beharrlichkeit fest, verbannte seine eigenen trüben Gedanken und Zweifel, oder verbarg sie wenigstens vor seinen Reisegefährten und seinen Freunden und Korrespondenten in England.

Nachdem die zur Expedition gehörigen Leute in Kayi, einer kleinen Stadt am Gambia, unweit Pisania, versammelt waren, miethete Park einen Mandingo-Priester, Namens Isaaco, der gleichzeitig ein reisender Kaufmann und daran gewöhnt war, den Karawanen bei langen Reisen ins Innere als Führer zu dienen. Am 27. April brach er von Kayi auf und kam in zwei Tagen nach Pisania, von wo aus er vor fast 10 Jahren ins Innere Afrika's gereist war. Schon während dieses kurzen Marsches stellten sich manche Schwierigkeiten heraus, und er hielt es für nothwendig, in Pisania einen unliebsamen Aufenthalt von sechs Tagen zu nehmen, um mehr Lastthiere zu kaufen und andere Vorkehrungen zur Reise zu treffen. Am 4. Mai verließ er Pisania und gelangte am 11. nach Medina, der Hauptstadt des Königreichs Wulli. Schon hatte sich der Einfluß der Witterung geltend gemacht, indem zwei der Soldaten am 8. an Dysenterie ernstlich erkrankten. Am 15. kam er an die Ufer des Gambia. Um diese Zeit starb einer der Soldaten während eines epileptischen Anfalles.

Am 26. betraf die Karawane ein Unfall, der uns Europäern fast unerklärlich erscheint. Von einem großen Schwarm Bienen angegriffen, wurden viele der Leute bedenklich zerstochen, sieben Lastthiere gingen verloren oder kamen um, und da in der Verwirrung zufällig Feuer ausgebrochen war, verbrannte beinahe das ganze Gepäck. Eine halbe Stunde lang schien es, als ob die Bienen der Expedition ein Ende gemacht hätten.

Am 28. Mai kam Park nach Badu, von wo er Gelegenheit hatte, via Gambia zwei Briefe nach England zu schicken. Der eine war an Sir Joseph Banks, der andere an Frau Park gerichtet. Letzterer lautete folgendermaßen:

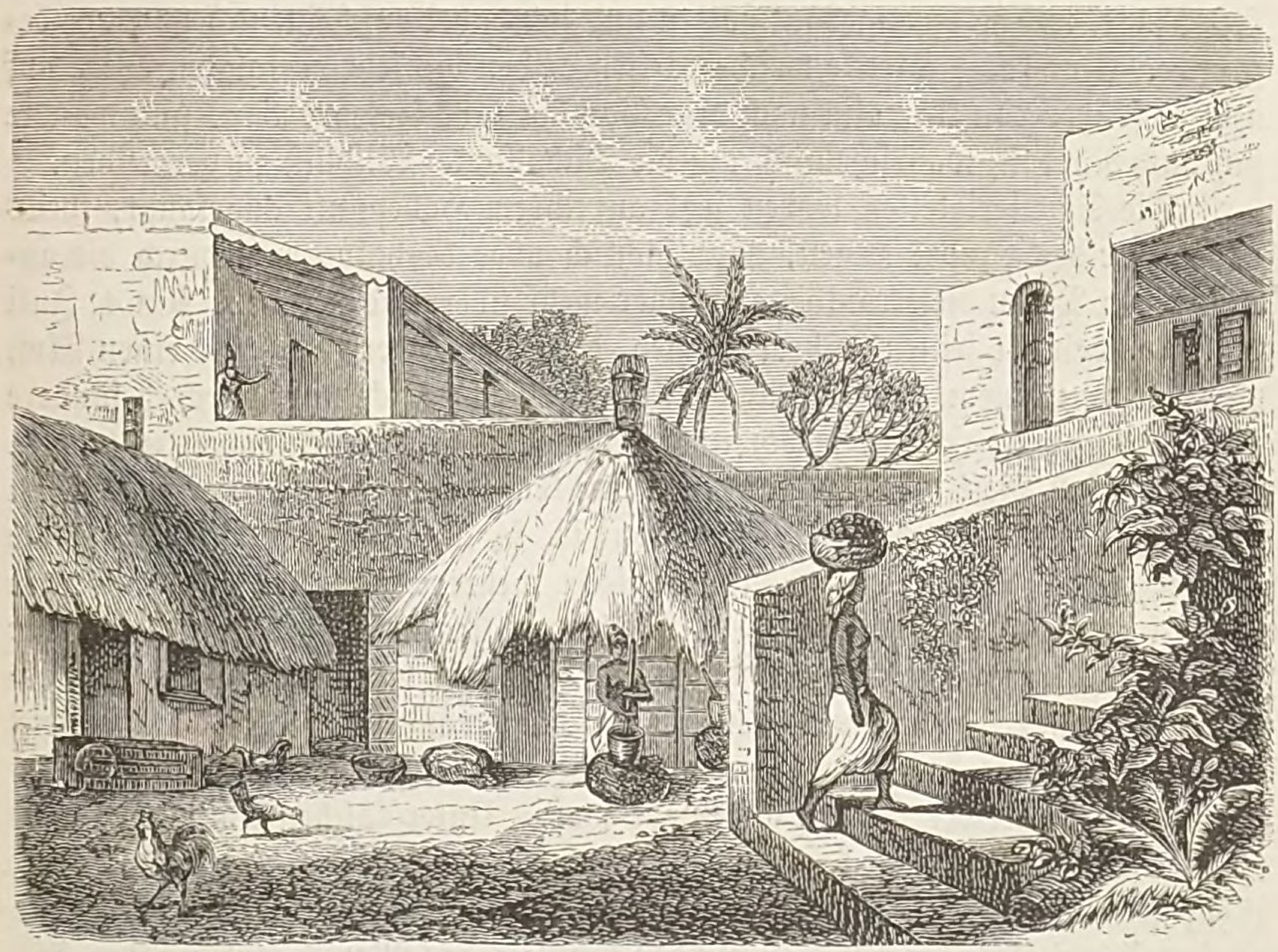
An Frau Park.

Badu, den 29. Mai 1805.

„Ich bin so glücklich, Dir melden zu können, daß ich ohne den geringsten Unfall die Hälfte meiner Reise hinter mir habe. Wir sind alle munter und gesund und stehen mit den Eingeborenen auf dem besten Fuße. Ich habe viele meiner alten Bekannten gesehen und werde überall gut aufgenommen

Am 27. Juni hoffen wir unsere Landreise vollendet zu haben, und wenn wir nur erst auf dem Flusse schwimmen, dann werden wir meinen, daß wir schon halb in England sind. Ich bin noch nie auch nur unwohl gewesen, und Alexander hat sein Magenleiden vollständig verloren.

Der Bote, welcher das Schreiben nach dem Gambia bringt, wartet mit seinen Eseln nur wenige Minuten. Benachrichtige daher alle Freunde, daß wir uns wohl befinden, und daß Alles gut geht. Ich glaube nicht, daß unser Aufenthalt im Innern länger währen wird, als ich Anfangs vermuthete. Wir führen unsere Lebensmittel bei uns und leben sehr gut, haben in der That nur eine angenehme Reise und glaubten doch, dies würde deren schlechtester Theil sein.



Hofraum in Gorée.

Ich hoffe, daß Du, liebe Frau, die Kinder und alle Freunde sich wohl befinden. Wenn ich nach wenigen Monaten meine Reise mit Ehren werde vollendet haben, mit welcher Freude und Genugthuung werde ich dann heimkehren! Der Slati (Sklavenhändler) wartet ungeduldig auf den Brief, und ich habe nur noch Zeit, mich zu unterzeichnen. Mungo Park."

Trotz dieses Briefes war Park's Lage jetzt eine sehr kritische. Die Tornados waren sehr häufig geworden, und in wenigen Tagen ward es klar, daß die Regenzeit ernstlich eintreten würde, ehe die Reise nach dem Niger nur halb vollendet sein konnte. Ein heftiger Regenfall am 10. Juni wirkte fast augenblicklich nachtheilig auf die Gesundheit der Soldaten; 12 derselben wurden sofort ernstlich krank, und von dieser Zeit ab begann die Sterblichkeit, welche schließlich der Expedition so gefährlich werden sollte.

In Schrondo, im Königreich Dentila, wohin die Karawane darauf kam, sind bedeutende Goldminen. Das Tagebuch enthält eine genaue Beschreibung der Goldminen und des Landes, in dem das edle Metall gefunden wird.

Nachdem sie Schrondo verlassen hatten, mußten sie einmal infolge eines heftigen Tornados ihr Gepäck in die Hütten der Eingeborenen tragen. Dies war das erste Mal, daß die Karawane eine Stadt betrat, seit sie den Gambia verlassen hatte. Wenn man das Klima und die Jahreszeit in Betracht nimmt, so ist dieser Umstand allein ein Beweis für die Entbehrungen und Mühseligkeiten, welche Europäer auf einer solchen Reise zu erdulden haben.

In dem hinter Schrondo belegenen Dindiku war Park entzückt von der Schönheit und Großartigkeit des Gebirgslandes und bewunderte den Fleiß der Bewohner, welche es angebaut hatten und sich dabei anscheinend sehr wohl befanden. Eine kurze Strecke weiter verließ er den bis jetzt verfolgten Weg, auf dem er früher von Kamalia nach dem Gambia zurückgekehrt war, und wandte sich nach Nordost, wahrscheinlich um die Dschallonke-Wildniß zu vermeiden.

Die Schwierigkeiten waren jetzt auf ihrem Höhepunkt angelangt, theils der Natur des Landes wegen, hauptsächlich aber deshalb, weil durch die andauernden Regen die Krankheiten immer mehr überhand nahmen. Am 4. Juli verlor er beinahe seinen Führer Isaaco, der beim Uebersetzen über einen Fluß zweimal von einem Krokodil angefallen ward und sich nur durch besondere Geistesgegenwart rettete, jedoch nicht ohne schwere Wunden davon zu tragen. Dieser Unfall hielt die Karawane mehrere Tage auf und trug zu den vielen Störungen bei, welche die Expedition in so unglücklicher Weise in die Länge zogen. Schon waren auf der Reise mehrere Soldaten gestorben; am 6. Juli aber waren alle Personen, welche zur Karawane gehörten, entweder sehr krank oder sehr schwach und hinfällig. Und noch hatte Park große Schwierigkeiten zu überwinden, und ein Land zu durchwandern, in welchem er stets gegen die Anfälle der Eingeborenen auf der Hut sein mußte, und nebenbei den Angriffen wilder Thiere ausgesetzt war. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß auch die wenigen, durch Krankheit noch nicht unfähig gewordenen Soldaten zurückblieben, und daß nur einige von ihnen mit großen Schwierigkeiten bewogen werden konnten, den Marsch fortzusetzen. Die Gefahren und Leiden hatten jetzt einen Grad erreicht, wie sie selten Reisende zu bestehen haben, und die Erzählung derselben bildet den interessantesten Theil von Park's zweitem Tagebuche. Er schreibt:

Den 6. August 1805. Ich habe zwei neue Eselstreiber für einen Barra (etwa 20 Sgr.) per Tag und für den Lebensunterhalt gemiethet. Wir verließen Kulikorro am frühen Morgen und wanderten ziemlich schnell bis 3 Uhr. Um diese Zeit erreichten wir Ganifarra, ein elendes kleines Dorf. Auf diesem Marsche blieben zwei Soldaten, L. Cahill und J. Bird, sowie William Cox, ein Seemann, zurück und legten sich nieder. Kaum hatte die Karawane Ganifarra erreicht, als ein schwerer Regen fiel. Da ich der Letzte war, der ein Obdach erreichen konnte, so ward ich bis auf die Haut naß. Zwei Esel, die vier Koffer trugen, in denen Flinten, Pistolen, Spiegel rc. waren, fielen in der Nähe der Ortschaft in einen Fluß, und der ganze Inhalt der Koffer ward vollständig durchnäßt.

Hier gab es Nichts zu kaufen, nicht einmal ein Huhn. Ich vertheilte eine sehr geringe Portion Reis, von dem wir nur sehr wenig noch bei uns haben.

Den 7. August. Während der Nacht hat uns Jemand unseren besten Esel gestohlen, und da wir dessen Ladung zurücklassen müssen, wenn wir ihn nicht finden, so gehen Isaaco's Leute, welche seine Fußspuren verfolgen können, eine beträchtliche Strecke zurück, um ihn wieder zu erlangen. Isaaco hat ihnen den strengsten Befehl gegeben, den Dieb niederzuschießen, wenn sie ihn im Walde treffen, oder ihm bis zur Stadt zu folgen und den Esel vom Duty zurückzuverlangen; wolle er ihn nicht herausgeben, so sollten sie schleunigst zurückkehren.

Den Tag brachte ich damit zu, die nassen Gegenstände zu trocknen; ich reinigte und schmierte alle verzierten Pistolen mit Fett ein, zehn an der Zahl. Fernerhin trocknete ich die Spiegel, welche ganz verdorben waren. Des Nachmittags sandte ich zwei Eingeborene mit Waaren in eine benachbarte Stadt, um Reis und Getreide zu kaufen. Gegen Sonnenuntergang kam Bird nachgehinkt, von Cox oder Cahill hatte er nichts gesehen.

Den 8. August. Die Leute sind noch nicht zurück. Ich öffnete den Koffer, der die doppelläufigen Flinten enthält, reinigte und ölte dieselben. Gegen Mittag kamen die Leute mit dem Reis und dem Getreide an; es reichte aber nicht ganz für einen Tag. Fast zu derselben Zeit kamen Isaaco's Leute mit dem Esel; sie hatten seine Fußspuren über Kulikorro hinaus verfolgt und ihn in Balandu gefunden; den Dieb haben sie nicht gesehen, wol aber seinen Namen in Erfahrung gebracht. Isaaco versprach an seinen Freund in Bangassi zu schreiben und Serinummo davon zu benachrichtigen. Des Nachmittags kam ich mit dem Duty überein, daß er für 35 Barren die ganze Ladung auf das andere Flußufer bringen wolle. Die ganze Nacht regnet es heftig.

Den 9. August. In der Nacht starb ein Soldat, Michael May; wir begruben ihn des Morgens. Wir brachten alle Waaren bis 8 Uhr an die Furt. Der Ba-Wulli ist hier fast eben so groß als an der Stelle, die wir früher passirten. Er erscheint ungemein tief und fließt ungefähr vier bis fünf Meilen (engl.) in der Stunde. Hier liegt ein sehr gutes Kanoe, das ungefähr vier Eselsladungen auf einmal fassen kann. Da es zu regnen drohte, schickte ich drei Leute mit einem der Zelte auf die Ostseite des Flusses, um es etwa eine halbe engl. Meile vom Ufer aufzuschlagen, da der Boden in der Nähe sehr sumpfig war. Ich miethete Leute, um die Waaren nach dem Kanoe zu tragen, und andere, sie an der entgegengesetzten Seite des Flusses in Empfang zu nehmen, so daß die Soldaten, welche alle krank und schwach waren, nichts zu thun hatten. Um 1 Uhr war Alles auf dem anderen Ufer; wir fanden es indeß mit Schwierigkeiten verknüpft, die Esel fortzubringen, da der reißende Strom das Kanoe und sechs Esel über den Landungsplatz hinaustrieb. Sie kamen so weit den Fluß hinab, daß ich Anfangs glaubte, sie würden ertrinken. Das würde für uns ein unersetzlicher Verlust gewesen sein. Indessen gelang es den Bemühungen der Neger, die mit Tauen nach dem Kanoe schwammen, die Esel hinüberzubringen. Dort standen sie am Wasserrande, bis die Neger mit ihren Getreidehacken einen Weg auf das steile Ufer gebahnt hatten. Um einen zweiten derartigen Unfall zu vermeiden, nahmen wir von verschiedenen

Ladungen die Taue ab und banden diese zusammen, bis das Ganze quer über den Fluß reichte. Daran zogen wir das beladene Kanoe herüber, und die Neger ruderten es zurück, wenn es leer war. Auf diese Weise schwammen die Esel und Pferde hinüber, ohne daß eines der Thiere verloren ging. Als alles Gepäck nach dem Zelte geschafft war, fanden wir, daß kaum noch Reis genug für einen Tag vorhanden sei. Da es nichts zu kaufen gab, so blieb uns keine andere Wahl, als zeitig am nächsten Morgen nach Bambara aufzubrechen. Die Entfernung dahin wurde uns auf 14 bis 15 engl. Meilen angegeben." — Auf dem jenseitigen Ufer erklärten Scott und Anderson, nicht weiter gehen zu können. Da Mungo Park's Pferd Gepäck trug, und er selbst, wie gewöhnlich, einen Esel vor sich hertreibend, zu Fuß ging, so konnte er seinen Gefährten keine Hülfe leisten. Von Massina aus ließ er sie aber nachholen. Die Eingeborenen verhehlten ihre Freude über den hinfälligen Zustand der Fremden keinen Augenblick. Sie nannten dieselben Dummula fong. Mit diesen Worten bezeichnet man eine Sache, welche Jedermann preisgegeben ist. In Massina wurden auch fünf Esel gestohlen; drei davon wurden am nächsten Tage zurückgebracht, weil die Diebe den Zorn ihres Königs fürchteten.

Bangassi, wohin man vom Ba-Wulli zog, ist stark befestigt. Der König Seri Numma machte den Reisenden mit einem schönen Ochsen und zwei großen Kalebassen voll süßer Milch ein willkommenes Geschenk. Mungo Park wurde zu ihm beschieden und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Er sagte dem König, er sei nicht nach Afrika gekommen, um Geld zu holen, sondern nur um Geld auszugeben; er wünsche sein Reich in Frieden zu durchreisen, um sich nach Bambara zu begeben und bitte ihn, die Geschenke anzunehmen, welche er als Zeichen seiner Achtung mitgebracht habe. Isaaco breitete nun diese Geschenke aus, welche in einer Flinte, einem Säbel, Pistolen, Kugeln, Flintensteinen, Halsbändern, Spiegeln und anderen Sachen mehr bestanden. Der König nahm diese Gegenstände mit der Gleichgiltigkeit an, welche die Neger stets zur Schau tragen, wenn man ihnen Etwas zeigt, was sie noch nie gesehen haben. Er ertheilte Mungo Park die Erlaubniß, durch seine Staaten zu reisen, und versprach ihm, daß sein Sohn ihn bis nach Segu begleiten solle.

Während ihres Aufenthaltes in Bangassi tranken die Reisenden möglichst viel Milch, um ihre Kräfte wieder herzustellen, doch zeigte sich der Erfolg, den sie wünschten, nur in geringem Grade. Einer, dessen Zustand ein verzweifelter war, ließ sich in geringer Entfernung von den Zelten unter einen Baum niederlegen. Als er einschlief, wäre er fast von Panthern zerrissen worden, die ihm bereits an den Füßen schnoberten. Er erwachte plötzlich, und der Schreck gab ihm eine solche Kraft, daß er schneller zu den Zelten lief, als die Schildwache ihm zu Hülfe kommen konnte. Am nächsten Morgen warfen sich drei Soldaten unter einen Baum und weigerten sich, weiter mitzugehen. Mungo Park war so unwohl wie die übrigen, aber seine Energie hielt seinen wankenden Körper aufrecht. Seine geistige Kraft erwachte, so oft seine Gedanken sich auf sein großes Ziel richteten. So schrieb er in sein Tagebuch: „Auf einer Höhe angekommen, von der ich einige weit entfernte Berge sah, überredete ich mich, daß der Niger ihren südlichen Fuß bespüle. Sogleich vergaß

ich mein Fieber, und dachte auf dem ganzen Wege blos daran, wie ich die blauen Gipfel dieser Berge ersteigen könne."

Von Bangassi an sah man überall Dörfer und Städte, welche in Trümmern lagen. Die Einwohner von Kuliori litten so durch Hungersnoth, daß sie das Fleisch von Panthern begierig verschlangen. Von einem verschwundenen Soldaten glaubte man, daß die wilden Thiere ihn getödtet hätten. Man hörte sie die ganze Nacht heulen. — Da der Reis abnahm, so mußte man um so mehr eilen, die Grenze von Bambara, von der man noch vier Meilen entfernt war, zu erreichen. Anderson's Zustand verschlimmerte sich und die Esel mußten von Negern beladen werden, da keiner von den Weißen mehr so viel Kraft besaß, eine Last zu heben. Für Mungo Park war es keine geringe Aufgabe, seinen Schwager Anderson zu führen, ihn bald in den Schatten eines Baumes zu geleiten, bald wieder auf's Pferd zu heben.

Gegen Abend vereinigten sich die Reisenden in einem tiefen Thale, wo es so viele Abgründe gab, daß man in der Dunkelheit keinen Schritt zu thun wagte. In Kumkuma blieben sie zwei Tage, um den Ausgang von Anderson's Fieber abzuwarten. Am dritten Tage erreichten sie das vier Meilen entfernt liegende Dumbilla; hier sah Mungo Park seinen alten Freund Karfa Taura, der ihn auf seiner ersten Reise an den Gambia zurückgeleitet hatte (vgl. S. 69). Die Freude des Wiedersehens wurde dadurch getrübt, daß Scott in Kumkuma krank zurück geblieben war.

Der Karawane voraneilend, sah Mungo Park von dem Gipfel einer Gebirgskette abermals den Niger, wie er seine Wellen majestätisch durch die Ebene fortwälzte. So entzückend dieser Anblick für ihn war, schrieb er doch in sein Tagebuch: „Als ich mir sagte, daß wir auf unserer Reise drei Viertel unserer Soldaten verloren hatten, und zu allem Unglück keine Zimmerleute mehr besaßen, die uns Boote bauten, auf denen wir zu neuen Entdeckungen weiter könnten, da umwölkte sich mir die Zukunft." Dennoch wünschte er sich Glück, daß er eine nicht unbedeutende Anzahl Europäer mit einem ungeheuren Gepäck 125 Meilen weit ins Innere geführt habe, ohne daß von Seiten der Eingeborenen ernstliche Hindernisse vorgekommen seien. Er schloß daraus, daß eine Karawane, welche die Reise in der trockenen Jahreszeit mache, von fünfzig Menschen höchstens vier verlieren werde.

Bei der Ankunft in Bammaku zeigte es sich, daß von den 35 Soldaten und vier Zimmerleuten, die bei der Karawane gewesen waren, blos sechs Soldaten und ein Zimmermann die Ufer des Niger erreicht hatten. Ein Ochse, den der Häuptling zum Geschenk machte, und den man bei einem der Zelte anband, wurde von den Panthern zerrissen. Diese Thiere waren hier wilder, als die Reisenden sie je zuvor gesehen hatten.

Der Niger hatte an dieser Stelle eine Breite von einer halben (engl.) Meile, und bildete verschiedene Stromschnellen. Um diese zu vermeiden, hielten sich die Ruderer dicht am Ufer, aber trotz dieser Vorsicht brachte der reißende Lauf des Flusses die Reisenden in Gefahr. Auf einer Insel standen ein großer Elefant und drei Flußpferde dicht neben einander. Die Eingeborenen fürchteten, daß die letzteren den Schiffen nachfolgen und sie umstürzen würden.

Am folgenden Tage kam Martyn mit den zurückgebliebenen Soldaten nach. Zwei fehlten noch und auch diese stellten sich nach 48 Stunden ein.

Am 25. August belohnte Mungo Park seinen schwarzen Führer für dessen Dienste mit Waaren, die den Werth von zwei der besten Sklaven hatten, und versprach ihm außerdem alle noch vorhandenen Pferde und Esel der Karawane, sobald die Unterhandlungen in Segu beendet sein würden. Am 26. stellte er die Geschenke für den König Mansong zusammen und schickte sie mit Isaaco ab. Er hoffte dadurch den boshaften Einflüsterungen der Mauren und Mohammedaner ein Ende machen zu können. Vier mit Silber ausgelegte Doppelflinten und zwei Tönnchen Pulver behielt er zurück. Diese Sachen sollte Mansong nachträglich erhalten, wenn er eine günstigere Stimmung verrathen würde.

An den Ufern des Niger giebt es kein zum Schiffsbau geeignetes Holz.

Nach Verlauf einiger Tage wurden die Befürchtungen, daß Isaaco mit seiner Sendung scheitern könne, durch die Ankunft eines Boten zerstreut. Es war Bukari, Mansong's Sänger, der sechs Kähne mitbrachte, um die Reisenden und ihr Gepäck nach Segu zu führen. Mansong war mit den Geschenken sehr zufrieden gewesen, hatte sich aber geweigert, Mungo Park anderswo, als in Segu, zu empfangen. Indem er beständig erklärte, daß er den Reisenden freien Durchgang durch seine Staaten gestatten wolle, sprach er nicht ein einziges Mal den Wunsch aus, einen von ihnen zu sehen. So oft ihm Isaaco von den Ereignissen der Reise erzählte, zeichnete er mit den Fingern Dreiecke und Vierecke in den Sand, woraus der schwarze Führer schloß, daß die Europäer dem Könige Schrecken einflößten. — Nach Bukari erschienen Modibinna und vier andere Vertraute Mansong's in einem Kahne. Sie kündigten Mungo Park an, daß Mansong sie beauftragt habe, sich von dem Reisenden mündlich über den Zweck seiner Reise unterrichten zu lassen.

Nachdem sie den Zweck erfahren, sagte Modibinna, es sei eine lange Reise, die Mungo Park da vorhabe, und er werde zu Gott beten, daß er ihn beschütze. Er fügte hinzu, sobald er Mansong Rechenschaft abgelegt habe, werde er zurückkehren und die Willensmeinung seines Herrn mittheilen. Er und seine Begleiter empfingen jeder ein scharlachenes Tuch, und bestätigten, daß Mansong mit den Geschenken zufrieden sei. Nichtsdestoweniger bemerkten sie gegen Mungo Park, der König habe verschiedene Berichte über den hohen Werth des Gepäckes der Reisenden erhalten, und sie seien beauftragt worden, sich zu überzeugen, was an der Sache sei. Als sie alle Ballen untersucht hatten, erklärten sie, die Reisenden besäßen nichts Böses, überhaupt nichts, was sie nicht zum Ankauf von Lebensmitteln brauchten.

Sie zogen sich darauf zurück, ohne übrigens das für Mansong bestimmte zweite Geschenk annehmen zu wollen. Unser Reisender wählte Sansanding zum Bau seines Schiffes und schickte seine Ochsen zu Lande dorthin. Er fuhr mit seinen Begleitern auf dem Flusse, wo die Hitze um so unerträglicher wurde, als kein Lüftchen wehte, und nicht eine Matte vorhanden war, durch die man sich gegen die Sonne hätte schützen können. Mungo Park bekam so heftige Kopfschmerzen, daß er fast wahnsinnig wurde. Er bemerkt in seinem Tagebuche, die Hitze sei stark genug gewesen, „um eine Ochsenzunge zu rösten“.

Als man mittels vier Stangen, über welche Mäntel gebreitet wurden, ein Schutzdach gebildet hatte, erholte sich Mungo Park, und sein Fieber ließ nach. Bei Sonnenuntergang ruderte er ans Ufer und verbrachte die Nacht auf einer mit Grün bekleideten Anhöhe.

Als man am nächsten Morgen in der zehnten Stunde Sansanding erreichte, versammelte sich am Ufer eine solche Menschenmenge, daß die Reisenden ihr Gepäck nicht eher ans Ufer schaffen konnten, als bis Kaunoti Mammadia, bei dem sie Aufnahme fanden, die Neugierigen durch Stockschläge vertrieben hatte. In der Nacht des 2. Oktober starben zwei Soldaten, der eine am Fieber, der andere am Durchfall. Am 4. schickte Mansong zwei verdorbene Flintenschlösser und eine durchlöcherte Zinnplatte, um sie ausbessern zu lassen. Der Bote ließ sich kaum überreden, daß keiner der Europäer eine solche Arbeit verstehe. Am 6. machte Mansong's ältester Sohn einen Kahn zum Geschenk und ließ sich eine Stutzbüchse, drei Säbel und blaue und gelbe Tücher ausbitten. Mansong schickte noch ein Fahrzeug, das jedoch zur Hälfte verfault war, und dann noch ein anderes aus Segu. Da dieses zu dem ersten nicht paßte, so ging Isaaco nach der Hauptstadt, um zu erläutern, was man eigentlich gebrauche, und nahm neue Geschenke mit: zwei Stutzbüchsen, zwei Jagdflinten, zwei Paar Pistolen und fünf alte Musketen, indem er als Gegengeschenke ein geeignetes Schiff oder auch nur die Erlaubniß, ein solches zur Fortsetzung der Reise kaufen zu dürfen, forderte. Isaaco kehrte mit einem großen Kahn zurück, der sich aber wieder als zur Hälfte unbrauchbar erwies. Es blieb nichts übrig, als den noch guten Theil mit dem anderen Kahne zusammenzusetzen, und Mungo Park vollendete diese Arbeit mit Hülfe eines Soldaten. Nach 18 mühevollen Tagen schwamm Sr. Britischen Majestät Schoner „Dscholiba“ auf dem Wasser. Das Schiff war $13\frac{1}{2}$ m. lang, 2 m. breit, und ging, da es einen flachen Boden hatte, mit voller Ladung blos $\frac{1}{3}$ m. tief im Wasser.

Am 16. November war der Schoner fertig, und alle Vorbereitungen zur Reise waren getroffen. Park ordnete sein Tagebuch und schrieb in den letzten Tagen vor seiner Einschiffung, die am 19. stattgefunden zu haben scheint, verschiedene Briefe an seinen Schwiegervater, Herrn Anderson, an Sir Joseph Banks, an Lord Camden und an Frau Park. Letzterer ist der interessanteste und mag hier Platz finden. Man wird ihn nicht ohne Rührung lesen können.

Sansanding, den 19. November 1805.

An Frau Park.

„Es betrübt mich tief, daß ich Dir Dinge schreiben muß, welche Dich bekümmern werden. Es hat aber dem Herrn gefallen, Deinen Bruder Alexander, meinen lieben Freund, zu sich zu nehmen. Er unterlag am Morgen den 28. Oktober einem Fieberanfalle zu Sansanding. Weiteres hierüber wirst Du aus meinem Briefe an Deinen Vater ersehen. Ich fürchte fast, daß Du als ängstliche und um den Gatten besorgte Frau meine Lage für schlimmer hältst, als sie wirklich ist. Wahr ist es, daß meine theuren Freunde Anderson und Scott mir durch den Tod entrissen worden, auch der größere Theil der Soldaten ist während der Regenzeit auf dem Marsche gestorben; aber ich bin, Du

kannst es mir glauben, bei vollkommener Gesundheit. Die Regenzeit ist vorüber und die gesunde Jahreszeit hat begonnen, so daß wir keine Krankheiten zu befürchten haben; auch habe ich noch immer Mannschaft genug, um mich auf der Flußfahrt nach dem Meere vor jeder Beleidigung zu schützen.

Schon wird unser ganzes Gepäck eingeschifft und wir segeln ab, sobald ich gegenwärtigen Brief vollendet habe. Ich beabsichtige nirgends zu landen, bis ich die Küste erreicht habe, was, wie ich glaube, gegen Ende Januar geschehen wird. Dann werden wir mit dem ersten Schiffe nach England segeln. Wenn wir über Westindien gehen müssen, wird die Reise drei Monate länger in Anspruch nehmen, so daß wir zum 1. Mai in England sein können. Der Grund der Verzögerung lag in der eintretenden Regenzeit; fast alle Soldaten wurden vom Fieber ergriffen.

Es ist leicht möglich, daß ich in England sein werde, ehe Du dieses Schreiben empfängst. Glaube mir, daß ich unendlich glücklich bin, auf der Rückreise zu sein. Wir haben heute früh allen Verkehr mit den Eingeborenen abgebrochen, und eben werden die Segel gespannt zu unserer Abfahrt nach der Küste."

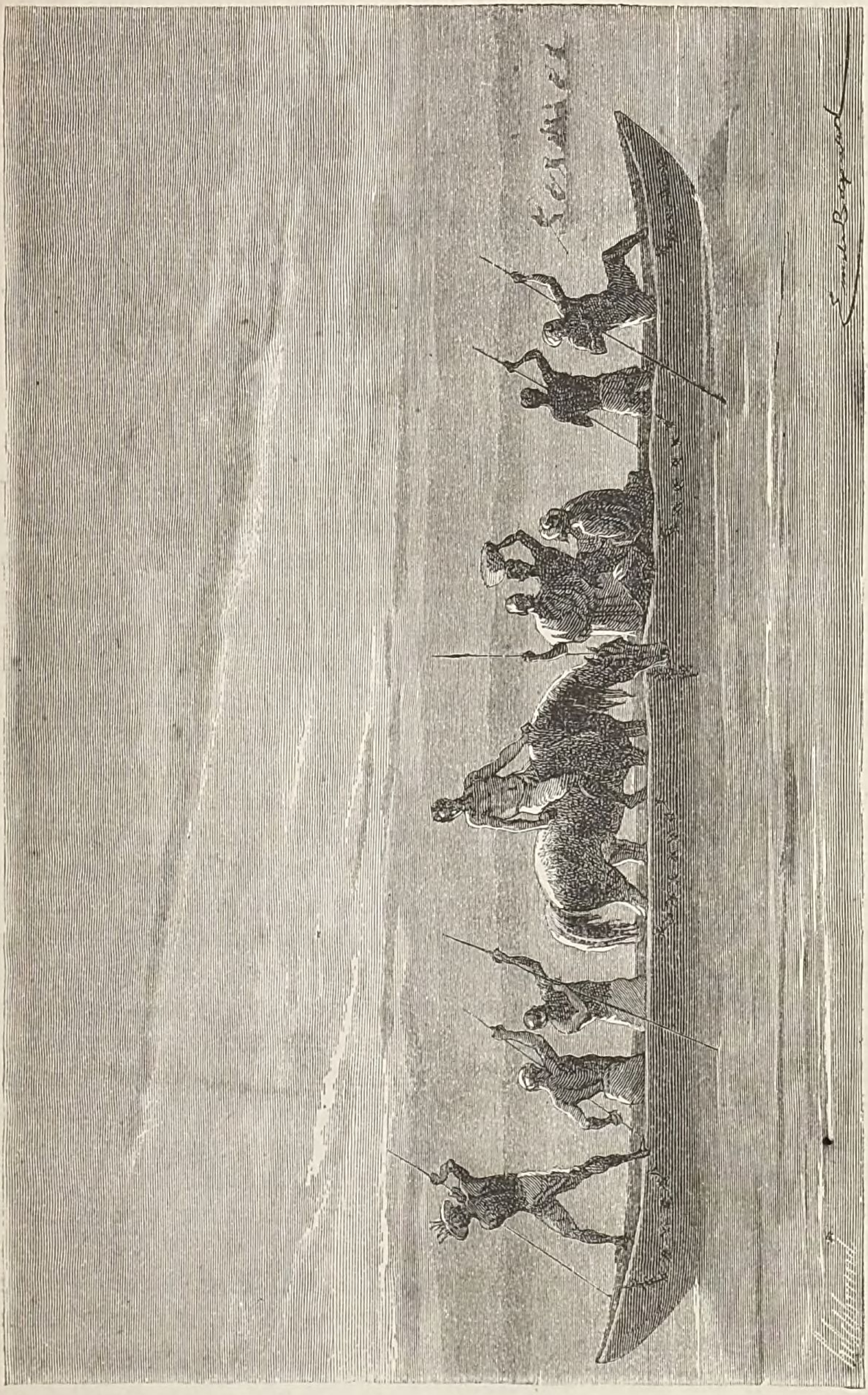
Hier hört unglücklicher Weise jede zuverlässige Nachricht über Park auf. Isaaco brachte seine Briefe und sein Tagebuch nach dem Gambia und schickte sie von da nach England. Eine Zeit lang ward von der Expedition nichts weiter gehört; eingeborene Kaufleute brachten indessen im Laufe des Jahres 1806 ungünstige Nachrichten aus dem Innern Afrika's nach den englischen Niederlassungen an der Küste, und es ward, obschon ohne bestimmte Autorität, allgemein behauptet, daß Park und seine Begleiter getödtet seien. Als diese Gerüchte sich mehrten und von Park keine Nachricht eintraf, erhielt Oberstleutnant Maxwell, damals Gouverneur vom Senegal, von der Regierung die Erlaubniß, Jemand auszusenden, um die Wahrheit dieses Gerüchtes zu ergründen. Maxwell war so glücklich, Isaaco, Park's Führer, zu dieser Reise zu bewegen.

Isaaco verließ den Senegal im Januar 1810 und war etwa 20 Monate abwesend. Er kehrte am 1. September 1811 zurück und bestätigte Park's Tod vollständig. Als das Ergebniß seiner Nachforschungen in dieser Beziehung überreichte er dem Gouverneur ein in arabischer Sprache geführtes Tagebuch seiner Reise sowie ein zweites Tagebuch, das er von Amadi Fatuma erhalten hatte, dem Führer, welcher Park von Sansanding den Niger hinab begleitet hatte. Der Haupttheil dieses letztgenannten eigenthümlichen Dokumentes ward auf Befehl Oberst Maxwells übersetzt und von ihm an den Kolonialsekretär nach England gesandt.

Amadi Fatuma's Tagebuch.

Wir fuhren am 27. November Mittag in einem Boote von Sansanding ab und kamen in zwei Tagen nach Silla, wo Herr Park seine erste Reise vollendet hatte. Herr Park kaufte einen Sklaven, der ihm beim Rudern des Kanoes helfen sollte. Wir waren neun Personen zur Bemannung des Kanoes: Herr Park, Herr Martyn, drei andere Weiße, drei Sklaven und ich selbst, als Führer und Dolmetscher. Den Sklaven kauften wir ohne zu landen. In zwei Tagen kamen wir nach Ginne. Wir gaben dem Häuptling ein Stück Zeug und segelten weiter.

Als wir bei Dibbie vorbeifuhren, verfolgten uns drei Kanoes, in denen mit Lanzen, Pfeil und Bogen bewaffnete Eingeborene saßen. Sie hatten keine Feuerwaffen.



Fahrzeug auf dem Niger

Ihrer feindlichen Absichten gewiß, hießen wir sie umkehren, und da sie nicht gutwillig gehen wollten, so mußten wir Gewalt anwenden.

Späterhin kamen wir bei Kabia vorbei und mußten wiederum drei Kanoes, welche uns den Weg versperren wollten, mit Gewalt zurücktreiben. Gleiches geschah bei Timbuktu und bei Gurumo. An letztgenanntem Orte waren es sogar sieben Kanoes, welche uns angriffen. Bei allen diesen Gefechten tödteten wir viele Eingeborene. Ein Weißer, der krank geworden war, starb, so daß wir auf acht Mann reduzirt waren. Jeder von uns hatte 15 Flinten, die stets geladen zur Hand lagen. Beim Passiren eines Dorfes, dessen Namen ich vergessen habe — es war aber der Sitz des Königs Gotoidschege — verfolgten uns 60 Kanoes, die wir zurückschlugen, und wobei wir viele Eingeborene tödteten. Als ich, unserer Ueberlegenheit wegen, so viele Menschen stürzen sah, ergriff ich Martyn's Hand und bat ihn, dem Feuern Einhalt zu thun. Martyn hätte mich deswegen beinahe selbst umgebracht, wenn es Park nicht verhindert hätte. Eine beträchtliche Strecke hinter dem Dorfe sahen wir auf der einen Seite des Flusses eine große Armee der Fulbe; sie hatten keine Thiere bei sich. Wir fuhren unbehelligt von ihnen auf der anderen Seite vorbei.

Das Kanoe rannte auf einen Felsen und ward nur mit Mühe, jedoch ohne Schaden, wieder flott gemacht. Ein Hippopotamus (Flußpferd) tauchte vor uns auf, das wir durch einen Flintenschuß vertrieben. Vor Kaffo warfen wir Anker und blieben dort einen Tag. Bei unserer Abreise von Sansanding hatten wir, aus Furcht vor den Eingeborenen, einen großen Vorrath von frischen und gesalzenen Lebensmitteln aller Art mitgenommen, die uns in den Stand setzten, unsere Reise zu vollenden, ohne landen zu müssen. Das Kanoe war groß genug, um leicht 120 Leute zu fassen. Gegen Abend fuhren wir weiter und kamen vor eine Insel. Wir sahen auf derselben eine große Anzahl Flußpferde; als wir in ihre Nähe kamen, stürzten sie sich mit solcher Gewalt ins Wasser, daß sie beinahe das Kanoe umgeworfen hätten.

Als wir bei Kaffo vorbeisegelten, verfolgten uns drei Kanoes, deren Angriff wir abschlugen. Bei einer kleinen Insel legten wir bei und sahen einige Eingeborene. Ich ward ans Land geschickt, um Milch zu kaufen. Während ich mitten unter den Eingeborenen stand, sah ich zwei Kanoes nach dem Fahrzeug rudern, die frische Lebensmittel, wie Hühner, Reis u. s. w., zu verkaufen hatten. Einer der Eingeborenen wollte mich tödten; endlich faßte er mich und erklärte mich zu seinem Gefangenen. Als dies Herr Park sah, vermuthete er die Wahrheit und erklärte die beiden Kanoes nicht eher fortlassen zu wollen, als bis ich frei sei. Wenn man mich umbrächte, so würde er dieselben behalten und die Mannschaft tödten. Am Lande merkten die Eingeborenen Herrn Park's Absicht, und sie schickten mich in einem anderen Kahne zu meinen Gefährten zurück. Von den hierauf wieder freigelassenen Insulanern kauften wir Lebensmittel und beschenkten sie reichlich.

Kurze Zeit nach unserer Abreise folgten uns 20 Kanoes von derselben Insel. Als sie herankamen, riefen sie: „Amadi Fatuma, wie kannst Du bei uns vorbeifahren, ohne uns Etwas zu schenken.“ Ich verdolmetschte dies Herrn Park, und er gab ihnen einige Körner Bernstein und andere Kleinigkeiten, worauf sie friedlich zurückkehrten. An einem seichten Theile des Flusses angekommen, sahen wir am Ufer eine große Anzahl Leute sitzen. Bei unserer

Annäherung standen sie auf; als wir unsere Flinten auf sie anlegten, liefen sie schnell landeinwärts. Weiterhin kamen wir an eine sehr schwer zu passirende Stelle. Die Felsen hatten den Fluß versperrt, dazwischen aber waren drei sehr enge Durchgänge. Auf der Spitze eines dieser großen Felsen sahen wir wiederum dieselben Leute stehen. Dies machte uns, namentlich mich, um unsere Sicherheit sehr besorgt, und ich versprach ernstlich, nie wieder hier vorbeizukommen, ohne den Armen reiche Geschenke mitzubringen. Wir kehrten um nach einem weniger gefahrvollen Durchgang, und kamen ungehindert vorbei.

Der nächste Platz, den wir erreichten, war Carmasse. Hier gaben wir dem Häuptling ein Stück Zeug. Bei Gurmon, woselbst wir späterhin Anker warfen, schickte mich Herr Park mit 40,000 Kaurimuscheln ans Land, um Reis, Zwiebeln, Milch und andere Lebensmittel zu kaufen. Spät des Abends segelten wir weiter. Der Häuptling schickte uns ein Kanoe nach und ließ uns wissen, daß auf einem ziemlich hohen Berge weiter vorwärts eine große Armee auf uns harre; wir möchten lieber warten und uns vorsehen. Sofort warfen wir Anker und blieben den Rest des Tages und die ganze Nacht dort. Am Morgen segelten wir weiter. Als wir an dem oben erwähnten Berge vorbeikamen, sahen wir die Armee; sie bestand aus Mauren, mit Pferden und Kameelen, aber ohne Feuerwaffen. Da sie uns nicht anriefen, so segelten wir ruhig vorüber und kamen in das Land Haussa, woselbst wir ankerten. Hier sagte Herr Park zu mir: „Jetzt, Amadi, bist Du am Ende Deiner Reise; ich miethete Dich, um mich hierher zu bringen; Dein Geld hast Du bereits in Sansanding erhalten. Du verlässest mich; ehe Du aber gehst, bitte ich Dich, mir die Namen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse u. s. w. in der Sprache der Länder aufzuschreiben, durch die ich kommen werde." Ich versprach das gern, und wir brachten darüber zwei Tage zu, ohne zu landen. Während unserer Reise war ich der Einzige gewesen, welcher das Land betreten hatte. Wir fuhren ab und kamen nach Yaur.

Am nächsten Morgen ward ich mit einer Flinte und einem Säbel für den Häuptling und drei Stücken weißen Zeuges zur Vertheilung an die Eingeborenen ans Land geschickt. Ich gab dem Häuptling sein Geschenk, und ein Stück den Marabus Alhagi und Alhagi-biron, den Namen des dritten Marabu habe ich vergessen. Der Häuptling gab uns als Gegengeschenk einen Ochsen, ein Schaf, drei Krüge Honig und so viel Reis, als vier Mann tragen konnten. Herr Park gab mir 7000 Kaurimuscheln und befahl mir, dafür Lebensmittel zu kaufen, welchen Auftrag ich ausführte. Weiterhin mußte ich dem wenige Schritte vom Ufer stehenden Häuptling fünf silberne Ringe, etwas Pulver und Feuerstein geben und ihm sagen, daß dies Abschiedsgeschenke der Weißen für den König seien. Nachdem der Häuptling dieselben in Empfang genommen hatte, frug er, ob die Weißen zurückkehren würden. Herr Park antwortete hierauf, daß er nicht wiederkommen könne. Diese Worte waren die Ursache zu seinem Tode; denn da der Häuptling nun gewiß wußte, daß Park nicht wiederkommen würde, so hielt er es nicht für nöthig, dem Könige die Geschenke zu überbringen, und behielt sie für sich.

Am nächsten Abend (Sonnabend) fuhr Herr Park weiter. Ich schlief diese Nacht im Dorfe Yaur. Am anderen Morgen ging ich zum Könige, um ihn zu

begrüßen. Als ich das Haus betrat, fand ich zwei Abgesandte des Häuptlings von Yaur zu Pferde, welche zum Könige sagten: „Der Häuptling von Yaur sendet uns, um Dir zu melden, daß die Weißen fortgegangen sind, ohne Dir oder ihm irgend Etwas geschenkt zu haben. Sie haben viele Gegenstände bei sich und wir haben nichts erhalten. Auch dieser Amadi Fatuma, der jetzt vor Dir steht, ist ein schlechter Mensch, und hat ebenfalls uns beide zu Narren gehabt." Der König ließ mich sofort in Ketten legen und mir Alles abnehmen. Einige wollten mich tödten, Andere mich am Leben erhalten. Am nächsten Morgen schickte der König eine Armee nach einem am Flusse belegenen Dorfe, Bussa genannt. Vor dem Dorfe liegt ein Felsen quer über die ganze Breite des Flusses. Ein Theil der Felsen ist sehr hoch und hat eine Oeffnung, wie eine Thür — der einzige Ausweg des Wassers. Der Fluß ist deshalb hier sehr reißend.

Die Armee stellte sich über dieser Oeffnung auf. Obschon Herr Park die Stelle erst erreichte, nachdem die Armee dort Posto gefaßt hatte, so versuchte er doch vorbeizufahren. Die Leute griffen ihn an und warfen Lanzen, Pfeile und Steine. Herr Park vertheidigte sich eine lange Zeit; zwei Sklaven im Hintertheil des Bootes wurden getödtet. Sie warfen Alles, was sie im Kanoe hatten, in den Fluß und feuerten beständig auf ihre Angreifer; zuletzt aber sprangen, durch die Uebermacht gedrängt, ermüdet und unfähig, das Kanoe im Strome zu regieren, und ohne die mögliche Aussicht auf ein Entrinnen aus der Gefahr, Herr Park mit einem anderen Weißen und Herrn Martyn ins Wasser und ertranken. Als der einzige Sklave, der noch im Boote verblieb, sah, daß die Wilden nicht aufhörten auf ihn zu schießen, stand er auf und sagte: „Hört auf, mich zu bewerfen; ihr seht, daß nichts und Niemand im Kanoe ist außer mir. Nehmt das Boot, aber tödtet mich nicht."

Sie nahmen das Kanoe und brachten den Sklaven als Gefangenen vor den König. Man hielt mich in Ketten drei Monate lang; da befreite mich der König und gab mir eine Sklavin. Ich begab mich sofort zu dem Sklaven, der in dem Kanoe gefangen genommen worden war, und ließ mir Alles so erzählen, wie ich es eben gethan, und wie Herr Park ums Leben kam.

Ich fragte ihn, ob er gewiß wüßte, daß nichts im Kanoe gefunden worden sei, als es in Beschlag genommen wurde, und er sagte: „Nein, nichts außer mir und einer Säbelkoppel." Ich fragte ihn, was aus dieser Säbelkoppel geworden sei, und er erzählte mir, daß sie der König an sich genommen und einen Sattelgurt daraus gemacht habe.

So starb Mungo Park, dessen Unternehmungsgeist, Aufmerksamkeit und Thätigkeit, sichere Ruhe und unerschütterliche Ausdauer von wenigen Reisenden erreicht, von keinem übertroffen worden ist. Er war groß von Statur (etwa 2 m.) und dabei gut proportionirt. Sein Gesicht und sein ganzes Erscheinen war höchst interessant, sein Körper beweglich und kräftig und zu großen Anstrengungen und dem Erdulden großer Beschwerden geeignet. Seine Gesundheit hatte durch die Strapazen seiner ersten Afrikareise sehr gelitten; doch scheint sie, wie die letzte Expedition zur Genüge bewiesen hat, sich bald wieder in alter Kraft und Fülle eingestellt zu haben.



Almamy Umar, Häuptling der Fellatah (Fulbe).

VI. Lambert's Reise nach Futa Dschalon.

Futa Dschalon. Rio Nuñez. Die Bagus und Nalus. Kakandy. Oreussu. Soninkes. Die Flüsse Cogon, Tomine und Kakriman. Die Fellatah (Fulbe). Almamy Umar. Poredaka. Das Korifest. Sokotoro. Lambert's Krankheit. Abreise. Sori Ibrahima. Ortsbestimmungen.

Die südlichsten Punkte, welche Mungo Park auf der Rückreise von seiner ersten Expedition berührte, gingen wenig über 11° n. Br. hinaus. Was weiter südlich lag, war nur sehr allgemein durch die Aussagen der Eingeborenen und einzelne kühne Rekognoszirungen bekannt geworden. Mehr Licht in diese bergige Region gebracht zu haben war das Verdienst des französischen Marine-Infanterieleutnants Henri Lambert. Dieser unternehmende und umsichtige Mann hatte im Jahre 1860 die Aufgabe erhalten, zwischen den Franzosen am Senegal und den Fulbeherrschern in Futa Dschalon politische und kommerzielle Freundschaftsbeziehungen anzuknüpfen.

Futa Dschalon ist ein Gebirgsland, auf dessen centraler Hochebene die Quellen des Niger, des Senegal, Faleme, Gambia, des Rio grande und noch etwa 20 anderer Ströme liegen. Die ganze Region ist stark bevölkert, die Menschen sind weniger roh als andere Schwarze, und hier wird, wie eben angedeutet, künftig ein wichtiger Handelsweg hindurchziehen.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte am Senegal verließ Lambert am 20. Februar 1861 St. Louis und schiffte sich mit zwei Begleitern, dem Steuermann Cocagne und dem schwarzen Jäger Koly Kumba, ein. Ersterer diente als Dolmetscher, der zweite war Lambert's Diener und Koch.

Am 1. März landete Lambert bei der Faktorei Bel Aie an der Mündung des Rio Nuñez, richtete dort eine kleine Karawane ein und zog stroman nach Kakandy.

Der Rio Nuñez wurde bisher als ein Fluß dargestellt, welcher aus Futa Dschalon herabströmt; er ist aber in der That nur eine Einbuchtung des Meeres, eine schmale Föhrte, in welche sich, etwas aufwärts von Kakandy, der kleine Fluß Tiquilenta ergießt, welcher von der nächstgelegenen Hügelreihe herabkommt. Die ganze Uferlandschaft ist schön und fruchtbar; Kakandy selbst hat eine ungemein reizende Lage; es erhebt sich amphitheatralisch zwischen Hainen von Orangen, Bananen und Mangobäumen. Bis jetzt kommen aber von dort in den Handel nur Palmöl und Erdnüsse; Kaffee wächst weiter landeinwärts im Gebirge wild.

Am Meeresgestade wohnen die Bagus, weiter aufwärts am Rio Nuñez die Nalus, bei Kakandy und höher im Lande die Landumas. Diese Letzteren sind am zahlreichsten, ihre Sprache hat viel Aehnlichkeit mit jener der Dschalonkes, die ihrerseits ein Zweig des großen Malinke-Mandingostammes zu sein scheinen. Einst sollen sie mächtig gewesen sein; jetzt plündern sie einzelne Handelsreisende oder unbewaffnete Karawanen und zahlen Tribut an den Almamy von Futa Dschalon, der sich Mühe giebt, diese Heiden zum Islam hinüberzuziehen. Sie sind Fetischverehrer und in ihre heiligen Wälder darf sich kein Uneingeweihter hineinwagen, denn in denselben wohnt Simo, ein geheimnißvolles Wesen, und es ist immer eine Vorbedeutung wichtiger Ereignisse, wenn dasselbe den Menschen erscheint.

Lambert entbot den König und die angesehensten Landumas zu einem Palawer und machte ihnen strenge Vorwürfe über ihre Raubsucht. „Ihr dürft", sagte er, „nicht länger plündern; dadurch beeinträchtigt ihr den Verkehr auf dem Rio Nuñez und den Handel mit den europäischen Faktoreien. Das müßt ihr bleiben lassen, sonst wird euch von St. Louis her eine Züchtigung kommen." — Sie versprachen das Beste.

Die Nalus sind zum Islam übergetreten, seitdem ihr König Jura Mohammedaner geworden. Dieser berühmte Krieger kleidet sich wie ein Europäer; seine Unterhanen sind thätiger als die Landumas und vermittelten früher den Sklavenhandel zwischen der Küste und dem Innern. Seitdem ihnen dieses Handwerk von den Franzosen gelegt worden ist, bauen sie Erdnüsse. Die Bagus stehen auf einer noch weit tieferen Gesittungsstufe und wohnen in kleinen Weilern, die aus zwei oder drei langen, niedrigen und schmalen Hütten bestehen.

In diesen kauern viele Familien zusammen, wie das Vieh im Stalle. Der Schmutz in diesen Hütten ist über alle Beschreibung arg, kein Bagu wird sie nach Eintritt der Dunkelheit verlassen, denn das verbietet ihm der Aberglaube. Augiasställe sind Muster von Sauberkeit im Vergleich zu diesen Baguhütten. Aber diese schmutzigen Menschen halten große Rindviehherden und ernten mehr Reis, als sie verzehren können. Seltsam genug: diese Neger arbeiten. Aber weshalb? Es ist Brauch, daß die Familie eines Verstorbenen den ganzen Nachlaß desselben öffentlich zur Schau stellt, und Jeder ist eitel

darauf, daß mit recht großem Reichthum geprunkt werden könne. Die Hinterbliebenen sagen dann zur Leiche: „Weshalb hast Du uns verlassen? Alle, die Dich kannten, hatten Dich gern; Dir fehlte es nicht an Reis, an Ochsen, an Baumwollenzeug, warum bist Du davongegangen?“ Hierauf wird der gesammte Nachlaß verbrannt, und die Kinder des Verstorbenen behalten auch nicht das Allermindeste; sie müssen von vorn anfangen. Die Kaufleute am Rio Nuñez halten es unter solchen Umständen für keine Sünde, die Bagus übers Ohr zu hauen. Für Ochsen, Reis oder Oel im Werthe von 30 Thalern gaben sie z. B. eine Gipsfigur, die ein paar Groschen werth ist.

In Kakandy traf Lambert einen Feudalhäuptling der Fulbe. Dieser Mann, Abdullahi, war ein Untervasall des Häuptlings von Landeh und erbot sich, dem Reisenden sicheres Geleit zu geben. Dieser ging, aus manchen Gründen, gern auf den Antrag ein; er brauchte nun weder für seine Person, noch für sein Gepäck etwas zu befürchten und zahlte 41 Francs theils in Geld, theils in anderen Gegenständen. Dafür stellte ihm Abdullahi 10 Träger, mit welchen er am 8. März von Kakandy aufbrach.

Gleich hinter der Stadt steigt das Gelände an, ist waldig, von manchen Bächen bewässert, aber mit Felsen und eisenhaltigen Steinen übersäet. Des Nachts schlief Lambert unter freiem Himmel, weil menschliche Wohnungen nicht in der Nähe waren. Der junge, erst 24jährige Mann, wagte sich unerschrocken auf den Weg, welchen 33 Jahre vor ihm der vortreffliche Reisende Caillé eingeschlagen hatte. Lambert giebt diesem vielfach verleumdeten Manne dasselbe Zeugniß der Wahrhaftigkeit, welches auch unser Heinrich Barth ihm ausgestellt hat.

Die Wanderung war sehr angenehm; eine Menge bunter Vögel belebten den von Bächen durchzogenen Wald, der von Honig duftete und in welchem es von Bienen schwärmte. Viele Bäume erreichen eine kolossale Höhe, vor allen der gewaltige Bombax mit seiner mächtigen Verzweigung, und der Netteh, einer der schönsten aus der Familie der Leguminosen. Dieser ist über den ganzen Süden verbreitet; seine Frucht gleicht einer Bohnenschote, und die Körner enthalten eine süße, breiartige Masse, welche in den Monaten April bis Juni einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der Nahrung für die Karawanenleute bildet. Es ist in der That auffallend, daß die Neger, welche sich aus allen möglichen Dingen Götzen bilden, diesen schönen und nützlichen Baum noch nicht zum Fetisch gemacht haben. Reißende Thiere bemerkte Lambert in diesen Wäldern nicht, wol aber hundsköpfige Affen in Menge. Diese Mandrille (Cynocephalus mormon) benehmen sich sehr dreist. Auf einer Jagd an den Ufern des Senegal war Lambert Zeuge, daß sie nach einem Manne mit Steinen warfen, weil sie nicht dulden mochten, daß er einen getödteten Mandrill mitnehmen wollte. In den Wäldern hinter Kakandy hätte eine zahlreiche Bande dieser Thiere den Reisenden sehr gern den Weg durch eine Lichtung verwehrt; sie wichen nur langsam zurück, und als sie sahen, daß sie doch nichts ausrichten konnten, liefen sie, wie eine Meute Doggen bellend, in das dichteste Gestrüpp.

Nachts schlief Lambert wieder unter freiem Himmel; am anderen Tag

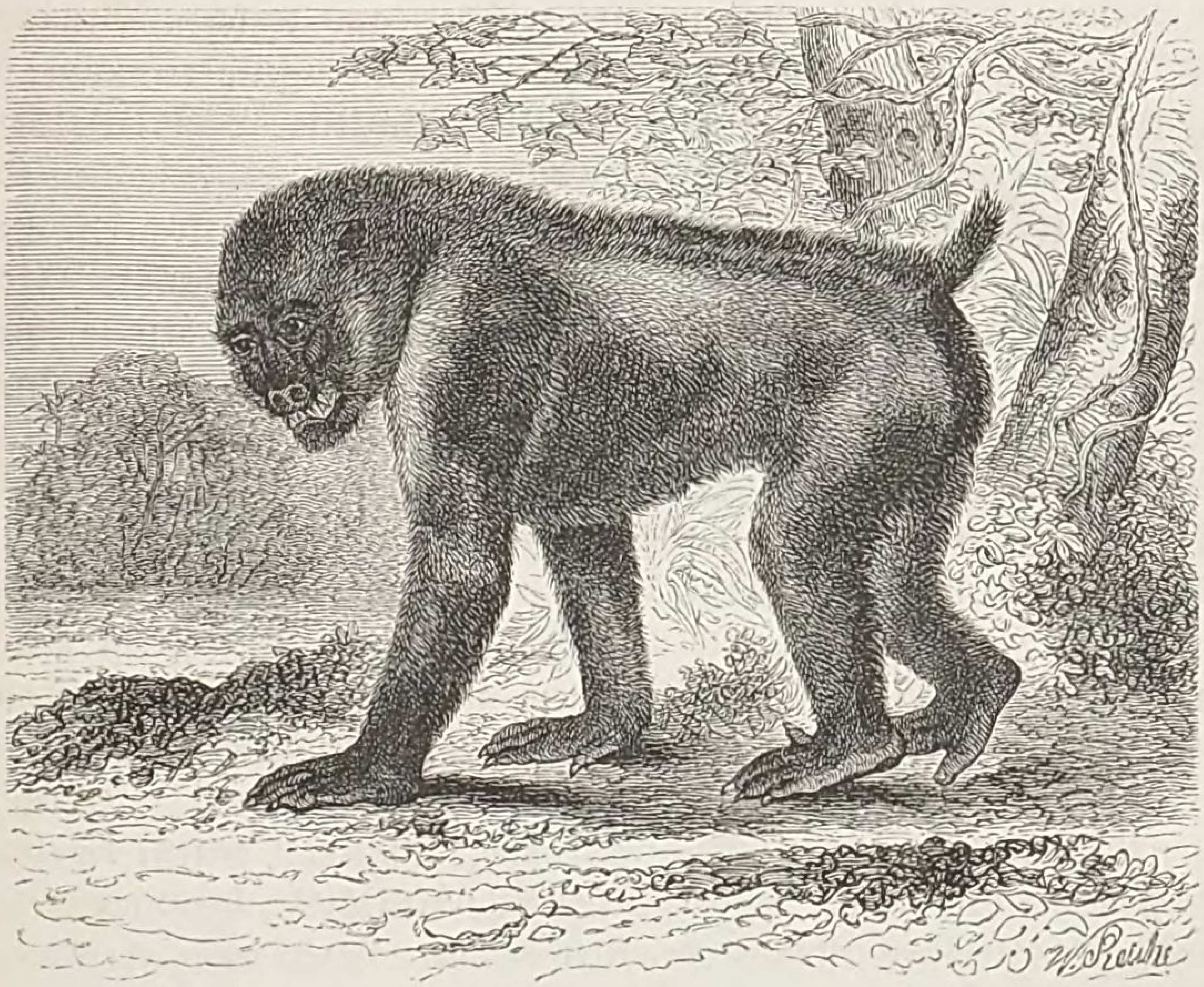
erreichte er Oreussu, ein hübsches Dorf, das von Bananen und Orangen umgeben ist. Aber die Einwohner sind arm, weil sie von den Fulbefürsten ausgesogen werden. Abdullahi wollte hier den Reisenden in Empfang nehmen, erschien aber erst nach anderthalb Tagen. Richard Lander bemerkt einmal, daß in Afrika die Majestät und Würde eines Häuptlings und die hohe Meinung, welche er von sich selber hat, im Verhältniß zu seiner Nachlässigkeit steht. Abdullahi nun war in hohem Grad nachlässig und suchte den Unwillen des Europäers dadurch zu besänftigen, daß er demselben einen ganzen Ochsen zum Geschenk machte, den er natürlich den Bauern von Oreussu abgenommen hatte. Er war sehr erstaunt, daß Lambert die Annahme verweigerte. Statt der ausbedungenen 10 Träger stellte er nur drei und versprach, das Gepäck nach Gueme zu bringen, welches 10 Meilen entfernt an dem Wege nach Labe liegt. Lambert hielt ihn beim Wort und wanderte mit seinen beiden senegambischen Begleitern und den drei Trägern gern fürbas über eine waldige Hochebene, an welcher nach Osten hin das Flußthal des Rio Nuñez endet. Nachdem er dann eine etwa 150 m. hohe Anhöhe erreicht, lag das Thal des Cogon (oder Kasafara) vor ihm. An dem steilen Abhange begegnete ihm eine Karawane von Soninkes oder Serrakollets, welche nach der Küste unterwegs war, um bei den Bagus Salz einzuhandeln. Die Leute waren hocherfreut, als sie erfuhren, daß sie fortan ungehindert mit Kakandy oder jedem anderen Platze am Rio Nuñez Handel treiben könnten, ohne wie bisher von den Landumas beeinträchtigt zu werden. Sie dankten dem weißen Manne dafür mit schönen Worten und boten ihm einen magern Hammel an, der aber dreimal so viel kosten sollte, als er werth war. Die Soninkes gelten mit gutem Recht für die Juden Afrika's; Handel und Schacher geht ihnen über Alles. Späterhin schickte aber doch der Karawanenhäuptling einige Zwiebeln und etwas Honig zum Geschenk, das mit Schiffszwieback und Zucker erwiedert wurde. Lambert war inzwischen auf das jenseitige Ufer des Cogon hinübergegangen.

Dieser Fluß ist seither auf den Karten fälschlich mit dem Flusse von Kakandy verwechselt worden, denn er bildet einen durchaus selbständigen Stromlauf. Lambert überzeugte sich, daß sein Becken von Süden nach Norden um das Thal des Tiquilenta (d. h. des obern Rio Nuñez) herumzieht und dann in gerader Richtung nach Westen bis ans Meer läuft, ganz unabhängig vom Rio grande, der nördlich, und dem Rio Nuñez, welcher südlich vom Cogon fließt. An der Stelle, wo Lambert ihn erreichte, war er 40 bis 50 m. breit, 30 bis 60 cm. tief und floß mit klarstem Wasser durch einen Wald von Bombax- und Nettehbäumen.

Der Weg nach Gueme war sehr malerisch, aber höchst mühsam. Dieses Dorf liegt auf einem Hügel, an einem von vielen Bächen durchzogenen Walde. Die Einwohner, etwa 200 bis 300 Seelen, halten Straßen und Hütten reinlich, die letzteren sind sehr klein und die Oeffnung ist so niedrig, daß man hineinkriechen muß. Zwischen den einzelnen Wohnungen befinden sich Mauern von Erde oder lebendige Zäune von Carcas urgens, einer Euphorbie; der Hofraum ist mit Kies beschüttet und mit Bananen und Orangebäumen eingefaßt. Gueme bedeutet in der Fulbesprache Vereinigung und will so viel

sagen, als daß einst hier Mandingos, welche vor den Fulbe flüchteten, ein Asyl fanden. Sie blieben auch lange Zeit unbehelligt, wie die ganze Provinz Buve, in welchem Gueme liegt. Buve bedeutet Markt.

Als Lambert acht Tage in Gueme verweilt hatte, kam endlich Abdullahi an, und zwar mit seinen Frauen, die er auch auf der Reise nicht entbehren mochte. Den Damen gefiel es in Gueme; ohnehin war Anfang des Fastenmonats Ramadan, und man that sich noch einmal gütlich. Der Reisende mußte dort vier oder fünf Tage länger warten, dann aber war seine Geduld zu Ende; er erzwang sich einen Führer und ging weiter nach Kompeta. Dort traf er einen Fulbe, der in alle politischen Verhältnisse von Futa Dschalon eingeweiht war und werthvolle Mittheilungen machte.



Der Mandrill (Cynocephalus mormon).

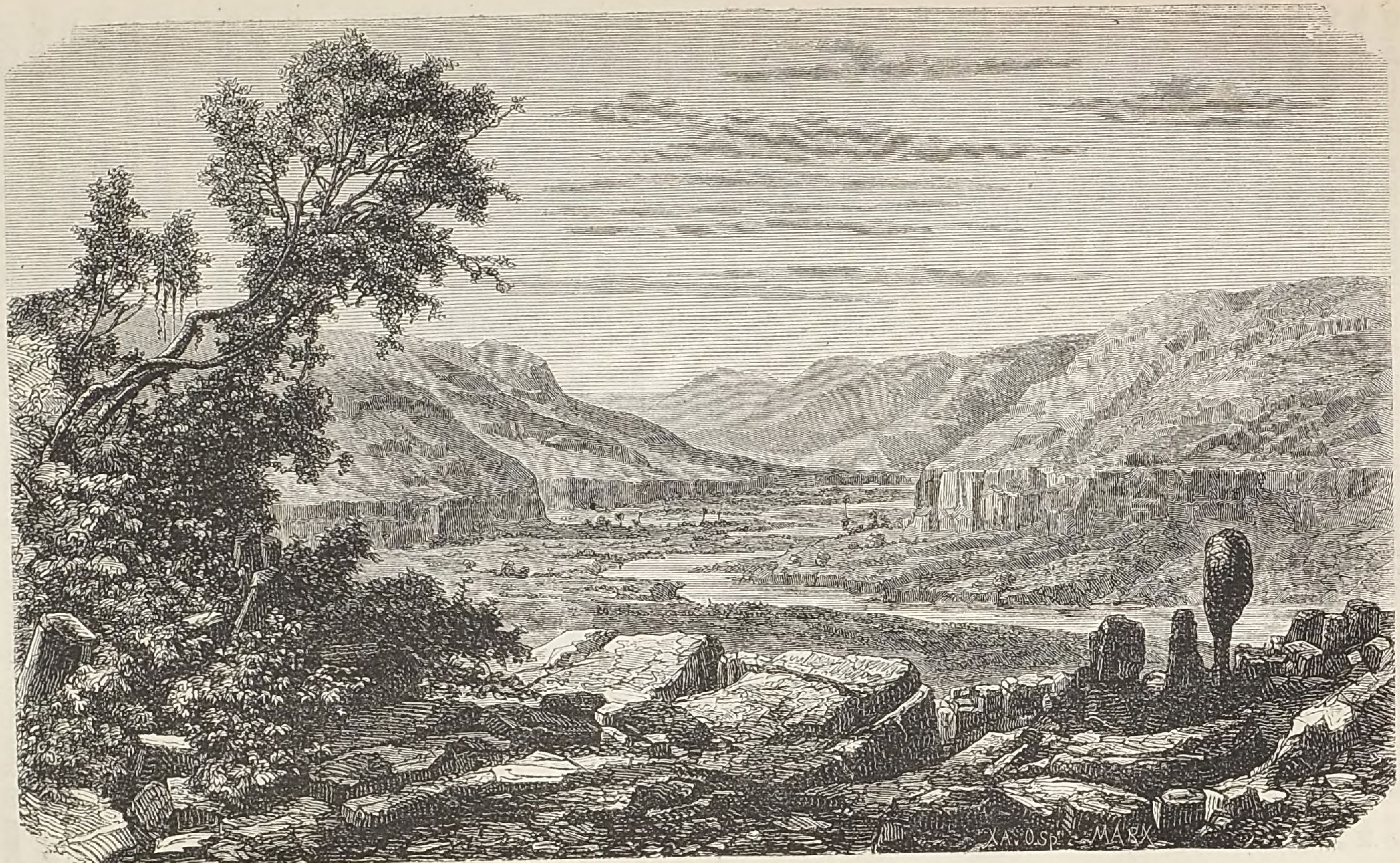
Seit ungefähr 15 Jahren waren zwei ein und derselben Sippe angehörende Nebenbuhler Sori Ibrahima und Umar in Streit um die Herrschaft. Sie hatten sich nun dahin verständigt, daß Sori Ibrahima auf zwei Jahre zum Almamy (weltlichen und geistlichen Oberhaupt) ernannt worden war. Dieser Mann hatte vor mehreren Jahren dem Reisenden Hecquard allerlei Widerwärtigkeiten bereitet, und Lambert war schon deshalb für Umar eingenommen, welcher obenein den Franzosen günstig gestimmt war. Aber der Auftrag des Reisenden lautete dahin, daß er mit dem regierenden Almamy Verbindungen anknüpfen sollte; er mußte also mit Sori Ibrahima unterhandeln und konnte Umar nur besuchen, wenn der dermalige Herrscher ihm dazu Ermächtigung gab.

Oestlich von Kompeta beginnt die Wasserscheide, welche das Becken

des Cogon von jenem des Tomine trennt; dieser letztere ist der Hauptzufluß des Rio grande (Comba). Man überschreitet sie mittels des Nade-Koba-Passes, der etwa 250 m. über dem Meere liegt. Nach Osten hin ziehen sich anmuthige Thäler, und der Blick reicht bis zum Berge Seniaki, dessen zwei abgerundete Gipfel am rechten Ufer des Tomine den Horizont begrenzen. Der östliche Abhang des Nade-Koba-Passes wird von Schieferlagen gebildet, die einer unregelmäßigen, sehr steilen Treppe gleichen. Lambert kam mit Mühe und Noth zu Fuß hinab und mußte sich oft anklammern; es ist ihm unbegreiflich, daß sein Pferd auf einem solchen Wege nicht Hals und Beine brach.

Als er eben über dieses Räthsel hin und her dachte, erschien vor ihm ein Mann, der wie ein Waffenherold seinen Namen nannte und sogleich hinzufügte, weshalb er gekommen sei. Er hieß Alpha Kikala, war Abgesandter des Häuptlings von Labe und wollte wissen, aus welchen Gründen der Fremde das Land betrete. Die Antwort wurde genügend erfunden; Alpha Kikala war von nun an der unzertrennliche Begleiter Lambert's bis nach Timbo, und einen bessern Führer hätte dieser sich gar nicht wünschen können; er war ein durch und durch landeskundiger Mann. Als der Franzose an einer reizenden Stelle, wo ein Waldbach über Felsen plätscherte, sich dem Gedanken hingab, daß er der erste Europäer sei, welcher diesen Punkt betrete, bemerkte Kikala, daß der Bach Yangole, d. h. Bach der Engländer, genannt werde. Wie kam er zu dieser Bezeichnung? Als Kikala noch ein Kind war, versuchten weiße Männer durch diese Gegend nach Futa Dschalon einzudringen. Sie zogen mit einer starken Karawane mit mehreren Kameelen und etwa 40 Eseln; ihre Anführer erstiegen die Seniakiberge, um das Land zu überblicken, und schrieben Alles in ihre Bücher. Aber beim Durchwaten eines Gewässers, das nun Tiangol Parlobe, „Bach der Weißen", genannt wird, ertranken mehrere von ihnen, und sie verloren auch viele Lastthiere. Der Almamy verbot seinen Unterthanen, mit diesen Weißen in irgend eine Verbindung zu treten, weil dieselben ohne Führer kamen und nicht vorher angezeigt hatten, weshalb sie das Land besuchen wollten. Sie büßten Alle elendiglich ihr Leben ein; der Letzte war eine Zeit lang gefangen gehalten worden, starb dann aber an diesem Bache Yangole. Diese in manchen Einzelnheiten ungenaue Angabe bezog sich auf eine Thatsache. Im Jahre 1817 hatten Engländer den Versuch gemacht, durch Futa Dschalon bis zu dem Niger vorzudringen, kamen aber nur bis halbwegs zwischen Kakandy und Timbo. Geschichtlich ist der Hergang folgender. Kapitän Campbell, welcher die Expedition leitete, fand Hindernisse für seinen Plan in der allgemeinen Zerrüttung, welche damals in Futa Dschalon herrschte und in dem Uebelwollen der Häuptlinge. Während langer und fruchtloser Unterhandlungen verlor die Karawane alle ihre Lastthiere, mußte umkehren, büßte aber von 100 Leuten nur einen einzigen Mann ein. Kapitän Campbell selber ging jedoch das Mißlingen seines Unternehmens derart zu Gemüth, daß er unweit von Kakandy starb. Dort hat Caillé noch sein Grab gesehen.

Am folgenden Tage erfreute sich Lambert an einem prächtigen Schauspiel, an einem Wasserfalle, welchen der Tomine bildet.



Das Stromthal des Tomine.

Der Strom fällt im Wald über einen quer überlaufenden Felsen herab, in einer beträchtlichen Anzahl größerer oder kleinerer Kanäle. Ueberhaupt bietet dieser Fluß eine große Menge pittoresker Ansichten dar; aber die Thalgründe sind zumeist unbewohnt und nicht angebaut, weil sie während der Regenzeit, demnach etwa sechs Monate im Jahre, von Ueberschwemmung heimgesucht werden. Von den Bergen und über die Felsen stürzt dann eine gewaltige Wassermenge hinab, jede Schlucht wird zu einem Gießbach, und das ganze Thalbecken wird in einen unruhigen See verwandelt. Deshalb nennen die Eingeborenen diese Gegend sehr bezeichnend Donhol, Abkürzung von Dongon-ol, d. h. Land des Wassers. Die Menschen wohnen auf der Hochebene. Dort findet man die Fulahsos, Dörfer der Fulbehirten, und die Rumbdes (Orundes bei Caillé), Weiber der Sklaven, welche für ihre nur Viehzucht treibenden Herren und Gebieter den Boden beackern müssen.

Caillé fand diese Leute freundlich und gastfrei, und Lambert bestätigt diesen Ausspruch. Er erzählt Folgendes:

Beim Dorfe Pamhoye bot mir ein Fulbe eine Tracht Holz und 60 Apfelsinen für zwei Schuß Pulver an. Ich gab ihm das Doppelte; er war darüber hoch erfreut und versprach mir Hühner zu bringen, wenn ich am nächsten Morgen durch sein Dorf kommen würde. Einige Stunden später kam er wieder und hatte ein junges Mädchen bei sich, das nur sehr langsam näher kam und sich entsetzlich vor mir zu fürchten schien. Endlich faßte sie Muth, schritt wie im Ruck auf mich zu, faßte meine Hand, zitterte aber wie ein Espenlaub. Als ich fragte, weshalb sie sich fürchte, blieb sie stumm, aber ihr Bruder sprach: „Sie glaubt, daß die Weißen Menschen fressen!“ Ich lachte hell auf und schenkte dem Mädchen ein Halsband von Glasperlen. Nun begriff sie den Irrthum. Ich habe übrigens auf meiner Reise mehrmals mich davon überzeugt, daß in diesem Theil Afrika's nicht blos Kinder und Weiber uns Weiße für Menschenfresser halten. Einige Fulbemänner haben mir sogar sehr ausführlich und mit allen Einzelnheiten erzählt, wie wir es bei unseren Kannibalenmahlzeiten zu halten pflegen, und daß dabei ein großer Kessel und eine Glocke die Hauptrolle spielen. Das Uebelwollen der maurischen Marabus, welche gern alle Christen fern halten möchten, mag theilweise Schuld an der Verbreitung solcher Märchen sein. Gewiß hat aber auch der mehrhundertjährige Sklavenhandel wesentlich dazu beigetragen, daß sie überall bei den Schwarzen Glauben fanden.

Ein steiler Bergabhang führt durch eine üppige Waldvegetation in das Flußbecken des Kakriman hinab, dann am Wasserlaufe des Digue hin; diesem fallen von den Höhen herab unzählige Bäche zu, und die meisten derselben bilden anmuthige Kaskaden.

Lambert wurde in dem Fulahso freundlich aufgenommen; sein neuer Freund hielt Wort und gab für drei Schuß Pulver fünf Hühner; das junge Mädchen brachte die gesammte weibliche Einwohnerschaft des Dorfes mit und that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß sie, nun ganz ohne Furcht, dem Weißen herzhaft die Hand drückte. Auch Pferde und Esel wurden bewundert, denn in jene Gegend kommen nur Trägerkarawanen, und die Leute dort haben

nur Rindvieh und Schafe. „Hübsche Hammel das, sehr groß", sprach eine Frau und wies auf die Esel; eine andere zeigte auf die Pferde und meinte, diese Art Ochsen sei doch sehr mager.

Der Kakriman war an der Stelle, wo der Reisende ihn sah, nur etwa 15 m. breit, sein Wasser strömte in raschem Laufe über ein schwarzes Felsenbett und im Schatten hoher Bäume; dadurch bekommt seine Landschaft ein düsteres Ansehen.



Hochofen in Futa Dschalon.

Nach Kikala's bestimmter Aussage ist der Kakriman nicht, wie manche Karten angeben, der obere Hauptarm des Rio Pongo, sondern er läuft parallel mit dem Scarcies zum Meere und wäre demnach einerlei mit dem Kissi Kissi der englischen Karten. Der Rio Pongo ist, gleich dem Rio Nuñez, nur eine Föhrde, in welche ein paar unbedeutende Flüsse münden. Die Berghöhen am Kakriman und dessen zahlreichen Nebenflüsse haben schönes Weideland für die Fulbehirten, deren Vieh vor reißenden Thieren sicher ist, welche in dieser Gegend fehlen. Das Rindvieh klettert so gewandt, wie die Ziegen.

Der Reisende betrachtete nicht ohne Aufmerksamkeit die kleinen Thonöfen,

in welchen Eisenerz geschmolzen wird, Hochöfen in Miniatur, mit allem Zubehör der unserigen. Man legt abwechselnd Erz- und Kohlenlagen übereinander, thut aber, um das Schmelzen zu beschleunigen, weder Quarz noch Flußspath hinzu. Entweder wissen von den letzteren die Fulbe nichts, oder ihr reichhaltiges Eisenerz bedarf solcher Zuthaten nicht.

Die Gebirgsmasse, welche vom Kakriman und dessen Zuflüssen durchschnitten wird, fällt gen Osten hin in breiten Hochebenen ab, auf denen viele Rumbdes zerstreut umherliegen. Hier ist das Land nicht bewaldet, denn die Fulbe, als ein Hirtenvolk, rotten an Oertlichkeiten, die zur Weide geeignet sind, das Gestrüpp aus und kappen die Bäume. Anderes Ackergeräth als eine rohe Hacke, kennt man nicht; als Dünger verwendet man Rasenasche und Stoppeln.

Am 1. April kam Lambert nach Assanquere, dem Hauptort eines Lehnfürstenthums, welches dem Vasallen Umar gehörte. Er ist ein Bruder Abdullahi's, auf dessen Ankunft der Reisende hier warten wollte. Umar war abwesend, aber seine Frauen wiesen dem Fremden eine Wohnung an und schickten ihm außer Reis, Mais, Bananen und Apfelsinen auch Kolanüsse; die letzteren giebt man nur Leuten von Rang und Stand. An Besuchern beiderlei Geschlechts war nichts weniger als Mangel; Neugierige drängten sich in ganzen Scharen herbei. Viele Mädchen waren, trotz der braunen Hautfarbe, sehr hübsch, sie trugen außer dem Leibschurz, auch ein Stück Zeug über den Schultern und einem Theile des Kopfes. Ihr Haar ist nicht wollig, wie bei den Negerinnen, sondern glatt und hängt in Flechten, die oft mit Korallen, Glas- und Bernsteinperlen, auch wol mit Silberstückchen verziert und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden werden. An den Armen tragen sie mächtige silberne Reifen, Ringe auch an den Fingern, und oben auf der Hand ist eine silberne Platte befestigt.

Erst nach acht Tagen erschienen Abdullahi und Umar, beide in sehr übler Laune. Dem Einen war Lambert zu schnell vorausgereist, der Andere hatte sich allerlei nachtheilige Dinge über die Absichten des Fremden erzählen lassen. Er war sehr argwöhnisch, denn der weiße Mann hatte etwas in ein Buch geschrieben und obendrein Skizzen gezeichnet, also „das Land aufgeschrieben", um späterhin dasselbe in Besitz zu nehmen! Er kannte nun das Land, war tief in dasselbe eingedrungen und konnte also mit einer ganzen Armee wiederkommen. Man eröffnete ihm, daß er in Assanquere bleiben müsse, bis der Häuptling von Labe nähere Befehle gegeben habe. Einreden und Vorstellungen fruchteten wenig, aber nach vier Tagen erschien ein Bote aus Labe mit der Meldung: „Der Weiße möge erfahren, daß wir seine Ankunft sehr gern sehen. Umar hat Unrecht, wegen des Aufschreibens besorgt zu sein. Wir wissen, daß die Weißen anders sind als wir. Was sie sehen, das schreiben sie auf und verfertigen daraus Bücher, welche Jedermann liest. Auf diese Art bewahren sie das Andenken an geschehene Dinge auf. Die Vorsteher von Labe und auch ich, wir hätten den Mann gern bei uns empfangen, aber einige Aelteste sind dagegen, und wir wollen ihnen nicht zuwider sein. Er möge also ohne Weiteres sich zum Almamy begeben, und will er mir ein Geschenk machen, so kann er es Umar einhändigen, der wird es mir schon bringen."

Das war eine angenehme Botschaft, und Umar bekam sofort für seinen Herrn einen Burnus, einen Säbel, mehrere Stück Baumwollenzeug, etwas Scharlachtuch und eine mit Goldborde besetzte Sammetkappe. Lambert machte sich dann unverweilt auf den Weg nach Timbo; mit ihm gingen drei Sklaven und drei Sklavinnen, welche von Seiten Abdullahi's und Umar's eine Abschlagszahlung auf fällige Abgaben bildeten. Sie mußten dem Fremden als Lastträger dienen, aber er machte ihnen die Bürde so leicht als möglich.

Von Assanquere nach Fokumba geht der Weg über eine Reihenfolge von Hochebenen und von Thälern, welche theils mit dem Kokuloflusse und dessen Nebengewässern nach Südwesten hin abfallen, theils nach Nordosten hin zum Faleme. Von einer hochgelegenen Stelle beim Dorfe Telkre gewahrte Lambert den Einschnitt, welchen der Hauptarm dieses Stromes, der Tene, sich gebahnt hat in den westlichen Kreisbogen, welchen die Gebirge von Futa Dschalon bilden.



Sori Ibrahima.

Fokumba ist die heilige Stadt von Futa Dschalon, die Wiege des Mohammedanismus in diesem Lande. Von dort aus erhoben sich vor noch nicht einem Jahrhundert die Fulbeeroberer, welche die Dschalonkes unterjochten. Deshalb hat Fokumba das Privilegium, die Almamys zu ernennen; das Recht kommt den Stadtältesten zu, es fehlt aber an genauen Bestimmungen über die Einzelnheiten der Wahlberechtigungen. Einflußreiche Männer aus allen Theilen des Reiches kommen herbei, um ihre Stimmen abzugeben und manchmal auch mit dem Schwerte darein zu fahren. Eine eigentliche Abstimmung kennt man nicht, Jeder spricht für seinen Kandidaten und nachher ernennt man den Almamy durch Zuruf. Es geht etwa hier zu wie auf einem polnischen Reichstage. Aber die Thronbewerber wissen sich zu helfen; sie erscheinen mit ihren bewaffneten Anhängern bei der Berathung, und es kommt dann wol zu blutigen Kämpfen. Der Stärkste setzt, wenigstens für den Augenblick, seinen Willen durch. Der Schwächere wartet eine gelegene Zeit ab, um wieder mit seinen Ansprüchen hervorzutreten, und daher kommen denn die fast unaufhörlichen Fehden, welche für Futa Dschalon zu einer wahren Landplage geworden sind.

Am 15. April Abends kam Lambert nach Poredaka, das etwa eben so groß ist, als Fokumba, und hatte am anderen Tage mit dem Almamy, Sori Ibrahima, eine Besprechung, die einen sehr günstigen Verlauf nahm. Sori war ein Mann von etwa 45 Jahren, ein Fulbe von beinahe unvermischtem

Blute, mit röthlicher Hautfarbe, wie wir sie auf altägyptischen Statuen finden, und schlichtem, fast seidenweichem Haar. Seine harten Gesichtszüge und seine Wohlbeleibtheit erinnerten an einen Römer aus der Kaiserzeit. Als der Reisende ihm eröffnete, daß er einen Brief des senegambischen Gouverneurs zu überreichen habe, und daß dieser wünsche, die Karawanen aus dem innern Lande möchten fortan regelmäßig ihren Zug nach den französischen Kontoren Kakandy und Senedebu nehmen, äußerte der Almamy sich beifällig; es freue ihn, daß der Fremde gekommen sei, er möge thun, was ihm beliebe, auch zu seinem Kollegen Umar gehen; „sprich mit ihm oder mit mir, das ist Alles einerlei; jetzt sind wir Beide wie ein Mann.“ Lambert ließ ihn den eigentlich an Umar gerichteten Brief lesen und bemerkte, daß der Gouverneur diesen Mann für den Almamy gehalten habe. Sori Ibrahima war mit dem Inhalte einverstanden und ließ das Schreiben wieder versiegeln. Nachher sandte er Geschenke, und Alles nahm einen erwünschten Verlauf. Der Herrscher drehte dem Freunde, welchen die Fulbe fortan als Abul Abbas bezeichneten, herzhaft den Arm, und das war ein Beweis von großer Hochachtung und Auszeichnung.

Sori Ibrahima machte einen Ausflug in nördlicher Richtung; Lambert seinerseits wäre gern sofort nach Südosten hin weiter gegangen, um möglichst rasch die Hauptstadt Timbo zu erreichen. Aber der Häuptling von Poredaka hielt ihn fest, er mußte zwei Tage verweilen, um einen ihm zu Ehren geschlachteten Ochsen verzehren zu helfen, benutzte indessen die Zeit, um sich die nur einige Stunden weit entfernt liegenden Quellen des Senegal zu betrachten. Von einem Höhenzuge, der zwischen Fokumba und Poredaka sich erstreckt, sah er den Ursprung des Flusses, der von Nordwest nach Südost läuft.

Nachdem der Reisende einem Theile der Sehne des großen Bogens, welchen der Senegal um das Plateau von Timbo herum beschreibt, gefolgt war, befand er sich nach zwei Tagereisen im Angesichte dieser kleinen Stadt, die am Fuß eines etwa 300 m. hohen Berges liegt und kaum den Umfang oder die Einwohnerzahl von Fokumba hat, also höchstens 300 Seelen zählt. Sie ist aber trotzdem die Hauptstadt von ganz Futa Dschalon und wird unmittelbar vom Almamy regiert. Das Wort time bedeutet im Peul (der Sprache der Fulbe, Fellatah, Fellahs) Grenze, Ende, und diese Benennung erhielt das Thal, als die Fulbe nach einem Sieg über die Eingeborenen Dschalonke's dorthin vordrangen; sie meinten damals, ihre Eroberungen würden nicht weiter reichen.

Als Lambert unter einem Bombaxbaume Platz genommen und Alpha Kikala seine Ankunft gemeldet hatte, beriethen nach altem Brauche die Stadtältesten und der Herold, ob man ihm Einlaß gewähren solle. Unter den obwaltenden Umständen lief das lediglich auf eine Förmlichkeit hinaus, und bald erfolgte dann auch die Einladung, eine bereits zum Empfang hergerichtete Wohnung einzunehmen. Almamy Umar wollte am anderen Tage vom Felde herbeikommen und den Gast empfangen. Lambert zog bekleidet mit wollenem Kittel, weiten Beinkleidern, bestaubten Stiefeln und mächtigem Strohhut in die Hauptstadt ein und nahm seine Herberge in einem Hause, das einem Beamten des Almamy gehört. Letzterer selbst kam Abends spät zur Stadt, sandte

aber sogleich eine Art von Kammerherrn, um den Fremden zu begrüßen, der ihn dann am anderen Morgen besuchte.

Umar's Auftreten machte einen sehr günstigen Eindruck. Aus seinen Gesichtszügen sprach Sanftmuth, Würde und Kraft; seine ungezwungene Haltung steht ihm gut, und er scheint wie zum Herrscher geboren. Er bildet einen völligen Gegensatz zu seinem Nebenbuhler Sori Ibrahima, in dessen ganzem Wesen etwas Gemachtes und Gekünsteltes liegt, das zur Vorsicht mahnt.



Almamy Umar's Frau Mariam, und Nichte.

Umar ist etwa 40 Jahre alt und neigt, wie jener, zur Wohlbeleibtheit, welche sonst im Lande nicht vorkommt. Aber die beiden Almamys machen sich nicht viel leibliche Bewegung. Umar's Mutter und Großmutter waren Dschalonkefrauen, und daraus erklärt sich seine nicht röthliche, sondern schwärzliche Hautfarbe. (Sein Bild ist Seite 95 mitgetheilt worden.)

Sori hatte den weißen Mann nicht einmal zum Sitzen eingeladen, Umar ließ für denselben sogleich einen Lehnsessel bringen. Dann begann eine zwang=

lose Unterredung, in welcher Lambert offen mit der Sprache herausging und Umar versicherte, daß er den Europäern durchaus gewogen sei. Lambert erzählt weiter:

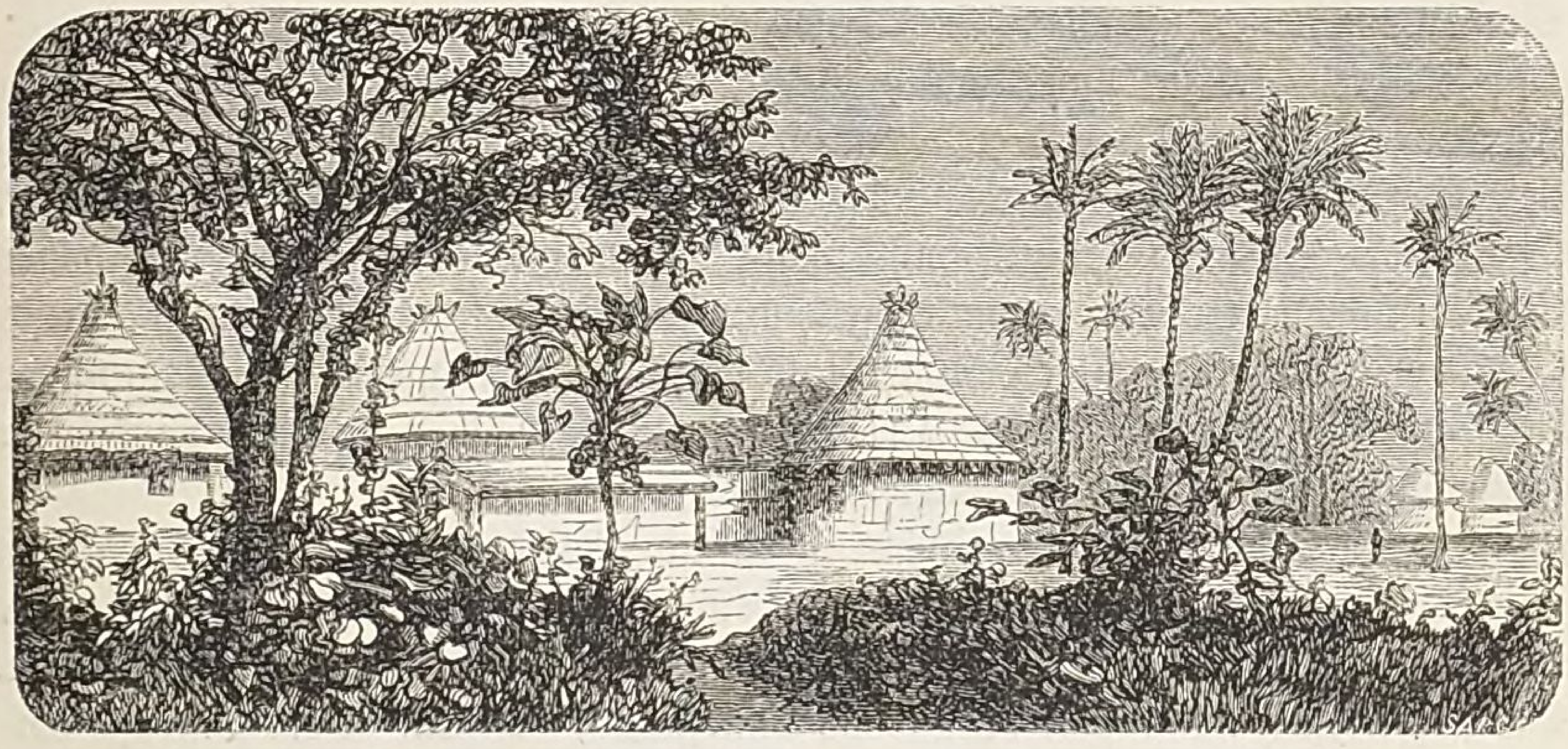
„An jenem Abend, es war gerade Neumond und in ganz Timbo auf den Straßen Alles ruhig und wie ausgestorben, schlich ich mit Cocagne und mit Musa, einem Dienstmanne des Almamy und aus Bondu gebürtig, zu Umar, um demselben Geschenke zu überbringen. Afrikanische Monarchen lieben das Geheimniß. Nachts, gegen 11 Uhr, überreichte ich dem Almamy einen schönen Säbel, eine mit Gold gestickte Sammetmütze, einen werthvollen Burnus, vier Stück Baumwollenzeug, 5 m. Scharlachtuch, feine Glaswaaren, ein Bernsteinhalsband, ein Dolchmesser, Operngucker und einige andere optische Sachen.

Am folgenden Tage hätte Umar mich nicht empfangen können, denn er mußte das Kori-Fest und die öffentlichen Gebete leiten. In allen Ländern der Fulbe, also in Futa Toro, Bondu, Dschalon, Massina u. s. w. hat der Träger der Almamywürde zugleich die geistliche und weltliche Gewalt und betrachtet sich, gleich dem Emir von Sokotu, dem Scherif von Marokko und dem Sultan der Osmanen, für einen unmittelbaren Erben des Propheten. Am Morgen des 23. April ertönte der Ruf der Marabus, welche die wahren Gläubigen zusammenberiefen. Da kamen die Bürger, angethan mit ihren besten Kleidern, und gingen nach der Wohnung des Almamy, vor welcher ein Tamtam geschlagen wurde. Auch aus den umliegenden Dörfern strömte eine beträchtliche Menschenmenge herbei. Die Frauen beteten in ihren Wohnungen. Es war ein schönes und rührendes Schauspiel, als so viele Männer mit der Stirne den Erdboden berührten, sich emporhoben und abermals bückten. In dieser ganzen Feierlichkeit lag eine tiefe Sammlung; sie zeugte von festem, aufrichtigem Glauben und machte einen so tiefen Eindruck, daß auch ich beten mußte.

Plötzlich vernahm man lautes Geschrei und allerlei Rufen und Lärm durcheinander, und die Menge zerstreute sich nach verschiedenen Richtungen hin. Ich vermuthete Anfangs, daß der eben damals mit der Regierung mißvergnügte Stamm der Ubus, welche im Gebirge südlich vom Senegal wohnen, einen Angriff gegen Timbo ausführte. Die Ubus sind Fulbe, welche der (S. 12 von uns geschilderte) wilde Hadsch Omar vom Hauptstamme abgezogen und zum Widerstande gegen die Almamys aufgereizt hat. Auf Antrieb dieses falschen Propheten erstürmten sie im Jahre 1859 die Stadt Timbo und plünderten sie aus. Da zog Umar von seiner ländlichen Besitzung Sokotoro gegen sie heran, nahm ihnen den größten Theil der Beute wieder ab und warf die Ubus in ihre Berge wieder zurück.

Das Geschrei war harmlos; der Salam war zu Ende und die nun des Zwanges entledigte Jugend stürmte ins Freie hinaus, denn man hatte allgemeinen Festtag, der außerdem ein seltenes Schauspiel darbot, nämlich den weißen Mann! Jeder wollte ihn sehen und mit ihm sprechen. Wenigstens ein Dutzend Leute stellten sich, um mit ihm in Berührung zu kommen, als Väter, und wol zwei Dutzend als Brüder des Almamy vor, und alle anderen Neugierigen gaben sich zum allermindesten für Vettern Umar's aus. Ich verbot

allen diesen „Prinzen von Geblüt" den Eingang, aber trotzdem stürmten sie in meine Wohnung hinein. Die Thür hatte ich allerdings verschlossen, aber man durchbrach die Hecke, welche meinen Hofraum umschloß. Cocagne hatte wider mein Wissen erklärt, daß ich nur Leute vorlassen wolle, welche Lebensmittel brächten, und nun war ich sofort mit einer wahren Lawine von Hühnern, Apfelsinen, Bananen und Eiern überschüttet, namentlich von diesen letzteren, welche von jenen Afrikanern nicht genossen werden. Sie bilden sich noch jetzt, wie schon zu Mungo Park's Zeiten, steif und fest ein, wir Europäer verzehrten die Eier roh, und das hätten die schwarzen Leute doch gar zu gern einmal sehen mögen. Einer von diesen zudringlichen Verfolgern machte mir den Vorschlag, mich zu seinem Oheim Ndiogo zu führen, und das nahm ich an, um endlich loszukommen. Ndiogo ist ein General Umar's, klug im Rath, auch tapfer im Kampfe und steht in großem Ansehen. Er benahm sich vortrefflich."



Dorf in Futa Dschalon.

Einige Tage später wurde Lambert den Notabeln von Futa Dschalon vorgestellt. Umar hatte diese Senatoren und Würdenträger, etwa 100 an der Zahl, bei sich versammelt. Der Fremde mußte dem Sitze des Almamy gegenüber auf einem Sessel Platz nehmen und wurde dann von Umar aufgefordert, über den Zweck seiner Reise Mittheilungen zu machen. Lambert schickte einige für die Versammlung verbindliche Worte voraus und erklärte, daß er im Auftrage des Gouverneurs vom Senegal gekommen sei. Dieser wünsche eine regelmäßige Handelsverbindung von Kakandy und Senedebu aus mit den Fulbe. Sie würden dort Alles finden, was sie gebrauchen könnten, namentlich Zeuge aller Art, Schießgewehr und Pulver, um sich damit gegen ihre Feinde zu vertheidigen, und sie könnten das Alles gegen ihre Landeserzeugnisse, insbesondere Erdnüsse, Gold und Elfenbein austauschen. So würde die beiderseitige Freundschaft befestigt, und Staaten und Völker könnten nur durch den Handel und im Frieden gedeihen.

„Das ist wahr!" rief ein alter Senator, „wir wollen Allah jeden Tag bitten, daß er uns weiße Männer hersende."

Dann wurde der Brief des Gouverneurs Faidherbe vorgelesen und dessen Inhalt vollkommen gebilligt. Als die Stelle kam, in welcher der Gouverneur Wünsche für das Wohlergehen des Almamy ausdrückte, wurde von Allen ein Gebet gesprochen. Dann nahm Umar das Wort: „Von der Gegend her, wo die Sonne aufgeht, und von da, wo sie untergeht, und von der rechten und von der linken Seite (Süd und Nord) kommen täglich Abgesandte zu mir. Aber Keiner ist mir so lieb, als der Botschafter des Gouverneurs vom Senegal. Denn das ist ein großer Häuptling, ein mächtiger Herrscher, gleich mir bekannt im Sonnenaufgang und im Sonnenuntergang, und man liebt ihn überall, weil er nur will, was gerecht ist. Ich bete zu Allah, daß zwischen uns Freundschaft obwalte und Handelsverkehr bestehe. Ich hoffe, daß Allah unsere Wünsche erhöre!" Nun sprach die ganze Versammlung wieder ein Gebet. Nachdem Lambert Worte des Dankes geäußert, ließ der Almamy die Geschenke vorlegen, bis auf den Operngucker, das Dolchmesser und das Bernsteinhalsband; diese Sachen wollte er offenbar für sich behalten, das Uebrige vertheilen.

Lambert wurde von Umar auf dessen ländliche Besitzung Sokotoro eingeladen; sie liegt etwa drei Stunden nordöstlich von Timbo in einer ganz reizenden Gegend. Es ist eine Idylle. Die weite Ebene wird auf der einen Seite vom Bafing (Senegal) umflossen, auf der anderen ist sie von hohen Bergen umgeben. Auf einem Hügel, der sich ziemlich im Mittelpunkte dieser Ebene erhebt, stehen unter Bäumen und von Gebüsch umgeben die Wohnungen der Hirten und der etwa 2000 Kriegsgefangenen, welchen in dieser park- oder gartenähnlichen Gegend der Ackerbau obliegt.

Die Wohnung des Herrschers ist einfach; sie unterscheidet sich wenig von jenen seiner Untergebenen, nur hat sie eine Art von Veranda, während jene der Frauen aus runden Hütten bestehen, die an unsere Heuschober erinnern. Umar soll etwa 20 solcher Rumbdes, Landgüter, besitzen. Vom Ertrage derselben ernährt er in Kriegszeiten seine Vasallen, und nach dürftigen Ernten hilft er mit seinen Vorräthen aus.

Der Almamy setzte die übliche Hofordnung durchaus hintan, als er dem weißen Mann einen offiziellen Besuch abstattete. Er kam zu Roß, umgeben von einem zahlreichen Gefolge, und setzte sich vor der Thür auf einen Teppich hin. „In Timbo hätte ich dich nicht besuchen können, aber hier hoffe ich dich häufig zu sehen, und meine Thür ist für dich immer offen."

Das waren nicht etwa leere Redensarten, denn Wort und That standen bei ihm in Einklang, und er benahm sich von Anfang bis zu Ende mit gleichem Wohlwollen und mit zarter Aufmerksamkeit gegen seinen Gast, der zu jeder Tagesstunde, mit oder ohne Waffen, Zutritt bei ihm hatte und einige Male sogar im Beisein der Frauen empfangen wurde. Umar unterhielt sich stundenlang hinter einander mit Lambert, theils unter der Veranda, theils im freien Felde, und am liebsten sprach er über die Sitten und Gebräuche im Lande der Weißen. Es versteht sich von selbst, daß er es an Lebensmitteln nicht fehlen ließ; täglich schickte er aus seiner Küche Geflügel, Kalebassen mit Reis gefüllt, Bananen, Apfelsinen und Töpfe mit Honig oder Sangalas. Ein Aufguß von diesen kleinen rothen Beeren giebt ein angenehmes erfrischendes Getränk, das

wie ein leicht mit Zucker versüßter Wein schmeckt und, wenn es gegohren hat, etwa dem Bier ähnelt. Manchmal schlachtete man für den Fremden einen ganzen Ochsen.

Lambert fand Gelegenheit, dem Almamy solche Freundlichkeiten durch allerlei kleine Dienste zu erwiedern. Als eine von Umar's Frauen erkrankt war, besuchte er dieselbe. Sie lag an einem Fieber darnieder. Der Weiße fühlte ihr an den Puls, der sehr stark schlug, verordnete Einreibungen von Chinin und gab ihr zugleich eine starke Dosis von dieser wirksamen Arznei. Vorsichtig bemerkte er jedoch, daß der Fall höchst bedenklich sei, und daß die Genesung nicht verbürgt werden könne. Aber Alles ging vortrefflich, die Kranke bekam Schlaf, nachdem sie einige Tropfen Laudanum genommen hatte, und genaß allmählig.

Zu Umar's Hausgesinde gehörte eine Frau, welche einen Albino geboren hatte. Der kleine Kakerlake war milchweiß und hatte rothe Augen. Der Almamy fragte scherzhaft: „Was denkst Du von Deiner kleinen Schwester?“ Er hörte aufmerksam zu, als ihm entwickelt wurde, daß diese krankhafte Eigenthümlichkeit auch bei den Weißen vorkomme.

Eines Abends spät ließ der Almamy melden, daß einer seiner kriegsgefangenen Sklaven von einer Schlange gebissen worden sei, und ließ anfragen, ob Lambert nicht den Mann am anderen Morgen besuchen wolle. Dieser machte sich trotz vorgerückter Nacht und obwol ein Gewittersturm drohte, sogleich auf den Weg zu Umar, der über eine solche Aufmerksamkeit hoch erfreut war. Bei dem Sklaven war keine Zeit mehr zu verlieren, und man hatte ihn schon als unrettbar verloren betrachtet. Aber das Ammoniak half und die Heilung wurde wie ein halbes Wunder betrachtet.

Umar wollte nichts von der Abreise seines Gastes hören, und doch drängte diesen die Zeit. Unter allerlei Vorwänden suchte er ihn noch hinzuhalten, aber es war Eile von Nöthen, weil nun schon, im Anfange des Maimonats, allabendlich Gewitterstürme das Herannahen der Regenzeit verkündeten. Das Wasser strömte in ungeheuern Massen aus den schwarzen Wolken herab, und von dem gewaltigen Donner erbebte die Erde. Man hat von der Heftigkeit der Gewitter in jener Gebirgsgegend in Europa, ja nicht einmal am unteren Senegal, einen auch nur annähernden Begriff.

Nach jedem Regengusse bekam Lambert einen Fieberanfall.

Um diese Jahreszeit beginnen die Feldarbeiten, und man nimmt die Aussaat vor. Der Almamy gewährte seinen Sklaven einen Feiertag und gestattete ihnen den Fischfang im Bafing (Senegal) und dessen Nebenbächen. Lambert war Zeuge eines bunten, lebhaften Auftrittes; am Flußufer hatte sich eine große Anzahl von Männern, Frauen und Kindern zerstreut, alle waren heiter, man hörte ihr Freudengeschrei aus weiter Entfernung. Einzelne Gruppen zerstampften singend und tanzend Schoten des Nettehbaumes mit den Füßen. Die Masse wurde dann in seichte ruhige Stellen des Bafing geworfen und betäubte die Fische, welche halbmatt an die Oberfläche kamen. Dort schoß man sie mit Pfeilen, oder man fing sie mit Netzen. Der ganze Ertrag gehört den Arbeitern, welche den Fisch zubereiten und aufbewahren.

Am 26. Mai war Lambert's Geduld zu Ende; er ging zum Almamy und erklärte, daß er unmöglich länger warten könne. Er erinnerte ihn an seine Versprechungen, hob hervor, daß die Fieberanfälle heftiger würden und sich häufig einstellten, daß sein weißer Begleiter auch an denselben zu leiden habe. Umar entgegnete: „Ich schäme mich, daß ich Dich so lange zurückgehalten habe und weiß wol, daß der Gouverneur (von Senegambien) gegen meine Leute ganz anders verfahren würde. Aber wir Fulbekönige gehen nun einmal ganz anders zu Werke; bei uns geschieht Alles langsam. Seit langer Zeit beschäftige ich mich mit Deiner Abreise; nun ist die Zeit dafür gekommen."

Dann lud er, sagt Lambert, mich ein, am anderen Tage mit ihm die Felder zu besuchen, und ich war gern dazu geneigt, weil ich voraussah, daß wir nicht zu Fuß gehen würden. Noch an demselben Abend, etwa um 9 Uhr, als ich bereits schlafen gegangen war, pochte man an meine Thür. Es waren Hofleute, welche mir im Auftrage des Almamy unter großem Pomp ein Pferd brachten, ein Geschenk Umar's für den Gouverneur. Nun mußte ich umständlich antworten und noch eine Anzahl langer Reden, selbst jene des Reitknechtes, anhören, jede einzelne Ansprache nach Gebühr erwiedern, und das Alles mußte draußen bei dem Pferde geschehen. So gebietet das Herkommen. Dabei war mir der Schweiß zurückgetreten, ich erkältete mich und hatte am anderen Tage nicht nur einen verschwollenen Hals, sondern auch ein tüchtiges Fieber. Der Almamy mußte ohne mich seine Felder besuchen.

Das Fieber wich erst nach Verlauf einer Woche. Alle Tage schickte mir Mariam, die jüngste von den Frauen des Almamy, eine Kalebasse voll Reis und dazu einen prächtigen Kapaun. Als ich einigermaßen wieder hergestellt war und der gütigen Spenderin mündlich meinen Dank sagen konnte, erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß der Dame, dieser Frau eines Herrschers, der über ein paar Millionen Seelen gebietet, nichts so angenehm sein würde, als — ein paar Schuhe. Glücklicher Weise hatte ich einige Paar leichter Schuhe, die ich recht blank wichsen ließ und der gütigen Mariam sandte. Aber dieses Geschenk zog Folgen nach sich, die ich mir nicht hatte träumen lassen. Die drei anderen Frauen des Almamy wollten natürlich eine ebenso hübsche Fußbekleidung haben; sie zettelten eine Verschwörung gegen meine Ruhe und gegen den Almamy selbst an und gaben sich erst zufrieden, als ich ausdrücklich angelobt hatte, für alle drei Damen blanke Schuhe am Senegal verfertigen zu lassen. Umar selbst fing sich auch in Fallstricken und gab mir zu verstehen, wie sehr ihm blanke Lederstiefeln gefielen. Ich versprach ihm dergleichen zu schicken und nahm dann ganz ernhaft allen vier legitimen Frauen des Beherrschers der Gläubigen das Maß. Dabei sprach ich noch einmal der gütigen Mariam meinen Dank aus, und sie entgegnete wie eine barmherzige Schwester: „Ich wußte, daß Du krank seiest, und da habe ich Dir geholfen; jede Andere an meiner Statt hätte dasselbe gethan."

Am 10. Juni verließ Lambert den Almamy Umar, der ihn bis an das Ufer des Basing begleitet hatte. Mariam gab ihm Reis, Kapaunen und Ananas auf den Weg und erhielt als Gegengeschenk ein Dutzend vergoldeter Knöpfe. Nachdem er Sokotoro verlassen, fühlte er sein Herz erleichtert; er

ahnte ja nicht, wie große Beschwerden und Gefahren auf der Rückreise über ihn kommen würden. Das lange Verweilen unter den Schwarzen, die ihn nicht verstanden, hatte niederschlagend auf ihn eingewirkt, und sehr häufig verfiel er in melancholische Träumereien. Oftmals saß er gegen Abend auf den mächtigen Porphyrblöcken in der Nähe seiner Hütte und verfiel in tiefes Sinnen. Aber jetzt war er unterwegs und wieder guten Muthes.

Umar hatte ihm drei Fulbe, die zugleich als Abgesandte beim Gouverneur des Senegal auftreten sollten, zur Begleitung mitgegeben. Sie hießen Tierno Abdulahi, Alpha Mahmuda und Seri; der Letztere war ein noch sehr junger Mann. Ein vierter, Tierno Ibrahima, sollte nur bis Tangue, der letzten Grenzprovinz von Futa, mitgehen. Im Zuge befanden sich drei Schmiede und drei Dschalonkes, also Leute vom Stamme der durch die Fulbe bezwungenen Ureinwohner.

Der Weg von Sokotoro bis zum Senegal ist nur fünf Viertelstunden weit; dort erneuerte Umar noch einmal seine Versprechungen und seinen Wunsch, mit den Europäern in regelmäßigen Handelsverkehr zu kommen. Den drei Begleitern schärfte er ein, Herrn Lambert unbedingt zu gehorchen. Dann wurde Abschied genommen und auf Kähnen der Senegal überschritten.

„Almamy, ich danke Dir tausendmal für Deine gute Behandlung. Du bist gegen mich so sorgfältig gewesen, wie ein Vater gegen seinen Sohn. Ich werde Dich nie vergessen und wünsche lebhaft, Dich wiederzusehen."

„Du sagst, ich habe Dich wie einen Sohn behandelt. Ja, ich habe Dich lieb wie einen Sohn, und ich werde glücklich sein, wenn Du wiederkommst. Ich empfehle Dir die Kinder aus meinem Volke, die ich Dir mitgebe. Sie sind noch jung, aber junge Leute besitzen oft mehr Klugheit als die Alten. Sie sind gut und werden sich am Senegal ordentlich aufführen. Dort haben sie nur Dich; vertritt Du bei ihnen meine Stelle, sei ihnen Vater und Mutter."

Als der Almamy und Abdulahi von einander Abschied nahmen, machten sie sich gegenseitig Zeichen in die Hand, nämlich das Wort Allah, welchem sie sich solchergestalt empfahlen.

Ich war, schreibt Lambert, nun sechs Wochen in Sokotoro gewesen und schon vier Monate von St. Louis fort. Von hier kam ich über Timbo, Poredaka und Fokumba, wo ich den Almamy Ibrahima wiedersah. Eben damals hatten alle angesehene Häuptlinge der Partei sich bei ihm eingefunden, und alle benahmen sich gegen mich sehr höflich, bis auf jenen von Labe, der mich nicht einmal sehen wollte.

Am 16. Juni ließ der Almamy die Trommel rühren und alle seine Leute versammeln. Sori Ibrahima wollte mich rufen lassen, aber auch jetzt weigerte sich der Häuptling von Labe zu erscheinen, wenn ich an der Versammlung theilnähme. Also ließ der Almamy mich erst holen, als sie geschlossen war Sori ist ein Priester-König, sehr geizig, und zeitweilig nahm sein Blick einen wilden Ausdruck an. Er bemühte sich zwar, denselben zu verbergen, aber ich bemerkte ihn wol. Der Mann fühlte sich mir gegenüber befangen, und ich würde gewiß, wenn er sich nicht vor Umar gefürchtet hätte, vielerlei Unannehmlichkeiten mit ihm gehabt haben. Als ich in Fokumba zu jener Verhandlung

ging, sprach Einer hinter meinem Rücken, aber vernehmlich genug für Cocagne: „Im Leibe dieser Beiden (er meinte mich und meinen Dolmetscher) säßen die Kugeln besser als im Laufe meines Gewehrs.“ — Cocagne sagte mir das zu spät, sonst hätte ich Genugthuung von Sori Ibrahima verlangt.

Zwischen Fokumba und Kebali kam ich wieder an den Falemefluß, und zwar wieder an derselben Stelle, wo ich ihn vor zwei Monaten überschritt. Er war jetzt 1 m. tiefer und strömte außerordentlich rasch; der Boden hat dort einen starken Fall. Statt der Brücke diente ein quer über geworfener Baumstamm, der nur wenig über dem Wasserspiegel lag.

Eine Stunde von Kebali verließ ich die nach Westen ziehende Straße, die mich nach Kakandy geführt haben würde, schlug dann den Weg nach Norden ein, der nach Bondu zieht, und kam am 22. Juni unweit Labe vorüber, dessen mit einem Strohdach gedeckte Moschee ich aus der Ferne sah. Ich bestimmte die Lage der Stadt; sie hat gewiß 10,000 Einwohner und ist die bedeutendste in ganz Futa Dschalon. Ich konnte sie aus zweierlei Gründen nicht besuchen. Einmal war mir, wie schon bemerkt, der Häuptling sehr feindlich gesinnt; sodann verbietet ein altes Herkommen den Weißen, diese Stadt zu betreten. Deswegen konnten auch Mollien und Hecquard nicht nach Labe hinein. Man sagte mir, die Einwohner knüpften einen seltsamen Aberglauben an den Fluß Dumbele, welcher bei der Stadt fließt; demgemäß darf kein Weißer ihn sehen. Er kommt vom Kolimaberge und ergießt sich in den Faleme.

Am 24. Morgens verließ ich Kessenra, zog dann um den Tonturuberg bis zum gleichnamigen Dorfe und kam über eine Linie von Höhenkämmen, welche das Becken des Kakriman von jenem des Gambia trennen. Die Hauptquellen beider Ströme entspringen auf diesem Spitzberge Tonturu, und ihre beiden Thäler sind, gleich jenen des Senegal und Faleme, nur durch eine Bodenschwellung von einander getrennt. Jenseit des Dorfes überschritt ich den Gambia, welcher von nun an Dimma heißt. Diesen Namen führt er bei den Eingeborenen bis zur Mündung. Er ist aber hier nur erst ein winziges Wasser, welches man auf einem darüber gelegten Baumstamm überschreitet. Dann kam ich etwa um Mittag nach Tulu, und dort packte mich ein Nervenzittern, das mir große Pein verursachte. Von jener Zeit an habe ich über Alles, was vorging, keine klare Erinnerung; ich weiß z. B. nicht, wie ich am anderen Morgen von Futa fort gekommen bin, und habe nur ein unbestimmtes Bild davon, daß ich beinahe in eine jähe Schlucht hinabgerollt wäre. Mein Nervenzittern wurde so arg, daß ich laut aufschrie und meine Begleiter ersuchte, mich platt auf die Erde zu legen. Aber es regnete in Strömen, der Boden war mit Wasser bedeckt, und deshalb hörten sie nicht auf meine Worte. Ich verlor das Bewußtsein. Man brachte mich wieder nach Tulu, wo ich fünf Tage lang zwischen Leben und Tod schwebte.

Erst am 30. Juni Abends kam ich wieder zu mir selbst. Die Schwarzen hatten schon geglaubt, ich sei todt, und sehr geweint; dann wollten sie mich ohne Weiteres beischarren, und sie wären auch sofort ans Werk gegangen, wenn mein treuer Dolmetscher, Cocagne, sie nicht daran verhindert hätte. Er fühlte, daß mein Herz noch schlug. Einige Tage später war ich außer Gefahr,

aber mich schauderte bei dem Gedanken, daß ich so nahe daran gewesen war, lebendig begraben zu werden. Ich befahl daher, mich, falls ich unterwegs sterben sollte, in einen hohlen Baum zu legen.

Als ich am 30. Juni die Augen wieder aufschlug, stand ein schwarzer Mann von riesigem Wuchse neben mir. Diese Erscheinung hätte mich unter anderen Umständen erschrecken können, aber ich sah auch eine Pendeluhr, mein Taschenkompas und das Felleisen mit meinen Papieren. Der Riese war Niemand anders als mein getreuer Cocagne. Meine Augen waren mit Blut unterlaufen, und Alles nahm gigantische Verhältnisse an. Es bleibt übrigens seltsam genug, daß ich dann schon nach einer halben Stunde auf die Jagd gehen konnte; ich fühlte nur noch ein wenig Schwäche und einen Schmerz m Nacken, der sich erst lange nachher verlor.

Als ich das Dorf Tula verließ, lagen vor mir nach Nordosten die Berge Pellat und Sundumali, von welchen viele Zuflüsse des Gambia und Rio Grande herab kommen. Der Sundumali schien 800 bis 900 m. höher zu sein, als der Punkt, von welchem aus ich ihn sah. Das würde mindestens 3000 m. Höhe über dem Meere ergeben, doch ist diese Schätzung vielleicht noch zu gering. Umar hatte mich wiederholt versichert, daß auf den höchsten Berggipfeln in seinem Lande, zu Ende der Regenzeit, Schnee liege; das würde also dem Hochgebirge im abessinischen Semen entsprechen, das unter derselben Breite liegt und bis zu 4000 m. hoch ist.

Die Kette, von welcher der Pellat und der Sundumali als zwei nach Nordwesten vorgerückte Bergpfeiler betrachtet werden können, beschreibt um die Quellen des Rio Grande herum einen Kreisbogen, welcher jenem entspricht, den sie 150 Kilometer von dort um die Quellen des Bafing (d. h. Senegal) herum beschreibt. Zwischen diesen beiden Punkten haben sämmtliche große Wasserläufe Senegambiens ihr Quellgebiet. Der Zwischenraum selbst, welcher die höchstgelegenen Quellen des Senegal und des Rio Grande trennt, ist aber nicht halb so weit, und von dieser centralen Gebirgsstrecke strömen hinab nach der einen Seite der Gambia und Faleme, nach der anderen der Tomine, Kakriman und Kokulo. Die nachstehenden Angaben machen die Quellenregion dieses merkwürdigen Flußnetzes klar. Es enspringt der

Senegal	10° 15′ Br.,	13° 40′ L. v. Par.	Lauf nach NO.
Faleme	10° 48′ Br.,	14° L. v. Par.	Lauf nach NO.
Gambia	11° 27′ Br.,	13° 43′ L. v. Par.	Lauf nach N.
Rio Grande	11° 28′ Br.,	13° 45′ L. v. Par.	Lauf nach W.
Kakriman	11° 25′ Br.,	13° 42′ L. v. Par.	Lauf nach SSW.

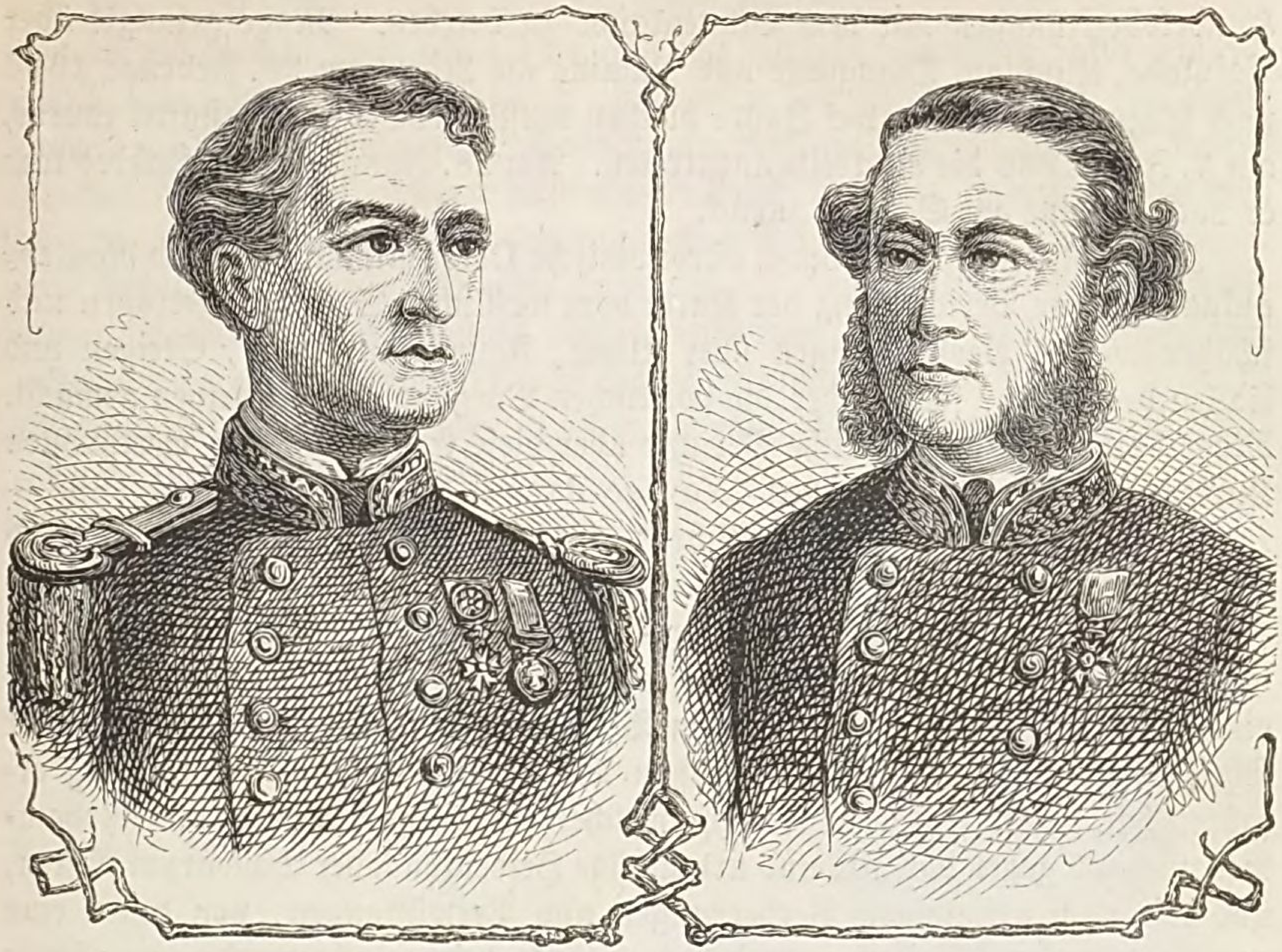
Der Reisende Gaspard Theodore Mollien (geb. 1796) war im Jahre 1818, also etwa 42 Jahre vor Lambert, im Auftrage der französischen Regierung bis in diese Gegenden vorgedrungen; er gab den Antrieb zu späteren Entdeckungen, welche immer mehr Licht auf die orographischen Verhältnisse jener Gegenden geworfen haben. Nach ihm entspringen der Gambia (Ba-Diman) und der Rio Grande (Comba) in einer und derselben Bergschlucht und ergießen sich, indem sie gleich Anfangs einen entgegengesetzten Lauf

nehmen, 50 Wegstunden von einander, in das Atlantische Meer. Der Rio Grande führt an seiner Quelle den Namen Comba und nimmt den Namen Kabu an, nachdem er den Tomine oder Donzo aufgenommen hat. Dieser letztere Umstand hat zu dem Irrthume Veranlassung gegeben, den Rio Grande auch den Donzo zu nennen. Mollien berichtet weiter, daß auf der anderen Seite der Berge, als wo der Rio Grande und der Gambia entspringen, sich die Quellen des Faleme und des Senegal befinden, aber in ziemlicher Entfernung und durch eine Verzweigung der großen Gebirgskette von Futa Dschalon von einander getrennt. Dieser Reisende war nicht mit genügenden Instrumenten versehen, und seine Angaben beruhen daher lediglich auf Aussagen der nicht immer ganz zuverlässigen Negerführer.

Lambert hatte eine ungemein beschwerliche Rückreise; lange Tagemärsche sunter brennender Sonne oder bei tropischen Regengüssen; er trug das Fieber in den Knochen, litt oft Mangel an Lebensmitteln und hatte manchmal kein schützendes Obdach. In Bondu, sagte er, das doch gleichsam ein französischer Vasallenstaat ist, aber noch schwer infolge der Verwüstungen des Hadsch Omar litt, war ich nahe daran, sammt allen meinen Begleitern vor Hunger und Ermattung umzukommen. Es war ein Glück, daß mir der Kommandant von Senedebu noch rechtzeitig Lebensmittel und Menschen sandte. Dadurch allein wurden wir gerettet.



Dschalonke.



E. Mage und Dr. Quintin.

VII. Mage's Reisen vom Senegal bis zum oberen Niger.

Mage. Reisebegleiter. Reiseinstruktion. Abenteuer in Kamora. Erforschung des Senegal. Das Senegalfieber. Diango. Kundian. Der Bakhoy. Kaarta. Diangunte. Tata Hadsch Omar's. Tumbula. Marconnah. Palmyra-Palmen. Der Niger. Yamina. Segu.

Während durch Reisen, wie jene Lambert's, die Franzosen nach Süden hin ihren Einfluß vom Senegal aus zu erweitern bestrebt waren, verloren sie die Länder im Osten keineswegs aus den Augen. Seit Mungo Park aber lag der obere Niger so gut wie vergessen da; jetzt beschloß man in die Fußstapfen des kühnen, aber unglücklichen Schotten zu treten und wieder bis an den Niger vorzudringen. Betraut mit dieser Aufgabe wurde einer der tüchtigsten französischen Offiziere, der Leutnant Mage.

Wir schicken über diesen unternehmenden und wissenschaftlich hochgebildeten Mann einige biographische Notizen und einen kurzen Ueberblick seines Wirkens voraus. Auf dem Gipfel seines Ruhms angelangt und auf der Rückkehr in die Heimat begriffen, kam er leider am 24. Dezember 1869 durch den Untergang der Fregatte „Gorgone“ bei Brest ums Leben.

Nachdem er als Adjutant des Gouverneurs vom Senegal, General Faidherbe, im Jahre 1860 Reisen nach dem oberen Senegal und nach Tagant ausgeführt und wiederholt die etwas nördlich vom Gambia belegenen Flüsse Salum und Sin besucht hatte, trat er mit dem Marinearzt Quintin im Jahre 1863 eine Reise nach dem oberen Niger an, um die französischen

Handelsbeziehungen mit dem Binnenlande zu beleben. Mage gelangte über Bafulabe, Kundian, Diangunte und Yamina am Niger am 28. Februar 1864 nach Segu, wo er über zwei Jahre bleiben mußte, ehe es ihm gestattet wurde, am 7. Juni 1866 die Rückreise anzutreten. Am 28. Juni desselben Jahres kam er nach Medine am Senegal zurück.

Beide Reisende haben durch astronomische Ortsbestimmungen und Routenaufnahmen zur Berichtigung der Karte vom westlichen Sudan beigetragen und schätzenswerthe Beobachtungen über Klima, Fauna und Flora, Steigen und Fallen des Niger, sowie über die politischen Vorgänge an demselben gemacht. Mage bearbeitete ausführliche Berichte über diese Expedition mit werthvollen Karten. Dem einen derselben „Voyage dans le Soudan occidental 1863—1866“, welcher in der franz. Zeitschrift „Tour du Monde“ enthalten ist, sind unsere nachstehenden Mittheilungen entlehnt.

Diese Reise giebt uns nähere Kunde über Gegenden, die bisher nur theilweise oder überhaupt noch nicht erforscht worden waren, und gewährt uns einen Einblick in die merkwürdigen Völkerbewegungen, durch welche jener Theil Afrika's, südlich von der großen Wüste, eine völlige Umgestaltung erfahren hat. Wir sehen den Kampf, welchen fanatische Bekenner des Mohammedanismus gegen das alte und urwüchsige Heidenthum der Schwarzen führen, und wie nach grimmigen Verheerungen und Verwüstungen, von denen eine mehr als hundert Meilen ausgedehnte Strecke heimgesucht wurde, am oberen Niger neue Staaten oder vielmehr Herrschaften entstehen, wie das westliche Fulbereich Massina von einem Glaubensstreiter über den Haufen geworfen wird, der in der linken Hand den Koran hält und mit der rechten bald das Schwert bald die Brandfackel schwingt. Er selber, der Toucouleur Hadsch Omar, scheidet von hinnen, nachdem er auch Timbuktu bedroht hat, und drei seiner Söhne folgen ihm in der Herrschaft. Hadsch Omar wagte zuerst den Versuch, sich am oberen Senegal ein Reich zusammenzuerobern. Die Ausführung eines solchen Planes durften die Franzosen um keinen Preis gestatten, weil ihnen alsdann der Handelsweg vom Senegal nach dem Niger versperrt worden wäre; auch hätten sie an einem solchen Reich einen sehr lästigen Nachbar gehabt. Deshalb führten sie Krieg gegen den Hadsch und vertrieben ihn vom Senegal. Was ihm hier mißlungen war, führte er dann am oberen Niger durch; dort wurde er Gebieter, und dort war er den Franzosen nicht mehr gefährlich. Gleich diesen mußte auch ihm daran liegen, den Handelsverkehr zwischen den beiderseitigen Gebieten zu befördern, denn aus einem solchen konnten ihm Vortheile erwachsen, und deshalb war ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den ehemaligen Feinden möglich.

„Den 12. Juli“, erzählt Mage, „landeten wir in St. Louis, und ich ging sofort ans Werk, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Ich hatte schon fünf Jahre am Senegal gedient und kannte so ziemlich alle Küstenpunkte. Neun Monate lang hatte ich im Innern, zu Makhana am oberen Senegal, mittewegs zwischen Bakel und Medine, unter den Schwarzen verlebt; auch meine Reise nach der Oase Tagant zu den Duaïsch-Mauren hatte beigetragen, mich leidlich zu akklimatisiren. Ich kannte den Charakter der Mauren wie der

Schwarzen und wußte, wie man mit ihnen umgehen muß. Ich las noch einmal die Werke von Raffenel, Caillé, Mungo Park und Barth und studirte alle vorhandenen Karten. So fand ich, daß man fast gar nichts über solche Gegenden wußte, welche unseren Besitzungen zunächst liegen. Für die Strecke oberhalb Medine hatten wir einige Kunde durch Pascal, der aber nicht weit über die Wasserfälle von Guina hinausgekommen war."

Einige Tage vor Mage's Reise von St. Louis starb ein Bambara-Neger, welcher die Wanderung hatte mitmachen wollen. Die Leute sagten: „Schon jetzt einer gestorben?" Mehrere Europäer erboten sich zur Mitreise. Mage zog es indessen klüglich vor, nur schwarze Männer mitzunehmen, theils Scharfschützen, theils Laptots, d. h. Leute, welche als Matrosen dienen. Sie wußten alle mit den Waffen umzugehen, waren an Gehorsam und Arbeit gewöhnt und konnten, da sie verschiedenen Völkern der Senegal- und Ober-Niger-Region angehörten, auch als Dolmetscher nützlich werden.



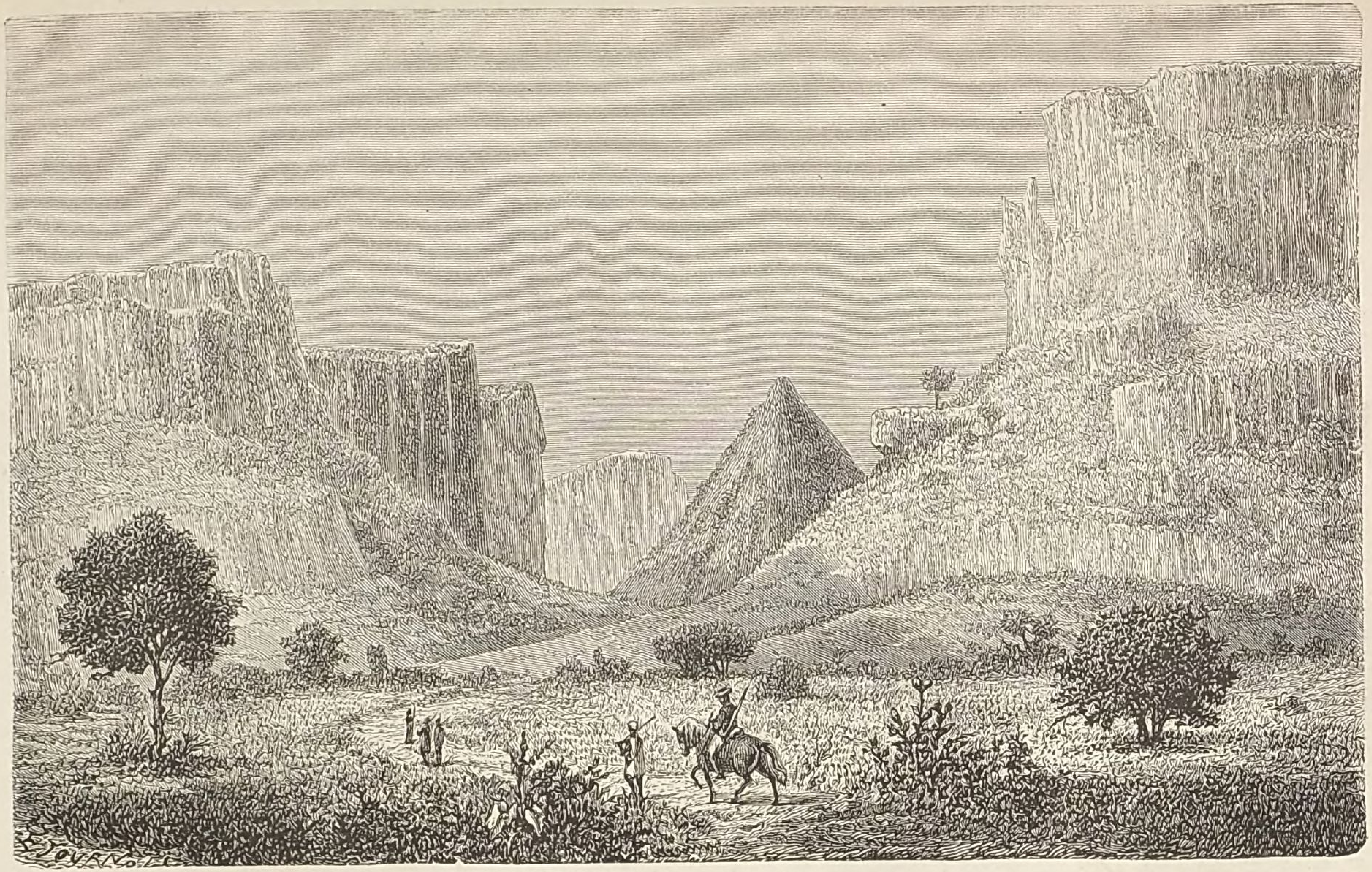
Latir Sene, Mage's Reisebegleiter.

Mage entwirft ein Bild von seinen Begleitern, die er auch photographiren ließ. Bakary Güëye, der ihn früher auf der Wanderung nach Tagant begleitet hatte, stellte sich, als er von dem Reiseplan hörte, sofort ein und erbot sich, für 30 Francs monatlich zu dienen. Er war ein Wolof (Yolof) aus Guet N'dar, einem Dorfe, das in der Nähe von St. Louis auf einer sandigen Landzunge liegt, diente schon 10 Jahre und hatte sich auch einige Zeit in Frankreich aufgehalten. Er war nur halb und halb Muselmann, sprach Französisch, Wolof und Toucouleur; überhaupt ein erprobter Mensch, mit welchem sich etwas anfangen ließ. Sein Auftrag war zunächst andere geeignete Leute in Vorschlag zu bringen. Zuerst stellte er seinen Freund Bubakary Gnian vor, einen Toucouleur. So bezeichnet man die Bewohner der Landschaft Futa, welche Beimischung von Blut aus den Adern der Fulbe haben; sie sind intelligenter als die eigentlichen Neger, kriegerisch fanatische Mohamedaner und bildeten die Kerntruppen von Hadsch Omar. Bubakary Gnian verstand Französisch, Toucouleur und Soninke. Die nachfolgenden Leute waren schon früher im Dienste Mage's gewesen, z. B. Dethie N'diaye, ein Serere, sprach Französisch, Wolof und Peul; dann Latir Sene, dessen

Porträt wir geben, ein Wolof aus Dakar in Gorée. Samba Goro war ein Fulbe aus Bondu und in seiner Jugend drei Jahre in Frankreich gewesen; intelligent, unermüdlich bei der Arbeit, tapfer; er sprach gut Französisch und war unterwegs Hauptdolmetscher. Dann Aliun Penda, ein vortrefflicher Mensch und, obwol eifriger Mohammedaner, doch den Weißen aufrichtig zugethan. Wir übergehen einige andere Begleiter und nennen nur noch Mamboye, einen Wolof aus Cayor, Sergeanten bei den Scharfschützen; er war in seiner Jugend von den Trarzas-Mauren geraubt worden, hatte bei ihnen Arabisch gelernt und war ein guter Soldat. Das Gefolge des Reisenden bestand nur aus 10 schwarzen Menschen. Mage hatte einen leichten vierruderigen Nachen zimmern lassen, mittels dessen er den Senegal oberhalb Medine, ja wo möglich auch den oberen Niger befahren wollte. Das Boot konnte auf ein Wagengestell und dieses in den Nachen gesetzt werden, so daß der Transport weder zu Lande noch zu Wasser Schwierigkeit hatte. Im Uebrigen war die Ausrüstung dürftig genug. Die französische Regierung bewilligte 5000 Francs, und von dieser armseligen Summe sollte Alles bestritten werden. Zwei Maulthiere bekam Mage leihweise, ein drittes mußte er kaufen, ebenso zwei erbärmliche Pferde aus Cayor. Das eine kostete 36, das andere 60 Francs. Der Gouverneur glaubte sich nicht ermächtigt, ihm dergleichen zur Verfügung zu stellen, weil man am Senegal der Meinung ist, daß alle Pferde von arabischer Rasse am oberen Strome dem Klima erliegen. Für den Ankauf maurischer Pferde, die von 500 bis 600 Francs kosten, reichten Mage's Mittel nicht aus. Für alles noch verfügbare Geld kaufte er verschiedene Waaren ein, die im Verkehr mit den Schwarzen ihm bessere Dienste leisten konnten als baare Münze. Hinterher wurde ihm vom Marineminister noch ein Kredit von 4000 Francs eröffnet; davon erfuhr er aber erst etwas, als er sich schon über 100 Meilen weit im Innern befand, in Bafulabe, der Ortschaft, wo der Bafing und der Bakhoy sich vereinigen. Es war die Absicht des Gouverneurs, von diesem Punkte aus nach Bammaku hin, wo der Niger schiffbar wird, drei Zwischenstationen zu errichten.

In der Reiseinstruktion heißt es: „Sie werden versuchen, die gerade Linie inne zu halten. Auf dieser führt der Weg zunächst durch das Land der Dschawaras; sie sind Serrakollets und bewohnen eine Provinz von Kaarta; und dann durch Fula-Ongu, eine dem Beherrscher von Segu tributpflichtige Provinz. Diese Richtung schlug auch Mungo Park auf seiner zweiten Reise ein, aber während der letztverflossenen Jahre haben die Karawanen, welche von Bakel am Senegal nach dem oberen Niger ziehen, einen anderen Weg genommen, nämlich nach Norden hin gegen Diangunte zu, oder nach Süden hin, am Faleme aufwärts und dann durch Dschiallonkadu. Aber beide Wege sind länger als die gerade Linie. — Vermittels der Stationen, welche Niederlagsplätze für den Verkehr und Schutzstätten für die Karawanen sein würden, hätten wir eine sichere Straße nach dem oberen Niger und damit auch die Aussicht, den Handel, welchen Marokko nach dem Süden in Händen hat, in unser Gebiet zu lenken."

Der Gouverneur entwickelt diese Ansicht näher und sagt weiter: „Ich schicke Sie deshalb an den Hadsch Omar, der nun Gebieter eines großen

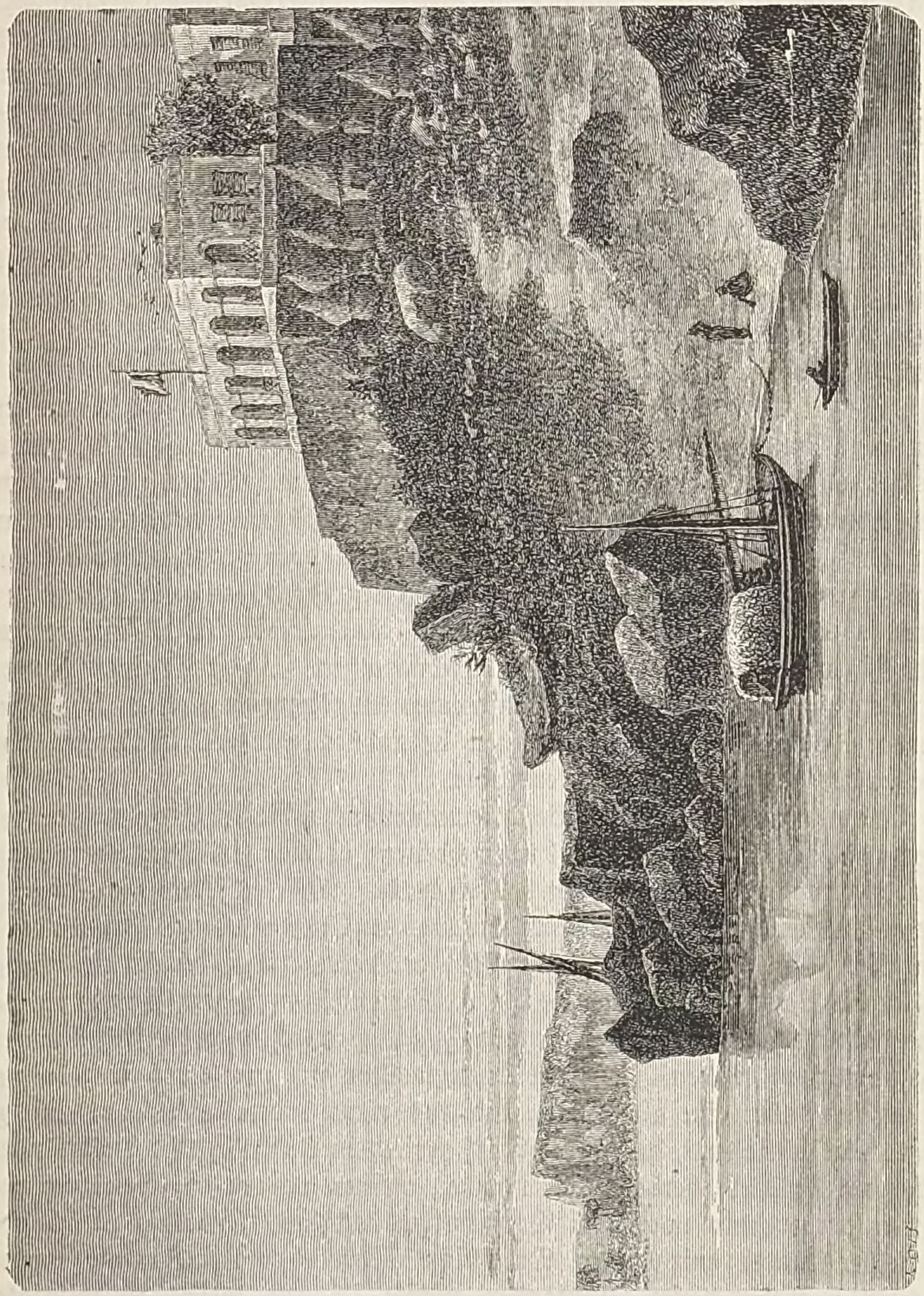


Engschlucht beim Dorfe Naliaga.

Oberländer, Westafrika.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Reiches im centralen Sudan ist. Er war in jüngster Zeit Gebieter von Kaarta, Segu, Bakuna, Fula-Dugu, Massina. Timbuktu war ihm tributpflichtig, und zwischen dieser Stadt und Futa Dschalon beherrscht er den Lauf des Niger.



Fort Bakel am Senegal.

Man behauptet jetzt, daß er gestorben sei, während Andere wissen wollen, er sei mächtig und gewaltig in Massina. Wenn er nicht mehr lebt, so wenden Sie sich in meinem Namen an seinen Nachfolger, oder falls das Reich zerstückelt wäre, an die Gebieter der Landschaften, welche Sie berühren.

Ueber den Erfolg Ihrer Sendung können Sie mir entweder in Person oder brieflich Auskunft geben, oder auch, falls die Möglichkeit vorliegt, den Niger bis zu seiner Mündung hinabfahren, oder endlich durch die Wüste nach Algier, Tripolis oder Marokko gehen. Auf Ihrer früheren Wanderung nach Tagant haben Sie Beweise von Umsicht und Muth gegeben und Erfahrungen gesammelt."

Schon zwei Monate vor Mage's Abreise hatte der General Faidherbe zwei schwarze Eilboten auf dem Wege durch Kaarta nach Segu geschickt mit einer Depesche an den Hadsch Omar, „den Fürsten der Gläubigen, Sultan des centralen Sudan". Es heißt in derselben: „Dieses Schreiben soll Dir ankündigen, daß ich gleich nach der Regenzeit einen meiner Offiziere an Dich abfertigen werde, was Du ja früher gewünscht hast. Derselbe ist ein ausgezeichneter Mann, besitzt mein volles Vertrauen und wird mit Dir über Angelegenheiten verhandeln, die uns interessiren. Namentlich wird er Dir wichtige Vorschläge in Betreff des Handelsverkehrs machen; durch einen solchen würden Dir beträchtliche Einkünfte zufallen" u. s. w. Dieser Brief ist datirt: St. Louis, 30. Juli 1863.

Am 12. Oktober des genannten Jahres bestieg Mage die Kanonierschaluppe „Couleuvrine". Er besuchte die verschiedenen Posten am linken Ufer des Senegal, namentlich Richard Toll, Dagana, Podor und mehrere andere, war aber schon am 19. bei dem wichtigen Fort Bakel, das er am 26. verließ, nachdem Gouverneur Faidherbe ihm dort mündlich noch einige Instruktionen gegeben hatte. Mage kaufte noch ein Pferd, das zwar 248 Francs kostete, aber trotzdem nicht viel werth war. Auch schaffte er 12 Esel an und belud sie mit 800 Rationen für seine Schwarzen, einem Centner Pulver, 600 Patronen, wissenschaftlichen Instrumenten, Arzneien und verschiedenen Waaren. Von diesen schickte er einen beträchtlichen Theil zu Wasser nach Medine, das er am 30. Oktober erreichte.

Von nun an begannen die Beschwerlichkeiten der Reise. Man mußte viele Neben- und Zuflüsse des Senegal überschreiten; es war ein Glück, daß Mage das oben erwähnte tragbare Boot bei sich hatte. Aber es fehlte nicht viel, so wäre es mit der ganzen Reise gleich Anfangs zu Ende gewesen. Bei Kotere, einem Dorfe in Kamera, war der Weg versperrt. Vor der Ernte pflegen nämlich die Bauern ihre Lugans, d. h. Gartenfelder, gegen Eindringen des Viehs dadurch zu schützen, daß sie alle Zugänge durch aufgehäuftes Dornenreisig unwegsam machen. „Meine Leute wollten sich nun einen Weg bahnen und warfen dabei eine alte Frau, die das nicht leiden wollte, unsanft zu Boden. Sie schrie laut, das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, und die Männer, welche mit Knütteln herbeieilten, nahmen meinen Leuten die Gewehre weg. Es war weder mir noch dem Dorfschulzen möglich, Ordnung zu schaffen. Ich selber wurde mit einem Dolchstiche bedroht und mehrmals niedergeworfen. Unter diesen Umständen mußte ich alle meine Kaltblütigkeit aufbieten, und insbesondere meinen Leuten empfehlen, nicht zu feuern. Die Bauern aber — es waren Serracollets von der Soninkerasse — luden ihre Gewehre, und ich mußte das Schlimmste befürchten. Da wurde ich zum Glück von einigen erkannt, die 1859 und 1860 auf der „Couleuvrine", die ich damals befehligte, gedient hatten. Sie schlossen sich mir und dem Schulzen

an und drängten die hitzigen jungen Männer zurück, während der treue Bakary Güëye meine Leute um sich scharte. Wir fingen unsere Thiere ein, welche sich in dem Garten gütlich thun wollten, und ich ging dann mit Dr. Quintin und einem Dolmetscher ins Dorf, um die erforderliche Aufklärung zu geben. Man stellte mir auch ohne Widerreden die Flinten zurück, und es war im Grunde weiter kein Schaden angerichtet, als daß mir das Glas meines Chronometers zerbrochen war. Ich konnte ihn von nun an blos als Sekundenzeiger benutzen."

In Medine beschaffte Mage noch allerlei Vorräthe und erforschte dann den Senegal oberhalb der Kataraken von Felu. Das Boot wurde auf dem Wagengestell um die Wasserfälle herumgefahren. Der Senegal ist auf der Strecke zwischen den Katarakten von Felu und jenen von Guina im Jahre 1859 vom Marineleutnant Pascal erforscht worden. Vor Pascal, der damals nach Bambuk ging, war Brossard de Corbigny 1858 während der Regenzeit zu Lande bis Bagu-Kho, Mage selber 1860 gleichfalls zu Lande, aber in der trockenen Jahreszeit bis nach Guina gekommen. Jetzt konnte er fünf Tage auf die Erforschung der verschiedenen Fälle, Stromschnellen und Felsenleisten verwenden und eine genaue Karte des Stromlaufes zwischen Guina und Medine entwerfen. Von dem letztgenannten Punkte aus, wohin Mage zurückgekehrt war, erfolgte der definitive Aufbruch am 25. Nov. 1863.

Man hat namentlich zu Anfang einer solchen Landreise die allergrößte Noth mit den Schwarzen, weil sie keinen Begriff von Ordnung haben und nicht thun, was man ihnen sagt, oder doch die Befehle schlecht und nachlässig ausführen. Gewöhnlich fallen unterwegs Ladungen von den Eseln herunter, und man muß die ganze Karawane halten lassen; darüber geht dann manche Stunde verloren. Nach und nach macht es sich erträglicher, die Thiere werden weniger mißhandelt, und manchmal geht tagelang hinter einander Alles gut. Ohne übermenschliche Geduld und unerschütterliche Ruhe kann man aber gar nichts anfangen, und in das Gezänk und die gelegentlichen Prügeleien muß man sich um keinen Preis einmischen. „In der ersten Zeit war es mir unmöglich, meinen Gleichmuth zu bewahren, und ich verspürte die Folgen."

„Als ich", erzählt Mage weiter, „Medine (den am weitesten vorgeschobenen Posten am Senegal) verließ, bestieg ich an einem lieblichen Abende mehrere Anhöhen um Natiaga und hatte von einer derselben eine herrliche Aussicht. Bis nach Dingira hin überblickte ich die Krümmungen des Stromes, und die Wasserfälle und Stromschnellen schimmerten im Silberglanze, während die Berge von Natiaga einen majestätischen Anblick gewährten. Unter mir war unser Lagerplatz. Zur Rechten lagen die prachtvollen Berge von Maka-Gnian; das Ganze hatte etwas Feenhaftes. Der Boden ist unglaublich fruchtbar, Wasser in Fülle vorhanden, und in den Flüssen wimmelt es von Fischen. Auch fehlt es weder an Gold noch an Eisen; die Stromschnellen bieten Wasserkraft in beliebiger Menge dar. Aber die Menschen wissen mit allen diesen Schätzen nichts anzufangen, sie haben nicht einmal angemessene Kleidung; die Frauen gehen halb nackt, die Wohnungen sind armselig, die Hausgeräthschaften und Ackerwerkzeuge dürftig, und mit dem

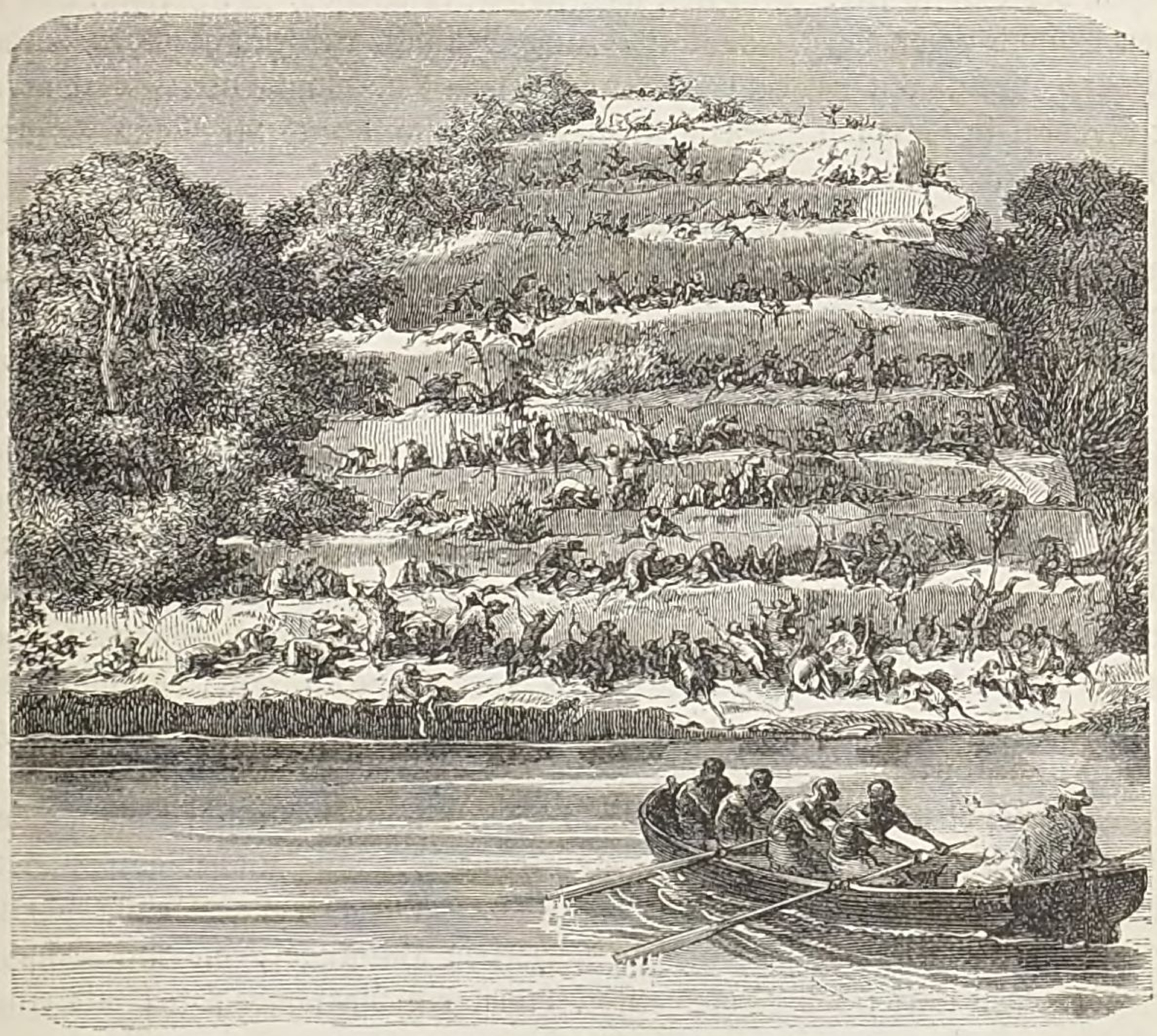
Schneider und dem Weber ist es kläglich bestellt. Und doch sind diese Leute, wie überhaupt alle Stämme am Senegal, seit 200 Jahren in mehr oder weniger Berührung mit den Europäern gewesen; aber was sie an Kraft und Einsicht etwa besitzen, das wenden sie zum Bösen an, zu Krieg und Raubzügen, während sie keinerlei Fortschritt sich angeeignet haben. Erdmandeln sind hier in Fülle vorhanden. Für 3 m. blauen Baumwollenzeuges, sogenannter Guinee, die einen Geldwerth von etwa 18 Silbergroschen hatten, bekam ich einen Centner Erdmandeln, welcher in St. Louis mit 10—12 Francs bezahlt wird."

Von Medine bis nach Mansola geht der Weg an dem durch keine Hindernisse versperrten Flusse hin bis Dingira; oberhalb dieses Punktes ist das Befahren des Flusses mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Mage mußte sich durch hohes Gestrüpp und über Felsen Bahn brechen; flüchtige Antilopen und Perlhühner kamen häufig in Sicht. Auf jedem Baume saßen Papageien, die eine wahre Plage für die Felder sind; auf jedem Felsen bellte oder grimassirte ein grauer Affe oder ein Pavian. Hier hatte Mage einen heftigen Fieberanfall; während die Hitze erdrückend war, schüttelte ihn der Frost, plagte ihn ein nicht zu stillender Durst; er sank betäubt dreimal vom Pferde. „Wer kein Senegalfieber gehabt hat, weiß nicht, was ich damals litt; und in einem solchen Zustande mußte ich durch den Bagukhofluß reiten, der damals gerade zu passiren war. Am anderen Ufer ruhte ich aus, und das Fieber ließ nach. Abends schlug ich mein Lager ein paar Hundert Schritte oberhalb der Katarakte von Guina auf und ließ am anderen Tage mein Boot aus Banganura auf dem Wagengestell herbeischaffen. Bald schwamm es dann auf einer Strecke, wo man nie vorher ein europäisches Fahrzeug gesehen hatte, und wo auch wol schwerlich bald wieder ein solches schwimmen wird. Es ging soweit Alles ganz leidlich, bis auf meine Gesundheit; aber ich war des Fiebers wegen nicht ängstlich. Das Quinin hatte sich als Heilmittel bewährt. Nur war ich noch sehr schwach und bedurfte der Ruhe. Die Rasttage benutzte ich, um die Flußkarte zu entwerfen, Briefe zu schreiben und die Lage von Guina zu bestimmen. Ich fand 14° 0′ 45″ n. Br. und nach Schätzung 13° 30′ 14″ westl. Länge von Paris."

Einige Offiziere, welche die Expedition von Medine aus bis zu den Wasserfällen begleitet hatten, machten mit Dr. Quintin eine Untersuchungsfahrt stroman, während Mage zurückblieb, um sich einigermaßen zu erholen. Sie kamen über drei kleine Stromschnellen hinweg, gelangten aber etwas weiterhin an einen wahren Katarakt und mußten umkehren. Das war an derselben Stelle, wo 1859 Pascal gleichfalls nicht weiter kommen konnte; damals stand dort das nun zerstörte Dorf Fukara. Mage aber war entschlossen, um jeden Preis den Stromlauf des Senegal bis Bafulabe hinauf zu erforschen, obwol er jetzt ohne Führer war und die vor ihm liegende Gegend nicht kannte. Waren überhaupt Wohnplätze vorhanden, und wenn es dergleichen gab, welchem Stamme gehörten die Leute an, und welcher Aufnahme hatten die beiden Europäer sich zu gewärtigen?

Der Reisende schildert dann die ungeheuren Beschwerden und Schwierigkeiten des weiteren Vordringens auf und an dem Strome, und wie eine

Felsenleiste, eine Stromschnelle der anderen folgte. Manchmal mußte man das Boot ausladen und zu Lande um solche Stellen herumschaffen, die gar nicht zu passiren waren. „Der Senegal hatte in jener Gegend eine Breite von 150 bis 200 m., und die Berge traten jetzt näher an den Strom heran. Ganz auffallend war eine Anhöhe, welche in einer Menge von Terrassen bis ins Wasser reichte. Sowol das schwarze und röthliche Gestein wie jeder Baum war mit Affen buchstäblich und in solcher Menge bedeckt, daß diese Thiere einander förmlich drängten. War das ein Brüllen und Springen, als wir ihnen nahe kamen! Es liegt nicht die mindeste Uebertreibung darin, wenn ich behaupte, daß auf jenem Terrassenberge, dem Hauptquartiere der Affen, mindestens 6000 Kynokephalen beisammen waren!



Der Affenberg am oberen Senegal.

In Bafulabe, wo der Bafing und der Bakhoy nach ihrem Zusammenflusse den Senegal bilden, verweilte der Reisende 20 Tage, zeichnete Pläne und suchte nach Baumaterial, das er auch, mit Ausnahme von Kalk, in Menge fand. Es handelte sich, wie schon früher bemerkt wurde, darum, zu gelegener Zeit an diesem Punkte einen Handelsposten zu errichten.

Die Kunde von der Anwesenheit einiger Europäer hatte sich bald weit umher verbreitet, und es konnte deshalb nicht befremden, daß eines schönen Tages Gesandte erschienen, welche im Auftrage Diango's kamen. Dieser war Häuptling von Kundian und dem Hadsch Omar unterthan; er ließ sagen,

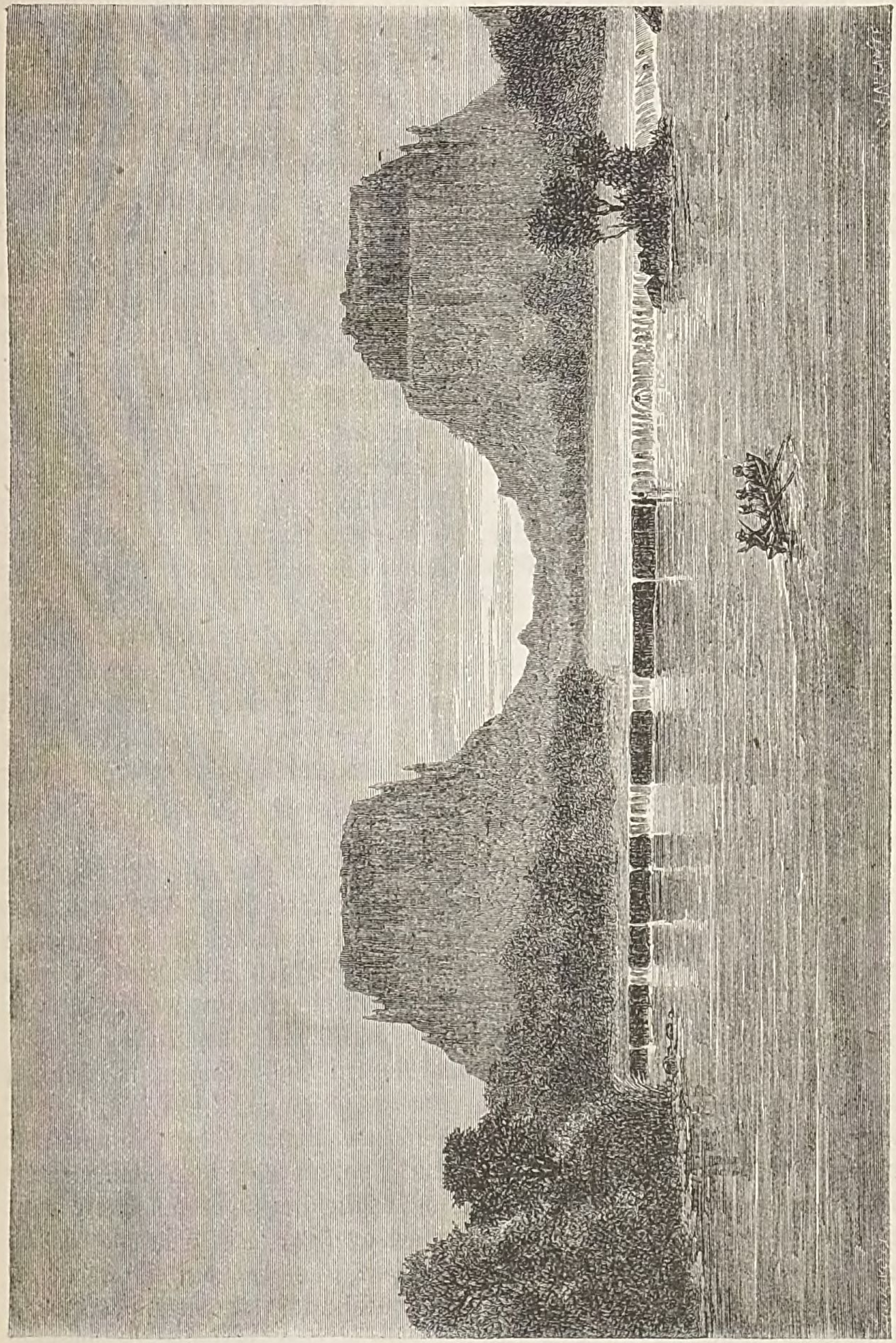
daß die Fremden sofort das Land räumen müßten, wenn sie nicht gekommen seien, den Hadsch Omar zu besuchen. Mage bemerkt, daß ihm das gerade gelegen gekommen sei; er hatte jetzt mit den Toucouleurs zu thun und mußte über das Schicksal seiner Reise ins Klare kommen. Nun erfuhr er auch, daß Kundian in landesüblicher Weise stark befestigt sei und eine zahlreiche Besatzung habe, mittels welcher die vom Hadsch bezwungenen Malinkeländer in Unterwerfung gehalten und unbarmherzig ausgeplündert wurden. Der dort kommandirende General oder Häuptling Diango war ein Sklave Omar's und ließ eine freundliche Aufnahme versprechen durch seinen Gesandten, der sich, wie unsere Illustration (S. 13) zeigt, ganz erträglich ausnahm. Dieser Tall (d. h. Mann von einem Toucouleurstamme der kriegerischen Torodos, zu welchem der Hadsch selber gehörte), war schlank gewachsen, starkknochig, und in seinen Gesichtszügen lag etwas Wildes und Grausames. Nachdem er früher zu Podor am unteren Senegal Diener bei einem Kaufmanne gewesen, war er jetzt General in Kundian. Seine Begleitung bestand aus 30 Mann Fußvolk und 6 Reitern, die recht gute Pferde hatten.

Mage erklärte, daß er mit ihm nach Kundian gehen, bis auf Weiteres aber sein Gepäck zurücklassen wolle; zunächst komme es ihm darauf an, von Diango zu erfahren, in welcher Richtung die Weiterreise zu erfolgen habe. Trotz aller Hindernisse, die der Basing darbot, fuhr er dann mit seinem Boote bis Waliha, einem Malinkedorfe, wo er im Gebüsche sein Lager aufschlug und dann mit Dr. Quintin und zwei Leuten sich nach Kundian aufmachte. Der Pfad läuft zumeist in einer kleinen Entfernung vom Flusse, manchmal aber auch dicht an demselben hin; man trifft nur an zwei Stellen auf Hindernisse, und zwar sind dies einige tiefe Marigots (Nebengewässer, Hinterwasser, auch See). Der eine derselben liegt bei Koria, der andere, unweit Kundian, ist der Galamagi, und in dessen Nähe liegt das Dorf Kabada. Hier verabschiedete sich General Tall, um in Kundian bei Diango die Ankunft der Europäer zu melden, und führte diese in das Dorf Bugara.

Dort erschien bald nachher Diango an der Spitze von drei Compagnien Fußvolk und mit etwa 100 Reitern, die ohne Ordnung umher galoppirten, während die Infanterie nach dem Tone der Tabala (Negertrommel) einherschritt. Die Tabala besteht aus einer großen hölzernen Halbkugel, die mit Ochsenhaut überzogen wird; den Trommelstock bildet ein biegsamer Stiel mit einer dicken Kautschukkugel; auf einen Schlag folgen nach einer kleinen Pause zwei andere Schläge, und das ist die Regimentsmusik. Diango hatte einen rothen Burnus übergeworfen und trug einen schwarzen Turban; sein Pferd wurde am Kopfe von vier Sklaven geführt, vier andere hielten den Schweif. In seinem Gefolge befanden sich viele Marabus und Talibes; die letzteren sind Schüler und Zöglinge der Marabus und von Hadsch Omar zu Soldaten gemacht worden, obwol es sonst bei den Mohammedanern als Regel gilt, daß weder Marabus noch Talibes Waffen tragen und Krieg führen dürfen.

Der Empfang war ganz freundlich, aber es ließ sich doch ein gewisses Mißtrauen nicht verkennen. Mage war so klug gewesen, dem General Tall zu zeigen, welche Vorräthe und Geschenke er bei sich führte, war überhaupt ganz

offen gegen ihn gewesen, und das hatte guten Eindruck gemacht. So nahm denn auch Diango keinen Anstand, die Europäer nach Kundian zu geleiten.



Die Maka-Guian-Berge.

Dort verweilte Mage drei Tage, ließ sein Gepäck und seine Leute nachkommen und wanderte dann weiter. Diango sollte ihm verabredetermaßen

einen Führer bis Segu mitgeben, das man auf einem direkten und keineswegs beschwerlichen Wege in etwa 14 Tagen erreichen könne. Nach Mage's Beobachtungen liegt Kundian unter 13° 8′ 57″ nördl. Br.; die Länge ist nach seiner Schätzung 12° 58′ westlich von Paris; die Ortschaft besteht aus einer Festung und einem Dorfe, theilweise mit Häusern aus Mauerwerk, auch diese sind mit Stroh gedeckt. Die Festung, ein regelmäßiges Viereck mit Seiten von je 160 m., wird von 16 Thürmen flankirt; nur zwei derselben haben Pforten, aber eine davon wird niemals geöffnet; die Mauer ist 8 bis 9 m. hoch, besteht aus Mauerwerk und Pisé und wird in jedem Jahre ausgebessert. Man ließ die Europäer nicht in die Festung, sie erfuhren aber, daß sich innerhalb derselben eine Wohnung des Hadsch Omar befand, und daß in derselben eine seiner Frauen hause. Auch die Kasernen der Sofas, d. h. solcher Sklaven, welche Kriegsdienste thun, lagen innerhalb der Mauern, ebenso die Wohnungen für eine Anzahl von Talibes. Die ganze Lage ist derart, daß auch regelmäßige Truppen einen schwierigen Angriff haben würden. Die Umgegend ist goldreich, Getreide wächst in Menge, aber der Viehstand war völlig zu Grunde gerichtet worden. Unter diesen Umständen konnte ein Ochse, welchen Mage bekam, für ein splendides Geschenk gelten. Diango war ein Malinke, und die Hab- und Raubsucht, welche seiner Rasse eigenthümlich ist, trat bei jeder Gelegenheit hervor. Mit dem Geschenke, das Mage ihm anbot, war er nicht zufrieden; dieser aber erklärte, daß er Alles, was ihm begegne, dem Hadsch Omar erzählen wolle, und nun wurde Diango überaus zahm; er bettelte um Salz, um blaue Guinees und dergleichen. Ueberhaupt war der Aufenthalt in Kundian nicht angenehm; männliche und weibliche Griots machten Musik und tanzten; der eine Häuptling bettelte um eine Hose, der andere um etwas Anderes, der Doktor wurde von Kranken bestürmt, und die ewige Anstrengung machte ihn krank. Mage hatte ein kaltes Bad genommen und bekam infolge desselben ein Fieber.

Am 9. Januar geleitete Diango die Reisenden eine Strecke weit, und Mage erhielt beim Abschiede von ihm einen goldenen Ring im Werthe von etwa 36 Francs. Dagegen gab er ein mit Seide gesticktes Sammetkäppchen und war froh, endlich diese Bettlergesellschaft verlassen zu können. Diango hatte ihm versichert, daß er den Hadsch in Segu antreffen werde, und er glaubte schon die größten Schwierigkeiten hinter sich zu haben.

Von Kundian aus ging der Weg nach Norden dem Bafing zu, welcher spät Nachmittags gegenüber von Medina Gongu, d. h. Insel Medina, erreicht wurde. Auf der Insel lag das gleichnamige Dorf. Unterhalb des Eilandes war ein Wasserfall, oberhalb eine querüber laufende Felsenleiste. Damit war die Bestätigung gegeben, daß der Senegal in seinem ganzen oberen Laufe nicht schiffbar ist, und daß Mage wohl daran gethan hatte, sein Boot in Waliba zurückzulassen. Man mußte über den Fluß setzen, und das war eine beschwerliche Sache, weil die beiden großen Nachen, welche als Fährboote dienten, mit höchst armseligen Rudern versehen waren. An manchen derselben befindet sich nicht einmal eine Kalebasse, sondern nur ein hohler Kürbis! Indessen befand sich Mage Abends 7 Uhr auf dem anderen Ufer, wo er sein Lager im Freien aufschlug.

Er war nach den unerträglichen Belästigungen in Kundian fest entschlossen, nie wieder in einem Dorfe zu übernachten, und dabei gewann er auch an Zeit. Denn gleichviel, ob die Dörfer aus Stroh= oder Erdhütten bestehen, ob sie entweder befestigt oder mit Dornreisig und Pfahlwerk umgeben sind, — der Plan ist immer derselbe. Den Eingang bildet eine enge Pforte; um hindurchzukommen, muß man abladen, die Sachen bis zu der bestimmten Wohnung tragen, die oft weit entfernt liegt und durchgängig nichts weniger als angenehm oder bequem ist, wol aber schmuzig, heiß, dumpfig, ungesund, und obendrein hat man noch viel vom Rauch auszustehen. Viel wohler befindet man sich unter einem Käsebaum (benténier), und ein solcher findet sich fast bei jedem Dorfe vor. Vermittels seiner gigantischen Wurzeln bildet er gewissermaßen Verschläge, welche für das kleinere Gepäck als Magazine dienten; ein Mann legte sich als Wächter vor dieselben, zündete ein Feuer an und dann war Alles vor Dieben sicher.

Uebrigens befanden sich die Reisenden von Kundian ab in einem Lande, wo eine Autorität vorhanden war und wo man sich Gehorsam erzwingen konnte; sie setzten also ihren Weg gen Osten fort. Aber die ganze Gegend war verödet; überall fanden sie Trümmer und nicht selten auch Schädel, die in der Sonne bleichten. Vielleicht ist von je hundert Menschen, welche vor 1858 dort wohnten, nur einer übrig geblieben; der Rest erlag dem Gemetzel, der Hungersnoth und manchen anderen Leiden, welche eine Folge der Sorglosigkeit dieser schwarzen Menschen sind. Hier waren Antilopen in großer Menge vorhanden. Die Reisenden wanderten in einer Reihe hinter einander durch das 4 m. hohe Gras, und ihr amtlicher Führer Famhara war der Letzte im Zuge. Das Thal des Bafing, welches nun sehr eng erschien, wurde verlassen, und der Weg ging nach Gangaran hinein, wo mehr Menschen wohnen, und zwar Malinkes, deren Kleidung durchgängig von gelber Farbe ist. Diese gewinnen sie aus den Wurzeln und Blättern eines Baumes, den sie Rhat nennen, und der auch gelbes Holz hat; aus der Asche des letzteren waschen sie eine Lauge, vermittels deren die blaue Farbe des Indigo haltbar wird. Insgemein findet man bei den Malinkedörfern Baumwollenfelder; so einst auch bei Firia. „Abends hatten wir einen feenhaften Anblick. Der ganze Berg war hell beleuchtet von mehreren hundert Fackeln. Nun sahen wir auch das oben auf der Höhe liegende Dorf, von welchem Leute herabkamen, um uns ein Abendessen zu bringen. Dasselbe bestand aus etwa 30 Kalebassen voll Fleisch, in zwei Hühnern und Eiern; Negerkorn zum Pferdefutter wurde gleichfalls verabreicht. Sodann verabredeten wir, daß die Dorfbewohner am anderen Tage beim Transport des Gepäckes über die Berge behülflich sein sollten. Ich begriff nicht, wie überhaupt diese steilen Höhen passirt werden könnten, und in der That mußte Alles von Menschen hinaufgetragen werden, die Thiere zog man hinterher. Oben befanden wir uns dann auf einer Hochebene, auf welcher mehrere Bergreihen zusammenstießen. Nun wurde mir die Bodengestaltung klar: wir hatten hier das Thal des Senegal verlassen.

„Noch an demselben Tage wurde Niantanso erreicht, ein einigermaßen befestigtes Dorf, zu welchem wir durch eine enge Schlucht gelangten und wo

wir uns unter hohen Baobabs lagerten. Diese Bäume sind eine wahre Wohlthat für die Schwarzen. Ihre Früchte, das sogenannte Affenbrot, sind nicht nur sehr nahrhaft, auch die Blätter, das Holz, die Rinde, kurz Alles von diesem nützlichen Gewächse findet in der Haushaltung seine Verwendung!

„Unser Führer veranlaßte, daß uns in der Nähe des Dorfes eine Hütte gebaut wurde und zwar aus Sekos, d. h. aus groben Strohmatten. Auch wurde die Lagerstelle sorgfältig gereinigt, und man brachte uns frisches, klares Wasser in einem großen irdenen Gefäße.

„Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, kamen mehrere Häuptlinge aus den umliegenden Dörfern, und jeder brachte einige Lebensmittel. Auch die Häuptlinge von Diakife und Bambandinian stellten sich ein; der von Firia schickte drei Hühner, auch bekam ich etwas Reis und kaufte noch allerlei Lebensmittel für mein Gefolge. Für zwei Hände voll Salz gab man mir ein Huhn und für fünf Schuß Pulver etwa drei kg. Reis. Dann bestieg ich eine Anhöhe; von dort gewahrte ich in östlicher Richtung eine Kette von Bergen, welche wir am nächsten Tage passiren mußten. Sie sind, wie überhaupt der Boden in Bambuk, sehr eisenhaltig, und die Bewohner schmelzen auch Eisen. Das Metall hat dort nur geringen Werth; ich gab für ein großes Messer einen «Kopf» Tabak im Werthe von etwa 4 Groschen.

„Am anderen Morgen kamen wir über einige niedrige Hügel und durch zwei Marigots, und dann auf einen Berg von etwa 200 m. Höhe. Die Kette, welche ich hier überschritt, war die beträchtlichste auf der ganzen Reise; sie ist die Scheidelinie zwischen dem Bafing und dessen Nebengewässern. Auf der anderen Seite lagen dann bebaute Ebenen vor uns, und während der nächsten Tage kamen wir durch Gegenden, in denen eine gewisse Art von Wohlstand nicht zu verkennen war. Abends lagerten wir beim Dorfe Makhana, und dort erhielt ich zuerst Kunde von den Wirren, welche das Reich Hadsch Omar's zerrütteten und die von so nachtheiligem Einflusse für den Zweck unserer Reise waren. In jener Zeit legten wir aber der Sache noch keine besondere Wichtigkeit bei; es handelte sich vorerst nur um einen Aufstand in der Provinz Belédugu, wo die Krieger des Sultans Ahmadu einige Dörfer ausgeplündert hatten. Die Bewohner dieser Gegend erschienen mir sehr gedrückt, und die Gaben, welche sie mir brachten, waren nicht etwa freiwillige, sondern ein Tribut, welchen alle Krieger Hadsch Omar's erheben, wohin sie kommen."

Am 15. Januar 1864 kam Mage an den Bakhoy. Das Wasser dieses Flusses brach sich mit Heftigkeit an einer Felsenbank, die eine natürliche Furt bildete. Der Uebergang war beschwerlich, und es ging dabei ein Sack mit Salz verloren. Der Reisende dachte an Mungo Park, welcher den Fluß einige Stunden abwärts beim Dorfe Gamfarage überschritt, und der die Beschwerden einer solchen Passage sehr lebhaft geschildert hat.

Der Lagerplatz von Bakhoy befand sich unter 13° 7′ nördlicher Breite. Leider wurde dort die Zwietracht unter Mage's Schwarzen immer größer, und es ereigneten sich manche unangenehme Auftritte. Auch der Führer erkrankte. Der nächste Lagerplatz war in Kurukoto, dem ersten Dorf in Kita, einer

kleinen Landschaft, die nach dem gleichnamigen Berge bezeichnet wird. Sie gehört zur Provinz Fuládugа, in welcher sich jetzt die Reisenden befanden. In Kita wohnen Malinke; der Hauptort heißt Makandiambugu, und 16 Dörfer liegen, zumeist nach Osten hin, um den Berg herum, der sich als vereinzelte Granitmasse erhebt. Man kann das obere Plateau ohne Beschwerde erreichen; auf demselben steigen einige Anhöhen bis zu etwa 250 m. über der Ebene empor. Beim Herabsteigen fand Mage einige natürliche Cisternen, die mit Wasser gefüllt waren, und dann auch Terrassen, auf welchen das Feld bebaut war. In Kriegszeiten flüchten sich die Leute auf den Berg, der eine natürliche Festung bildet.



Dorf Niantanso.

Ein neun Tage langer Aufenthalt an diesem Berge war sehr lästig, aber nicht zu vermeiden, weil der Führer an einer Lungenentzündung darnieder lag. Gerade dem Einflusse dieses Führers verdankte Mage die gute Aufnahme. In Semeh, einem Dorfe am Kita, traf er einen fast schwarzen maurischen Marabu, der aus der Oase Wallata (in der südlichen Sahara) stammte und ihn mit Zuvorkommenheit überhäufte. „Seine Tochter, ein großes, schönes Mädchen von etwa 17 Jahren, ging absolut unbekleidet, denn einen drei Finger breiten Streifen von Baumwolle konnte man doch ebenso wenig als Kleidung bezeichnen, wie eine Schnur von Glasperlen. Als ich dem Marabu einige Bemerkungen darüber machte, entgegnete er, das sei bei ihm zu Lande so der Brauch und altes Herkommen. Und in der That erinnerte ich mich, daß ich die Tochter Bakar's, des Königs der Duaïsch=Mauren, in ähnlicher Evakleidung gesehen hatte, nur war sie noch mehr Eva als die Tochter des Marabu und ebenso wenig wie diese verlegen. Eine dritte maurische Schönheit

sah ich gleichfalls in sehr naturwüchsigem Zustande, und diese war für mich eine interessante Erscheinung; sie wurde nämlich von ihrer maurischen Familie im Zelte auf Mast gehalten, und die Fütterung hatte so gut angeschlagen, daß ihr die Fettwülste am ganzen Leibe herumhingen."

Die Kitabauern bestellen ihre Felder mit Baumwolle, Melonen und Kürbissen; Negerhirse, Erdmandeln und Reis werden mehr nach Norden hin gebaut. Auch findet man süße Kartoffeln, ein bitteres Gemüse, das Diakhatu heißt, und Schibutter. Schwarze Seife (Kata) wird aus Asche und Erdmandelöl bereitet. Die Bevölkerung von Kita besteht aus Malinke; auch aus Fuladugu sind manche Fulbe herübergekommen, aber nicht solche, die das Malinke reden und dann von den Malinkes schwer zu unterscheiden sind, sondern Diawandu-Fulbe, welche hier wie anderwärts auf Kosten der Malinke leben und sich gern mit Weberei beschäftigen. In der Nähe der Brunnen werden die Felder mit Tabak bepflanzt.

Endlich konnte der Reisende weiter ziehen; er hatte Lebensmittel genug bis zum Niger, der, wie man ihm sagte, in gerader Linie nur noch acht Tagereisen entfernt sei. Seine Instruktion wies ihn an, über Bangassi zu gehen, wo einst Mungo Park drei Tage bei Serenummo, dem Könige von Fuladugu, sich aufgehalten hatte. Aber von Bangassi waren nur Trümmer übrig; in Fuladugu trieben sich Banditen umher; im Uebrigen war das Land fast menschenleer und verödet, und es mußte deshalb eine andere Richtung eingeschlagen werden, nach Murgula hin, einer Festung Hadsch Omar's im Lande Birgo, und von dort aus nach Kulikoro oder Nyamina. Am 27. Januar erfuhr Mage, daß in Beledugu und bei den Mandingos Aufstände ausgebrochen seien. Es kam deshalb darauf an, den Versuch zu machen, über Diangunte an den Niger gelangen zu können. Er bemerkt, daß Makandiambugu in Kita (13° 1′ 56″ N., 11° 44′ 34″ W.) seiner Lage wegen ein wichtiger Platz sei und von Bedeutung werden müsse, sobald einmal Ruhe in diesen Gegenden herrsche. Die Luft ist nicht ungesund, der Boden fruchtbar und die Karawanen, welche mit Salz und Vieh von Nioro nach Bure gehen, würden dort Rast halten, wie überhaupt alle Handelsleute, die den Verkehr zwischen Niger und Senegal vermitteln.

Jenseit Kita war das Land wieder verödet. Der zweite Bakhoy, welcher sich in den früher erwähnten Bakhoy ergießt (oberhalb Fangalla im Malinkedistrikte Feleba), mußte passirt werden. Unterwegs begegnete man nur zwei kleinen Karawanen; die eine hatte Salz nach Bure geladen und wollte Gold zurückbringen; die andere führte Ochsen, um dagegen Sklaven einzutauschen. Da, wo der zweite Bakhoy überschritten wurde, nimmt derselbe von Osten her einen Fluß auf, den Ba Ule, 13° 40′ 55″ n. Br. Nun war Mage in Kaarta, denn zwischen dieser Landschaft und Fuladugu macht der Bakhoy die Grenze.

Kaarta ist eine große Landschaft, begrenzt im Norden durch die Wüste Sahara, im Osten von Bakhunu, im Westen durch Diafunu und Diombokho und im Süden und Südosten durch den Bakhoy, Fuladugu und Diangunte.

Vor meiner Reise hatten Kaarta nur zwei Europäer besucht: Mungo

Park im Jahre 1796 unter der Herrschaft Daise Koro Massassi's, und Raffenel im Jahre 1845. Aus den Berichten dieser Reisenden geht deutlich hervor, daß Kaarta ein schwacher Staat war, der einer Streitmacht, wie derjenigen Hadsch Omar's, keinen Widerstand zu leisten vermochte. Das Dorf Kurundingkoto, in das wir zunächst kamen, machte einen höchst reinlichen und freundlichen Eindruck. Eine beträchtliche Anzahl Frauen und Kinder versammelte sich um uns. Wir lagerten uns am Ende des Dorfes unter einer zu den Palawers (Versammlungen) bestimmten Gurbi (Hütte). Der Häuptling des Dorfes war abwesend; sein Bruder Sema begrüßte mich und gab mir einen jungen Ziegenbock mit der Entschuldigung, daß er nicht mehr für einen Mann thun könne, der zu Hadsch Omar reise. Am Abend sorgte er für alle unsere Bedürfnisse und reichlich für die unserer Lastthiere, welche dies sehr bedurften. Ein Marabu des Dorfes besuchte mich und sagte zu mir: „Als Vertreter Omar's in diesem Dorfe müsse er mich empfangen, d. h. mich beherbergen und mir Abendbrot geben, da er aber kein Vermögen habe, so könne auch er mir nur das gewöhnliche Geschenk, einen Ziegenbock, anbieten." Das noch sehr junge Thierchen nahmen wir mit uns; es war lange Zeit unser Reisegefährte und machte uns viel Vergnügen. Ich will noch bemerken, daß ich in Kurundingkoto einen Albinoneger sah. Es war ein siebenjähriger, gesunder Knabe, sein Haar weiß, die Hautfarbe ein helles Mattgelb; er bot indessen einen widerwärtigen Anblick dar, da seine ausgeprägte Negerphysiognomie zu der kränklichen Hautfarbe nicht gut paßte. Späterhin habe ich oft Gelegenheit gehabt, Albinos zu sehen, manche gänzlich weiß, andere weiß und schwarz gefleckt; aber immer habe ich dieselbe Beobachtung über ihre Haut und ihre Gesichtszüge gemacht. Dazu kommt, daß sie gewöhnlich von der Sonne verbrannt sind, wodurch ihre Haut roth marmorirt wird und sich schuppt.

Der Weg ging weiter über Gettala. Die Einwohner schienen Hadsch Omar sehr ergeben; vielleicht mit Rücksicht auf die anwesenden Talibes rühmten sie sich dessen und sagten mir, sie wären glücklich, man plündere sie nicht mehr, das Land sei ruhig, Jedermann arbeite, weil der Marabu (Omar) es befohlen. Der Häuptling des Dorfes, Uoïo, gebot über ganz Bage. Er war ein Bambara Kagorota oder Kagoronke, oder einfach gesagt ein Kagoro. Abends wurden meine Leute reichlich mit Kalabassen voll einer Speise versehen, welche sie „Nurukuti" nannten, ein Wort, das nach ihrer Angabe „Allerlei" bedeutet. — Jedermann sprach hier das Bambara und das verwandte Soninke. Dies erklärt sich aus der Verbindung der beiden Stämme, die sowol in Kaarta wie in Segu und bis zum Konggebirge den größten Theil der Bevölkerung bilden. In diesem großen Ländergebiet bewohnen diese zwei Stämme alle Dörfer, bald getrennt bald gemischt, bald die eine, bald die andere, bisweilen beide Sprachen redend. Zwischen ihnen eingesprengt sind dann noch die Fulbe (Peuls).

In Marena bemerkte ich unter den Frauen zum ersten Mal eine andere Haartracht als die der Malinke, welche ich von Kundian ab gesehen hatte. Die Männer tragen seit der Eroberung des Landes durch Hadsch Omar das Haupt geschoren. An Stelle der Haube, welche das schöne Geschlecht bei den

Malinke ziert, fand ich hier eine viel hübschere und originellere Haartracht, welche stark an den so koketten Kopfputz der Wolofs von St. Louis erinnert; die Haare waren in tausend kleine zusammengedrehte Flechten gewickelt, welche rings um den Kopf herabfielen. War auch das Aussehen nicht übel, die Sauberkeit gewann dadurch unglücklicher Weise nicht. Beim Flechten streicht man Honig in die Haare, dann reibt man ranzige Butter hinein, sowie gepulverte Kohle, um sie zu schwärzen. Man kann sich leicht vorstellen, was daraus bei Hitze, Schweiß und Staub entsteht. Solcher Kopfputz wird höchstens alle 14 Tage einmal erneuert, und das erfordert oft 2—3 Tage Arbeit. Eine Strecke weiter begegneten wir einem Trupp Diulas, die von Nioro kamen und Ladungen von Steinsalz in Backsteinform, genannt Salz von Tichit, mit sich führten. Ueber den Werth dieses Salzes haben wir schon weiter oben gesprochen. Die Diulas konnten und wollten nicht glauben, daß ich wirklich beabsichtigte, nach Segu zu reisen, so tief wurzelte in den Bevölkerungen Senegambiens die Ansicht, daß ein Weißer in Afrika von den inländischen Lebensmitteln nicht leben könne. Groß war ihr Staunen sowie ihre Freude, daß sie vielleicht durch meine Sendung an Hadsch Omar mit den Weißen künftig Handel treiben dürften. Später stießen wir auf zwei Ochsenherden, welche von ihren Herren in Bure gegen Gold und Sklaven eingetauscht werden sollten. Die Straße mußte also sicher sein.



Der graue Papagei (Psittacus erithacus).

Ueber Namabugu gelangte ich nach Turumpo, einem kleinen Dorfe aus Strohhütten, in dessen Mitte sich ein schöner, mit einem Bentang (Palawerhaus) versehener Platz befand. Die Bevölkerung war dort aus Diawandus und Bambaras gemischt. Die Frauen brachten Butter herbei, um sie gegen Glasperlen auszutauschen; in ihnen floß reines Fulbeblut, und sie waren im Allgemeinen hübsch, kokett und wenig scheu. Während man mir ein Gastmahl zubereitete, ging ich unter den Palmyrapalmen (Palmyra nobilis) spazieren, die hier in großer

Anzahl mit Früchten beladen wuchsen. Ihre Höhe schwankt zwischen 8—10 m. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich zugleich graue Papageien (Psittacus erithacus), welche am Senegal nicht vorhanden sind, die man jedoch in großer Menge auf der ganzen Küstenstrecke vom Gabon nach Norden hin bis Sierra Leone und selbst bis zu den Ufern des Rio Geba antrifft.

In östlicher Richtung gelangte ich zu dem sehr großen Dorfe Gemu-Kura, d. h. das neue Gemu, um es von dem Kemmu (Gemu) Mungo Park's, der alten Residenz Daisé's, zu unterscheiden. Dieser Ort war mir seit meinem Aufbruch von Makandiambugu gewissermaßen als Hoffnungshafen bezeichnet worden; von hier sollte ich ohne Schwierigkeit und im Ueberfluß reisen. Von fern schien es mir, als ob die Häuser aus Backstein gebaut und mit Terrassen versehen seien. In der Nähe sah ich jedoch, daß die Mauern halb zerstört waren, und daß rings um das Dorf mitten zwischen Baumwollen- und Tabakfeldern und Brunnen viele Strohhütten standen. Hier hoffte ich Tierno Usman, einen Toucouleur, den Bevollmächtigten Hadsch Omar's, zu treffen.

Kaum hatte ich mein Lager in den für mich hergestellten Mattenhütten 600 m. nördlich vom Dorfe bezogen, als mich auch Tierno Usman bewillkommnete. Er war mit einem großen Turban geschmückt, hielt in der Hand einen mohammedanischen Rosenkranz mit dicken Kugeln und murmelte Gebete. Er ging zwischen zwei Talibes, welche ihn zu stützen schienen. Tierno war ein noch ganz junger Mann, und sein Benehmen mißfiel mir beim ersten Anblick im höchsten Grade. Er setzte sich sofort in unsere Hütte nieder und ließ sich von seinen Leuten Beine und Rücken kneten. Mich brachten diese mohammedanischen Gebräuche, wie sie einem Sultan zukommen, sehr auf; dagegen machten sie auf Samba, meinen gewöhnlichen Dolmetscher, so großen Eindruck, daß er ausrief: „Das ist ein großer Marabu!" Tierno Usman freute sich, daß es mir an Nichts fehlte. Ich bat ihn um einen Führer nach Diangunte und um ein Pferd für den Doktor; er versprach Alles; jedoch bekam ich erst auf mein ausdrückliches Verlangen und nach langem Warten Lagerdecken und einige Mulen (die Mule enthält etwa 4 Liter) Hirse für die Lastthiere; für mich hatte man zum Abendbrot ein Huhn mit Reis zubereitet, meinen Leuten brachte man Nichts.

Nach einer schlaflosen Nacht kam Tierno Usman zum Palawer zu mir. Er sah noch viel scheinheiliger aus als am Abend zuvor und rieth mir, in Nioro den Häuptling Mustafa aufzusuchen, der mir auf dem Wege nach Segu beistehen würde. Die Route über Diangunte sei sehr schwierig und wenig sicher. Ich erklärte ihm entschieden, daß ich nur nach Segu oder nach St. Louis gehen würde; sein Benehmen aber solle dem Hadsch Omar gemeldet werden. Dies wirkte, und im freundlichsten Tone schied er von mir.

Wenige Augenblicke darauf trat eine andere einflußreiche Persönlichkeit bei mir ein, Dandagura, Häuptling von Farabugu, ein großer Mann, das Haupt mit einem rothen Fes und großen Turban geschmückt. Er kam auf einem prächtigen, hochgewachsenen Pferde von maurischer Rasse herangeritten und hatte ein Gefolge von 20 Reitern bei sich. Angethan war er mit Haussabeinkleidern und dem seidengestickten Bubu Lomas, dem Nationalkleid der

Bambaras. Er setzte sich mit seinem ganzen Gefolge in meiner Hütte nieder. Die Hütte war klein, und wir saßen dicht bei einander, so daß bald die Hitze erstickend und der Geruch aller dieser Neger (parfum d'Afrique) mir unerträglich ward. Wer je mit Schwarzen verkehrte, wird mich verstehen! Auch ihm gegenüber erklärte ich entschieden, nur entweder nach Segu oder nach St. Louis reisen zu wollen. Seine Aufdringlichkeit und Unverschämtheit beantwortete ich damit, daß ich ihn allein ließ und jedes Geschenk verweigerte. Nach wiederholten Auftritten erzwang ich mir einen Führer.

Die Ebene wird hügeliger, je mehr man nach Norden vordringt; das Land wird etwas mehr bewaldet, man sieht wilde Feigenbäume und Palmyrapalmen in großer Anzahl.

Am folgenden Tage, dem 7. Februar, gelangten wir zum Ufer eines Marigot (Sees), an dessen prächtig grünen Ufern Tausende von weißen Strandläufern herum stolzirten. Unweit des Sees liegt Tinkara, ein aus einigen Strohhütten und einem gemauerten Tata bestehendes Dorf. Dasselbe zieht aus der stets reichen Fischerei des benachbarten Sees eine hübsche Einkommenquelle; die Eingeborenen trocknen die Fische und verkaufen sie in ziemlich weite Fernen. Der Häuptling brachte uns drei Hühner und für die Lastthiere Niebes oder inländische Bohnen.

Am 8. Februar Abends boten mir Mauren einige Schwänze von Giraffen zum Kauf an und erzählten mir, daß in dieser Gegend viele solche Thiere lebten.

Das nächste Dorf hieß Diangirte, ein neuer Name, den nach Angabe der Schwarzen Hadsch Omar nach einer Stelle im Koran dem alten Dorfe Diangunte gegeben hat; letzterer Name dient nur noch zur Bezeichnung der Landschaft.

Wenige Augenblicke nach unserer Ankunft besuchte mich zu Roß Tierno Bubakar Sirey, der Häuptling des Dorfes, begleitet von einer Schar Talibes, von denen Einige etwas Französisch sprachen. — Tierno Bubakar Sirey ist ein alter Toucouleur aus Futa-Toro; er machte auf uns einen sehr guten Eindruck, und seine Handlungen haben unsere gute Meinung nicht getäuscht.

Sein alter Namensvetter Bubakar Dschawara hatte sich bereits unserer Gesellschaft angeschlossen; er hatte mir Eier, Hühner und Gertes oder Erdmandeln gebracht.

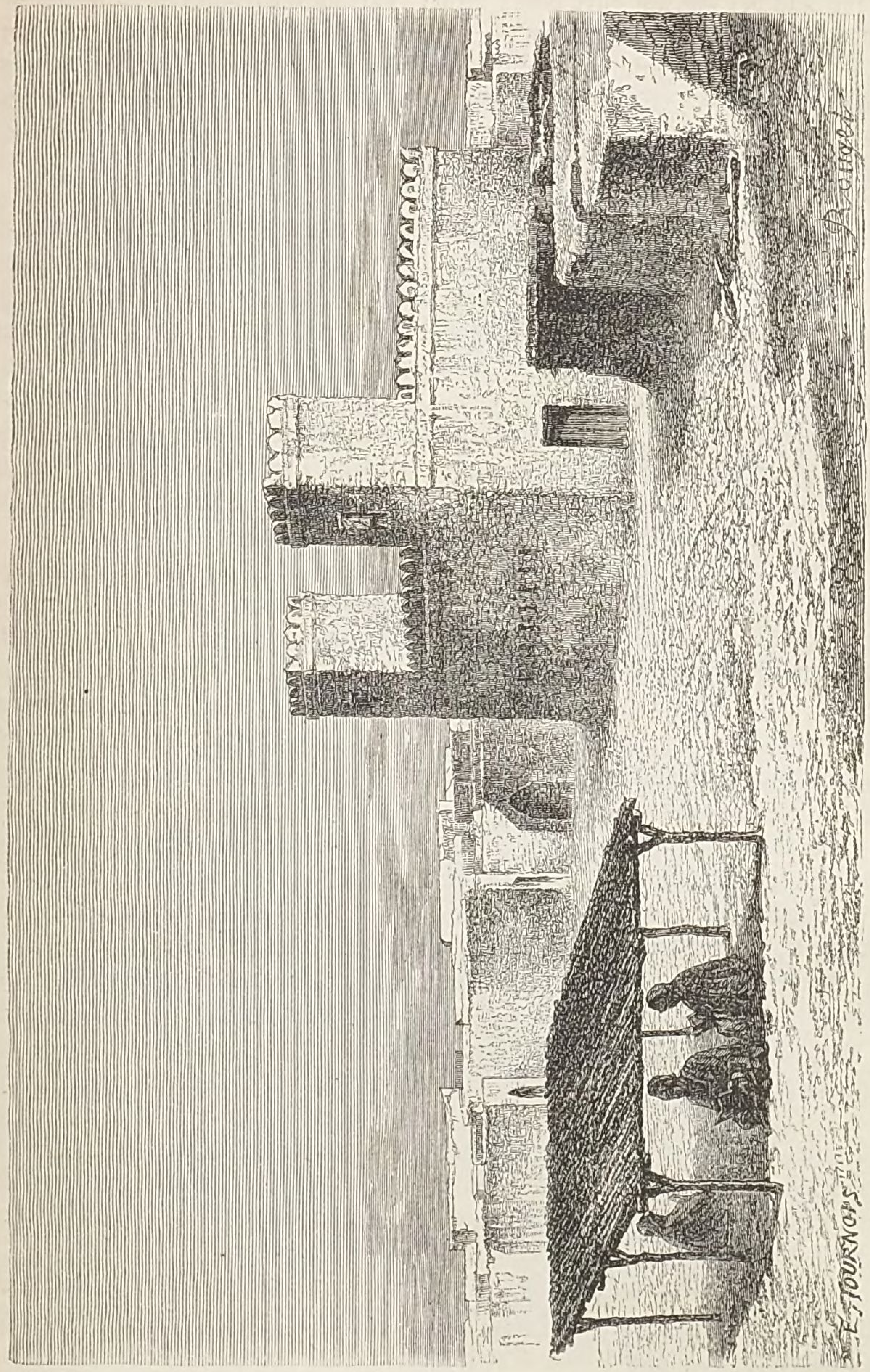
Kurz nach der Unterredung mit Tierno Bubakar bauten uns die Bambaras zwei Hütten aus Strohmatten. Das Verfahren dabei ist sehr einfach. Man gräbt im Kreis oder im Viereck 30—40 cm. tiefe Löcher in die Erde, in welche man Pfähle steckt, deren Enden in Gabeln auslaufen. Diese Gabeln verbindet man durch Stangen und bedeckt das Ganze mit Sekos (groben Strohmatten); Stricke aus Bast befestigen den Bau.

Die Bambaras arbeiteten mit einer Unordnung, die mich überraschte; sie schrieen fortwährend und zankten sich unter einander. Niemand leitete die Arbeit und trotz ihres Eifers wurde meine Hütte sehr langsam fertig. Es war ein Spiegelbild ihres Lebens und das der Neger im Allgemeinen: Unordnung in jeder Gestalt!

Sonst war die Aufnahme, die wir hier fanden, vortrefflich.

Die Provinz Diangunte (das Giangunte Raffenel's, welches er nicht

erreichen konnte), war, wenn auch immer von Segu unabhängig, demselben doch stets tributpflichtig, man betrachtete es als seine Provinz. Sie ist freilich nur klein.



Palast Hadsch Omar's in Diangirte.

Von Ost nach West braucht man nur zwei Marschtage, um diese Provinz zu durchschreiten, und noch weniger, wenn man sie von Nord nach Süd durchzieht.

Sie wird begrenzt durch Kaarta im Südwesten, im Nordosten durch Bakhunu, im Osten durch Segu, im Südosten durch Beledugu, einen anderen Tributstaat von Segu, und endlich im Süden durch Fuladugu, welches ebenfalls lange Zeit dem großen Reich am oberen Niger tributpflichtig war. Die einzige größere Ortschaft ist Diangirte. Die Provinz hat keine andere Industrie als die der übrigen Negerländer, keine anderen Hülfsquellen als den Anbau von Reis, Hirse, Mais, Erdmandeln, Baumwolle, Indigo und Bohnen, einige Paradiesäpfel und Zwiebeln; höchstens wird noch ein wenig Tabak (Tancoro oder Tamaka) erzeugt.

Die Hauptstadt Diangirte ist von hohen Mauern umgeben. An 540 Talibes nebst ihren Familien bewohnen die Stadt, deren bewaffnete Macht sie bilden. Die Bambaras, die alten Herren des Landes, sind unter die Strohhütten verwiesen, die in einem halben Dutzend Weilern ringsum und Angesichts der Mauern gruppirt sind, welche sie überwachen.

Das bemerkenswertheste Gebäude in Diangirte ist der Tata oder der Palast Hadsch Omar's. Es ist ein Haus aus gestampftem Lehm wie die übrigen Bauten des Dorfes, hat aber zwei viereckige Thürme, die sich in gutem Zustande befinden und mit gezackten oder ausgebogten Zinnen im maurischen Stil verziert sind. (Seite 137.)

Leider konnte ich die Erlaubniß nicht erlangen, das Innere dieser königlichen Wohnung zu besichtigen. Ich erinnere mich sogar des verblüfften Gesichtes, welches der Tamsir des Ortes, dem ich einige Bogen Papier geschenkt, machte, als ich, seiner Einladung folgend, ihn besuchte und vor ihm vorübergehend den Hof betrat, wo sich die Frauen befanden. Sie liefen bei meinem Anblick sogleich davon. Diese muselmännische Schüchternheit ist eine Neuerung, die Hadsch Omar bei den Toucouleurs eingeführt hat; bei allen übrigen Völkern des Senegal verbergen sich gewöhnlich die Frauen nicht.

Unsere Abreise war auf den Morgen des 10. Februar festgesetzt. Tierno Bubakar versprach einige Führer und ließ mir insgeheim sagen, wenn ich ihm ein Geschenk machen wolle, so möge ich es zur Nachtzeit thun, sonst wäre er gezwungen, es mit Anderen zu theilen, oder man könne es ihm stehlen. Vielleicht machte er sich auf ein großes Geschenk gefaßt, aber treu meinem Vorsatz, wenig zu geben, schickte ich ihm eine goldgestickte Sammetkappe, Papier und ein wenig Pulver. Der Tamsir kam noch einmal zu mir und bat noch um einige Bogen Papier. Ich bemerkte jetzt an seiner Seite einen seltsamen Säbel, alt, aber sehr werthvoll, mit damaszirter Klinge und fein ciselirtem Handgriff; den Knopf bildete das sehr schöne Haupt eines römischen Kaisers.

Später ließ mich Tierno Bubakar noch um einen Bubu aus weißer Baumwolle bitten; ich schenkte ihm einen aus Madapolam (Battist) von 1½ m. Breite, dergleichen hier zu Lande sehr geschätzt werden.

Am 10. Februar früh Morgens traten wir endlich den Marsch nach dem Niger an. Gestärkt durch eine kurze Ruhe, waren wir Alle guten Muthes und zogen zufriedenen Herzens nach Osten.

Die Führer ließen, wie gewöhnlich, etwas auf sich warten. Mit ihnen erschien auch Bubakar hoch zu Roß und gab uns das Geleite. Er hatte uns drei

Talibes zubeordert, deren einer einen Brief an den König Ahmadu bei sich trug. Beim Abschied gab mir der alte Bubakar eine Art muselmännischen Segens, indem er ein wenig in seine Hand spie und dann diese über sein Gesicht strich. In der elften Stunde durchschritten wir ein zu Diangirte gehöriges Gartenfeld, dessen Bäume mit Heuschrecken buchstäblich bedeckt waren; sie hatten die Blätter gänzlich abgefressen und schienen sogar die Rinde noch verzehren zu wollen.

Etwas später durchwanderten wir einen Marigot (Sumpf), der jetzt trocken lag, aber ein so auffallend tiefes Bett hatte, daß er meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein Maure berichtete mir, daß dieser Wasserlauf sich zur Regenzeit durch Beledugu ziehe und in den Niger münde. Es war also aller Wahrscheinlichkeit nach der berühmte Ba-Ule, den ich in allen Reiseangaben erwähnt fand; aber es war kein eigentlicher Fluß. Derselbe soll sich nach Einigen mit dem Niger in der Nähe von Bamaku vereinigen; später, als ich den Niger stromaufwärts fuhr, hatte ich, fast gegenüber von Dina, einen großen Marigot zu passiren, der mir als der große Marigot von Beledugu bezeichnet wurde. Daraus schloß ich, daß es derselbe Ba-Ule war, um so mehr, als man mir versicherte, es gäbe keine anderen Marigots im Lande.

Seinen Ufern entlang kamen wir nach Kalabala, einem ziemlich unbedeutenden, von Bambaras bewohnten Dorfe. Neben neuen Strohhütten sahen wir die Trümmer eines alten Dorfes, welches wie das ganze Land während der Eroberung Hadsch Omar's zerstört worden war. Man konnte noch die Lage der alten Hütten erkennen, die eben so wie zu Diangirte aus gestampfter Erde bestanden.

Des Abends wurden wir bei Farabugu, einem wieder aufgebauten Dorfe am Rande eines Armes des Marigots, durch den Anblick einer Ochsenherde von 2—300 Stück angenehm überrascht. Die Hirten waren unvermischte Peuls (Fulbe); sie hatten Adlernase, weiches, zu Zöpfen geflochtenes Haar und dünne Lippen. Wir verlebten eine schlimme Nacht, trotz der Gastfreundschaft, die wir fanden; unser Brot war fast zu Ende, von Kaffee und Zucker war schon längst keine Rede mehr; unsere Kräfte nahmen merklich ab, so daß ich in mein Tagebuch folgende Zeilen schrieb: „Schlaflose Nacht, bin fast krank, habe gestern wenig gegessen. Wenn ich nur ein Stück Brot hätte. Ja, ein Stück Brot! Wie oft habe ich mich auch später darnach gesehnt. Das sind Entbehrungen, deren niederschlagende Wirkung nur Derjenige begreift, der sie erduldet."

Auch die folgenden Tage waren sehr beschwerlich. Am zweiten überschritten wir die Grenze von Segu. Das Land wurde mehr und mehr hügelig. Den Ebenen von Kaarta und Diangunte folgte ein mehr bewaldetes Land, Thalschluchten unterbrachen die Einförmigkeit, von Zeit zu Zeit ragte ein Fels aus dem Boden hervor. In der Nähe der Dörfer wurden die Tabaksfelder immer häufiger; aber ich hatte keinen Sinn für die Gegend; ich hatte nur einen Gedanken: immer weiter zu ziehen, um den Niger zu erreichen, bevor die Kräfte mir versagten!

Aus dieser Gegend stammt ein guter Theil der Hausirer, welche unter

dem Namen Diulas (ein Soninke-Wort) in so großem Maße zur Entwicklung des Handels in Westafrika beitragen. Ueberall, wo ich Gastfreundschaft fand, gab ich ein kleines Geschenk, etwas Pulver oder sonst eine Kleinigkeit, denn viel konnte ich ja nicht geben, dazu reichten meine Mittel nicht aus, und außerdem hatte ich alle Ursache, meine ohnehin geringen Vorräthe so viel als möglich aufzusparen. Auch gedachte ich damals noch, nach meiner Ankunft am Niger den Versuch Mungo Park's zu wiederholen, mich auf dem Strome einzuschiffen und bis zur Mündung in den Golf von Benin hinabzufahren. Deshalb mußte ich meine Vorräthe so viel als möglich schonen, und darum trieb es mich mit aller Macht vorwärts. So gelangte ich nach Tiefugula, einem großen Tatadorfe, d. h. die Häuser desselben bestanden aus Lehm, während das daneben liegende Dorf ein Gupuilli, d. h. ein Dorf aus Strohhütten, war. Nach Nordosten, am Fuße eines kleinen Berges, sahen wir ein Dorf der Fulbe, deren Strohhütten stets einen erbärmlichen Anblick bieten. Aber daneben erblickten wir eine große Anzahl Pferde und einige Ochsen.

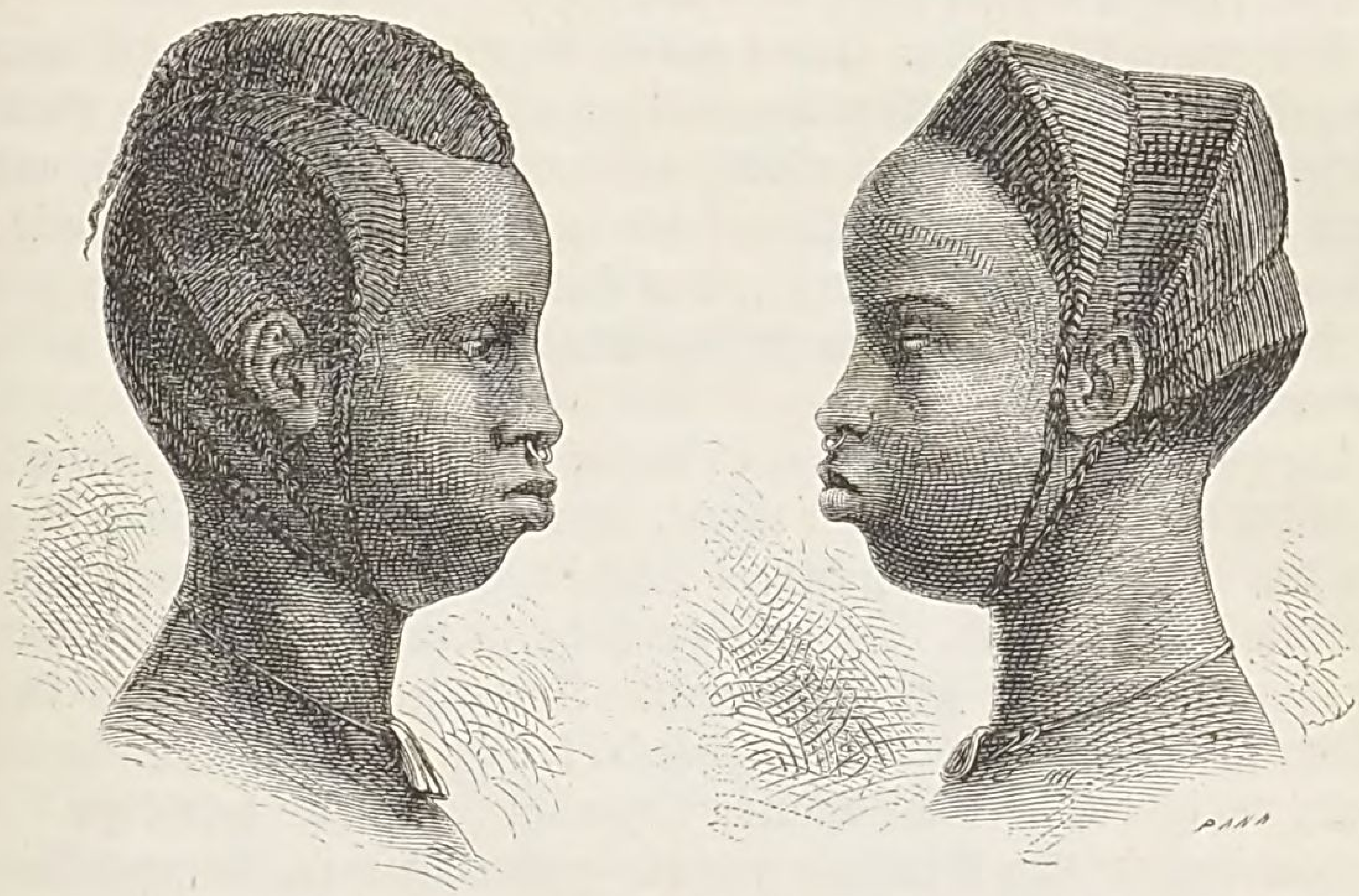
Die Bevölkerung bestand zur großen Mehrzahl aus Soninke, welche allein den Tata bewohnten; die übrigen waren Peuls und Mauren, letztere befanden sich übrigens nur auf der Durchreise und verkauften hier Salz.

Obwol die Dorfbewohner Serrakollets von reinem Geblüte waren und das Soninke sprachen, hatten sie doch theilweise die Sitte und das Stammzeichen der Bambara angenommen, sich über die Wange von der Schläfe bis zum Kinn drei Schnitte zu ziehen; ferner trugen sie fast alle die Botoke im durchlöcherten Nasenknorpel, d. h. einen gespaltenen Ring von Gold, Kupfer oder sogar von Wachs. Es sieht ganz abscheulich aus, aber man bildet sich hier sehr viel darauf ein. Dieser barbarische Gebrauch, dem sich die Soninke anbequemt haben, scheint übrigens im ganzen centralen Sudan zu herrschen, vom Konggebirge bis nach Timbuktu, vom Adamaua bis an das Stromgebiet des Senegal, wo er glücklicher Weise nicht eingedrungen ist.

Die Bewohner des Dorfes verkauften an uns gegen einige Glasperlen treffliche Zwiebeln, Paradiesäpfel, Milch und Butter, was ich mit Vergnügen verspeiste, als der Besuch zweier Massassis aus Gemene angemeldet wurde. Ich erfuhr, daß alle Massassis aus Kaarta, welche dem Schwerte Hadsch Omar's entronnen oder nicht nach Khasso und Bambuk unter den Schutz unserer Verbündeten geflüchtet waren, sich in dem drei Stunden südlich gelegenen Dorfe Gemene aufhalten mußten.

Diese Neger, welche den Typus der Massassis an sich trugen (den hübschesten der Bambararasse, wie Raffenel behauptet), benahmen sich mit auffallender Gewandtheit. Der schöne Stamm verdankt vielleicht den zahlreichen Kreuzungen mit den Fulbe seine körperlichen Vorzüge. Jene Männer trugen schwarze Bubu-Lomas, d. h. ein Kleid aus sehr feinem Stoffe, der im Lande verfertigt und mit dem dunkelsten Indigo gefärbt wird; ein Turban (Tamba) umhüllte den Kopf; an rothseidenen Schnuren hingen Pulverbeutel und Patronengürtel. Ein Säbel, an einem Riemen über die Schulter gehängt, und ein doppelläufiges Gewehr in der Hand, das war die vollständige Tracht dieser Leute, die mich, ich wiederhole es, von Anfang an durch ihr anständiges

Benehmen überraschten. Sie sprachen mit gemessener tiefer Stimme, ganz anders wie die Bambaras, welche schreien, daß es ein Taubstummer hören kann, und welche dabei mit den Händen und Armen in der Luft umherfahren. Sie sagten mir, ihr Vater habe gehört, daß zwei Weiße ins Land gekommen seien; er schicke sie zu mir, mich zu begrüßen und mir seine Beihülfe bei Durchziehung des Landes anzubieten; Beledugu sei im Aufstande, das Heer desselben stehe bei Tumbula, welches Dorf wir passiren müßten. Ich möchte nur zu ihnen kommen, bei ihnen würde ich ganz sicher sein. Sie würden Mannschaft sammeln, um mich zu geleiten; denn zu allen Zeiten sei ihre Familie den Weißen freundlich gesinnt gewesen. Sie hätten Raffenel gut aufgenommen und würden mich in gleicher Weise aufnehmen. Wer jedoch Raffenel gelesen, wird eingestehen, daß dieses Anerbieten wenig Verlockendes hatte.



Soninkemädchen.

Dankend lehnte ich deshalb ab und entgegnete ihnen, daß ich nach Segu zu Hadsch Omar gehen wolle. Unter der Führung seiner Talibes würde ich den Weg fortsetzen, für den wir uns entschieden hätten.

Kurz nach diesem Besuch brachte mir der Häuptling des Dorfes einen prächtigen grauen Ochsen zum Geschenk, den ich sogleich schlachten ließ. Nach Malinke- und Bambarasitte schickte ich dem Geber ein Vorderviertel davon nebst einigen Rippen. Seltsamer Weise ziehen sie das Vorderbein dem Hinterviertel vor, das doch viel dicker und besser ist. Ich ließ einen Theil des Fleisches trocknen und schenkte dem wackern Häuptling auf Famhara's Rath einen Bubu und einen Tamba (Turban), im Ganzen ungefähr 10 m. baumwollenen Stoff, worüber er sehr erfreut war.

Nach einer sehr kalten Nacht (9° C.) wurden wir in unerträglicher Weise durch den zudringlichen Besuch von Mauren und Maurinnen belästigt.

Unweit des Dorfes hatte eine Schar dieses Stammes ein Lager aufge-

schlagen; es waren Laklalls. Wie immer zeigten sich die Mauren unverschämt und bettelhaft. Die Neger haben vor ihnen Furcht und instinktive Scheu, mit einem Wort, sie erkennen deren Ueberlegenheit an. Jene, mit welchen ich zu thun hatte, zeigten den ziemlich reinen arabischen Typus; einige waren sogar sehr hübsch. Unter den Frauen, die sich auf ihre schmuzige und abgenutzte Kleidung von Guinee etwas einbildeten, gab es zwei bis drei hübsche Geschöpfe, aber ohne Zweifel hatte bei ihnen die Mästung schon begonnen, denn die Wohlbeleibtheit verunstaltete ihren Wuchs.

Ohne das außergewöhnliche Zuströmen von Menschen wäre kein anderer Ort zu meiner Erholung geeigneter gewesen als Tiefugula; wir hatten Lebensmittel im Ueberfluß, aber die Mauren ärgerten mich. Seit meiner Reise nach Tagant hatte ich einen Abscheu vor ihnen, und auch hier wieder in Tiefugula waren sie, was sie überall sind, — Diebe!

Seit einem Vierteljahr waren wir in Negerländern, und noch war uns nichts gestohlen worden. Aber hier, während ich die geographische Breite des Ortes bestimmte (14° 22′ 46″ nördl.) und das Gepäck aufladen ließ, weil wir Abends in Medina lagern wollten, fehlte ein Bajonnet. Der Schulze, dem ich es meldete, entgegnete mir: „Das sind die Mauren gewesen; gieb auf Dein Gepäck Acht, sonst nehmen sie Dir Alles!“ Da jedoch Nichts wieder zu bekommen war, reisten wir ab.

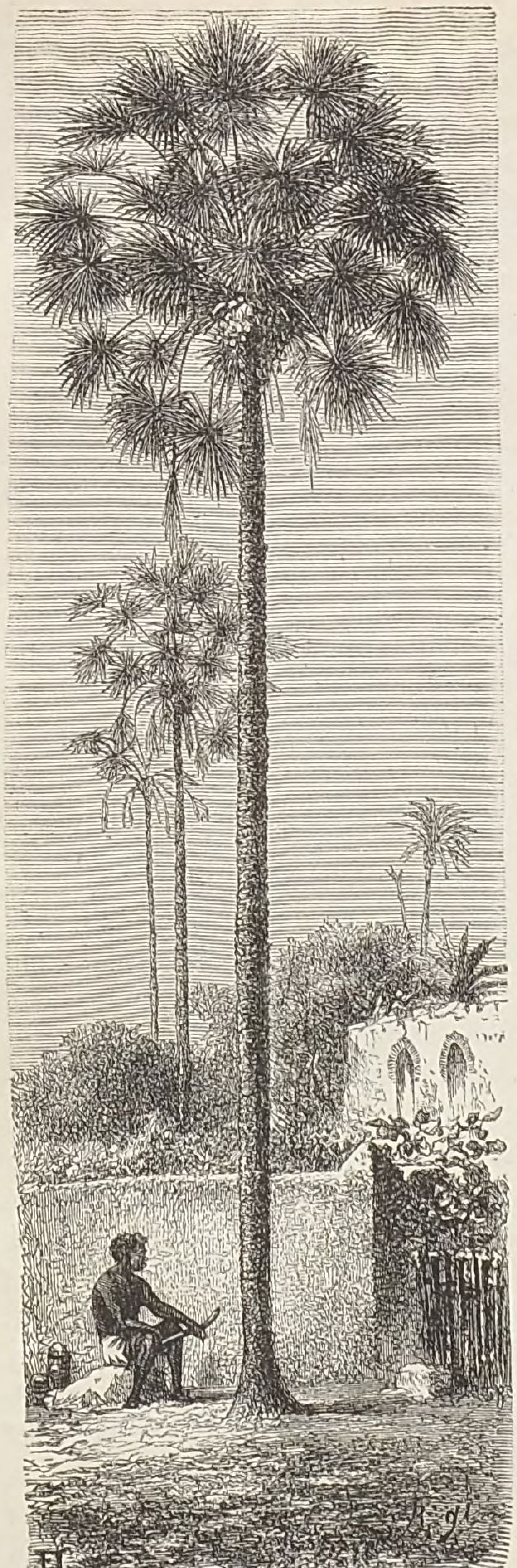
Am 16. Februar Abends trat ich meine Wanderung nach Tumbula an. Man findet diesen Ort auf keiner Karte, aber meine senegambischen Begleiter hatten den Namen oftmals gehört. Das ist auch erklärlich, weil das Dorf von Soninke bewohnt ist, von denen manche in den französischen oder englischen Handelscontoren gewesen waren. So hatte mich schon in Kundian ein Serracollet-Diula erkannt, der sich früher eine Zeit lang am Cazamance aufhielt, wo ich den dort auf Station liegenden „Griffon“ befehligte.

Kommandant von Tumbula war ein großer Marabu, Namens Badara Tunkara. Hadsch Omar hatte ihn eingesetzt, und er war demselben sehr ergeben. Der hochbejahrte Mann erschien mit einem Gefolge, das ihm die größte Hochachtung bezeigte. Als Oberkleid trug er einen schwarzen, mit Gold gestickten Burnus, eine rothe Kappe und einen weißen, eng anliegenden Turban. Sofort fiel mir sein hübsches Gesicht auf, ebenso seine merkwürdige Aehnlichkeit mit Amat N'diaye An, dem Tamsir, d. h. Oberhaupt der Religion, in St. Louis. Der große Marabu nahm uns freundlich auf; er habe sich, so sagte er, lange in Sierra Leone aufgehalten; er kenne und liebe die Weißen. Seine Freundlichkeit bewies er auch dadurch, daß er mir einen jungen Ochsen zum Frühstück schickte. Gern hätte er mich längere Zeit in seinem Dorfe behalten, wollte von mir Baumwollenzeug kaufen und bot mir dafür eine hübsche Tamba sembe, d. h. dunkelblaue Schärpe. Ich ließ mich aber nicht aufhalten, weil ich an jenem Tage noch nach Markonnah wollte, machte dem alten Marabu ein Geschenk und zog weiter. Der Doktor war inzwischen förmlich belagert worden, hatte sich aber nur mit dem Bruder des Häuptlings beschäftigen können, der an einer Augenkrankheit litt. Der Staub war so entsetzlich, daß es ein Wunder ist, wenn Jemand nicht an den Augen leidet; ich

setzte meine Reisebrille auf, mußte sie aber bald wieder abnehmen, weil sie sofort mit feinem Staub überzogen worden war; wir aßen und tranken hier fortwährend Staub. Tumbula ist gegenwärtig Hauptort der kleinen und sehr fruchtbaren Provinz Lamba lake; sie wird von Soninke bewohnt, die arbeitsam sind und sich im Wohlstand befinden. In diesem Lande und in Fadugu, wohin ich demnächst kommen sollte, werden die sehr gesuchten schwarzen Lomas und Tamba sambes verfertigt.

Markonnah liegt nur etwa drei Stunden entfernt, und der Weg führt durch ein Hügelland mit hübscher Vegetation. Dort traten schon einzelne Ronierpalmen (Palmyra nobilis) auf, und unweit vom Dorfe erhebt sich ein Felsplateau, das erste, welches ich seit langer Zeit gesehen. Das Dorf ist groß und hat eine Tata. Dort sowol wie in Tikura überraschte mich der ausgedehnte Anbau des Tabaks, und die Felder waren sehr gut gehalten. Tabak ist hier ein sehr wichtiger Handelsartikel und wird in Menge nach den Märkten am Dscholiba, d. h. dem Niger, ausgeführt. Man hat verschiedene Sorten, es mangelte mir jedoch an Zeit, eine nähere Prüfung anzustellen. Wir reisten so rasch, daß ich an den Rastplätzen genug damit zu thun hatte, Notizen niederzuschreiben und die Route zu verzeichnen. Famhara hatte einen Bruder in diesem Dorfe, und dieser kam mit dem Dorfschulzen; sie baten mich, einen Tag in Markonnah zu bleiben. Darauf ließ ich mich nicht ein, zum großen Verdrusse Famhara's, dem ich es übrigens nicht verargen konnte, daß er gern bei den Seinigen sich ein wenig ausruhen wollte. Man schickte mir zwei Ziegen, und da ich nun Fleisch in Menge besaß, so gab ich dem Schulzen die beiden Vorderviertel von dem Ochsen, welchen man mir in Tumbula geschenkt hatte.

Als ich am nächsten Morgen nach Soso aufbrach, ließ Famhara sich nicht blicken; ich reiste ohne ihn ab mit einem Führer, den ich im Dorfe nahm, und kam bald in einen prächtigen Wald von Palmyra-Palmen. Um 8 Uhr war ich bei den Ruinen von Moniokuru, kam dann nach Jorome und Uacha oder Uacharu, das in einer prächtigen Ebene liegt. Hier standen überall Palmyra-Palmen mit noch unreifen Fruchtbüscheln. Unter ihrem Schatten lagerte ich; manche Bäume hatten bis zu den ersten Zweigen eine Höhe von mehr als 30m. Samba Yoro kletterte an einem der kleinsten Bäume hinauf und fing an, die Frucht abzuschneiden, aber sofort thaten die Bauern Einsprache. Das war um so mehr zu bedauern, da die Früchte noch nicht reif waren; denn jetzt war ihre Milch, welche späterhin eine Mandel bildet, noch frisch und flüssig, schmeckte vortrefflich und war eben so süß wie die Kokosmilch. Famhara hatte sich inzwischen eingefunden und kostete diese Milch; er hatte dergleichen aber früher eben so wenig gekannt wie jene Bauern. Jetzt schalt er diese aus, führte ihnen zu Gemüthe, daß der gütige Gott diese Bäume dem Menschen gegeben habe, daß sie, die Bauern, die Palmen nicht gepflanzt und folglich gar kein Recht hätten, Andern den Genuß der Früchte zu verwehren. Wir setzten unsere Absicht durch und hieben etwa hundert nieder. Als nun die Bauern von der herrlichen Milch kosteten, waren sie ganz mit uns einverstanden und machten sich nun auch ihrerseits ans Werk, die Bäume zu plündern. Sie werden noch lange an uns denken; denn bislang hatten sie keine Ahnung davon, welch eine



Palmyra-Palme (Palmyra nobilis).

herrliche Nahrung ihnen diese Milch gewähren könne. Von Jahrhundert zu Jahrhundert lebten sie inmitten dieser Palmbäume, ohne zu ahnen, welchen Schatz sie an denselben haben; sie warteten, bis die reife Frucht abfiel. Diese aber ist sehr faserig und schmeckt stark nach Terpentin.

In jener Gegend leben viele Fulbe; sie werden hier als Fulars bezeichnet und haben schlanken Wuchs; ihre Gesichtszüge beweisen klar, daß sie viel Blut von den Bambaras und Soninke in sich haben; sie unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß sie sich keine Narben ins Gesicht schneiden.

Am folgenden Tage hatten wir bedeckten Himmel und kamen nur langsam fort; unsere abgemagerten Gäule vermochten uns kaum weiter zu tragen, Esel und Maulthiere waren in kläglichem Zustande. Aber wir befanden uns wenigstens auf offenem Wege und brauchten uns nicht durch Dornengestrüpp Bahn zu brechen. Die Gegend bot mit ihren hohen Palmen einen anmuthigen Anblick dar, und unterwegs trafen wir mit zwei Karawanen zusammen; sie brachten Baumwollenzeuge auf den Markt nach Yamina. Das Land wird von Bambaras und Soninke bewohnt, aber die Sprache der Letzteren ist vorwaltend.

Wir näherten uns nun dem Niger, und unsere Karawane wurde immer ansehnlicher, weil sich unterwegs viele einzelne Partien anschlossen. Aber wann sollte ich den Fluß erblicken? Im Tumbula, sagte man mir, er sei nur noch drei Tagereisen entfernt, und jetzt, in Masoso, hieß es auch noch, daß wir ihn in drei Tagen erreichen könnten. Am 19. erreichte ich Morobugu, 13° 50′ 18″ nördl. Man erzählte, daß ein Trupp Diulas (Soninkehändler) von den Rebellen in

Beledugu überfallen worden sei; diese zögen im Lande umher, trieben Raub, hätten junge Mädchen entführt und erlaubten den Landleuten nicht, ihre Erdmandeln (Arachis) einzuernten. Das lautete bedenklich, aber ich mußte vorwärts, obwol ich nicht im Mindesten geneigt war, einen Kampf zu bestehen. Unsere Thiere waren, wie gesagt, in kläglichem Zustande, und ohnehin war meine Mission eine friedliche. Deshalb wollte ich mich ohne Noth nicht in Händel einlassen.

Ich kam in ein großes Dorf und sah hier zum ersten Male bei den Schwarzen regelmäßig verfertigte Lehmsteine. Dieselben werden von den Soninke zum Aufführen der Hauswände verwendet; als Mörtel dient ein Gemisch von klein gehacktem Stroh, fettigem Thon, Pferdeurin und allerlei Unrath von Thieren. Diese Masse läßt man etwa einen Monat lang gähren, und dann gilt sie für brauchbar. Während der Doktor und ich die Lehmsteinfabrikation betrachteten, trällerte ich eine Arie aus irgend einer Oper. Als ein Schwarzer uns singen hörte, stand er ganz verdutzt da, und als wir darüber in ein helles Gelächter ausbrachen, kannte sein Erstaunen keine Grenze. Die Leute fragten sich, ob wir weißen Männer etwa Griots seien, weil diese schwarzen Barden die alleinigen Musiker in diesen Ländern sind. Man schmeichelt ihnen, hält sie aber in geringer Achtung; sie gelten für eine Art von Possenreißern, über die man lacht und denen man kleine Gaben reicht. Aber weiße Männer als Griots! Das war doch neu dort zu Lande.

Unsere Karawane bestand nun aus mindestens 150 Mann, und über eine solche Anzahl erschraken die Bewohner des Dorfes Puta dermaßen, daß sie sich in ihren Häusern verschlossen. Wir unsererseits hätten aber, abgemüdet wie wir waren, mit unseren elenden Thieren und dem vielen Gepäck, einem Dutzend gut bewaffneter, entschlossener Männer keinen erfolgreichen Widerstand leisten können. Indessen war es in jener Gegend nicht geheuer, und ich bereitete mich auf Alles vor; auch hatten wir Späher vorausgeschickt, die auskundschaften sollten, ob etwa die Rebellen von Beledugu in der Nähe seien. Bald hörte ich ein lautes Geschrei; man brachte einen Mann und zwei Frauen als Gefangene ein, angeblich rebellische Bambaras. Man band ihnen sofort die Arme zusammen, nahm ihnen jedes Kleidungsstück ab und gab ihnen erst später einige Fetzen zurück; zwei andere waren glücklich entkommen. Von diesem an sich unbedeutenden Vorfalle wurde viel Aufhebens gemacht, und von Bakel aus schrieb man nach St. Louis, ich sei überfallen worden, habe jedoch die Räuber zurückgeschlagen und zwei derselben in Segu als Gefangene an Hadsch Omar's Sohn abgeliefert. —

Mage kam nach Banamba, einem von Soninke bewohnten Dorf; es war das größte, welches er bisher gesehen. Der Häuptling war eben ausgezogen, um Tribut für seinen Gebieter Ahmadu zu erheben, kam aber bald nachher zurück. Die Schwarzen drängten sich dicht an den weißen Mann hinan und wurden ihm sehr lästig; er wurde sie erst los, als er sie mit Wasser begoß, „welches die Schwarzen gleich den Katzen fürchten". Das Dorf hat breite, krumme Straßen; die Häuser sind ebenerdig und haben Thüren, durch welche

man aufrecht gehen kann, — die ersten dieser Art, welche Mage im Lande gesehen. Einige kleine Plätze sind mit Bäumen beschattet; dort wird Markt gehalten. Unter einem Schibutterbaume (Karite oder Cé, wie die Bambaras ihn nennen) wurden Kuchen aus Hirsemehl und Butter gebacken; sie werden Momis genannt und schmecken ranzig. Eine Art von Napf diente als Backofen.

Jenseit des Bambaradorfes Sikolo fällt das Gelände schroff ab; Mage befand sich nun auf einem etwa $10\frac{1}{3}$ m. tiefer liegenden Plateau, und eine Stunde später auf einer anderen, viel niedrigeren Stufe. Als er in Morubugu ankam, war er völlig erschöpft. Neben diesem Dorfe stand ein ganz prächtiger Dubabelbaum (eine Ficus); dieser Baum ist immer grün und sein Gezweig bildet ein schattiges Laubdach, das auf etwa 50 lebendigen Säulen ruht. Dort rastete der Reisende eine Weile; vor ihm lag eine platte Ebene. Nachmittags kamen einige Palmen in Sicht, bald nachher einige Mauern.

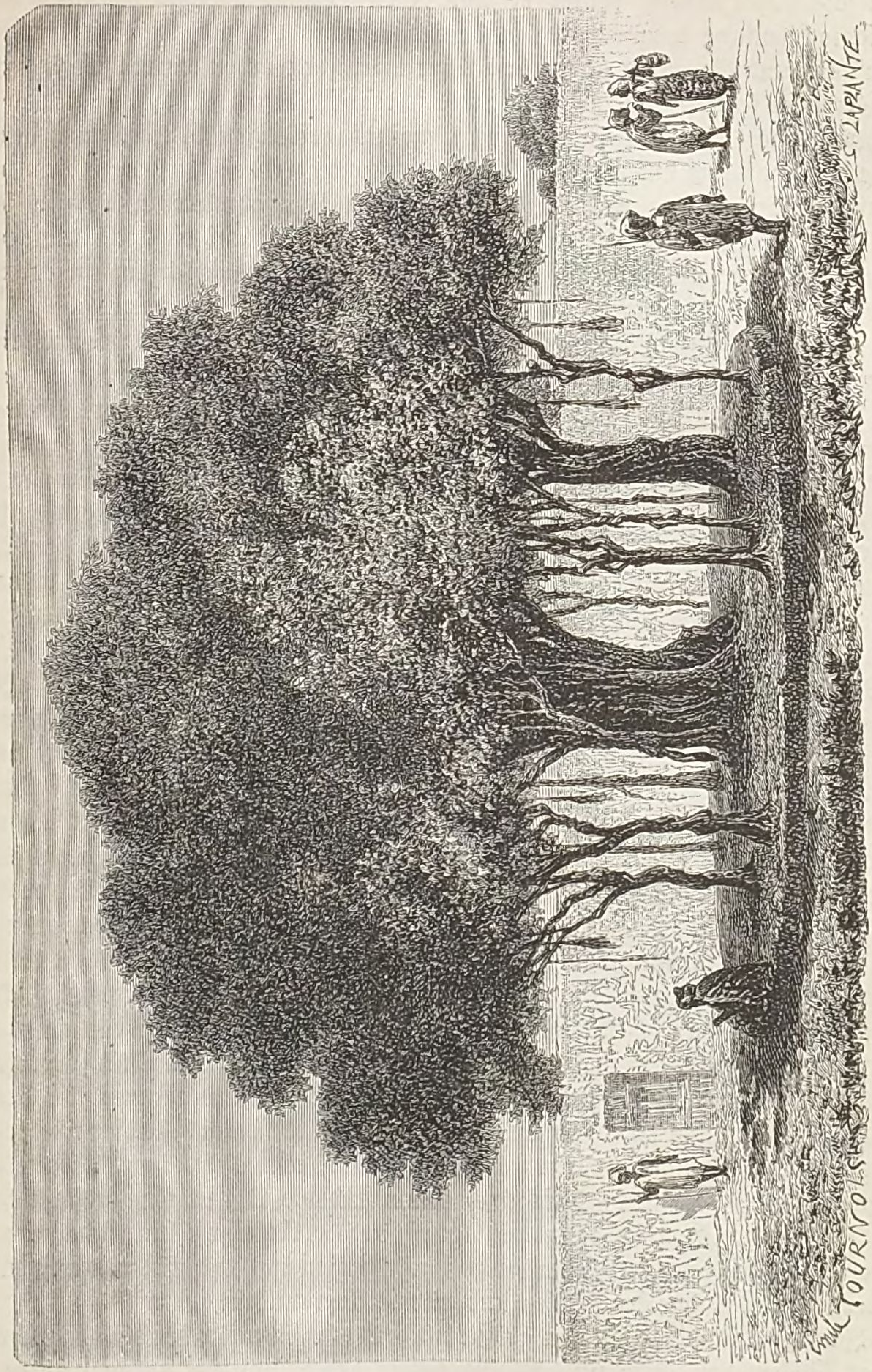
So wurde endlich Jamina erreicht, die zweitwichtigste Handelsstadt im Königreiche Segu, und nun endlich stand Mage am Ufer des Niger.

Vor der Stadt lag eine ungeheure Sandbank, auf einer Menge von Pfählen waren Netze zum Trocknen aufgehängt, und am anderen Ufer zog sich gleichfalls eine weite Sandbank hin. Mungo Park's Schilderungen zufolge erwartete er einen breiten, imposanten Strom zu sehen, doch vor ihm lag nur ein Fluß von etwa 600 m. Breite zwischen flachen Ufern. Aber bei Hochwasser hat der Niger bei Jamina gewiß mehr als 2000 m. Breite.

Ein Zweck der gefahrvollen Reise war erreicht. „Mit sehr schwachen Mitteln war mir gelungen, was seit Mungo Park so manche Andere vergeblich erstrebt hatten. Ich stand nun an dem großen Strome, ohne einen einzigen Mann verloren und meine Vorräthe beträchtlich erschöpft zu haben. Werde ich — das war meine Frage an mich selbst — nun auch in Bezug auf den übrigen Theil meiner Sendung glücklich sein? Luftschlösser! Volle 27 Monate mußte ich widerwillig an demselben Strome verbleiben, nach dessen Anblick ich mich so lebhaft gesehnt hatte."

Mage ritt um die Stadt herum, an den kleinen Häusern hin, welche dem Flusse entlang stehen und zu denen Hinterthüren hinausführen. Ein unregelmäßiger Uferdamm, auf welchen alle möglichen Unreinigkeiten geschüttet werden, bildet eine Art von Schutz gegen das Hochwasser. „In die Stadt gelangten wir über einen kleinen Platz, wo ein Schmied unter einem Schuppen arbeitete; derselbe bestand aus vier Stangen, über die man ein paar Matten gelegt hatte. Wir mußten bald darauf in einem Winkel halten, vor der Thür eines Hauses, das mir wie eine Moschee vorkam, weil es mit einer Art von Arabesken verziert war, welche entfernt an den maurischen Stil erinnerten. Ich erfuhr später, daß in diesem Hause eine Tochter des letzten Königs Ali von Jamina gewohnt hatte; dieser war der Sohn jenes Königs Mansong, der zu Mungo Park's Zeiten herrschte. Wir entlasteten unsere Thiere, ich ließ das Gepäck in einem Winkel aufstauen und warf mich vollständig erschöpft nieder. Dr. Quintin that ein Gleiches. So lagen wir wol eine halbe Stunde da, während die Menge immer mehr anwuchs. Die schwarzen Leute wollten ein=

mal weiße Menschen sehen, und die Mauren ihrerseits benahmen sich, wie ich es überall zu sehen gewohnt war, am unverschämtesten.



Dubabelbaum (Ficus).

Unsere Lage war fast unerträglich geworden, als Famhara mit einem alten Schwarzen erschien, der uns Luft zu machen versuchte. Er rief: „Asigi,

Asigi!" (setzt Euch), und das that auch die Menge, es strömten aber unablässig Andere herzu. Dieser Alte war ein Soninke und erbot sich, uns eine Wohnung zu besorgen. Zunächst führte er uns in das Haus, welches vormals die Königstochter inne gehabt hatte, fand es aber nicht passend, weil die Decken eingefallen und die freien Räume als Aborte benutzt worden waren. Er führte mich dann in seine eigene Wohnung, und so war ich denn endlich wieder unter Dach und Fach bei dem alten Serinte, meinem gefälligen Wirthe. Auf dem Wege dorthin folgte uns auf den Straßen eine große Menschenmenge, die nur dadurch einigermaßen zurückgehalten wurde, daß Famhara links und rechts in sie hineinpeitschte, wobei zu meiner Genugthuung auch auf die hochmüthigen Mauren mancher Schlag fiel. Diese, welche in jedem Schwarzen nur einen verworfenen Sklaven sehen, erfuhren nun ihrerseits eine Demüthigung.

Vor der Thür von Serinte's Hause saß eine alte Hökerin, welche geröstete Erdmandeln und Bohnen, Mehlkugeln, die mit Honig, Pfeffer und anderen Gewürzen versehen sind, hier feil bot; sie hatte auch die schon früher erwähnten Momis oder Hirsekuchen mit Karitebutter. Neben der Hökerin arbeitete eine wichtige Person, nämlich der Schuster des Hauswirths. Er war des Letzteren Vertrauensmann, Freund und Lederarbeiter. In seiner letzteren Eigenschaft gehört er einer verachteten Kaste an, gleich den Griots, und auch das ärmste Frauenzimmer einer anderen Klasse würde sich nicht dazu verstehen, einen solchen Lederarbeiter zu heirathen.

Durch einen finstern Gang kam man in zwei innere Höfe; dort wohnten die Sklaven, deren mehrere im Hause selbst geboren waren und deshalb als Mitglieder der Familie betrachtet wurden; auf einer anderen Seite und dort abgeschlossen lagen die Frauengemächer. Uns wurde ein besonderer Hofraum angewiesen, auf welchen vier oder fünf beinahe mannshohe Thüren hinausführten; die Gemächer waren aber so klein, daß man kaum ein Bett darin hätte aufstellen können. Wir richteten uns ein, so gut es eben ging, und unser Wirth versprach die neugierige Menge nach Kräften fern zu halten. Das war jedoch eine sehr schwierige Aufgabe. So kamen z. B. maurische Karawanenkaufleute aus Tischit und Tuat, durch welche Serinte sich hatte einschüchtern lassen, und belästigten mich mit allerhand Fragen. Anfangs war ich höflich und sagte ihnen, daß ich Ruhe nöthig habe. Als das keinen Eindruck auf sie machte, legte ich mich auf meine Matte hin, und der Maure aus Tuat forderte mich dann auf, mohammedanische Gebete herzusagen. Nun riß mir alle Geduld, und ich gab ihm eine Antwort, die zu derb ist, als daß ich sie hier wiederholen könnte. Darüber freuten sich meine Leute, obwol sie zumeist Muselmänner waren, doch sehr, denn auch ihnen sind die Mauren unausstehlich. Der Tuater, welchem ich dann die Thür vor der Nase zuschlug, kam nicht wieder, und den anderen Mauren goß ich Wasser ins Gesicht und auf die Kleider. Das hat ihnen mißfallen und nun blieben auch sie fort."

Jamina (Niamina) ist zum größten Theil von Soninke bewohnt, welche großen Abscheu vor Krieg und Blutvergießen hegen und nie daran dachten, ihre Stadt zu befestigen oder zu vertheidigen. Als dann Hadsch Omar kam, war sie wehrlos und wurde ausgeplündert. Mage fand drei Viertheile der

Stadt unbewohnt und die Häuser mehr oder weniger in Trümmern; die Dächer waren von den Eroberern als Brennstoff benutzt worden. —

Serinte führte seinen europäischen Gast in den Bilur oder Boleru, ein großes Versammlungshaus, das unbewohnt ist, in welchem sich aber Leute einfinden, welche sich mit einander in kühlem Schatten unterhalten wollen. Es ist ein sogenanntes Palawerhaus, in welchem dann und wann auch Nachts Leute ein Unterkommen suchen und auf der platten Erde schlafen. Dort traf Mage mit Simbara Sakko, einem alten Soninke, zusammen, der Häuptling oder Vorstand des großen Clans der Sakkos war. Am anderen Morgen ging er mit Serinte zu Bakary Kane, dem Gildevorsteher der Bootsleute, welche als Somonos, d. h. Fischer, bezeichnet werden. Im Hause derselben sah er eine große Menge von Fischereigeräthschaften aller Art, welche im Lande selbst verfertigt werden; doch hatten auch europäische Angelhaken bis dorthin ihren Weg gefunden. Die Seile und Leinen werden von einer Art von Hanf gemacht, der im Bambara N'dan'du genannt wird; bei den Wolof heißt er Bissabbuki oder wilder Bissab; er wächst in ansehnlicher Menge an den Flußufern und liefert eine graue, sehr starke und dauerhafte Faser, welche vom Wasser nicht angefochten wird, während die aus der Boababrinde verfertigten Seile sehr bald zu faulen anfangen.

Bakary Kane zeigte dem weißen Manne seine Frauen, die allerdings nicht hübsch waren, und war so freundlich, ihm nicht nur eine Pirogue zur Verfügung zu stellen, sondern sogar ihn zu begleiten. Solch ein Nigerfahrzeug ist etwa 10 m. lang und nicht über $1\frac{1}{3}$ m. breit. Die Pirogue, in welcher sich Mage befand, war aus zwei halben Kähnen zusammengesetzt; zum Kalfatern hatte man Gras, Hanfwerg und fetten Thon genommen. Manchmal nagelt man an Stellen, an welchen sich Löcher oder Risse zeigen, auf der Außenseite Breter auf; die eisernen Nägel, welche man dazu verwendet, werden im Lande selbst verfertigt.

Mage fand das Wasser des Niger viel kälter als das im Senegal, und den Strom selbst, der allerdings damals seinen niedrigsten Wasserstand hatte, bei Jamina kaum 2 m. tief. Es fuhren, weil gerade Markttag war, viele Kähne hinüber und herüber. - Die Frauen waren mit einem Lendenschurze bekleidet; jene der Bambaras und der Fulbe gehen gewöhnlich barhaupt; manche tragen Ringe um die Arme. Die Bambaramänner tragen eine weiße oder gelbe Baumwollenmütze von eigenthümlicher Form. Dieselbe hat zwei aufwärtsstehende Zipfel und bildet eine Art von Sack, in welchem man allerlei Dinge verwahrt, namentlich die beliebten Kola- oder Gorunüsse.

Am anderen Tage packte Mage allerlei von seinen Siebensachen aus, um damit Handel zu treiben. Brasilische Granaten und runde Korallen stachen insbesondere den Maurinnen ins Auge, und der Bernstein zog Käuferinnen aller Klassen an; nicht minder gefielen die Niaye oder feinen Glasperlen aller Farben. Die Einnahme des weißen Mannes betrug nicht weniger als 54,000 Kaurimuscheln, welche auch in Jamina ein Hauptzahlmittel bilden. Auf dem Markte fand er viel Salz aus der westlichen Sahara, englische Kleiderstoffe und sowol Rauch- als Schnupftabak.

Man begreift sehr wohl, daß Mage ungeduldig war, das nächste Ziel seiner Reise, die Stadt Segu, zu erreichen, denn dort befand sich Sultan Ahmadu. Durch den eben von dort zurückgekehrten Bürgermeister von Jamina wurde der Europäer im Namen dieses Herrschers begrüßt. Mit Mühe und Noth verschaffte er sich einige Piroguen, von denen die eine an nicht weniger als neun Stellen leck war, richtete sich nothdürftig ein und fuhr stromabwärts. Die Neger wissen mit den Segeln nicht umzugehen, sie schieben den Kahn mit Stangen fort und benutzen dann und wann Handruder. Bei niedrigem Wasserstande hat der Niger in jener Gegend einzelne Stellen, welche selber für kleine Dampfer nicht zu passiren wären; Kähne jedoch können zu jeder Jahreszeit die ganze Strecke von Mamanabugu bis Timbuktu befahren.

Die Stromfahrt war von keinem besonderen Interesse. Mage kam an den Ortschaften Tamani, Mignon und auch an Say vorüber, das einst von Mungo Park besucht worden war; weiter abwärts lag das große Dorf Sama, welches aus drei verschiedenen Abtheilungen besteht, in deren jeder eine verschiedene Völkerschaft wohnt: Bambaras, Soninke und Somonos.

So erreichte er Segu. Hier verlassen wir für jetzt den Reisenden; seine interessanten Erlebnisse am oberen Niger und seinen mehrjährigen Aufenthalt beim Sultan Ahmadu schildern wir im folgenden Kapitel.



Gesichtstypus und Kopfputz der Bambaras.



König Ahmadu in einer Rathsversammlung.

VIII. Mage's Aufenthalt beim König Ahmadu zu Segu am oberen Niger.

Empfang Mage's in Segu. König Ahmadu. Leben und Treiben in Segu. Der Verfall von Hadsch Omar's Reich und dessen Tod. Mage's Rückreise.

Auf der weiten Reise von St. Louis bis nach Segu am oberen Niger, wo König Ahmadu herrschte, gewann Mage einen tiefen Einblick in die Verhältnisse jener innerafrikanischen Völker. Im Februar 1864 kam er in Segu an. Die Stadt besteht aus vier Ortschaften, Segu-Kura, d. h. Neu-Segu, Segu-Sikoro, Segu Bugu und Segu Koro. Der Führer Famhara meldete dem König die Ankunft der Europäer, welcher ihnen sofort einen als Muselmann gekleideten Schwarzen, Namens Samba Ndiaye, entgegensandte. Dieser verrieth durch sein geläufiges Französisch, daß er längere Zeit in St. Louis gelebt haben müsse. Er stellte den Fremden sein Quartier zur Verfügung, bemerkte jedoch, daß man vorher dem König aufwarten möge. So wanderten sie am Strand durch eine unzählige Menge Neugieriger bis zum Thore Sukutu. Die Thore der Stadt sind doppelt, wie bei einer Festung, der Zwischenraum ist eine Kaserne mit Schießscharten. Abends werden sechs Thore geschlossen, eins bleibt für die Landleute offen. Durch enge Gassen kam Mage auf einen freien Platz, auf dem der Palast des Königs stand. Die Menge drängte uns unaufhaltsam

vorwärts. Erst als die Soldaten mit Peitschenhieben intervenirten, erlangte Mage Eintritt. Der erste Raum ist eine Wachtstube, an deren Wänden Ruhebetten für die Garde angebracht sind. Zwei Stufen führen zum Hofe der Tata, der Ringmauer, in deren Mitte das Haus des Königs steht. Die Befestigungswerke sind nach französischem Muster gebaut. Diese sind so stark, daß regelmäßigen Truppen ohne Kanonen das Eindringen schwer fallen dürfte. Nach Durchschreitung eines langen Ganges erblickte Mage den König auf einer Ziegenhaut sitzend, neben ihm Würdenträger und etwa 50 Sklaven. „Wir redeten ihn französisch an und man ließ uns auf einem Tara, einem 30 cm. hohen Bambusgestell, Platz nehmen. Ahmadu bewillkommnete mich in der mir geläufigen Sprache der Fulbe und fragte mich über St. Louis, wogegen ich mich nach Hadsch Omar, seinem Vater, erkundigte."

Darauf las er den Brief des französischen Gouverneurs in Senegambien und lehnte für den Augenblick eine Diskussion meines Reisezweckes ab.

Ahmadu ist etwa 30 Jahre alt, gut gewachsen, von intelligentem und sanftem Aussehen; die aufgeworfenen Lippen und das Kinn beeinträchtigen den angenehmen Gesichtsausdruck. Die Farbe ist bronzeartig. Seine Kleidung bestand aus einem Turkey (Untergewand), Bubu (Ueberwurf), an welchem sich eine weite Guiba (Tasche) befand; ein baumwollener Rum bildete die Kopfbedeckung. Er stottert etwas und murmelt zuweilen, einen Rosenkranz in den Fingern, ein Gebet vor sich hin.

Das Haus Hadsch Omar's, des Vaters von Ahmadu, birgt die Frauen und die gefangenen Prinzessinnen von Segu und Massina. Samba Ndiaye war Schutzhüter dieses Hauses. In der Nähe wurde auf einem Platze unter Dubabelbäumen, aber in einer durch Kloakendüfte verpesteten Luft, Markt gehalten. Die Wohnung unseres Wirthes, einige Hütten von etwa 3 m. Höhe, lag am Ostende des Ortes. Unser Zimmer war sehr geräumig, das Bett bestand aus Matten. Mittels einer Leiter gelangte man aufs Dach, auf welchem ein kleines hölzernes Haus stand. Hier schlief Samba Ndiaye. Er war ein Bakiri aus Tuabo, hatte 20 Jahre in St. Louis gelebt, dann in Tuabo einen Handel angefangen und folgte später dem Sieger Omar, der ihn wegen seines Verkehrs mit den Weißen und seiner Baufachkenntniß zum Ingenieur ernannte. Durch die Verdienste Samba's um die Kanonen gelangte der Eroberer Omar bis an den Niger. Auf sein Bitten gestattete Omar dem Samba, in Segu zu bleiben als Gouverneur der Festung. Er hatte ausdrücklich um die Vergünstigung gebeten, uns zu beherbergen, und dadurch die Griots (Hofsänger) um die erwarteten Geschenke gebracht. Diese hätten uns gern aufgenommen, um an den Geschenken, welche Ahmadu uns machen würde, theilzunehmen. Ich empfing bald den Besuch zweier Schwarzen, Seïdu und Ibrahim, welche meine Ankunft gemeldet hatten, jedoch nicht heimkehren durften, als bis sie Omar, der in Massina weilte, gesprochen haben würden. Sie wohnten bei Samba Farba, einem einflußreichen Griot, einem verständigen, bescheidenen Manne, der sich lange am Senegal aufgehalten hatte. Von Seïdu und Ibrahim konnte ich aus Mangel an Kenntniß der Wolofsprache nichts über die Lage Ahmadu's erfahren, und ein Schwarzer gab sich aus Furcht vor dem Könige zum

Dolmetscher nicht her. Ich lernte nur im Laufe der Zeit den wahren Stand der Dinge kennen. Die Gastfreundlichkeit Ahmadu's erstreckte sich auf die Lieferung von stattlichem Mastvieh und Reis, und uns that nach langem Darben die gute Kost wohl; auch bat man uns um ungenirte Kundgebung unserer Wünsche.



الشيخ احمد (König Ahmadu.)

Eine Sklavin besorgte die Küche und Sofas (Leibgarde) hüteten den Eingang vor Unberufenen. Als fürstliche Gnadenspende erhielt ich 500 Guru- oder Kolanüsse, deren Werth ich wohl zu schätzen wußte.

Am 1. März 1864 bestellte mich Ahmadu um 5 Uhr auf mein Ansuchen

zur Audienz. Nachdem ich bestimmt den Wunsch nach einer Verhandlung über meine Mission ausgedrückt hatte, entließ der König die zahlreiche Menge, welche ihn umgab, bis auf einige Beamte. Ich erklärte nunmehr, daß trotz des Friedens mehrere Talibes (bewaffnete Marabuschüler) sich in Koniakary und Kundian aufhielten, daß der Gouverneur einen Bevollmächtigten an Hadsch habe senden wollen, jetzt aber, wegen der Entfernung des Letzteren, der Erstere beabsichtige, sich mit dem jetzigen König von Segu ins Einvernehmen zu setzen. Ahmadu erwiederte ziemlich ausweichend, daß der Schaichu (Hadsch Omar) ihm zwar Vollmacht gegeben, selbständig zu handeln, daß er jedoch aus Pietät ihn noch befragen wolle. Ich betonte, daß ich bis zum 20. Mai des Regens wegen abreisen müsse, und daß er sofort Eilboten absenden möge. Er vertröstete mich auf den folgenden Tag und erklärte an diesem, er würde Eilboten absenden, aber nicht sofort. Hierauf erkundigte er sich über die ethnologischen Verhältnisse Europa's, über den Krimkrieg, sprach von Eisenbahnen und Telegraphen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm den Straßenbau zu empfehlen, und zeigte ihm verschiedene Zeichnungen. Als ich am 6. März den König wiedersah und von der Absendung der Eilboten sowie der Beschleunigung unserer Abreise sprach, erhielt ich die Antwort: „Bald, sogleich.“ Später habe ich nicht, wie damals noch, auf dieselbe Gewicht gelegt. Die steigende Hitze und Reizbarkeit meiner Nerven machte mich krank; umsonst hatte ich mich bemüht, Pferde zu kaufen. Nach meiner Genesung borgte mir Samba Ndiaye ein solches, und es passirte mir bei einem Ausritt das Unglück, eine alte Frau niederzureiten, welche an den Verletzungen starb. Samba Ndiaye fand mein Bedauern hierüber überflüssig, da die Verstorbene eine Heidin gewesen sei. Ein zweimaliger Versuch, mit Ahmadu zu unterhandeln, schlug fehl; ich fühlte mich immer unwohler. Auch mein Begleiter, Dr. Quintin, befand sich übel. Da ein Mann ohne weibliche Beihülfe nicht leben kann, so schickte uns Ahmadu zwei Sklavinnen; Samba Ndiaye überwand meine Bedenken gegen die Annahme. Die Nachrichten, welche einliefen, waren so widersprechend, daß ich ohne amtlichen Führer nicht reisen konnte. Pferde gab mir Ahmadu nicht; zudem gingen meine Geldmittel zu Ende, und von Waarenvorräthen wurde ich gegen sehr geringes Entgelt wol Baumwollenzeug los, aber keine Luxusartikel; unzählige Bettler belästigten mich und waren nicht abzuweisen. Ahmadu berieth tagelang mit seinen Getreuen über die widersprechendsten Nachrichten. Bald hatten die feindlichen Truppen gesiegt, bald Ahmadu. Es gelang aber dem Könige nicht, die Talibes zur Vereinigung mit der Armee zu bewegen. Meine Verwunderung hierüber veranlaßte Samba Ndiaye zu der Erklärung, daß Ahmadu nicht einmal Flinten gewähre, sondern wenn ihm ein Soldat melde, daß er sein Gewehr zur Beseitigung seiner Nahrungssorgen habe verkaufen müssen, dieser mit der Aufforderung abgespeist werde, er solle seine Frau verkaufen, dann würde er ein Gewehr haben. Man war übrigens über Ahmadu und die wohlgepflegten Sofas nicht allein mißvergnügt, sondern auch über seine Günstlinge Mohammed, Bobo und Sutuku. — Samba erzählte mir, daß Hadsch Omar mit vollen Händen gegeben habe, während Ahmadu goldgefüllte Tonnen hätte und alle paar Monate höchstens

den Soldaten 600 Kaurimuscheln gebe. Ich erhielt manchmal den Besuch eines Hofgriot (Troubadour), Dialy Mahmadi, der ein Stutzer war und für den reichsten Griot galt. Er leitete eine Sängerschule und betheiligte sich sehr an den Bambulas, jenen Tänzen, die bei Vollmond oder beim Scheine großer Feuer stattfinden. Bei meiner Abreise gab er mir Gold mit, um ihm Epauletten, Beinkleider und Lackstiefeln zu kaufen. Ein anderer häufiger Gast bei mir war der erwähnte Sukutu, ein angesehener Mann in Segu; er bewohnte ein hübsches Haus und hatte ein angemessenes Benehmen. Was er kaufte, bezahlte er, und nach jedem Besuche schickte er, der Gewohnheit seiner Landsleute entgegen, ein Geschenk. Mit Ahmadu konnte ich Nichts ausrichten. Im Juli erfuhr ich, daß er seine Armee ins Feld schicke. Am 24. Juli wohnte ich dem Uebergang über den Niger bei, der sehr armselig und verbunden mit Unglücksfällen von Statten ging. Niemand wußte die Richtung des Marsches. Endlich erfuhr man, sie seien nach Jamina gegangen und hätten das Dorf Tocoroba angegriffen, seien aber besiegt worden. Als Ende August viele Verwundete in Segu eintrafen, leistete Dr. Quintin Hülfe. Ich aber sah mehr und mehr die Hoffnungslosigkeit einer Reise nach Osten oder nach dem Senegal ein. Ahmadu und Hadsch Omar waren von aufständischen Bambaras umgeben und die ganze Gegend war in Aufruhr. Hadsch Omar mußte seine Hauptstadt räumen, zurückgeschlagen von seinen eigenen Religionsgenossen, und Mari, ein Verwandter der früheren Könige von Segu, überschritt den Bakhoy (Weißen Fluß) mit einem Heere. Als Ahmadu's Armee empfindlich geschlagen worden war, beschloß dieser, sich selbst an die Spitze derselben zu stellen. Wenn er nun besiegt wurde und nicht nach Segu zurückkehrte, so fiel ich in die Knechtschaft der Bambaras und der Tod war mir sicher. Daher ersuchte ich den König, mich mitzunehmen, was ihm sehr willkommen war. Ich aber traf meine Vorkehrungen, ordnete meine Papiere, gab die nöthigen Weisungen und packte Alles, was ich an Luxusgegenständen besaß, zusammen.

Der Kriegszug, auf welchem ich Ahmadu begleitete, war vornehmlich gegen Mari, den Häuptling der aufständischen Bambaras, einen Mann aus dem alten Königsgeschlechte von Segu, gerichtet. Die Bambaras sind Heiden, deshalb hatte Hadsch Omar den heiligen Krieg gegen sie eröffnet; nach ihrer Besiegung hielt er selbst Hamdallahi, die Hauptstadt von Massina, besetzt, während sein Sohn in Segu residirte. Der Kriegszug, den Ahmadu 1865 unternahm, gewährte mir einen Einblick in die barbarische und sonderbare Kriegführung. Die Munition, gegen 4200 kg. einheimisches, 33 Sack europäisches Pulver und etwa 15,000 Stück Kugeln, wurde von Bambaraleuten auf dem Kopfe transportirt. Unsere Vorräthe bestanden in Burakie (zerstampftem Mais mit Honig), Erdmandeln, Salz und Wasser. Das Heer zog Anfangs am Nigerufer hin bis zum Dorfe Bugu, dann landeinwärts. Uns ehrte der König und Jedermann, denn wir und unsere Laptots waren erwünschte Bundesgenossen. Am 30. Januar machte Ahmadu die Talibes auf ihre Verweichlichung im Gegensatz zu den Sofas aufmerksam und befahl ihnen, daß jede ihrer Rotten 100 Mann Kerntruppen zum vordersten Angriff stelle, was auch geschah. Der Forderung Ahmadu's, die in früheren Kriegen

gemachte Beute herauszugeben, um eventuell rein vor Allah zu treten, kamen die Soldaten zögernd nach. Kämme, Schläuche, Bockshäute kamen zum Vorschein. Darauf erinnerte der König die Sofas an die Wohlthaten, welche sie genossen, und ermahnte sie, erst nach Vollendung des Sieges ans Plündern zu gehen. Uebrigens hassen sich die Sofas und Talibes grimmig. Am folgenden Morgen brachen wir früh auf; für uns war keine Neutralität möglich, denn eine Niederlage Ahmadu's hätte ihm selbst die Sofas entfremdet, und ein Sieg Mari's wäre für die Talibes der rettungslose Untergang gewesen. Ich entschied mich für Ahmadu. Die vier Kolonnen Talibes bildeten einen Halbkreis, zur Linken die Sofas; es waren gegen 4000 Reiter und 6000 Fußsoldaten. Bei dem Dorfe Togu wurde Halt gemacht und der Angriff vorbereitet. Wir bildeten mit den Laptots die Vorhut, nur 600 Schritt vom Feinde.



Talibe in kriegerischer Rüstung.

Beim Angriff sangen die Talibes als Priester-Krieger den Schlachtgesang. Die Bambaras lagen am Boden, um während der zweiten Ladung über die Feinde herzufallen, aber diese letzteren stürmten im Schnellauf vor. Jetzt gaben sie Feuer, worauf die feigen Bambaras sofort Kehrt machten; die Talibes drangen aber über Lebendige und Todte in die Stadt und stiegen auf die Dächer. Bei diesem Anblick sprengte ich zu Ahmadu, um ihm den Sieg zu melden. Die Unmenschlichkeit im Metzeln überstieg alle Begriffe. Die Laptots waren meist leicht verwundet; der tüchtigste, Namens Aliun, war durch den Schädel geschossen und starb. Einige Bambaras baten um Pardon, sie wurden vor Ahmadu gebracht, der sie zur Hinrichtung abführen ließ. — Togu bot einen grausigen Anblick: überall lagen Haufen von Leichen, die Luft war verpestet und im Gestrüppwald waren mehr als 2000 Bambaras gefallen. Ahmadu's Verluste beliefen sich auf etwa 100 Todte und 100 Verwundete. Hätte Ahmadu sich nicht von den beutegierigen Kriegern zur Rückkehr nach Segu verleiten lassen, so würde er sich ohne Mühe zum Herrn

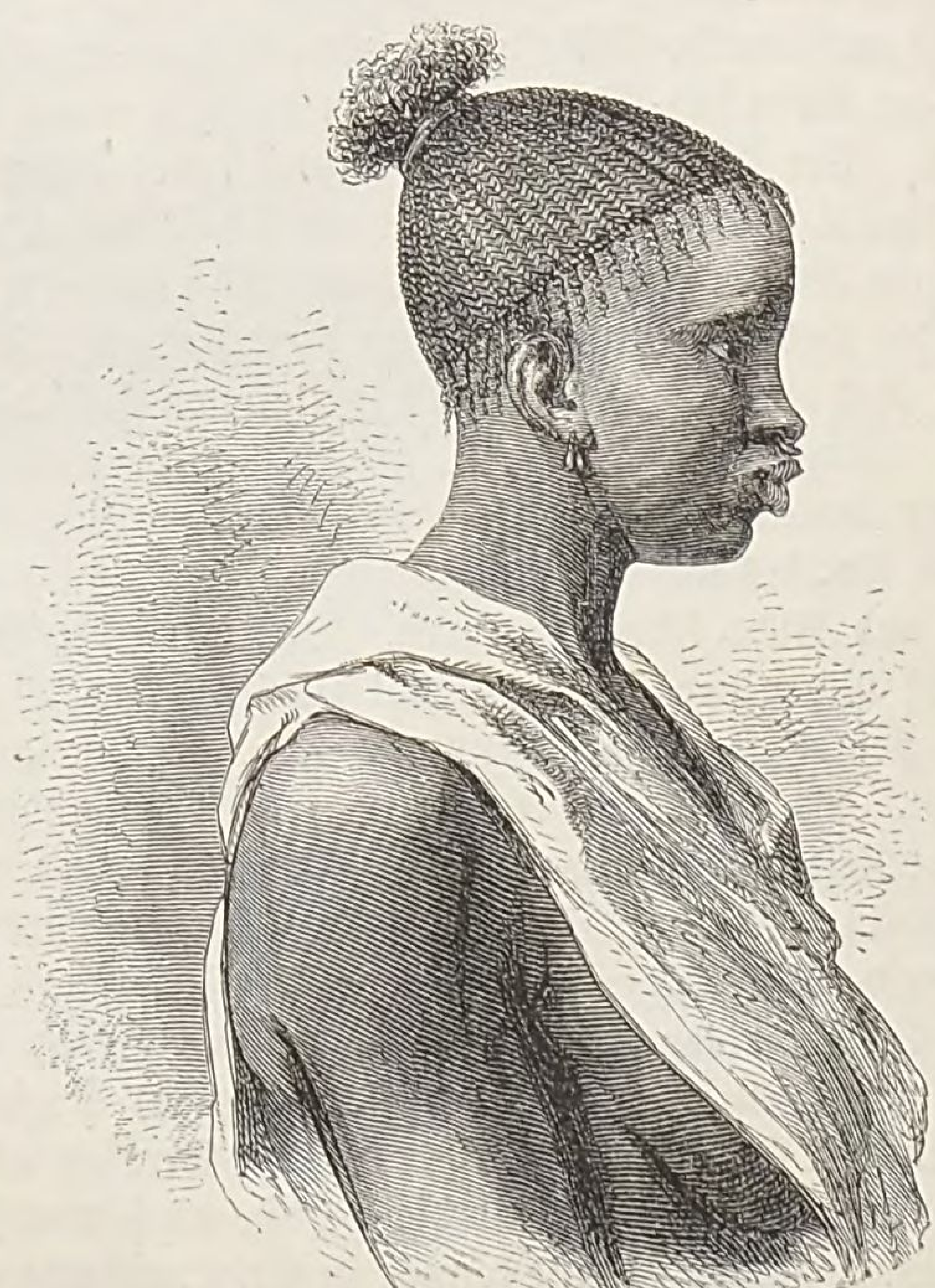
des Landes haben machen können. Der Rückzug war eine Karawane von Trödlern. Getreide, Eisen, Tabak, Baumwolle, Indigo und gegen 3500 Weiber und Kinder wurden mitgenommen. In Segu war der Jubel groß, auch ich wurde gefeiert; nur einen Feind hatte ich, den Minister Mohammed Bobo, der meine Versuche, eine Audienz zu erlangen, vereitelte. Die Beutevertheilung nahm alle Zeit in Anspruch.

Ich war nun länger als ein Jahr da, ohne Einblick in die Lage Omar's oder Ahmadu's zu erlangen; wenn wir nigerabwärts oder nach dem Senegal gingen, mußten wir klarer sehen können. Ende März begleitete ich Ahmadu auf einem neuen Feldzuge in die südwestlichen Provinzen. Wir zogen durch ruinirte Dörfer und wüste Ebenen bis zur Ortschaft Dina. Der König ließ nigeraufwärts alle Dörfer ausbrennen und ging über den Strom nach Jamina zu auf demselben Wege, den 67 Jahre früher Mungo Park gegangen war. Ich hatte hier die günstigste Gelegenheit, 50 Meilen lang die Ufer des Niger topographisch aufzunehmen.

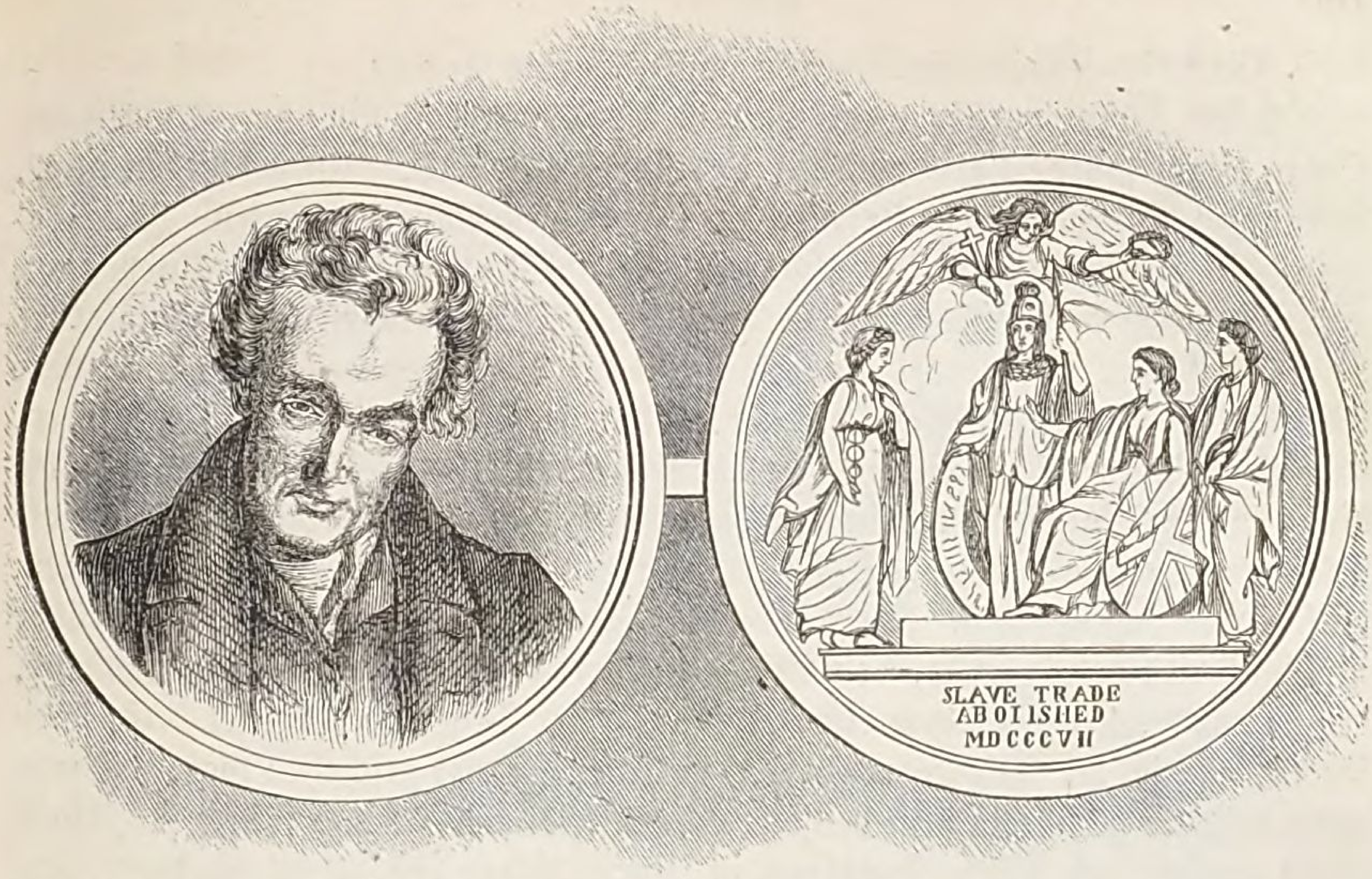
Nachdem Jamina mit Kriegssteuer heimgesucht war, kehrten wir nach Segu zurück, wo ich krank anlangte; aber ich erholte mich an häufigem Genuß von Milch. Für mich hatte Ahmadu keine Zeit; er beabsichtigte einen neuen Raubzug gegen Sansanding; aber vorher nöthigten ihm die Häuptlinge Bedingungen ab, nach denen die Talibes fortan zu ihm freien Zutritt haben und von den Sofas nicht mehr verhaftet werden sollten, sowie die Hinterlassenen der Talibes der Sorge des Königs obzuliegen hätten. Am 21. Juni begann die Expedition. Ich sah von dem Dorfe Bafu-Bugu dem Uebergang über den 2000 m. breiten Niger an der Seite des Königs zu. Am 9. Juli waren wir vor Sansanding angelangt. Der König befahl den Sturm, man kämpfte eine Nacht und einen Tag, konnte aber nur einen kleinen Theil des Dorfes nehmen. Die Generale wollten hierauf am 11. Juli den Angriff erneuern, aber Ahmadu gönnte den Soldaten lieber Ruhe und beging viele Fehler. Inzwischen trat Hungersnoth ein, und nach zwei Monaten gestalteten sich die Verhältnisse immer schlimmer. Mangel an Disziplin, Mord und Verrath waren häufig. Am 11. September kamen 10,000 Bambaras über den Niger zum Entsatz Sansandings. Die Talibes und Sofas unterlagen, der König und ich waren in Lebensgefahr, und Alles schien verloren. Da ließen die Bambaras ihre Vortheile unbenutzt und gingen in die Stadt zurück. Als ich am 17. September in einem fieberhaften Halbschlummer lag, begann auf einmal der Rückzug nach Segu. So endete der Kriegszug gegen Sansanding. In Segu schwebte ich längere Zeit zwischen Leben und Tod. Unter Dr. Quintin's Pflege wieder genesen, empfing ich neue Instruktionen des Gouverneurs und Geschenke für Ahmadu. Dieser verstand sich endlich zu folgendem Vertrag: „Die Leute des Gouverneurs von Senegambien sollen sich überall, wo Ahmadu herrscht, gegen Entrichtung des Karawanenzehntels unter dem Schutz der Regierung bewegen dürfen. Ahmadu und der Gouverneur versprechen, die Straßen nach den französischen Handelskontoren am Senegal und die Straße nach dem senegambischen Futa offen zu halten. Ahmadu's Leute können in St. Louis unter französischem Schutze Alles kaufen." Aber Ahmadu weigerte sich noch immer, diesen Vertrag zu unterzeichnen. Da erhielt ich einen Einblick in den wahren Stand der Dinge, und

zwar durch die Geschwätzigkeit einer Frau aus der Umgebung Hadsch Omar's, welche aus Massina nach Sansanding gegangen war und dann nach Segu gebracht wurde. Hier hatte man ihr eingeschärft, über die Verhältnisse in Hamdallahi zu schweigen, aber sie wohnte bei einem meiner Laptots und plauderte.

Hadsch Omar hatte nach dem Bericht dieser Frau ein Heer gegen Tombuctu unter Alpha Umar's Befehl geschickt. Nach Einnahme Tombuktu's erhob sich unterwegs das Volk ringsumher, Alpha siegte zweimal, im dritten Gefecht verlor er sein Leben, und der König Hadsch Omar schloß sich mit dem Rest der heimgekehrten Truppen in Hamdallahi ein. Als eines Tages eine große Anzahl Talibes aus Hungersnoth ausrissen, beschloß Hadsch Omar zu fliehen, aber er wurde verfolgt. Seit diesem Ereigniß, das gegen April 1864 stattgefunden hat, ist von Hadsch Omar nichts mehr gehört worden. Nur nach der verunglückten Expedition gegen Sansanding erschien ein Mann in Segu, der den Tod Hadsch Omar's und seiner Getreuen meldete. Er büßte diese Meldung mit dem Tode. Ich erwirkte nun endlich bei Ahmadu eine Abschiedsaudienz. Am 7. Mai 1867 verließ ich Segu-Sikoro und kehrte auf demselben Wege wie auf der Hinreise zurück. Am 28. Mai war ich auf dem französischen Grenzposten Medine und fuhr dann den Senegal abwärts bis St. Louis. Ich bin seit Mungo Park der erste Europäer gewesen, welcher über die merkwürdigen Zustände des inneren Sudan berichtet hat.



Frau aus Segu.



Wilberforce-Medaille.

Zweiter Abschnitt.

Ober-Guinea.

I. Sierra Leone.

Sierra Leone. Die Afrikanische Gesellschaft. Freetown. Gemischte Bevölkerung. Winwood Reade über die Neger und das Leben der Europäer in Sierra Leone. Die Pythonschlange. Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Gallinas. Wilberforce. Der westafrikanische Sklavenhandel und die Republik Liberia. Die Kruküste.

Wir verlassen jetzt die Länder am Senegal, Gambia und am oberen Niger und wenden uns der zweiten großen Abtheilung zu, welche wir in diesem Werke zu behandeln haben. Es ist die lang gedehnte, als Ober-Guinea bezeichnete Region, welche von der britischen Niederlassung Sierra Leone bis zum Delta des Niger und bis zu dem Camerun-Gebirge reicht. Hier haben wir es wesentlich mit den Küstenlandschaften zu thun, denn oft ist der Raum landeinwärts von denselben nur 10, 20 oder im besten Falle 50 Meilen weit bekannt. Noch halb von Mythen umgeben, liegt hinter diesem weithin gestreckten Ober-Guinea das sog. Kong-Gebirge, über welches noch kein Weißer hinüberging.

Wir beginnen mit Sierra Leone, schreiten dann immer weiter östlich vor, lassen ein Kapitel über den westafrikanischen Sklavenhandel folgen, schließen daran Liberia und die Kruküste, gehen über zu der den Engländern gehörigen Goldküste und behandeln das dahinter liegende Reich Aschanti, schließen das Ewe-Gebiet an, fahren fort mit Dahomeh, dem Nigerdelta, dem Camerun-Gebirge und geben im Anhange die Inseln des Guinea-Busens.

Zunächst wenden wir uns also nach Sierra Leone.

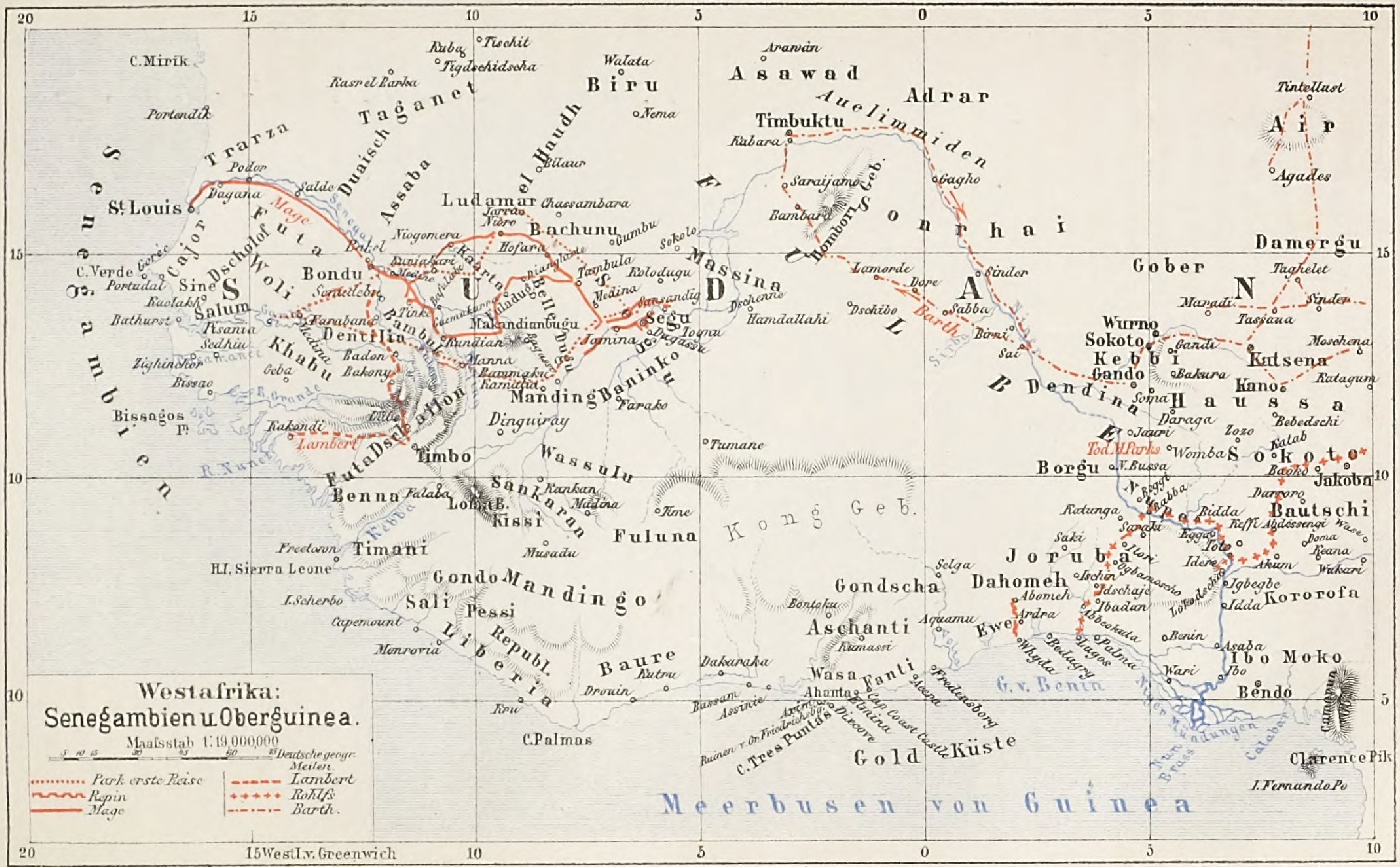
Diese Küste, welche unter dem 8. bis 9.° nördl. Br. am Atlantischen Ozean liegt, wurde 1463 von den Portugiesen entdeckt. Unentschieden ist es, warum sie dieselbe Sierra Leone, d. h. das Löwengebirge, nannten. Ihre Geschichte ist mit Bezug auf den westafrikanischen Sklavenhandel sehr interessant, und wir lassen diese daher nach Peter Diehl's Darstellungen zunächst folgen.

Im Jahre 1772 war, hauptsächlich auf Betreiben des edlen Granville Sharp, von dem Lord-Oberrichter in London der Grundsatz aufgestellt worden, daß jeder Sklave durch Betreten des britischen Bodens frei werde. Die Folge dieser Entscheidung war, daß in Kurzem an 400 freigewordene Neger bettelnd die Straßen Londons durchzogen. Sharp wurde von ihnen um Hülfe angegangen, wußte aber wenig Rath. Im Jahre 1783 lenkte Dr. Smeathman, der früher in Westafrika gelebt hatte, den Blick auf Sierra Leone, als einen Landstrich, der vor anderen zur Anlage einer Kolonie freier Neger geeignet sei. Er starb jedoch, ehe in der Angelegenheit ein weiterer Schritt geschehen war. Sharp hatte beinahe gleichzeitig an denselben Landstrich gedacht und freute sich, durch einen an Ort und Stelle Kundigen in seinem Plane bestärkt zu werden. Die Regierung genehmigte denselben um so lieber, da sich die Zahl der schwarzen Bettler in den Straßen Londons bedeutend vermehrt hatte. Manche entlaufene Sklaven waren in dem nordamerikanischen Freiheitskriege in die Reihen des englischen Heeres eingetreten, aber nach dem Friedensschluß im Jahre 1783 wußte man nicht, was mit ihnen anzufangen sei; ein Theil war nach Neu-Schottland gebracht worden, ein anderer nach England selbst.

Im Jahre 1787 wurden nun 60 Europäer und 400 Neger nach Sierra Leone eingeschifft, wo man dem Negerfürsten Tom (nach Andern Naimbanna) zwei deutsche Quadratmeilen Landes abgekauft hatte. Das Land wurde in gleich große Parzellen abgetheilt und an die Kolonisten zur Bebauung überwiesen, die dafür einen jährlichen Grundzins an die Gesellschaft entrichten sollten. Aber schon auf den Schiffen starben viele, andere erlagen dem afrikanischen Klima, noch andere entliefen, und so war bald die Zahl der Kolonisten auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Als dann auch die Leiter der jungen Kolonie theils starben, theils wegen Krankheit zurückkehren mußten, kam diese in die äußerste Gefahr, und nur die schleunige Nachsendung von Lebensmitteln und tüchtigen Männern rettete sie vom gänzlichen Untergange.

Doch mußte noch ein Weiteres geschehen, wenn das Unternehmen Bestand haben sollte; auf Sharp's Betrieb bildete sich eine Gesellschaft zur dauernden Unterstützung und Vertretung desselben, die den Namen „Afrikanische Gesellschaft", auch „St. Georgs-Bai-Gesellschaft" und „Sierra Leone-Gesellschaft" führte und von der Regierung anerkannt wurde. Außer Sharp waren Männer wie Wilberforce, Thornton und Clarkson Mitglieder derselben. Von ihr wurde die Kolonie mit Hülfsmitteln versehen; der abgesandte Agent brachte die Zerstreuten zusammen und veranlaßte sie, eine Stadt an der Bai anzulegen, die Anfangs Granvilletown, später Freetown genannt wurde und noch jetzt die Hauptstadt der Kolonie ist (s. Abb., Tonbild).

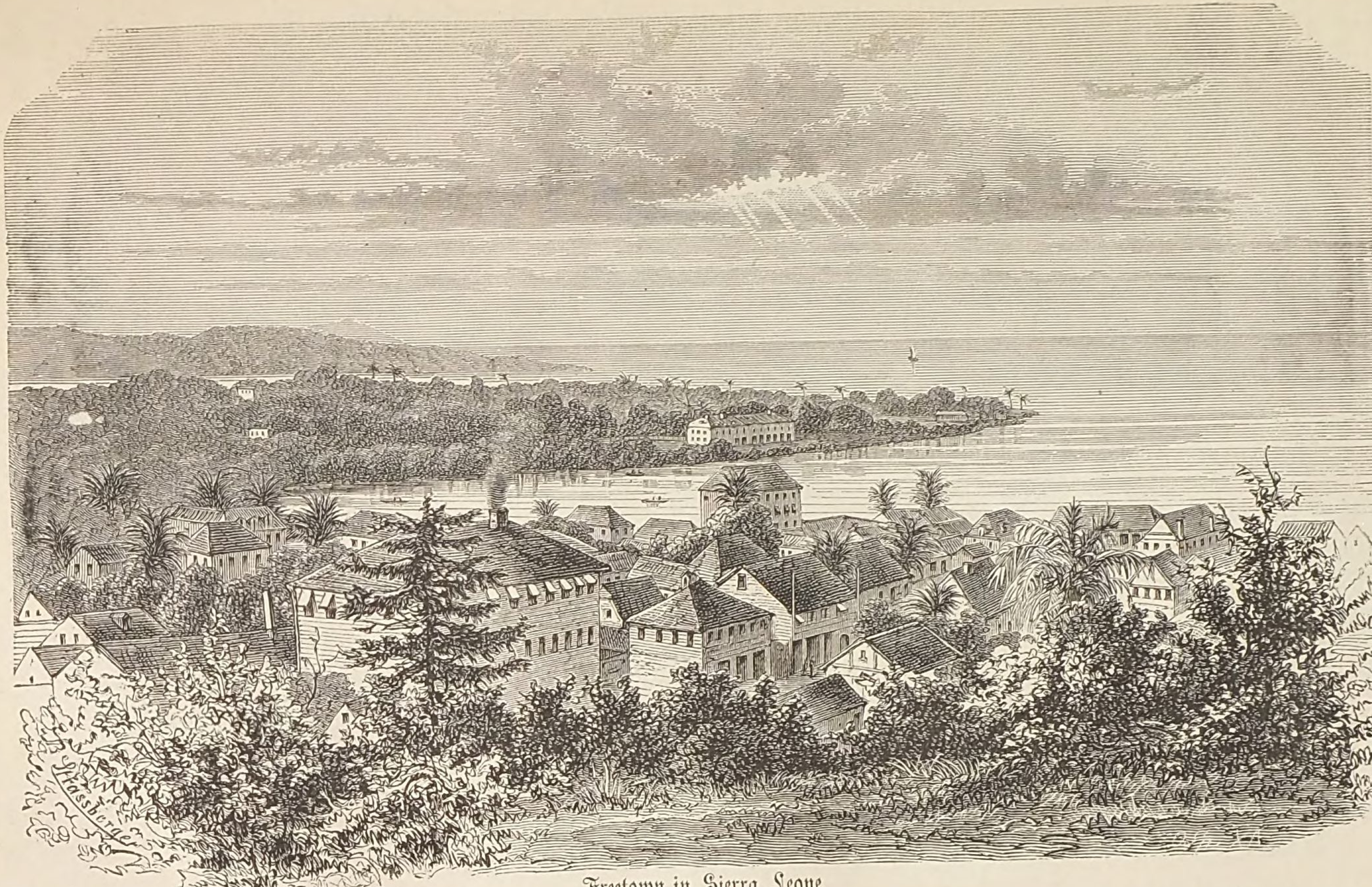
Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die Kolonie im Jahre 1792 aus



Oberländer, Westafrika.

Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.



Freetown in Sierra Leone.

Nach einer Original-Photographie.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Oberländer, Westafrika.

Nordamerika. Wie schon erwähnt wurde, waren manche Negersoldaten nach dem nordamerikanischen Kriege nach Neu-Schottland gebracht worden. Diese baten die Regierung, nach Sierra Leone übersiedeln zu dürfen, und erhielten auch die Genehmigung hierzu. Um aber die Kolonie nicht durch einen so bedeutenden Zuwachs von Negern in Gefahr zu bringen, wurden vorher erst über 100 Europäer nach Sierra Leone gesandt, worauf dann 1100 freie Neger auf 16 Schiffen von Neu-Schottland eintrafen. Auch stellten sich die umwohnenden Negerfürsten, deren einer einmal die Ansiedelung überfallen und verbrannt hatte, nach und nach freundlicher zu dem Unternehmen.

Da erschien im Jahre 1794 ein französisches Kriegsgeschwader und zerstörte die Stadt vollständig. Der Nationalkonvent hatte, als der Krieg zwischen Frankreich und England entbrannte, feierlich versprochen, die Kolonie um ihres edlen Zweckes willen zu schonen, wie auch die Fahrzeuge der Gesellschaft unbelästigt zu lassen. Nichtsdestoweniger verfuhren die Franzosen bei diesem Ueberfall mit seltener Barbarei. Die Druckerpressen wurden zerschlagen, wissenschaftliche Sammlungen vernichtet, physikalische Apparate zertrümmert, die Arzneimittel unbrauchbar gemacht, die Bücher zerrissen, die Kirchen wurden geplündert und zerstört, die Stadt angezündet. Die vorhandenen Schiffe wurden weggenommen, und auch Handelsfahrzeuge, die der Gesellschaft gehörten und in den angrenzenden Gewässern angetroffen wurden, fing man auf und setzte deren Mannschaft hülflos an der nächsten Küste aus. Mit Grund wurde vermuthet, daß bei der Ausübung dieser Barbarei französische Sklavenhändler die Hand im Spiele hatten, da den Franzosen die Kolonie ein Dorn im Auge war. Die Gesellschaft aber ließ den Muth nicht sinken und verfolgte mit der Zähigkeit, die dem englischen Charakter eigen ist, ihr Ziel. Neue Schiffe brachten den Kolonisten Vorräthe und Hülfsmittel aller Art, und nach vier Jahren zählte die Stadt schon wieder 300 Wohnhäuser und mehrere öffentliche Gebäude. Die Verluste wurden durch die Regierung theilweise ersetzt, auch die Mittel zur Erbauung eines Forts bewilligt, das in Zukunft der Stadt wirksamen Schutz gewähren sollte.

Da kamen andere Schwierigkeiten. Die aus Neu-Schottland herübergekommenen Neger waren unzufrieden und standen dem Statthalter in offener Empörung gegenüber. Sie wurden zwar geschlagen und theilweise verbannt, nun aber stellten sie sich an die Spitze der benachbarten Eingeborenen, die unter ihrer Anführung zweimal, wiewol vergeblich, Angriffe auf die Kolonie machten. Das Gefühl der Unsicherheit, das die Ansiedler unter diesen Verhältnissen nicht verließ, wirkte lähmend auf die Entwicklung der Kolonie; die Gesellschaft sah darum mehr und mehr ein, daß diese nur gedeihen könne, wenn sie in den Händen der Regierung liege und eines kräftigen militärischen Schutzes genieße, und trat sie im Jahre 1808 mit einer Bevölkerung von 1871 Seelen an dieselbe ab.

Die englische Regierung hatte, wie bekannt, im Jahre vorher den Sklavenhandel für Seeräuberei erklärt und ließ nun an der Küste Westafrika's eine Flotte kreuzen, die auf solche Schiffe fahnden sollte, welche hauptsächlich unter spanischer und portugiesischer Flagge das schmachvolle Geschäft noch

weiter trieben. Sierra Leone sollte als ein Ort dienen, wo die eingebrachten Sklavenschiffe abgeurtheilt werden sollten; einem Gouverneur wurde die Ausübung der bürgerlichen und militärischen Gewalt übertragen. Jedes eingebrachte Sklavenschiff sollte zerlegt, die einzelnen Bestandtheile sollten verkauft, Führer und Mannschaft bestraft, die Sklaven aber als freie Leute in der Kolonie versorgt werden. Das erste Sklavenschiff wurde am 10. November 1808 eingebracht, und bis zum Jahre 1819 betrug die Zahl derselben nicht weniger als 73, die der befreiten Neger 11,280. Der Zustand, in welchem letztere ankamen, war in jeder Beziehung ein bejammernswerther. Nicht blos, daß sie völlig nackt, ausgehungert, abgemagert und unreinlich, wie sie waren, einen abstoßenden Eindruck machten, ließ sie auch ihre Neigung zu Diebstahl und unerhörter Fleischeslust, ihr abgeschmackter Fetischdienst und der Mangel aller Begriffe von Zucht und Ordnung als Wesen erscheinen, die dem Thiere näher standen als dem Menschen. Die Gelandeten wurden gekleidet, genährt und in die bestehenden Dörfer vertheilt oder zur Gründung neuer Kolonien veranlaßt.

Die Regierung förderte zunächst Alles, was zur äußeren Kultur dienlich war; so mußten am Sonntag wenigstens geräuschvolle Arbeiten unterbleiben, die Ehen mußten in einer gesetzlichen Form geschlossen werden, die Bevölkerung wurde in geordnete Gemeinden eingetheilt, Schulen wurden errichtet. Daneben sah die Regierung die Wirksamkeit der Missionäre, die seit 1804 hier ihre Thätigkeit begonnen hatten, gern, und leistete ihnen allen Vorschub.

Die Art, wie die Bevölkerung zusammengebracht wurde, erklärt uns die erstaunliche Mannichfaltigkeit derselben. Es erscheint übertrieben, aber der in Basel gebildete Missionär Kölle, welcher Sprachproben in Sierra Leone sammelte, versichert, daß hier gegen 200 verschiedene Volksstämme Afrika's vertreten seien. Bei der Schwierigkeit der Arbeit mögen Irrthümer vorgekommen sein, aber gewiß ist, daß fast alle bekannten und viele noch unbekannten Gegenden Afrika's ihr Kontingent zu dieser Bevölkerung gestellt haben. Man findet dort Personen aus Darfur, die nach Kordofan reisten und so ganz in die Nähe von Aegypten kamen; Leute, die in der Sahara gekämpft haben und in den Wildnissen von Aderer und Tuat umhergestreift sind. Man kann da Nachrichten bekommen von den Eingeborenen der großen Städte von Centralafrika: Timbuktu, Sakatu, Kano, Jakoba. Unter den Fischern, die täglich an der Küste von Sierra Leone ihre Netze ins Atlantische Meer auswerfen, giebt es auch einzelne, welche schon an den Ufern des Indischen Meeres gefischt und ihre Jugend an der Straße von Mozambique zugebracht haben.

Die Urtheile über die Neger in Sierra Leone lauten sehr verschieden. Die Missionäre glauben dort viel Erfolge errungen zu haben; hören wir aber, was einer der besten Kenner Westafrika's, Winwood Reade, über dieselben äußert:

„Was nun die Negercivilisation in Sierra Leone betrifft, so bin ich dort gewesen und habe Beobachtungen angestellt. Ich kam an einem Sonntage an und ließ mein Gepäck von einem Neger nach meiner Wohnung tragen. Dort gab ich ihm für seine Bemühung einen Sixpence; er verlangte aber das Doppelte, einen Shilling, — weil er den Sabbath gebrochen habe!

Als ich Nachmittags in der Stadt umherging, sah ich eine Negerin mit einem recht hübschen Kinde. „Das ist ja ein niedliches Kind", sagte ich; „ist es Ihre Tochter?" —

„Ja, das ist mein Kind, ein recht hübsches Kind, wollen Sie es mir nicht abkaufen?" —

„Wofür? Was soll ich geben?"

„Geben Sie mir viel Rum und Kleider; dafür können Sie mein Kind kaufen; ich will froh sein, es los zu werden."

Ich dachte nun in meinem Sinne: „Das ist gewiß ein armes Heidenweib, das erst vor Kurzem aus dem Innern kam und noch keine Unterweisung im Christenthume erhalten hat." Da fingen die Glocken zu läuten an, und ich blieb stehen, während die Frau sprach:

„Hören Sie das Läuten nicht? Warten Sie ein Weilchen, ich will in die Kirche gehen; wenn sie aus ist, können wir weiter palaweren." —

Was die schwarzen Geistlichen in Freetown (der Hauptstadt von Sierra Leone) betrifft, so war der ausgezeichnetste unter ihnen ein Strafgefangener, der in Ketten ging. Ich habe aus dem Munde dieser Leute seltsame Dinge vernommen und will wenigstens eine Probe davon erzählen. Es handelte sich für den Prediger darum, seinen Zuhörern den Ursprung der weißen Menschen zu erklären, und das that er in folgender Weise:

„Meine Brüder, ihr seht einen weißen Mann; er ist zu schlecht: er ist verflucht. Ihr werdet euch wundern, daß Gott solchen Menschen erlaubte, in die Welt zu kommen. Ich will euch sagen, wie das geschah. Vor langer, langer Zeit lebten Adam und Eva in einem schönen Garten; da gab es süße Bananen, süße Kartoffeln und Wein, ah, beinahe zu viel. Die hatten zwei Söhne, der eine hieß Kain und der andere hieß Abel. Kain schlug seinen Bruder Abel todt. Da kam Gott vom Himmel und rief: Kain, Du denkst wol, ich sehe Dich nicht, Du Buschnigger! Komm nur heraus, Kain! Kain kam auch heraus und sprach: Ja, Massa, hier bin ich; was willst Du, Massa? Gott sagte: Wo ist Dein Bruder Abel? Als er so fragte, wurde Kain über und über weiß. Seht, Brüder, dieser Kain war der erste weiße Mensch."

Winwood Reade bemerkt weiter: „In Sierra Leone haben die Neger ganz dieselben Rechte, wie die Weißen, und in den Geschworenengerichten überwiegt ihre Zahl entschieden. Die Folge ist, daß ein Weißer, der eine Klage gegen einen Schwarzen anhängig macht, niemals Recht erhält. Es kommen aber urkundlich konstatirte Fälle vor, daß schwarze Jurymänner in trunkenem Zustande als Geschworene fungiren und den Richter derart beleidigen, daß man sie einsperren muß.

Ein weißer Mann sagte zu einem Neger: „Mach', daß Du aus meinem Hause fortkommst." Der Neger antwortete: „Du bist verdammt, Du!" Da nahm der Weiße ihn am Kragen und warf ihn hinaus. Der Schwarze machte eine Klage anhängig, und der Weiße wurde mit einer Geldbuße von 50 £. belegt. Ich will gerade nichts gegen die wesleyanischen Missionäre in Sierra Leone einwenden, sie sind ein ganz guter Menschenschlag; zwar sprechen sie ein schlechtes Englisch, aber ich halte sie für fromm und

arbeitsam. Von den westafrikanischen Negern lassen sie sich indessen hinter das Licht führen, und diese Neger sind die scheinheiligsten Leute, die größten Lügner in der Welt. Trotzdem sind die Dinge doch nicht mehr so schlimm wie in der Zeit, als Major Laing schreiben konnte: „In Sierra Leone leben drei Missionäre; der eine lebt mit einem Negerweibe, der andere treibt sich betrunken auf der Gasse herum, und der dritte ist vor Gericht gestellt worden, weil er einen Knaben zu Tode gepeitscht hat."

Uebrigens ist das Leben der Europäer daselbst kaum besser. Dieselbe Autorität berichtet: „In England ist es längst nicht mehr Mode, daß ein gebildeter Mensch bei einem Mittagessen sich betrinkt. In Indien setzte man die «gute alte» Unsitte noch längere Zeit fort und trank starke Weine und Branntweine; dann aber trat das Bier auf, dieser Wohlthäter der Menschheit, und brachte in der Geschichte des Trinkens eine völlige Umwandlung hervor. Aber in Westafrika gilt es noch heute für unanständig, im Trinken Maß zu beobachten. Ich bin in vielen Häusern eingeführt worden; in allen verstand es sich von selbst, daß sofort ein schwarzer Diener einen Trunk kredenzte, entweder Champagner oder starken Jamaika-Rum oder holländischen Wachholderbranntwein. Von früh bis spät nippt man und Abends trinkt man herzhaft. Ein Gouverneur der Besitzung am Gambia zog daraus den Schluß, Afrika müsse doch wol die gesundeste Gegend der Welt sein, denn so wie dort tränken doch wol die Leute nirgends!

In Bathurst am Gambia fielen mir gleich die schwarzen Polizeimänner auf; sie begegneten mir auf Schritt und Tritt und trugen ihren Amtsstab mit unaussprechlich wichtiger Würde. Anfangs konnte ich mir nicht erklären, wozu denn eigentlich eine so große Menge schwarzer Hüter der Ordnung da sei, das Ding klärte sich aber bald auf. Wenn Offiziere und Beamte betrunken sind, reiten sie auf dem Nacken und Rücken der schwarzen Konstabler nach Hause. Wie gütig die liebe Mutter Natur doch für Alles gesorgt hat! In Lappland läßt sie Moos für die Renthiere wachsen, in der Sahara findet der Wanderer grüne Oasen und belebende Quellen, und am Gambia, wo man noch keine Droschken besitzt, hat sie schwarze Polizisten zum Besten benebelter weißer Leute geschaffen!

Trinken gehört zu den Staatseinrichtungen in Anglo-Afrika. Alter Cognac mit Wasser bildet das Nationalgetränk. Man beurtheilt den Mann nach der Menge Wassers, die er dem Branntwein zusetzt. Wer viel zugießt, ist ein «Milchtrinker»; wer gar keinen Branntwein genießt, ein Paria. Trinken ist die Hauptsache.

Ich habe oft mit Anglo-Afrikanern zu Tische gesessen, und nicht selten bemerkte ich, daß der eine oder andere Mann plötzlich zusammenzuckte, als sei er von einem elektrischen Schlage getroffen; seine Gesichtsmuskeln verzogen sich. Das sind die Nachwehen intermittirender Fieber. Das will aber noch nicht viel sagen; man überzeugt sich bald, daß auch noch viel ärgere Uebel allgemein sind.

Der eine Mann steht plötzlich auf und geht umher, weil er eine Fliege fangen will, die Tag und Nacht vor seinem umnebelten Auge schwimmt, ein

Anderer sieht an der Decke einen Bienenschwarm, ein Dritter ruft und pfeift nach einem schwarzen Hunde, der aber gar nicht im Zimmer ist —: Delirium tremens!

Leute, die völlig abgemagert sind und wie wandelnde Leichen aussehen, versichern jedem Ankömmling, daß man hier zu Lande ohne «Brandy and Water» gar nicht leben könne. Solch einem Menschen sind die Augen mit Blut unterlaufen, seine Hände zittern, sein Appetit ist dahin; das Alles straft seine Worte Lügen, aber er trinkt weiter trotz alledem, und die Anderen machen es ebenso. Alle opfern auf dem Altare des Bakchos, aber dieser ist nicht der junge, freundliche, mit Blumen geschmückte und von lachenden Nymphen umgebene Gott, sondern ein widerwärtiger, nackter, häßlicher Kerl mit verschwommenen Augen, hohlen Wangen und übelriechendem Athem.

«Brandy and Water» ist eine Hauptursache vieler Krankheiten, die einen tödlichen Verlauf nehmen. Von Interesse für geistige Dinge fand ich bei diesen Brandytrinkern keine Spur; nur hin und wieder kommen einzelne Rudera höherer Bildung zum Vorschein. Das ganze Leben und Treiben an der Küste entnervt den Leib und ruinirt den Geist." So weit Winwood Reade.

Unter den in Sierra Leone, namentlich im Hinterlande, lebenden Thieren erwähnen wir zunächst die Pythonschlange, fälschlich auch als Boa constrictor (diese lebt nur in Südamerika) bezeichnet, weil sie mit einer interessanten Negersage im Zusammenhang steht. Diese Pythonschlange nennen die Naturforscher die hieroglyphische (Python hieroglyphicus). Zu ihren besonderen Merkmalen gehören zwei große Tafeln zwischen den Augen und eine dunkle Binde hinter denselben, die, anstatt sich nach den Mundwinkeln herabzuziehen, gerade fortläuft und in Gestalt einer Keule endigt. Sie wird über 5—7 m. lang und hat 1 m. im Umfang. Die Farbe des Rückens ist dunkelgrau, die des Bauches lichter und gefleckt. Sie fängt nicht allein Ziegen, Schafe und Schweine, sondern greift sogar Leoparden und Tiger an. Die Eingeborenen versichern, daß in den sumpfigen Gegenden des Unterlandes sich so große finden, welche einen Büffel verschlingen. Dem Menschen sollen sie nicht gefährlich sein, außer wenn sie ihn schlafend antreffen. Zuerst ergreifen sie ihre Beute mit dem Maule und den zurückgebogenen Zähnen, dann winden sie ihren Schwanz zwei- bis dreimal darum, und durch schnelles Zusammenziehen zerbrechen sie ihr alle Knochen, indem sie diese Operation zwei- bis dreimal an verschiedenen Stellen des Leibes wiederholen. Nachher machen sie einen Umgang von wenigstens einer halben (engl.) Meile, um zu sehen, ob keiner ihrer Feinde in der Nähe sei. Unter diesen ist die Ameise der ärgste. Wenn nämlich die Schlange ihre Beute verschlungen hat, liegt sie ganz unthätig und unbeweglich. In dieser Lage greifen die Ameisen (Termiten) sie an, indem sie durch alle Oeffnungen des Körpers dringen, und sie verzehren in kurzer Zeit das wehrlose Thier. Hat die Schlange gehörige Sicherheit gefunden, so richtet sie ihre Beute zu, indem sie den ganzen Körper mit schmierigem Speichel überzieht und ausstreckt. Darauf erfaßt sie den Kopf und verschlingt nach und nach den ganzen Körper, ohne ihn zu kauen. Dann liegt sie wie leblos während der Verdauung, welche, nach Beschaffenheit der Größe der Beute, drei oder vier Tage dauert.

In dieser Zeit kann man sie leicht tödten. Gewöhnlich besucht sie die sumpfigen Gegenden, wo man sie mit hoch über das bis $3\frac{1}{2}$ m. hohe Gras erhobenem Kopfe umherschauen sieht. Die Eingeborenen suchen ihr weißes Fleisch als einen geschätzten Leckerbissen.

Zur Zeit der Ankunft der Gallinas in Sierra Leone hatten die Eingeborenen von Kap Mount, der Sage zufolge, viel von den Verwüstungen einer ungeheuern Pythonschlange zu leiden gehabt und sich an den Hauptkriegsmann oder Führer der neuen Ankömmlinge gewandt mit der Bitte, ihnen zur Befreiung von dem Ungethüm behülflich zu sein. Sie versprachen ihnen für den Fall des Erfolgs eine hübsche Belohnung. Der Häuptling übernahm die Aufgabe und erschlug die Schlange, — eine That, für welche man ihn zur Annahme des Namens dieses Reptils veranlaßte, und für die er noch eine substantiellere Belohnung in der Gestalt eines Weibes sowie das Land am Gallinas-Fluß und die in der Lagune an der Barre befindlichen Inseln erhielt.

Die Schilderungen, welche die Gallinas-Neger von diesem Abenteuer und von ihrer Wanderung aus dem Innern entwerfen, scheinen keineswegs unwahrscheinlich und stehen im Einklang mit den gegenwärtigen Gewohnheiten dieses Volks, da selbst jetzt noch häufig Abtheilungen junger Männer, wenn unter ihren Nachbarn Krieg ausbricht, sich nach irgend einem Ort in der Nähe begeben und den kriegführenden Theilen ihre Dienste anbieten, um sich durch Wegnahme von Gefangenen zu bereichern, welche sie zu Sklaven machen und mit sich in ihre eigene Heimat schleppen. Auch herrscht unter der Küstenbevölkerung die Gewohnheit, daß sie, wenn irgend ein Streit sich entspinnt, Boten mit Geschenken an einen der Häuptlinge im Innern sendet und ihn um seinen Beistand im Kampf gegen irgend ein besonderes Volk bittet. Dieser Häuptling macht dann seiner Familie bekannt: es sei ein Bote angekommen, „Krieg zu kaufen"; er habe eingewilligt, sich der Sache Derer, die seine Hülfe suchten, anzunehmen. Dies genügt, denn das Volk hofft begierig auf eine Gelegenheit zu plündern und ist keineswegs wählerisch in Betreff der Ursache des Streits, noch in Betreff der Seite, auf welche es sich schlägt, um diesen Streit beizulegen. Haben sich die Gallinas einmal dazu bestimmen lassen, nach der Küste aufzubrechen, so sind sie häufig eine Zeit lang ihren Freunden mehr zur Last als ihren Feinden. In der Regel sind sie arge Feiglinge; sie machen Anfangs sehr viel Aufhebens und Rühmens von ihren Thaten, wenn es zum Kampfe kommen werde, und fordern dann ihren Häuptling auf, zur Sicherung des Erfolgs ein Opfer zu veranstalten, worauf sie, nachdem sie beinahe Alles aufgezehrt, den Landesbrauch, d. h. eine Ceremonie, vornehmen, ähnlich dem Wahr- oder Weissagen, um die Zeit kennen zu lernen, welche die Schicksalsmächte als die günstigste für einen Angriff auf die Verschanzung ihrer Feinde bestimmt haben. Diese Ceremonie wird häufig von einem Mohammedaner verrichtet, welcher vorgiebt, er habe seine Kenntniß aus dem gewonnen, was im Koran geschrieben stehe, den er, wie er sagt, zum Voraus eine Zeitlang sehr andächtig lese und studire. Dann behauptet er, daß er einen Traum gehabt habe, und giebt an, man müsse ein Opfer veranstalten, bestehend aus einem weißen Schaf mit zwei schwarzen Flecken, einer gewissen Masse Reis

und einem Stück weißen Tuches. Das Schaf wird an irgend einem heiligen Platze getödtet; die Krieger bestreichen sich mit dem Blute desselben, kochen das Fleisch mit vielem Reis, verzehren diese Speise und bringen eine ganze Nacht unter wildem Geheul mit Tanz zu. In diese Scene bringen hin und wieder einzelne Krieger einige Veränderung, indem sie ihren Muth dadurch zur Schau stellen, daß sie mit einem eingebildeten Feind kämpfen.



Die Pythonschlange (Python hieroglyphicus).

So sucht sich z. B. einer derselben in einen Zustand hoher Aufregung zu versetzen und stürzt in die Mitte eines Kreises hinein, in welchem ein Dutzend Andere, bewaffnet mit Gewehren (natürlich ungeladenen), Säbeln, Messern u. s. w. sich das Ansehen geben, als suchten sie diesen einen Mann zu besiegen, der indessen, wie sich von selbst versteht, als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht, hierauf einen Triumphgesang anstimmt, in welchem er den Muth seines Häuptlings verkündet und verherrlicht, die Thaten rühmt, die er vollführen, und die Trophäen aufzählt, die er zurückbringen werde — eine Scene, die der Reihe nach von jedem Manne wiederholt wird, der einen Anspruch auf den Namen eines Kriegers machen will. Dieses Schauspiel nebst dem Tanze dauert, bis der ganze Rumvorrath zu Ende gegangen und sie voller Ermattung sich niederlegen, um gehörig auszuschlafen.

Wenn der Medizinmann sieht, daß er ohne praktische Schaustellung nichts mehr von ihnen erhalten kann, so treibt er sie zum Angriff fort. Sie zerstreuen sich im Walde und bahnen sich ihren Weg in kleinen Abtheilungen nach irgend einem Platz der anzugreifenden Stadt, worauf sie sich in Schlachtordnung stellen und gemeiniglich einige junge Burschen an die Verschanzung aussenden, um die Besteigung derselben zu versuchen und zu sehen, ob die Feinde im Schlaf liegen oder etwa nicht auf der Hut sind. In diesem Falle kommen dann die eigentlichen Krieger heran, dringen in die Verschanzung ein und versetzen, indem sie wüthend von der einen nach der anderen Seite stürzen und Jeden niederhauen, auf den sie stoßen, den Feind in panischen Schrecken. Dieser räumt nun die Verschanzung und flieht ohne Widerstand nach allen Seiten. Jetzt stürzen auch die Kämpfer selbst aus dem Verhau heraus und fangen an Gefangene zu machen. Jeder Mann, jedes Weib und jedes Kind, das sie angreifen, wird der Sklave dessen, von dem sie gefangen genommen worden, und häufig geschieht es, daß Diejenigen, welche am wenigsten kämpfen, die meiste Beute machen.

Ist die Schlacht zu Ende, so werden die Jüngeren der Abtheilung auf die Wache gestellt, während die Krieger die Gefangenen und die Beute sammeln. Andererseits kommt es sehr häufig vor, daß die Einwohner der Stadt, welcher der Angriff gilt, auf der Hut sind, und daß die Wache derselben, wenn irgend ein ungewöhnlicher Lärm im Wald gehört wird, das Lärmzeichen giebt. In diesem Fall laufen dann die Angreifer über Hals und Kopf davon, erklären den Kriegszug, unter dem Vorgeben, ihr Opfer habe keinen Erfolg gehabt, für einen vereitelten, und kehren in ihr Lager zurück, um die geschilderte Ceremonie abermals durchzumachen. Dies dauert fort, bis beide Parteien des Krieges müde sind und nichts Plünderungswerthes mehr übrig gelassen haben, worauf die gedungenen Söldner in ihre Heimat zurückkehren und gemeiniglich eben so viele ihrer Freunde als ihrer Feinde in die Sklaverei mitnehmen. Denn ist der Krieg vorüber und eilen sie heimwärts, so gilt bei ihnen das Sprüchwort: „Alles ist Fisch, was in das Netz kommt.“ —

Die Gallinas sowol als ihre Nachbarn zeigen ziemlich viel Scharfsinn im Bau der oben erwähnten Verschanzungen, die gewöhnlich viereckig sind, mit einem kleinen Thurm an jeder Ecke, mit Schießscharten für Gewehre, oder sie montiren dieselben auch, wofern sie es können, mit einigen kleinen Kanonen, um jeden Winkel zu beherrschen. Die Hecken, aus welchen dieselben bestehen, werden aus lebendigen Stangen gemacht, die man etwa 1 m. von einander anpflanzt und die schnell Wurzel fassen; an diese Stöcke sind mit einer sehr starken und biegsamen Rebe andere horizontale quer über dieselben gebunden; diese horizontalen Stöcke stehen $1/3$ oder 1 m. über einander an der Hecke, die etwa 3 m. hoch ist; oben an dieser Hecke bringt man Weidenwerk an, um den Feind zu verhindern, darüber zu springen. Eine zweite Hecke von ähnlicher Bauart, aber mit näher bei einander stehenden Stöcken, befindet sich ungefähr 2 m. innerhalb der ersten, und zuweilen giebt es noch eine dritte Hecke, aber weiter im Innern. Wo man nicht leicht passendes Holz bekommen kann, setzt man an die Stelle der Hecken Mauern von festem Lehm oder Thon. In diesem

Fall wird der Thon zuerst gut geknetet und in Ballen geformt, die man dann an Ort und Stelle bringt und trocknen läßt, worauf sie übertüncht und geglättet werden; gewöhnlich aber haben sie, wenn ihre Befestigungswerke (wofern sie diesen Namen verdienen) auf solche Weise gebaut sind, einen Laufgraben zwischen den Mauern. Diese Verschanzungen sind, wenn sie von entschlossenen, gut bewaffneten und mit einem gehörigen Vorrath von Schießbedarf versehenen Männern vertheidigt werden, durch so schlecht organisirte Soldaten, wie die, welche man gegen sie führt, nur unter großen Schwierigkeiten wegzunehmen. Herr Harris führt einen Fall an, in welchem eine derartige Verschanzung in einer Stadt, Namens Sourah, von Mohammedanern vertheidigt wurde und mehrere Tage lang wiederholten Angriffen erfolgreichen Widerstand leistete, worauf die Belagerer endlich ihre Zuflucht zum Feuer nahmen und die Besatzung lebendig verbrannten, denn nicht ein Mann derselben wollte sich ergeben.

Die Gallinas-Neger brauchten immer noch Bogen und Pfeile und schienen viele der Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Vorvordern, welche wahrscheinlich reine Mandingos waren, beibehalten zu haben. Dieses Volk hat offenbar viele Jahre lang den Sklavenhändlern als Vermittler gedient und hing lange Zeit hindurch in Betreff der Mittel zur Erlangung von Nahrung, Kleidung u. s. w. ganz von dem Sklavenhandel ab; erst seit den letzten Jahren fing es an, seine Aufmerksamkeit der Arbeit zuzuwenden. Der Boden des Gallinas-Landes ist sandig, unfruchtbar und zum Anbau unpassend, und es ist ein Irrthum, wenn man, wie Manche thun, annimmt, daß dieses Land irgend einen Ausfuhrartikel erzeuge. Derartige Erzeugnisse werden vielmehr im Crim-Land auf der einen und in Gurah auf der anderen Seite gesammelt. Die Tücher verfertigt man hauptsächlich in Kissy, und dieselben finden ihren Weg nach der Küste hinab als ein Austauschmedium für Salz und andere Waaren. Es giebt unter den Gallinas-Negern viele, welche Holz, Palmnüsse u. s. w. ausschnitzen, und daraus hölzerne Löffel und Teller, außerdem auch noch verschiedene Arten Eisenarbeit machen.

In der Regel sind die Gallinas-Neger eingefleischte Spieler; sie spielen verschiedene Spiele, das hauptsächlichste führt den Namen Warri, ist aber beinahe allen Theilen Afrika's unter verschiedenen Namen gemeinschaftlich. Man spielt es mit einem Bret mit 12 Löchern und 48 Körnern. Eines dieser Breter war in London ausgestellt und lieferte eine Probe der Schnitzarbeit der Gallinas. Außer dem Warri haben sie noch viele andere Spiele im Gebrauch, und sie spielen dieselben häufig, bis sie Alles, was sie besitzen, verloren haben; ja sie setzen selbst ihre Weiber und Kinder und oft sogar als letzte Hülfsquelle ihre eigene Freiheit ein.

Die Gallinas bekennen sich alle, mehr oder weniger, zum Mohammedanismus, und die Häuptlinge senden gewöhnlich ihre Söhne mehrere Jahre lang in das Innere, um die Mandingosprache zu lernen. Sie sind außerordentlich abergläubisch und haben einen fast unbegrenzten zuversichtlichen Glauben an Alles, was von Buchmännern, d. h. von Leuten geschieht, die eine geschriebene Sprache besitzen, wie Mohammedaner, Europäer, Amerikaner u. s. w.

Es giebt bestimmte feste Märkte, wohin man Sklaven führt, um sie zu veräußern. In den Augen des afrikanischen Käufers steigt der Werth eines Sklaven mit der Entfernung seines Vaterlandes. Dies hat seinen guten Grund, denn die Sklaven, welche wenige Tagereisen von dem Orte leben, wo sie geboren sind, pflegen zu entfliehen. Liegen dagegen mehrere Reiche zwischen ihnen und ihrem Vaterlande, so schreckt die größere Schwierigkeit der Flucht sie ab, und sie gewöhnen sich leichter an ihr Loos. Aus diesem Grund läßt man die Armen aus einer Hand in die andere übergehen, bis sie jede Hoffnung verloren haben, jemals in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Nur die wenigsten von ihnen haben in den kleinen Kriegen, in der Nähe des Meeres, von denen noch die Rede sein wird, ihre Freiheit verloren. Die große Mehrzahl kommt in langen Zügen aus dem Innern.

Diese Sklaven aus dem Binnenlande lassen sich in zwei Klassen theilen. Die erste begreift die, welche von einer Sklavin geboren werden und daher stets Sklaven gewesen sind; die zweite die Freigeborenen, welche auf irgend eine Weise in Knechtschaft gerathen sind. Die erste Klasse ist die bei weitem zahlreichste, denn zu ihnen gehören in der Regel auch die Kriegsgefangenen, welche im Kriege oder doch bei den offenen und erklärten Feindseligkeiten, die zwischen den einzelnen Königreichen vorfallen, gemacht werden.

Geräth ein freier Mann in Kriegsgefangenschaft, so kaufen seine Freunde ihn gewöhnlich los oder tauschen ihn gegen zwei Sklaven aus. Fällt ein Sklave dem Feinde in die Hand, so hat er keine Hoffnung, auf diese Weise befreit zu werden. Zu allen diesen Vortheilen der Freien kommt noch der Umstand, daß die Slatis, wenn sie im Innern Sklaven kauften, um sie den europäischen Schiffen an der Küste zuzuführen, stets solche vorziehen, welche von ihrer Kindheit an in Knechtschaft gelebt haben, weil sie wissen, daß diese an Hunger und Mühen gewöhnt sind und daher die lange und beschwerliche Reise eher ertragen als ehemalige Freie. Kommen diese Sklaven an die Küste, und findet sich keine Gelegenheit, sie mit Vortheil zu verkaufen, so giebt es immer Mittel, sie durch Arbeit ihren Unterhalt sich selbst verdienen zu lassen.

Für die Sklaven der zweiten Klasse giebt es folgende Entstehungsarten ihres Elends. Kriegsgefangenschaft, Hungersnoth, Zahlungsunfähigkeit, Verbrechen. Nach dem afrikanischen Herkommen darf ein freier Mann, wenn er in Kriegsgefangenschaft geräth, zum Sklaven gemacht werden. Der Krieg ist die Quelle, welche die meisten Sklaven liefert, und ist auch wahrscheinlich der Ursprung der Sklaverei gewesen. Es ist eine natürliche Annahme, daß ein Volk, das mehr Gefangene machte, als es Kopf gegen Kopf auszutauschen vermochte, seine menschliche Beute behielt und zur Arbeit zwang. Anfänglich mochte man diese Gefangenen blos zu ihrem eigenen Unterhalt arbeiten lassen, bis der Sieger es bequem fand, sich selbst von ihnen ernähren zu lassen. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß in Afrika die Gefangenen, die man im Kriege macht, stets die Sklaven des Siegers werden. Wenn der entkräftete oder überwundene Krieger das Mitleid seines siegreichen Feindes anfleht, so entsagt er zugleich dem Recht auf Freiheit und erkauft sein Leben um den Preis seiner Unabhängigkeit.

In einem Lande, das in tausend kleine, unabhängige und auf einander eifersüchtige Staaten getheilt ist, und wo jeder junge Bursche, der seit seiner Kindheit Bogen und Speer gehandhabt hat, nichts sehnlicher herbeiwünscht, als eine Gelegenheit, seine Tapferkeit zu beweisen, muß häufig aus nichtigen Gründen Krieg entstehen. Ist ein Volk mächtiger als das andere, so ist ein Vorwand, Feindseligkeiten zu beginnen, leicht gefunden.

Es giebt in Afrika zwei Arten von Kriegen, die man durch besondere Namen unterscheidet. Die eine Art hat mit unseren europäischen Kriegen noch am meisten Aehnlichkeit und heißt Killi. Dieses Wort bedeutet „ausrufen" und erklärt sich daraus, daß der Krieg vorher angesagt und öffentlich bekannt gemacht wird. Die Kriege dieser Art werden in Afrika gewöhnlich mit einem einzigen Feldzuge abgemacht. Ist eine Schlacht geliefert worden und hat sich der Sieg entschieden, so denkt der Ueberwundene selten daran, seine Streitkräfte wieder zu sammeln. Alle Einwohner sind von Schreck gelähmt, und der Sieger braucht an weiter nichts zu denken, als die Gefangenen zu fesseln und seine sonstige Beute in Sicherheit zu bringen. Sind Gefangene vorhanden, die infolge ihrer Schwäche oder ihres Alters zu anstrengender Arbeit nicht tauglich und daher schwer verkäuflich sind, so betrachtet man sie als eine unnütze Last. Mungo Park zweifelt nicht daran, daß man sie in den meisten Fällen tödten wird. Dasselbe Loos erwartet in der Regel jeden Häuptling und jeden anderen Gegner, der im Kriege eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Die zweite Art afrikanischer Kriege heißt Tegria (Plündern, Stehlen). Diese entsteht aus den erblichen Fehden, welche die Bewohner verschiedener Länder oder Bezirke gegen einander führen. Diese Feindseligkeiten haben weder eine bestimmte Ursache, noch werden sie vorher angesagt. Diejenigen, welche diese Zwistigkeiten nähren, erspähen jede Gelegenheit, den Gegenständen ihres Hasses durch Ueberfälle und Plünderung zu schaden. Solche Einfälle werden sehr häufig gemacht, namentlich beim Beginn der trockenen Jahreszeit. Wenn die Erntearbeiten vorüber und Lebensmittel in Ueberfluß vorhanden sind, dann brütet man über Rachepläne. Der Häuptling sieht seine Krieger zahlreich und muthig. Sein Stolz erwacht, wenn sie bei den öffentlichen Festen ihre Speere schwingen, und seiner Macht sich bewußt, richtet er alle seine Gedanken auf Wiedervergeltung für irgend eine Beleidigung, die ihm oder seinen Vorfahren von einem benachbarten Staate zugefügt worden ist.

Kriege dieser Art werden gewöhnlich mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet. Eine kleine Anzahl entschlossener Männer, an deren Spitze ein kluger und muthiger Führer steht, schleicht schweigend durch die Wälder, überfällt in der Nacht irgend ein wehrloses Dorf und entführt die Einwohner mit allen werthvollen Sachen, ehe die Nachbarn ihnen zu Hülfe eilen können.

Der Krieg ist mithin die gewöhnlichste wie die fruchtbarste Ursache der Sklaverei, und die Verwüstungen, welche er hervorruft, erzeugen häufig, wenn auch nicht immer, die zweite große Quelle der Knechtschaft, die Hungersnoth, die manchen Freien zwingt, seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Die Zahlungsunfähigkeit ist die dritte Ursache der Sklaverei. Von allen Verbrechen, welche in Afrika mit Verurtheilung zur Sklaverei bestraft werden,

kommt dieses, wenn man ihm den Namen eines Verbrechens geben kann, am häufigsten vor. Der schwarze Händler macht, wenn er eine Spekulation ausführen will, gewöhnlich Schulden. Sein Gläubiger ist bald ein Nachbar, von dem er sich Waaren geben läßt, die er auf einem fernen Markte mit Vortheil zu verkaufen hofft, bald ein Europäer, der an der Küste Sklavenhandel treibt, und von dem er Artikel mit dem Versprechen, in bestimmter Zeit Zahlung zu leisten, auf Kredit entnommen hat. In beiden Fällen ist die Lage der Spekulanten genau dieselbe. Ist er in seinem Geschäft glücklich, so behält er seine Freiheit; mißlingt sein Unternehmen, so muß er den Gläubiger mit seiner Person und seinen Diensten bezahlen. In Afrika gilt nämlich das Gesetz, daß nicht blos das Eigenthum, sondern auch die Person des zahlungsunfähigen Schuldners verkauft werden darf, wenn die Gläubiger auf keine andere Weise befriedigt werden können. Als vierte Ursache der Sklaverei gelten gewisse Verbrechen, welche nach den Rechtsgewohnheiten des Landes mit dem Verlust der Freiheit bestraft werden. Die einzigen Vergehen dieser Art sind in Afrika Mord, Ehebruch und Zauberei. Ist ein freier Mann aus einer dieser Ursachen Sklave geworden, so bleibt er es gewöhnlich während seiner ganzen Lebenszeit, und auch seine Kinder verfallen der Knechtschaft, wenn sie ihm von einer Sklavin geboren worden sind. Es giebt jedoch Beispiele von Sklaven, welche mit Einwilligung ihres Herrn die Freiheit wieder erlangen, weil sie irgend einen wichtigen Dienst geleistet haben, oder weil sie an einem Kriege theilnehmen sollen, oder weil sie sich durch zwei andere Sklaven auslösen.

Das sind die Grundzüge des Sklavensystems, das in Afrika herrscht. In seiner Natur und in seinem Umfange liegt der Beweis, daß es nicht neueren Ursprungs ist. Seine Entstehung reicht wahrscheinlich in die fernsten Zeiten zurück und liegt jenseit der Periode, in welcher die Mohammedaner sich einen Weg durch die Wüste nach Senegambien und den Nigerländern bahnten.

Eines Mannes müssen wir hier ehrend gedenken, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, diesem Treiben ein Ende zu machen: William Wilberforce. Derselbe ward am 24. August 1759 zu Hull geboren, studirte zu Cambridge und ward für seine Vaterstadt im Jahre 1780 ins Unterhaus gewählt, woselbst er der Abschaffung der Sklaverei seine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Von Pitt, Fox, Smith u. A. unterstützt, brachte er im Jahre 1789 einen Antrag auf Unterdrückung des britischen Negerhandels ein, vermochte aber nur eine Verordnung für die menschlichere Behandlung der Sklaven auf der Ueberfahrt zu erreichen. Zwar gelang es ihm, im Jahre 1792 mit geringer Majorität des Unterhauses den Beschluß durchzubringen, daß 1795 der Sklavenhandel aufhören solle, doch ließen der Krieg und die gefährdete Lage der Kolonien die Maßregel diesmal nicht zur Ausführung kommen. Als im Jahre 1806 der Minister Fox die Sklavenangelegenheit zur Sache der Regierung machte, erlebte Wilberforce die Freude, daß in der Sitzung von 1807 vom 8. Januar 1808 an die Unterdrückung des britischen Sklavenhandels ausgesprochen wurde. Nach diesem Siege suchte er die britische Regierung zum Einschreiten gegen den Menschenhandel anderer Nationen zu bewegen. Auf seine Veranlassung mußte Castlereagh die

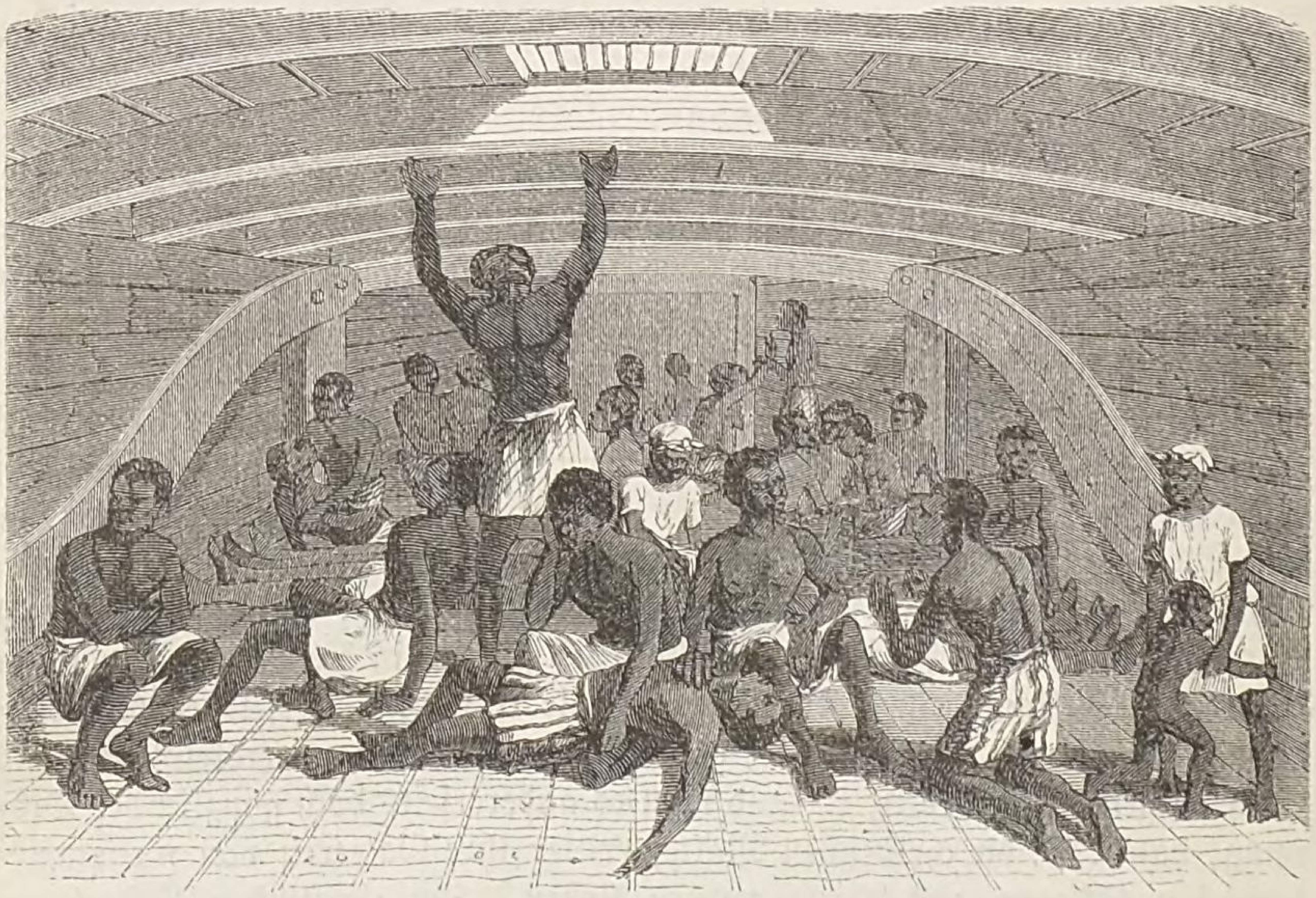
Abschaffung der Sklaverei auf dem Kongresse zu Wien zur Sprache bringen. Weiterhin richtete Wilberforce eigenhändige Schreiben an Talleyrand, an den König von Preußen und an den Kaiser Alexander. Nach Abschluß der Verträge, in welchen sich Frankreich, Spanien und Portugal zur Abstellung des Negerhandels verpflichteten, erhob er im Parlament oft seine Stimme gegen die Uebertretungen, die sich Regierungen wie Private zu Schulden kommen ließen. Im Jahre 1816 schlug Wilberforce die Verminderung der Neger im britischen Westindien vor. Als die Regierung seit 1823 die völlige Emanzipation der Neger Schritt für Schritt vorbereitete, entfaltete Wilberforce den größten Eifer, unterwarf mit seinem Freunde Buxton im Unterhause diese Frage der gründlichsten Erörterung und sammelte das unermeßliche Material, aus dem die Gegner nun widerlegt werden konnten. Doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, das Resultat seiner Bestrebungen zu erleben. Am dem Tage, an welchem der Regierungsantrag für die allgemeine Befreiung der schwarzen Bevölkerung in den britischen Kolonien in zweiter Lesung durchging, starb Wilberforce am 29. Juli 1833.

Aber noch heute hat der Sklavenhandel nicht ganz aufgehört. Hören wir, was einer der gründlichsten Kenner derselben, Karl Andree, über denselben und seine Verzweigungen sagt: „Daß der Sklavenhandel überall, wohin die Macht der Europäer nicht gelangen kann, ungehindert seinen Fortgang nimmt, versteht sich von selbst. Sklaverei und Menschenhandel sind mit den Begriffen der Urafrikaner völlig verwachsen; ihre ganze Gesellschaft, und wenn bei ihnen von einem Staatswesen die Rede sein kann, auch dieses, fußt durchaus auf Sklaverei. Man muß sich wohl hüten, unsere heutigen europäischen Begriffe von Stellung und Würde beim Afrikaner zu vermuthen, oder auch nur anzunehmen, daß er dieselben verstehen und würdigen könne; er hat nicht einmal eine Ahnung davon. In Europa selbst erhob sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum eine Stimme gegen die Unrechtmäßigkeit des Sklavenhandels, und wenn man beklagte, daß Christen in den Barbareskenstaaten als Sklaven gehalten wurden, so fand man es andererseits doch ganz in der Ordnung, daß z. B. die christlichen Malteserritter ihre Galeeren von mohammedanischen Sklaven aus Afrika rudern ließen. Im christlichen Mittelalter hatten z. B. insbesondere Italien, Frankreich und England große Sklavenmärkte, auf denen gekaufte oder geraubte Menschen feil geboten wurden. Mohammedaner in harter Sklaverei zu halten, galt für sehr verdienstlich, und von Portugal und Spanien aus schickte man dergleichen in ganzen Schiffsladungen nach den amerikanischen Bergwerken. Noch im Anfange des 16. Jahrhunderts wurden auf Sizilien viele sarazenische Sklaven gehalten. In Afrika selbst reicht der Sklavenhandel bis in die Urzeiten hinauf, bis in die Tage der ältesten ägyptischen Dynastie. Die Neger brachten ihre Stammgenossen in das Maghreb, um sie dort gegen Waaren zu vertauschen; im Sudan wurden große Sklavenmärkte abgehalten, und die Araber verschifften von den westafrikanischen Häfen viele Neger nach mehreren, längere Zeit in ihrem Besitze befindlichen Inseln im Mittelmeere. Der Handel mit schwarzen Menschen war also in Europa während des Mittelalters nicht unbekannt, und als 1443 die

Portugiesen nach der Insel Arguin kamen, boten ihnen arabische Kaufleute für ein Pferd 10 bis 14 Sklaven.

Von jener Zeit an brachten die Portugiesen alljährlich Hunderte derselben nach Europa; die Spanier ihrerseits trieben den Menschenraub systematisch auf den Canarischen Inseln. Hatte doch der Papst Nikolaus V. in einer besonderen Bulle den Christen erlaubt, die Nichtchristen zu Sklaven zu machen!

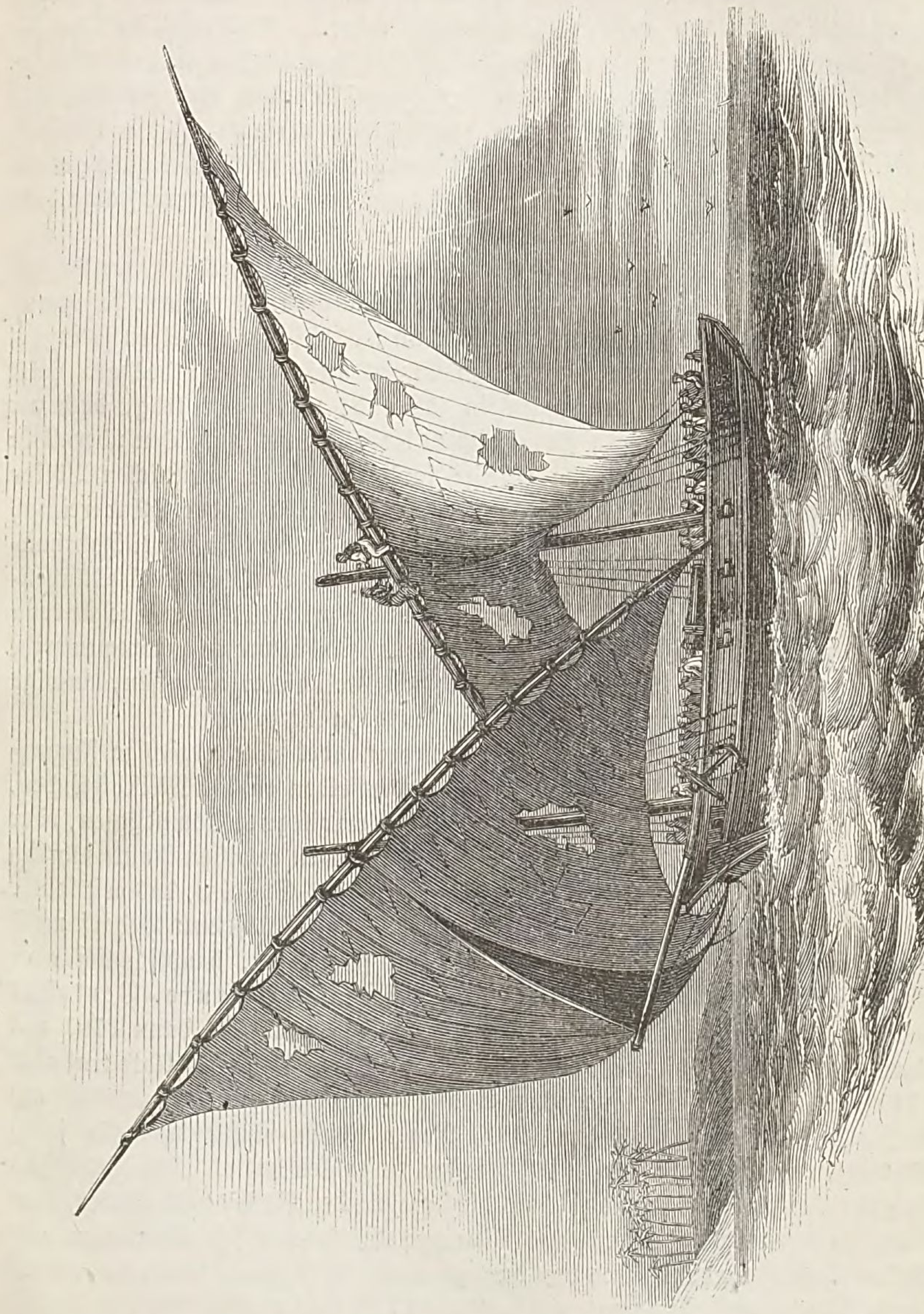
Weiter oben ist bemerkt worden, daß die Westküste Afrika's ein Hauptschauplatz für den Menschenhandel gewesen sei, der auch jetzt noch nicht aufgehört habe. Auf der Strecke von den Inseln des Grünen Vorgebirges bis nach Benguela sind früher nicht weniger als 70 Exporthäfen an demselben betheiligt gewesen, und man berechnet, daß noch im Jahre 1825 aus denselben etwa 200,000 Neger über See verschifft worden sind; 1839 kamen noch mehr als 100,000 in Amerika an.



Sklaven im Zwischendeck.

Nicht weniger als neun verschiedene Handelsvölker haben sich am Sklavenhandel der Westküste betheiligt: Portugiesen, Holländer, Franzosen, Schweden, Dänen, Brandenburger und Nordamerikaner, Spanier und vor allen die Engländer, denen es gelang, sich eine Art von Monopol zu verschaffen, jedenfalls alle Mitbewerber zu überflügeln. Sie besonders belebten die sogenannte Mittelpassage, d. h. die ozeanische Region der großen atlantischen Strömung, welche vom äquatorialen Westafrika gen Osten zieht und sich in der Art theilt, daß die eine Abzweigung nach der caribischen See gen Westindien hinfließt, während die andere an der Ostküste Südamerika's, an Brasiliens Gestaden, nach Süden zieht. Während die Portugiesen Neger raubten und verschifften, deportirten sie auch Juden nach der Küste und den Inseln Westafrika's, und diese sind es gewesen, welche z. B. auf der Insel

St. Thomé den Zuckerbau in Blüte brachten. In Amerika wäre, soweit die tropischen und subtropischen Gegenden in Betracht kommen, eine Entwicklung



Sklavenschiff.

des Kolonialwesens unmöglich gewesen, wenn man nicht Neger als Arbeiter dorthin gebracht hätte.

Hier wollen wir auf ein wichtiges Moment aufmerksam machen, das zumeist übersehen worden ist. Da, wo die europäischen Eroberer seßhafte Einwohner fanden, welche schon Ackerbau trieben, bedurften sie der Negersklaven nicht, und dort haben die Ureingeborenen sich bis auf diesen Tag erhalten und bauen ihren Acker wie in den Tagen ihrer alten Vorfahren. Anders stellten sich die Verhältnisse dort, wo man nur Jagd- und Fischernomaden antraf. Diesen hat die Natur jede Anlage und Begabung zum Ackerbau und zu jeder andauernden und regelmäßigen Arbeit platterdings versagt. Jeder Versuch, ihnen Civilisation zu bringen, ist geradezu vergeblich; sie können nicht anders werden, als sie einmal sind, und jeder Zwang hat keine andere Folge, als ihnen den Untergang zu bringen.

Aber gerade in den meisten tropischen Gegenden Amerika's, welche sich am Besten zum Ackerbau der sogenannten Kolonialprodukte eignen, fand man solche zur Arbeit unfähige Eingeborene. Man wollte sie zu derselben zwingen, und doch war es unmöglich, mit ihnen Etwas auszurichten; deshalb holte man schwarze Afrikaner, die ungemein zäh und, wenn auch träg, doch zur Arbeit brauchbar sind, sobald Zwang ihnen dieselbe auferlegt. Den überall in der Welt herrschenden Ansichten zufolge fanden auch die christlichen Völker kein Unrecht im Kauf und Verkauf von Menschen, und in der Sklaverei sah man eine Einrichtung, die Jahrtausende bestanden hatte. Fast drei Jahrhunderte lang ist die Entwicklung des großen überseeischen Verkehrs durch Sklavenhandel und Sklavenarbeit bedingt worden, und ohne dieselben würde Europa niemals zu dem gewerblichen und kommerziellen Aufschwunge gekommen sein, welchen es nahm, seitdem der Anbau von Kolonialerzeugnissen, infolge steigender Nachfrage, eine immer größere Ausdehnung gewann.

Die Staatsregierungen sahen im Negerhandel eine ergiebige Finanzquelle; sie verpachteten die Berechtigung zu demselben an den Meistbietenden, oder verkauften das Monopol auf denselben an privilegirte Compagnien, oder schlossen Lieferungen ab, deren Unternehmer an einen gewissen Punkt jährlich eine bestimmte Anzahl von Negern zu bringen hatten. Spanien, das erst später in eigenen Schiffen Sklaven aus Afrika holte, ließ sich seinen Bedarf meist durch die Portugiesen und nachher durch die Franzosen, hauptsächlich aber durch die Engländer bringen. Es schloß sogenannte Asiento-Verträge (asiento bedeutet Lieferung), zuerst 1696 mit Portugal und dann 1701 mit einer französischen Guinea-Compagnie. An die Stelle dieser Traktate trat aber 1713 ein anderer mit der englischen Südsee-Compagnie, welche zunächst auf 30 Jahre alljährlich mindestens 4800 Neger liefern mußte und für jeden Schwarzen eine Abgabe von 33⅓ Piaster zu zahlen hatte. Der Bedarf an Arbeitern nahm fortwährend zu, und die seefahrenden Völker wetteiferten, denselben zu befriedigen. Allein aus Liverpool, welches sein Aufblühen dem Sklavenhandel verdankt, und von dem man mit Recht sagen kann, daß es mit Negerschädeln gepflastert worden sei, gingen 1771 nicht weniger als 105 Schiffe nach Westafrika, um Neger einzukaufen; aus Bristol in demselben Jahre 25, aus London 58, aus anderen Häfen 5, also nahe an 200 Fahrzeuge, welche mehr als 46,000 Schwarze an Bord nahmen, deren Werth mit englischen

Fabrikaten bezahlt wurde. Aus Holland fuhren in jener Zeit gegen 30, aus den nordamerikanischen Häfen 60 bis 70 Schiffe auf den Sklavenhandel. Frankreich zahlte seinen Schiffern für denselben Prämien, und 1755 landeten bei San Domingo 65 Sklavenschiffe mit mehr als 21,000 Negern!

Die Zahl der aus Afrika hinweggeführten Menschen läßt sich nicht genau beziffern. Man kann aber mit Bestimmtheit annehmen, daß sie in manchen Jahren 200,000 Köpfe erreicht habe. Dazu wird noch etwa ein Drittel dieser Ziffern für solche anzunehmen sein, welche infolge der Raubzüge unter den afrikanischen Häuptlingen an der Küste und auf See durch Krankheit, Hunger oder Schiffbruch verloren gegangen sind. Die christlichen Völker haben den Handel mit „Ebenholz und schwarzem Kasimir" in einer geradezu grauenhaft-barbarischen Weise getrieben und bilden damit einen höchst unvortheilhaften Gegensatz zu den arabischen Schiffern an der Ostküste.

Im Binnenlande dieser letzteren bietet freilich das Einfangen der Sklaven nicht geringere Greuel dar als in Westafrika. Es muß hervorgehoben werden, daß, als der erste unter allen Staaten, Virginien es war, welches die Ausschiffung aus Afrika geholter Sklaven bei sich verbot, und daß andere nordamerikanische Südstaaten es waren, welche diesem Beispiele folgten und auf völlige Abschaffung des afrikanischen Negerhandels drangen. Aber es war ein puritanischer, neuengländischer Yankeestaat, Massachussetts, welcher erklärte, daß der Sklavenhandel für seinen Wohlstand unbedingt nothwendig sei, und daß er eher gänzlich aus der Union trete als auf denselben verzichten wolle. Erst nachdem England 1807 den Negerhandel abgeschafft hatte, fügte er sich, und Nordamerika konnte gleichfalls demselben ein Ende machen. Diesen Beispielen sind die übrigen seefahrenden Völker gefolgt; auch haben sie nach einander in ihren Kolonien die Negersklaverei aufgehoben, seitdem England 1833 in dieser Beziehung einen in jeder Hinsicht verhängnißvollen Schritt gethan hatte. Die Neger sind in allen Kolonien, demnächst selbst in Brasilien und auf den spanischen Antillen, emanzipirt, und auch in diesen Regionen geht die Sklaverei ihrem Ende entgegen. Brasilien hat 1851 die Einfuhr von Negern aus Afrika verboten; es hatte von 1842 bis zu dem obengenannten Jahre nicht weniger als 325,615 Sklaven von dort bezogen. Kuba hatte in derselben Zeit 43,499 Köpfe importirt. Solange Spanien die Einfuhr nicht absolut verhindert, wird in Afrika der Sklavenhandel fortdauern, namentlich in und bei Waïda und an der Congoküste.

Man hat gesagt, daß die Barbareien und Metzeleien, welche die afrikanischen Häuptlinge sich bei ihren Raubzügen zu Schulden kommen lassen, auf Rechnung des Sklavenhandels an der Küste zu schreiben seien — das ist aber nur bedingt richtig.

Der Sklavenhandel ist jetzt nur auf wenige Küstenpunkte beschränkt, aber die Raubzüge und Fehden haben darum nicht aufgehört, und das Einfangen und Rauben von Menschen dauert im schwarzen Afrika noch fort. Jeder Nachbarstaat gilt für feindlich, und heute zwingt der Afrikaner in manchen Gegenden die Gefangenen in die Sklaverei, damit sie ihm Palmöl bereiten. Die Ausdehnung des Palmölhandels hat durchaus nicht, wie man hoffte, den

Fehden und der Sklaverei ein Ende gemacht, er hat sie nicht einmal vermindert. Da, wo die Oelpalme nicht wächst, werden die Kriegsgefangenen nicht mehr verkauft, wie früher, sondern einfach hingemordet. Bevor Brasilien die Negereinfuhr verbot, kamen Kriegsgefangene als Sklaven auch aus dem inneren Sudan bis an die Guineaküste, um dort verschifft zu werden; seit 1851 werden sie ums Leben gebracht. Eduard Vogel, der 1854 den Sultan von Bornu auf einem Kriegszuge gegen die Musgo begleitete, war Zeuge, daß alle gefangenen Männer niedergehauen wurden; etwa 1500 Frauen und Kinder nahmen die Sieger zum Dienst als Haussklaven mit. Man schont das Menschenleben um so weniger, da es gar keinen oder nur noch geringen Geld- oder Waarenwerth mehr hat. Im Durchschnitt ist die Lage der Sklaven in den Kolonien eine unendlich bessere gewesen, als sie in Afrika jemals hätte sein können, sogar im Hinblick auf die Abscheulichkeiten, welche von Seiten der weißen Menschen häufig gegen die Zwangsarbeiter verübt worden sind. Das Hinwegführen aus Afrika war jedesmal der erste Schritt zu einer Emanzipation und zu einem gewissen Grade von Civilisation, und indem der Neger in den Kolonien arbeitete, wurde er erst ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Daß weder die Mißbräuche, welche die Sklaverei häufig herbeiführte, noch die Art und Weise des Sklavenhandels gerechtfertigt werden sollen, braucht wol nicht erst versichert zu werden, — es handelt sich nur um Konstatirung von Thatsachen.

An der afrikanischen Küste hielten die Engländer im J. 1867 als Kreuzerschiffe gegen die Sklavenhändler 13 Dampfer und einige Kanonenboote. Diese Dampferflotte (das „Sarggeschwader, coffin squadron", weil das afrikanische Fieber so viele Seeleute derselben hinwegrafft) hat drei Stationen: im Norden Liberia, dann in der Bay von Benin und in Unter-Guinea vom Kap Lopez südwärts bis zur Kleinen Fischbai. Im Jahre 1845 starben auf den Kreuzern 128 Seeleute oder 5 Prozent, 1851 fast 8, 1843 aber nur 3 Prozent. Im letzteren Jahre wurden 625 Sklavenschiffe genommen und davon 578 kondemnirt. Sie hatten 38,033 Neger an Bord, von denen 3941 starben, ehe das Urtheil über die Schiffe gesprochen war. Einen großen Theil der Ueberlebenden schafften die Engländer als „Lehrlinge" nach Westindien und ließen sie dort auf den Plantagen arbeiten. Die Ausgaben für das Kreuzergeschwader betragen jährlich 157,869 Pfd. Sterling. Frankreich hat eine Dampffregatte, zwei Transportdampfer und sechs Avisos an der Küste. Die Spanier und Portugiesen halten einige wenige Dampfer in ihren Besitzungen, aber die Nordamerikaner haben seit 1862 keine Kreuzer mehr an der Küste. Die Aburtelung über die aufgebrachten Sklavenschiffe findet vor sogenannten gemischten Kommissionen statt." Soweit unser Gewährsmann, Karl Andree.

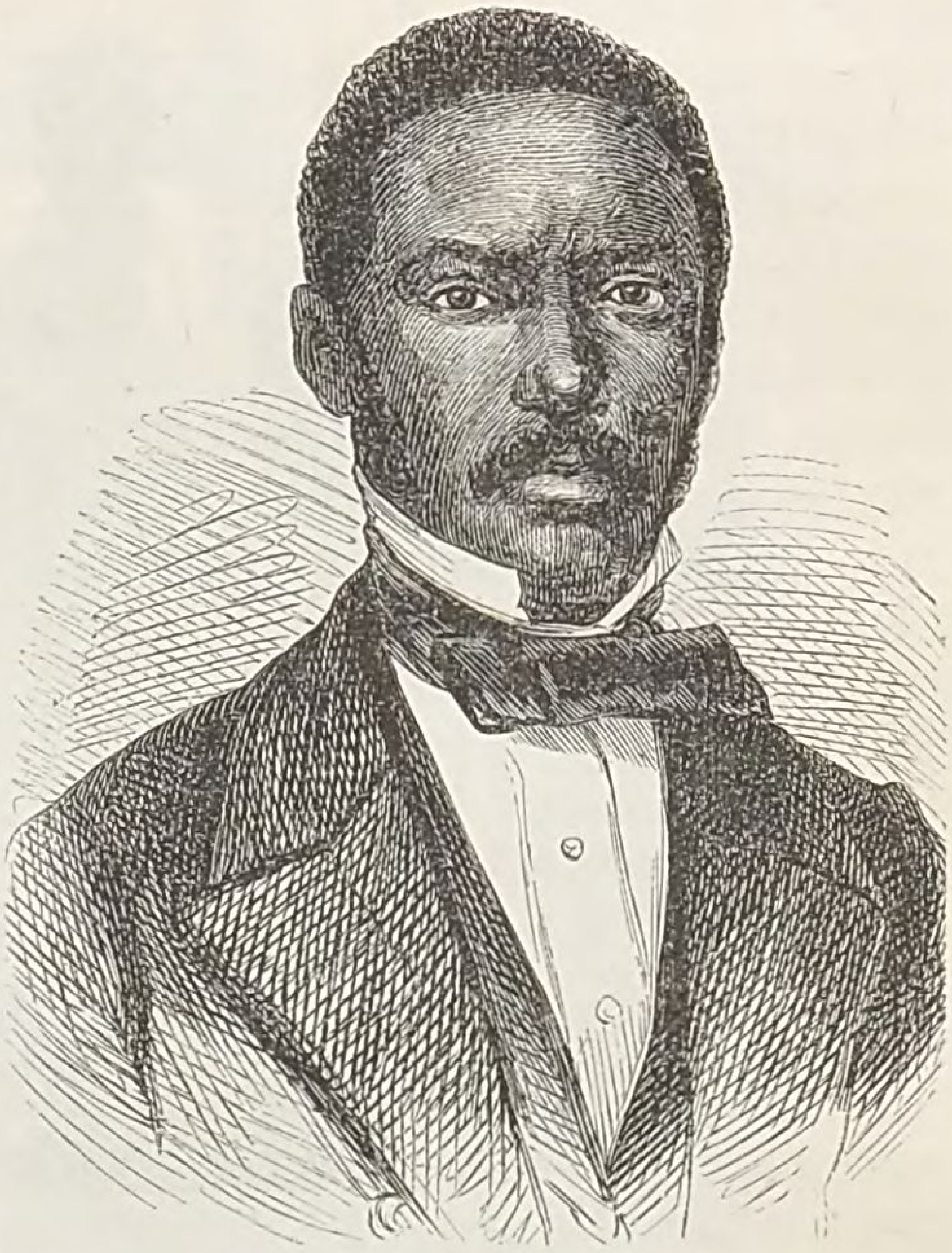
Wesentlich in Verbindung mit dem Sklavenhandel und der Sklaverei steht die Gründung der Republik Liberia.

Aufgemuntert durch die wohlthätige Wirksamkeit des afrikanischen Instituts bildete sich im Dezember des Jahres 1816 auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu gleichem Zwecke ein Verein der angesehensten Männer unter dem Namen der Nordamerikanischen Kolonisations-Gesellschaft,

die ihr erstes Jahresfest am 1. Januar 1817 feierte, als der Enkel des großen Washington zum Präsidenten erwählt ward. Die Wahrnehmung, daß im Gebiete der Vereinigten Staaten über 200,000 freie Neger, oft unter den traurigsten Umständen und ohne ehrliches Gewerbe umherzogen, brachte die Gesellschaft zu dem Entschluß, diese Negerhorden zur Ansiedelung in ihrem Heimatlande Westafrika zu veranlassen und Jedem, der da wollte, Gelegenheit und Mittel dazu darzubieten. Um nun vor Allem einen angemessenen Landstrich zur Anlegung einer Negerkolonie dort aufzusuchen, erhielten die beiden Geistlichen Samuel Mills und Ebenezer Burgeß als Agenten der Gesellschaft den Auftrag, die Küsten des westlichen Afrika zu diesem Zwecke zu bereisen. Nachdem bei sorgfältigen Erkundigungen in England die Regierung daselbst ihre Aufmerksamkeit auf das Scherbro-Land hingelenkt, kamen sie im März 1818 glücklich in Sierra Leone an und fuhren von da etwa 40 Stunden südlich bis zur Scherbro-Insel, wo sie die tauglichste Stelle für ihr Vorhaben zu finden glaubten, dem König der Insel ein bedeutendes Stück Land abkauften und dann nach fünfwöchentlichem Aufenthalt am 22. Mai desselben Jahres ihre Rückreise antraten. Schon nach etlichen Tagen aber starb Mills auf der See, während Burgeß glücklich in Amerika ankam und durch seine warmen Vorstellungen die Regierung der Vereinigten Staaten bewog, das Vorhaben der Kolonisations-Gesellschaft aufs Kräftigste zu unterstützen. Demzufolge wurden schon im Februar 1820 der Prediger Bacon, der Arzt Crozer und ein Herr Bankson als Abgeordnete der Regierung mit 88 schwarzen Auswanderern nach Afrika gesandt, deren vorläufige Wohnstätte die Insel Campelar neben Scherbro sein sollte. Aber bei der gerade hereinbrechenden Regenzeit und der zu großen Anstrengung des Ausladens der Güter erlagen mit jenen drei Abgeordneten sämmtliche Weiße, bis auf einen, und auch 22 Schwarze binnen wenigen Monaten dem Klimafieber. Einer derselben, Daniel Coker, ein umsichtiger Mann, führte die Uebriggebliebenen auf die Insel Scherbro, deren niedrige Lage jedoch der Gesundheit ebenfalls nicht zuträglich war. Zwar landete im Januar 1821 ein neues Schiff mit 40 Auswanderern unter Leitung des Predigers Andrews, eines Herrn Winn und eines zweiten Bacon, aber noch vor Ablauf des Jahres starben auch Andrews und Winn, sammt des Letzteren Gattin, und Bacon floh nach Amerika zurück. Jetzt erbot sich Dr. Ayres zum Geschäftsführer. Derselbe wurde noch Ende 1821 den Ansiedlern zu Hülfe gesandt und brachte diese erst an ihren rechten Platz. Er fand nämlich bald heraus, daß das 150 Meilen südöstlich an Sierra Leone gelegene Vorgebirge Mesurado und die über eine Stunde breite und 12 Stunden lange Landzunge, deren äußerste Spitze es bildet, eine der gesundesten Landstriche in Westafrika sei. Franzosen und Engländer hatten schon früher hier sich ankaufen und Sklavenfaktoreien anlegen wollen, aber ein alter Aberglaube hatte die Häuptlinge verhindert, Land herzugeben. Ayres überwand ihre Bedenklichkeiten, schloß am 15. Dezember 1821 den Handel ab und wußte, da es ihnen wieder leid ward, mit Muth und Entschlossenheit sein Recht zu behaupten. Hierher sammelte er dann im Juni 1822 seine Ansiedler, und die bedeutende, nordwestlich vom Groß-Bassa-Lande liegende Landstrecke

dieses Kaps, das eine ansehnliche Höhe bildet, erhielt den Namen Liberia, d. i. Freiland, weil befreite Sklaven dasselbe bauen und besitzen sollten; die neugegründete Stadt aber ward dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, zu Ehren Monrovia genannt. Das Vorgebirge selbst bildet hier einen vortrefflichen Hafen, in welchen der mehrere Meilen hinauf schiffbare Mesurado-Strom sich ergießt. Die Fruchtbarkeit des Landes ist so groß, daß europäische Gartensämereien drei Tage nach der Aussaat schon aufgehen, und Bohnen, deren Schoten durchschnittlich 29 cm. lang werden, über 1 m. hoch ohne Stützen wachsen. Palmen stehen zahlreich in der Nähe, Kaffee und Baumwolle wachsen wild, Reis und Zuckerrohr gedeihen vortrefflich. Aber die Urbarmachung des Bodens kostet Mühe, denn die 3—7 m. über dem Meeresspiegel erhabene Fläche, die nach und nach gegen das Innere ansteigt, ist mit undurchdringlichem Gebüsch bedeckt. Da sind ungeheure Bäume, deren Aeste sich mit dem niederen Buschwerk und Schlingkraut mauerartig verwachsen haben. Kein Plätzchen ohne wucherndes Gebüsch, und dazu auf dem Boden noch das hohe Gras, das rasch wächst und wieder verdorrt und ein dichtes Gewebe bildet, in das man nicht ohne Lebensgefahr hineindringt. Nur hier und da findet sich ein schmaler, schlängelnder Pfad, auf dem nur ein Mann gehen kann. Solcher Gang sieht aus wie ein unterirdisches Gewölbe, so sehr schlagen Gebüsch und Schlingpflanzen über ihn zusammen. Dort nun, auf einem hohen Ufer des Mesurado, nahe bei seiner Mündung, ward Monrovia erbaut. Das gekaufte Land war etwa 8 Quadratmeilen groß; jeder verheirathete Kolonist erhielt 5 Morgen Landes für sich, 2 für seine Frau und 3 für seine Kinder, sowie ein dauerhaftes, aus Balken gebautes und mit Schindeln gedecktes Haus. Aber auch diese Ansiedelung hatte schwere Kämpfe zu bestehen, und Ayres war mehrmals genöthigt, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Amerika zu reisen. Doch kam er stets wieder und brachte dann immer neue Hülfsmittel, neue Ansiedler mit, im Jahre 1823 hundert Freineger. Mit ihm zusammen, und wenn Ayres in Amerika war, allein, führte das Regiment der tüchtige und energische Prediger Jehudi Ashmun. Geboren 1794 zu Champlain in New-York, hatte er auf mehreren Universitäten, auch in New-Haven, Theologie studirt und war eine Zeit lang Lehrer am Theologischen Seminar zu Bangor. Unter anderen Büchern hatte er auch eine Lebensbeschreibung des obengenannten Predigers Bacon verfaßt und war bei dieser Arbeit für das Wohl der armen Schwarzen selbst warm geworden. Im August 1823 landete er mit 15 losgekauften Sklaven und 35 Kolonisten in Liberia, gerade zur rechten Zeit, um die Kolonie zu retten. Denn schon war es den Nachbarstämmen einleuchtend geworden, daß dieselbe dem Sklavenhandel mit der Zeit ein Ende machen würde, und deshalb hatten sie zu ihrer Vernichtung sich verbunden; in der Kolonie selbst aber mit ihrer aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzten Bevölkerung wollte Jeder regieren. Da trat Ashmun zuerst als Ordner und Gesetzgeber unter den wilden Haufen, zugleich aber ließ er, nach Außen schauend, in aller Eile Häuser bauen und eine Mauer um die Stadt führen. Mitten in der besten Arbeit aber befiel ihn und seine 50 neuen Kolonisten das Klimafieber, während dessen er seine

Gattin zu Grabe tragen sah. Da indeß der Anfall der Wilden alle Tage zu besorgen war, stand er in den Stunden des Bewußtseins zwischen den Fieberanfällen an der Mauer, prüfte die Arbeit, empfing Berichte, ermunterte die Muthlosen und leitete das ganze Werk. Und kaum war dies zur Hälfte fertig, als am 11. November 1823 plötzlich 800 Wilde in vollster Wuth in die Stadt eindrangen und schon drinnen waren, ehe nur Lärm gemacht wurde. Ashmun aber, obschon er nur 35 einigermaßen geübte waffenfähige Kämpfer hatte, leitete mit solcher Ruhe und Tapferkeit den Angriff, daß die Feinde mit ansehnlichem Verlust hinausgeschlagen wurden. Und als sie am 2. Dezember 1500 Mann stark wieder kamen, hatte Ashmun zwar nur 28 Kämpfer, aber die Mannschaft eines gerade im Hafen liegenden amerikanischen Kriegsschiffes trat in ihre Reihen, und mit bitteren Verlusten wurden die Wilden verjagt. Zum Schutz gegen solche Ueberfälle aber bauten die Seeleute einen festen Thurm zugleich mit einer gesunderen Wohnung für den Agenten, und seitdem haben die Wilden keinen Angriff wieder versucht. — Im Jahre 1825 verminderte sich auch die Sterblichkeit in der Kolonie bedeutend, die Grundstücke der Neger fingen an, reichliche Ernten zu tragen, **Monrovia** selbst wuchs zu einer ansehnlichen Stadt empor. Zwei niedliche Kapellen und fünf Schulen wurden errichtet, eine Anzahl losgekaufter Negersklaven als freie Einwohner aufgenommen, durch 154 neue schwarze Einwanderer die



Stephen Allen Benson (geb. 1816).

Bevölkerung der Kolonie vermehrt und das Gebiet derselben erweitert. Die beiden schönen Ströme Mesurado und St. Paul bildeten nach Norden und Süden ihre Grenze, während das Land einwärts auf eine ungeheure Ausdehnung zu ihrer Verfügung stand, und schon ward, zum Theil durch Ashmun selbst, auf die Wichtigkeit von Missionsniederlassungen auch unter den umwohnenden Heiden hingewiesen. Ein neuer Zuzug schwarzer Kolonisten aus Amerika, der 1826 unter Leitung eines Negermissionärs, **Holton**, nach Liberia kam, brachte eine Buchdruckerpresse mit, die alsbald in Thätigkeit gesetzt wurde, um auch auf diesem Wege der bürgerlichen und christlichen Bildung Afrika's zu Hülfe zu kommen. Längs der Küste wurden von Einzelnen bedeutende Wanderungen gemacht, um das Land genauer kennen zu lernen, die geheimen

Schlupfwinkel der Sklavenhändler auszukundschaften und mit den benachbarten Völkerstämmen in freundlichen Verkehr zu treten. Nach und nach waren 224 kleinere und größere Pflanzungen angebaut, und auch der Handelsverkehr der Kolonie mit Amerika nahm beträchtlich zu. Die Bevölkerung begann allmählig in der neuen Heimat sich glücklich zu fühlen und auf die dargebotenen Bildungsmittel größeren Fleiß zu verwenden. Alle Kinder der Kolonisten und $^2/_3$ der Erwachsenen besuchten die Schulen; selbst ein Missionsverein wurde im April 1827 gestiftet und zählte bald 45 thätige Glieder. Unter den Ansiedlern zeichnete besonders Lott Carey, einer der ersten schwarzen Einwanderer, sich aus, der 1826 zum Vizeagenten der Kolonie erwählt wurde.



Negerinnen.

Er verwaltete dieses wichtige Amt bis zu seinem leider schon 1828 auf bedauerliche Weise erfolgenden Tode auf das Beste.

Man kann, trotz dieser schön klingenden Einleitung, nicht sagen, daß Liberia den großen Erwartungen entsprochen habe, wenn auch hier und da einige tüchtige Leute aufgetreten sind. Zu diesen rechnen wir Stephen Allen Benson (geb. 1816), einen Neger aus Maryland. Als sechsjähriger Knabe wanderte er nach Monrovia aus, wo er sich nach mancherlei Schicksalen, unter anderen auch nach langer Gefangenschaft unter den eingeborenen Stämmen, als Kaufmann Vermögen erwarb. Seine Talente erschlossen ihm nachher eine Stelle im Senat, dann wurde er Richter, hierauf Vizepräsident und Ober=

befehlshaber der Miliz und endlich Nachfolger des Negers Roberts, welcher der erste Präsident war und diese Würde viermal hintereinander, also acht Jahre, bekleidet hatte. Im Jahre 1862 unternahm Benson eine Reise nach Europa, wo er London, Berlin und andere Städte besuchte. An den Höfen machte er damals nicht wenig Aufsehen, da wol noch nie ein Schwarzer von so gentlemännischem Wesen und so hohem Range den getäfelten Boden unserer Königspaläste betreten hatte. In Berlin ward er von dem Minister Bismarck zur Tafel gezogen, wo sein Negerkopf zur Rechten, das gelbe Antlitz des japanesischen Gesandten zur Linken der Dame des Hauses, den Gästen einen eigenthümlich kosmopolitischen Anblick boten.



Negerinnen.

Im Jahre 1871 und 1872 haben Ereignisse stattgefunden, welche auf eine tiefe Demoralisation in den leitenden Kreisen Liberia's hindeuten.

Der Neger ist bekanntlich ein wesentlich nachahmendes Geschöpf. Wenn nun die Staaten Europa's und Amerika's Schulden haben, so darf Liberia doch nicht zurückbleiben, sondern muß sich gleichfalls einen solchen staatswirthschaftlichen Segen verschaffen; es muß Anleihen machen. Wofür sind denn die bornirten Philanthropen in England da? Also ging der ehrenwerthe Präsident der Republik, Se. Excellenz Herr Roye, nach England und „ventilirte den Plan", der auch gelang. Aber im Oktober hatte man ihn und seinen Sohn eingesperrt, weil er für etwa 40,000 Pfd. St. Bonds unterschlagen habe.

Gewiß ist der Mann ein schwarzer Yankee, der bei den Stadträthen Newyorks in die Schule ging. Auch der Staatssekretär, der honorable Herr W. H. Johnson, sollte nach seiner Ankunft aus Europa in Haft genommen werden. Inzwischen hatten die Vorsteher des Vollziehenden Ausschusses ein Manifest erlassen, das ganz und gar ein Abklatsch ähnlicher nordamerikanischer Dokumente ist und sich pomphaft ausnimmt: „Der Präsident hat im Auslande gesetzwidriger Weise eine Anleihe kontrahirt und, ohne Genehmigung der Gesetzgebenden Versammlung, sammt seinen Beamten dieselbe in Empfang genommen. Er hat ein Fundamentalgesetz unbeachtet gelassen, welches die vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt von einander trennt und scheidet. Er ist in die Gerichtshöfe eingedrungen, hat sich angemaßt zu befehlen, wer als Geschworener fungiren solle, und alle Bemühungen, ihn von seinem verfassungswidrigen Benehmen abzubringen, sind fruchtlos geblieben, selbst Drohungen haben nichts geholfen; er hat nur taube Ohren gehabt. Er hat erklärt, das Volk sei in einem Zustande der Rebellion, und dann versucht, mit seinen Beamten ins Ausland zu entwischen, um von dort aus eine Gewalt gegen uns geltend zu machen, die er im Inlande vergeblich aufbot, um die Freiheiten des Volkes zu zermalmen. Deshalb hat das Volk von Monrovia in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des Volkes in anderen Counties der Republik beschlossen, den Präsidenten J. E. Roye abzusetzen" u. s. w.

Roye wurde dann eingekerkert, entsprang aus dem Gefängniß und suchte, durch das Meer schwimmend, auf einem europäischen Dampfer zu entkommen, wobei er ertrank.

Ueber die gegenwärtigen sozialen Zustände Liberia's theilen wir noch das Folgende nach glaubwürdigen Quellen mit. Im Jahre 1870 hielt die „African Colonization Society" in Newyork eine Sitzung, um die Zustände Liberia's zu erörtern.

Den Bericht darüber hat sie im „African Repository" bekannt gemacht. Aus demselben ergiebt sich, daß sie 1869 etwa 100 Männer und Frauen und 60 Kinder nach Afrika geschickt hat; sie verausgabte für jeden Kopf 438 Dollars 80 Cents und hat damit ihre Kasse erschöpft. Aus der von ihr veröffentlichten Korrespondenz mit intelligenten Negern geht hervor, „daß die amerikanischen Neger nicht etwa einen civilisirenden Einfluß auf die afrikanischen ausüben, sondern daß gerade das Umgekehrte stattfindet: die amerikanischen fallen in die Barbarei zurück."

Man begreift übrigens, daß es den Eingewanderten in Liberia nicht gefällt. „Sie erhalten vom Schiffe aus am Lande noch Lebensmittel für die nächsten sechs Monate, doch nicht von bester Qualität, und werden zu 100 bis 150 zusammen in einem großen Raume untergebracht. Bald werden Mehl, Butter, Schinken, Käse ungenießbar; viele Leute liegen schon im ersten Monat am Fieber darnieder, und kein einziger bleibt zwei Monate nach seiner Ankunft von einem solchen verschont. Sie finden kaum die allerdürftigste Pflege; es ist nur ein Arzt vorhanden, der auf einem Gebiete von 15 Quadratmeilen praktizirt. Die Behausung wird bald außerordentlich unsauber, und so kommt es, daß schon während der ersten sechs Monate der vierte Theil der Angekommenen gestorben ist.

„Sobald ein halbes Jahr verstrichen ist, müssen die Ueberlebenden jenen Raum verlassen. Sie haben aber keine andere Wohnung und sind alle sehr abgeschwächt, meist ohne Geld; sie schlagen also eine Hütte auf, aber ohne Fußboden; dann machen sie etwas Land urbar und pflanzen Kartoffeln und Maniok. Sie leiden aber fortwährend und Viele sterben, bevor sie ein Jahr im Lande sind. Man könnte Kaffeebäume pflanzen, aber diese geben erst Ertrag, wenn sie sechs Jahre alt sind.

„Die Schulen befinden sich im armseligsten Zustande; was man darüber Lobendes verbreitet hat, ist durchaus unrichtig. Ich halte es nicht für angemessen, eine Schar unwissender Menschen aus einem Lande fortzuschaffen, wo sie Schulen und Kirchen finden, wo sie gesundes Klima haben und sich anständig zu ernähren Gelegenheit finden, und sie in ein Land zu bringen, wo das Klima mörderisch ist, wo sie wenig Kirchen und Schulen finden und wo sie ihr ganzes Leben in Armuth und Elend verbringen. Ich habe kein Recht, der Kolonisationsgesellschaft Vorwürfe zu machen; ich spreche aber die Ueberzeugung aus, daß es unendlich viel besser wäre, wenn sie die unwissenden Leute dort, wo sie einmal sind (in Amerika selbst), unter ihre Obhut nähme und für ihre Civilisation sorgte — als daß sie eine Anzahl armer, ungebildeter Personen in ein feindliches Land bringt, wo dieselben durch den Einfluß ihrer Umgebung nur noch tiefer sinken, wo sie viel Elend auszustehen haben, und wo Viele schon nach kurzer Zeit sterben. Durchschnittlich sind in Liberia die Kolonisten ebenso roh und abergläubisch, wie die heidnischen eingeborenen Afrikaner. Man hat wol gesagt, die Kolonisten würden einen civilisirenden Einfluß auf die Heiden ausüben; ich habe aber niemals bemerkt, daß die ignoranten Massen, welche man nach Liberia gesandt hat, solch einen Einfluß geübt hätten. Ich bin ein Freund der farbigen Rasse und will Alles für sie thun, was in meinen Kräften steht; ich muß aber sagen, wie es sich mit den Thatsachen verhält.“

In einem zweiten Berichte wird erwähnt, daß am Kap Mount die Niederlassung Robertsport gegründet worden sei. „Wir haben in derselben bereits 38 von uns durch den Tod verloren; etwa die Hälfte bestand aus Kindern und Jünglingen. Die Ueberlebenden sind jedoch entschlossen, zu arbeiten und sich ein komfortables Heim zu schaffen.“

Ein dritter Bericht an die Gesellschaft, datirt Monrovia, Januar 1870, spricht von den „bedauernswerthen, hülflosen, verhungernden Opfern, die man dorthin geschickt habe. Manche verfallen sofort in heidnische Gewohnheiten (Down they go at once and sink into heathen habits).

Nicht wenige dieser Kreaturen werfen sofort ihre Kleider ab und gehen landeinwärts (zu den Wilden). Vor etwa sechs Wochen kam ein Mädchen in ein Haus, das Kreidestriche auf sein Gesicht gemacht hatte; es trug dicke Ringe über Arm- und Beinknöcheln und hatte ein Stück Zeug um die Lenden geschürzt. Dieses Mädchen war eine Amerikanerin, die ganz vor Kurzem ihre Röcke abgelegt und die Sitten der Eingeborenen angenommen hatte. Solcher Personen giebt es männliche wie weibliche schockweise im Lande, und wenn nicht etwas ganz Außerordentliches geschieht, werden sie viele Nachfolger finden.“

Auch eine andere Quelle, die von Negern und Afrikanern geschriebene „African Times“, klagt gewaltig über Liberia. Ganz Liberia wird dort wiederholt ein Räuberstaat genannt. Ein Schandfleck für Afrika, welcher die hohen, auf ihn einst gesetzten Hoffnungen in keiner Weise erfüllt habe. In Nr. 122 vom 23. August 1871 bringt das genannte Blatt unter der Ueberschrift „Fünfzig Ehescheidungen in Einer Sitzung der Legislatur von Liberia“ folgenden Artikel eines Negers aus Monrovia:

„Das hauptsächlichste Geschäft unserer Legislatur während der Sitzung vom Dezember 1870 bis Februar 1871 bestand in Ehescheidungen. Fünfzig Frauen wurden von ihren Männern rechtskräftig geschieden. Von besonderem Interesse waren nur zwei Fälle. Eine der Frauen war von ihrem Manne nach Amerika gesandt worden, dieser verlangte dann geschieden zu werden, und die Legislatur willigte ein, ohne die Frau nur gehört zu haben. In einem anderen Falle ließ sich der Mann scheiden, weil die Frau vor 12 Jahren Ehebruch begangen hatte; er lebte trotzdem mit ihr zusammen, war jetzt aber in bessere Umstände gelangt und setzte nun die Scheidung durch, weil er die Frau los sein wollte. Einige der Gesetzgeber waren bestochen; Bestechung ist hier allgemein, ob aber die Legislatoren in diesen Fällen bestochen waren oder nicht — genug, sie haben das Land um 50 Prostituirte reicher gemacht. Wir haben aber schon genug Prostituirte in unserem Lande; Silbergeld und bunter Kattun sind allzu große Versuchungen für unsere Frauen, und es giebt unter diesen nur sehr wenige verheirathete wie unverheirathete, welche für diesen Artikel sich nicht dem ersten besten Manne hingeben. Es haben sich Fälle ereignet, daß Männer und Frauen im Ehebruche während der Kirche betroffen wurden, und man hat nur ein paar Tage darüber gesprochen, das war Alles. Und wieder giebt es Fälle, daß Leute, die in der einen Woche getraut wurden, in der nächsten sich bereits trennten, während Andere sich von ihren Frauen scheiden ließen, eine andere nahmen und nach ein paar Wochen sich die erste wieder antrauen ließen. Again, women lying about the streets, in the bushes, and alongside of churches at night, cohabiting, while services are conducting in the churches, is a common thing. Aber was sollen die armen Frauen anfangen — sie haben keine Arbeit, und die Regierung hat kein Geld, um es in Umlauf zu setzen. Die Hungersnoth wird schwer im Lande empfunden. Das Volk geht in Lumpen und Fetzen. Die Regierung legt dem Volke schwere Steuern auf, welche dieses nicht tragen kann; sie schraubt die Abgaben ungeheuer in die Höhe, um die Fremden abzuhalten, in das Land zu kommen. Ich habe täglich die Leute aus bloßem Hunger in den Straßen taumeln sehen. Die Regierung, ja die Legislatur (NB. die vom Volke frei gewählte) hat alle diese Uebel und Noth über uns gebracht. Sie hat Gesetze erlassen, um den Fortschritt des Landes und des Volkes aufzuhalten, und man konnte hier Einige sehen, die noch stolz darauf sind, daß sie 50 Ehescheidungen jetzt durchgesetzt haben, ohne zu bedenken, daß sie dadurch in dieser kleinen Stadt 50 Weiber der Prostitution in die Arme geworfen haben, denn Prostituirte mußten sie werden, wenn sie leben wollten. Wenn hier Jemand die Legislatur bestimmen will, Etwas für ihn zu thun, so giebt er ein Gastmahl, bei

welchem er den Gesetzgebern irgend Etwas vorsetzt, was sie in ihren Häusern nicht haben; dann legt er seine Wünsche vor ihnen auf den Tisch, und sofort und auf der Stelle entscheiden sie zu seinen Gunsten. Die wenigen Kaufleute (die eigentlichen Herren des Landes) und die sogenannten Wohlthäter des Landes schwatzen dem Volke vor, es solle ja die Konstitution nicht ändern; geschähe dieses, so würden die weißen Leute Bürger und schließlich das Land an sich reißen. Dabei malen sie ihm die Grausamkeiten aus, die sie einst unter ihren weißen Herren in Amerika erlitten, und daß die Weißen sie wieder zu Sklaven machen würden, wenn die Konstitution geändert würde. Und die Masse des Volkes in Liberia ist so unwissend, daß sie ihrem eigenen Interesse gegenüber blind bleibt. Das ist der gegenwärtige Zustand Liberia's und er wird von Tage zu Tage schlimmer."

Liberia ward bekanntlich gegründet, damit die „civilisirten" Neger ihren wohlthätigen Einfluß auf ihre „barbarischen", im Heidenthum versunkenen Brüder in der Umgegend ausüben möchten. Daran ist aber bisher, obwol der Freistaat bald ein halbes Jahrhundert besteht, nicht das Geringste zu spüren gewesen. Im Gegentheil, die „civilisirten" Neger rauben und plündern in den Nachbardistrikten so gut wie die „barbarischen", und Christen machen in dieser Beziehung den Fetischdienern die Palme streitig. Hören wir darüber abermals die Stimme eines farbigen Mannes in Nr. 124 der genannten Zeitschrift vom 23. Oktober 1871. Der Artikel führt die Ueberschrift:

„Eine Sierra Leone-Ansicht über die Territorialfrage zwischen der liberianischen Regierung und dem Fürsten Mannah." Das Gebiet Mannah's liegt im Westen Liberia's am Gallinasflusse und wird im Westen von Sierra Leone, speziell der britischen Besitzung Scherbro, begrenzt. Auf Fürst Mannah's Territorium nun erhebt Liberia Ansprüche.

„Die Frage ist lange in der Schwebe gewesen, aber nach allen Berichten hat Liberia keinerlei Anrecht auf Mannah's Besitzung. Und trotzdem die britischen, speziell zur Untersuchung der Sachlage abgeordneten Kommissäre dieses ausdrücklich bestätigten, hat Liberia beschlossen, das Stadium der Barbarei, in welches es zurückverfallen, dadurch zu beweisen (Liberia has concluded to evince the state of barbarism into which she has relapsed), daß es sich die schamlosesten und feigsten Uebergriffe gegen Fürst Mannah zu Schulden kommen ließ. Es beanspruchte aber nicht eher Besitzrechte auf dessen Territorium, ehe sich nicht Sierra Leone-Händler dort niedergelassen hatten. Im Jahre 1868 erfuhr man in Liberia, daß einige britische Unterthanen sich in Mannah's Land niedergelassen und dort Reichthümer erworben hatten. Sogleich wurden Raub- und Plünderungszüge verabredet, welche unter dem Vorwande des angeführten Besitzrechtes 1868, 1869 und 1871 ausgeführt wurden. Eine Menge Eigenthum britischer Unterthanen wurde geraubt und fortgeführt. Obgleich Fürst Mannah auf einen Krieg nicht vorbereitet war, ließ er die Marodeure doch nicht ungestraft in seinem Lande ihre Räubereien vollführen. Es fanden mehrere Gefechte statt, in welchem die Räuber mit Verlust zurückgeschlagen wurden; sie konnten nicht bis zu Mannah's Stadt vordringen. Die liberianische Regierung, durch den Raub noch mehr ange-

feuert, drohte mit neuen Plünderungen, wenn Mannah ihre Oberhoheit nicht anerkennen wolle. Dieser ließ sich aber nicht einschüchtern und ignorirte die Drohungen. Liberia reklamirt eine Stellung unter den civilisirten Ländern. Wird dieses durch dergleichen periodische Razzias gegen einen eingeborenen Häuptling, wie sie unter Führung des liberianischen Expräsidenten Payne stattfanden, bewiesen? Der politische Grundsatz Liberia's heißt: „Macht ist Recht", und wie lange noch darf es diesen ausüben? Es verdient einen Schlag und einen tüchtigen. Ich hoffe, die Sympathie Großbritanniens wird für Fürst Mannah rege werden, welcher britische Unterthanen, die in seinem Lande Handel treiben, stets beschützte, so daß die Raubeinfälle in Zukunft durch die feigen Angreifer nicht wiederholt werden können, die dadurch das eigene Elend, welches durch Faulheit, Indolenz und Trunksucht über sie gekommen ist, mildern wollen. Ich kann nicht einsehen, welchen Vortheil Liberia durch Vergrößerung seines Territoriums haben soll. Es ist eher eine Schande als ein Segen für Afrika (she is rather a disgrace than a blessing to Africa). Die Regierung ist dort anarchisch und keine Aussicht für einen Fortschritt vorhanden. Im Gegentheil zeigen sich Anzeigen des Rückschritts. Es rühmt sich seiner Armuth, und diese ist sein Bollwerk gegenüber den Ansprüchen der fremden Mächte wegen seiner illegalen Akte."



Schwarzer Stutzer.

Das sind Stimmen schwarzer, an Ort und Stelle wohnender Leute.

Hätten die Neger Liberia's arbeiten wollen, sie brauchten bei dem natürlichen Reichthum des Landes — den die philanthropischen Gründer ja gehörig ins Licht stellten — heute weder zu arbeiten noch zu hungern. Wie wir aus dem zu Monrovia erscheinenden „Republican" (21. Oktober 1871) ersehen, betrugen die Gesammtstaatseinnahmen Liberia's in dem Semester vom 1. Juli bis 31. Dezember 1870 im Ganzen nur 27,055 $ 70 Cents. Die Jahreseinnahme Liberia's kann man somit auf etwas über 50,000 Dollars anschlagen. Damit läßt sich ein Land von 450 Quadratmeilen freilich nicht regieren. Aber Schuld der Neger selbst ist es, daß es dahin kam. Es giebt selbständige Negerreiche in Afrika, z. B. Bornu, welche weit über dieser „civilisirten", so riesig von den „Philanthropen" aufgepufften Republik stehen, die in der That ein erbärmliches Zerrbild ist.

Die eigentlichen Herren Liberia's sind die Kaufleute. Ehe die Wahlen zu den Kammern stattfinden, bestimmen die Kaufleute, wer gewählt werden soll.

Thun die Wähler nicht, was Jene wollen, so droht man damit, daß man sie verhungern lassen wolle. Die Kaufleute besitzen das Palmöl, den Reis, den gesalzenen Fisch und den Tabak — halten sie diese ein, so muß das Volk verhungern. Die Leute selbst besitzen nichts. Kommt Einer und wünscht Nahrungsmittel, so heißt es: „Stimme so und so in der Legislatur; wo nicht, so erhältst du nichts. Geh' zu der Regierung, damit diese dir zu essen gebe." In deren Magazinen finden sich aber nur verdorbene Waaren, und das Papiergeld ist so entwerthet, daß z. B. eine Elle Baumwollenstoff gegenwärtig zwei Dollars kostet. Der schwarze Schreiber fährt in seinen Klagen fort:

„Hier sitzen wir mit gefalteten Händen, umgeben von Urwald, der bis an unsere Thüren reicht, in dem Leoparden, Hirsche, Schlangen und alle Arten wilder Bestien hausen; unsere Straßen sind nur ein elender Fußpfad, so daß, wenn unsere «Ladies» nach dem Regen ausgehen, sie im Schmuze versinken. Wir müssen uns vor uns selber schämen, denn wir haben es nicht verstanden, unsere Privilegien und die günstigen Gelegenheiten auszunutzen; wir haben nichts für unser Land, nichts für unsere heidnischen Brüder gethan, ausgenommen daß wir sie zu Holzhauern und Wasserträgern machten; nichts ist geschehen, um den Handel zu ermuthigen; nichts, um die Hülfsquellen des Landes zu entwickeln, nichts für die Erziehung der Kinder. Haben wir eine Hütte gebaut und einen kleinen Fleck urbar gemacht, um darauf einige Kartoffeln oder Cassaven zu pflanzen, dann glauben wir ein großes Ding vollbracht zu haben. Dann gehen wir faulenzend umher, sind stolz auf unsere Freiheit und denken: was wir doch für ein herrliches Land haben!"



Schwarze Stutzer.

Das sind traurige Zustände; aber ein schwarzer Liberianer schildert sie selbst. Allerdings ist dieses Bild anders als mancher glänzende Missionsbericht, aber es hat den Vorzug der Wahrheit, wenn auch einer traurigen.

Seit dem 1. Januar 1872 ist der bereits mehremals erwählte J. J. Roberts wiederum Präsident der Republik; Vizepräsident ist A. W. Gardner.

Oestlich von Liberia, und nominell noch zu diesem Lande gerechnet, finden wir die **Kruküste**, die Heimat der in vieler Beziehung brauchbaren **Kru-Neger**, die Winwood Reade in seinem Werke „Savage Africa" folgendermaßen schildert:

„Wir ankerten vor Kap Palmas, auf dessen Bergeshöhen die Gebäude einer amerikanischen Mission stehen. Nicht weit davon liegt ein Dorf mit zum Christenthum bekehrten Eingeborenen.

Das Dampfboot kam hierher, um Kruleute an Bord zu nehmen. Diese Männer sind die Titanen der Küste und für den westlichen Handel in Afrika unentbehrlich. Ein Schiff ist selten lange im Hafen, ohne daß die Mannschaft so von Krankheit befallen ist, daß kaum die Hälfte den Dienst verrichten kann. Nachdem es aber eine Zeit lang in einem Oelflusse gelegen, sind so viele Leute gestorben, daß das Schiff ohne Hülfe den Hafen nicht verlassen kann.

Die Krumänner sind die Eingeborenen der Goldküste und scheinen sich erst kürzlich dem Seewesen zugewendet zu haben, da ich bei früheren Reisenden ihrer nicht Erwähnung finde.

Im Gegensatz zu den meisten Wilden, welche schlank sind, schwache Muskeln und weiche Hände haben, sind die Krumänner stark und von herkulischer Gestalt. Es ist bewiesen, daß die Wilden weniger kräftig sind als wir. Dies kommt aber mehr von ihrer trägen Lebensweise als von einer geringeren physischen Organisation her. Es liegt kein Grund vor, zu glauben, daß diese Kruneger ursprünglich eine schönere Rasse gewesen seien, als die anderen Wilden an der Küste. Sie sind jetzt die größten Athleten in der Welt, wahre Goliathe an Stärke und Körperbeschaffenheit. Regelmäßige Arbeit und regelmäßige Lebensweise kann Wunder am Körperbau eines Wilden verrichten und nicht nur den einzelnen Menschen, sondern die ganze Rasse umwandeln.

Jeder Händler nimmt eine Anzahl dieser Männer für die Dauer seiner Reise mit sich, welche gewöhnlich zwei Jahre dauert; auch in den Faktoreien sind sie beschäftigt. Sie erhalten von drei bis fünf Dollars monatlichen Lohn. Der erste Monat wird im Voraus bezahlt; kontraktlich wird festgestellt, daß sie nach Schluß der Reise kostenfrei in ihre Heimat zurückzusenden sind. An Rationen erhalten sie gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Liter Reis des Tages, und Fisch oder Fleisch an Sonntagen. Bisweilen erhalten sie auch täglich ein kleines Mäßchen Rum. Die Kriegsschiffe werden in Sierra Leone mit Krumännern versorgt, und diese erhalten den Lohn und die Rationen gewöhnlicher Seeleute. Südlich vom Congo vertritt der Stamm der Kabinda ihre Stelle, doch sind diese Leute nicht so gut und so willig als die Krus.

Es sind vielmehr die größten Spitzbuben der Welt. Sie sind im Stande, dein Boot in einer Brandung umzuwerfen und mit der einen Hand dein Leben zu retten, während sie dir mit der anderen die Tasche leeren. Man möchte sie unter die Amphibien rechnen, denn sie sind ebenso im Wasser als auf dem Lande zu Hause. Sie sind Fresser und Säufer, aber auch treu, von guten Sitten und tüchtige Arbeiter, wenn sie nicht zu gut behandelt werden. Dann aber entfaltet sich ihre thierische Natur und sie werden faul und übermüthig. Das alte Sprüchwort, mit geringer Abänderung: „Ein Krumann, ein Hund und ein Nußbaum werden desto besser, je mehr man sie schlägt", paßt auf sie vollkommen, wenn die Strafe wirklich wohl verdient ist. Unter den Sklavenhändlern ist es eine ausgemachte Sache, daß Kruneger und Kabindas nicht fortgeschleppt werden dürfen. Bisweilen ist dieses stillschweigende Uebereinkommen verletzt worden, dann aber haben sich stets die Krumänner vor Heimweh aufgerieben und sind gestorben, oder, wie sich die Sklavenhändler ausdrücken, „sie sind aus Tücke gestorben". Sie haben eine zärtliche Liebe zu ihren Müttern und eine Vaterlandsliebe, wie sie selten unter Negern

zu finden ist. Es ist in der That nicht zu verwundern, daß sie sich nach ihrem schönen Heimatlande mit seinen grünen Bergen, seinen Blumen und seiner See ohne Haifische zurücksehnen. Sie haben aber auch ein unwiderstehliches Verlangen nach Hundefleisch, welches sie nirgends in der Welt so schön und fett bekommen!

Wenn der Kruneger reich wird, kauft er sich einige Weiber, zieht sich von den Geschäften zurück und lebt als Privatmann auf seinen Besitzungen, die er durch seine Weiber bebauen läßt. Aber selbst wenn seine Arbeitszeit vorbei ist, hat er noch viele Gefahren zu bestehen. Wird er in einiger Entfernung von seiner Heimat ans Land gesetzt, so läuft er Gefahr, von den dazwischen wohnenden Stämmen ausgeplündert zu werden. Hat er indessen endlich die Heimat erreicht, so findet er seine eigenen Verwandten kaum rücksichtsvoller. Er wird gerade wie ein reicher Mann behandelt, der plötzlich verstorben ist. Musketen werden abgefeuert, Weiber tanzen vor Freude und singen sein Lob; die nächsten Verwandten halten Rath, wie sie sein Eigenthum am Besten theilen, und zanken sich bitterlich dabei. Dieselben Gefühle, die bei uns bei Eröffnung eines Testaments sorgfältig verborgen werden, trägt man hier offen zur Schau. Die Höhe des Vermögens, das einem Manne zu behalten erlaubt ist, hängt von der Anzahl seiner Vettern ab. Dabei ist aber die Eitelkeit dieser Neger so groß, daß sie eher zugeben, daß ihnen Alles genommen wird, als daß man sie geizig nennt.



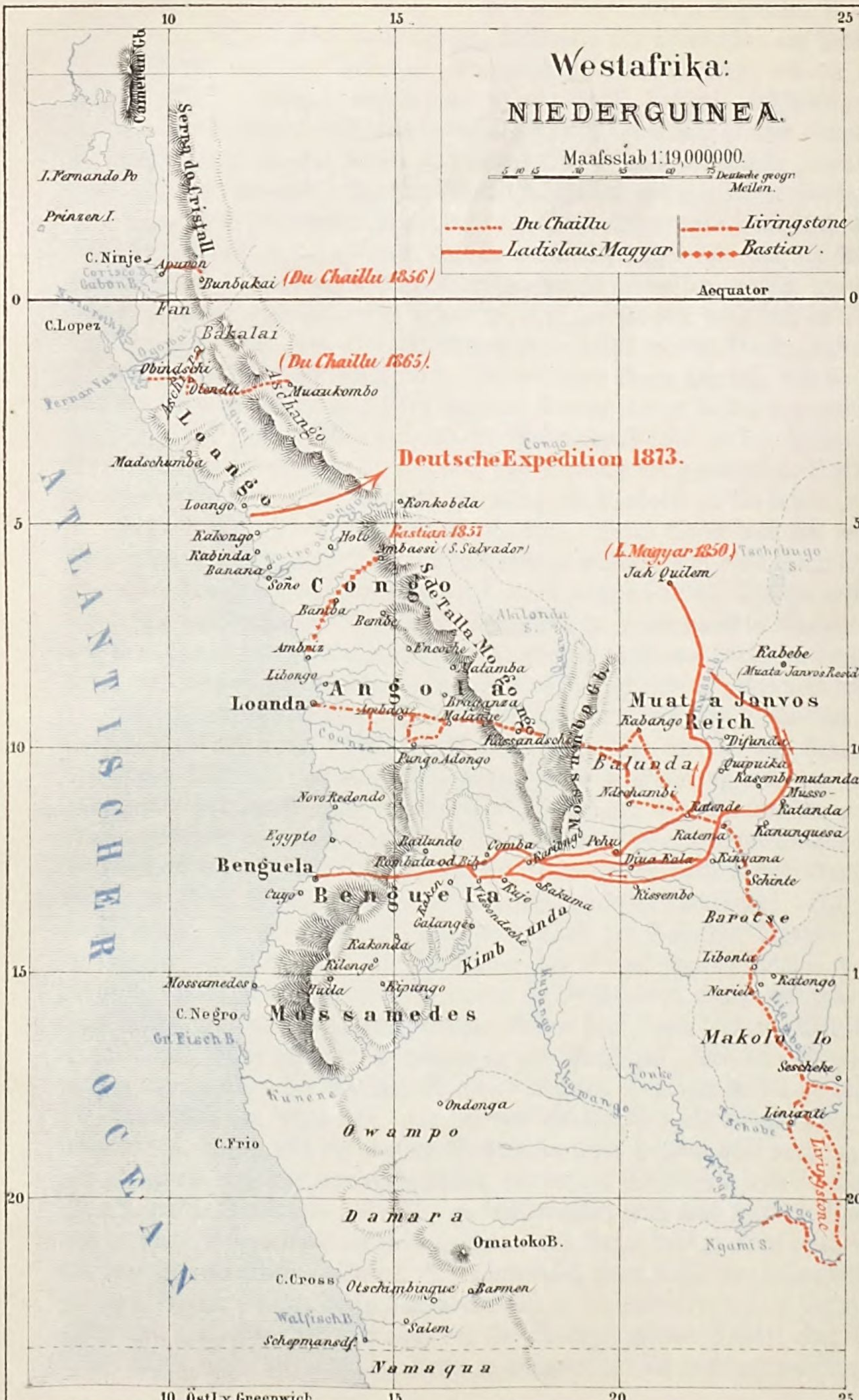
Typus eines Krunegers.

Kaum hatten wir Anker geworfen, als mehrere Kanoes durch die Brandung kamen und bald an der Seite des Schiffes anlegten. Der Krumann kauert auf den Knieen im Boote und schöpft das Wasser mit einem Fuße aus. Er rudert mit den Händen und steckt bisweilen ein Bein ins Wasser, um dadurch das in vollem Laufe befindliche Kanoe umzuwenden. Wenn er umwerfen sollte, was bisweilen geschehen muß, wenn es aus dem Gleichgewicht kommt, so dreht er das Boot wieder zu oberst, schöpft, nebenher schwimmend, das Wasser mit einer Kalebasse aus, gleitet dann wieder ins Boot, wobei seine Haut wie die eines Seehundes glänzt.

Als die Krumänner auf das Hauptdeck gelassen wurden, fingen die Palmölhändler an, sie zu untersuchen, wie ein Roßkamm ein Pferd oder ein Pflanzer einen Sklaven auf der Auktion. Die größten Leute wurden, als zu faul, zurückgestellt; diejenigen, welche eine wunde Stelle hatten, vollständig verworfen. Am meisten beliebt waren mittelgroße Männer mit glatten Gliedern. Der Schiffsarzt, der die größte Zeit seines Lebens an der Kruküste zugebracht hatte, gab mir manchen nützlichen Wink. Ich suchte mir mit seiner Hülfe fünf aus, die mir als Bootsmannschaft dienen sollten. Sie trugen sämmtlich Armringe aus Elfenbein, ein Zeichen, daß sie am Camerungebirge oder am Gabon gewesen waren. Vor allen Dingen verlangten sie zu wissen, wohin ich sie zu führen gedächte, und als sie es erfuhren, theilten sie mir mit, daß in Lagos viele Haifische seien, daß man am Bonny leicht krank werden könne, daß aber der Gabon ein herrlicher Fluß wäre. Ich eröffnete ihnen hierauf, daß sie fünf Dollars Lohn den Monat erhalten würden. Danach baten sie sich den gewöhnlichen Vorschuß und ein Buch aus. Dieser Wissensdurst setzte mich in Erstaunen; der Schiffsarzt indessen theilte mir mit, daß ein Buch der gewöhnliche Ausdruck für alles Geschriebene sei, und daß hierunter ein Kontrakt zu verstehen sei.

Jetzt stellte sich mir ein alter Mann vor. Seine Stirn war mit weißer Erde beschmiert und er suchte mir begreiflich zu machen, daß diese Schmiererei ein großer Fetisch sei. Und es war wirklich ein großer Fetisch. Die Häuptlinge heben den halbverfaulten Schädel ihres Vaters in einem dunkeln Raume auf. Die von dem Schädel herabtropfende Flüssigkeit läuft auf darunter liegende Erde, und dies ist das Material, das, wie oben beschrieben, gebraucht wird.

Der Häuptling nannte sich König Georg und trat als Dolmetsch und Unterhändler für meine Burschen auf. Es sollte dies nur so viel bedeuten, daß er den Kontrakt und den ersten Monatslohn in Empfang nehmen wolle. Jedermann hat die Geschichte von dem Schauspieler gehört, welcher zuerst Alles verpfändet hat, was er besaß, und sich zuletzt selbst als Pfand hingab, den Pfandschein aber an den Direktor sandte. So hatten auch meine Burschen Geld vom König Georg geliehen und dagegen sich selbst verpfändet. Ich war der Direktor, der den Kontrakt und einen Theil der Schulden bezahlte, um ihre Dienste zu erlangen. Da die Namen der Eingeborenen, obschon wohlklingend, schwer zu behalten sind, so taufen sie die Händler, welche mit ihnen zu thun haben, mit den absurdesten Namen. Meine fünf Leute hießen: Essenkopf, Trockenbrot, Bäckerschwabe, Viertöpfchen und Nachtigall. Mit dem Proviantmeister kam ich über ihre täglichen Rationen überein. Demnach hatten sie täglich 1½ Liter Reis zu bekommen, und sie betrachteten dies als etwas ganz Absonderliches, da sie, wie die meisten Wilden, in ihrer Heimat halb verhungern. Ich gab jedem derselben eine rothe Mütze, wie die der Bootsleute, und ein blaues Flanellhemde. Sie kamen jeden Tag zu mir, fragten mich nach meinem Namen und nach dem Befinden meiner Verwandten — wie Neger stets zu thun pflegen — und bettelten um ein Stück Tabak. Sie wählten sich einen Aufseher, dessen Pflichten, wie sie mir sagten, darin bestanden, daß er die Lebensmittel in Empfang nahm und vertheilte. Er war auch der Ueberbringer meiner Befehle oder ihrer Beschwerden, und hatte jeden der Leute zu prügeln, der sich nicht gut aufführte."



Oberländer, Westafrika. Geogr. Anst. v. Velhagen & Klasing, Leipzig. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.



Die brandenburgische Fregatte „Der Kurprinz“.

II. Die Goldküste und das Reich Aschanti.

Der Grand Bassam. Cape-Coast-Castle. Oelhandel. Assinie. Cases à Selles. Die ehemals brandenburgischen Niederlassungen. Die Expedition nach der Goldküste. Verträge mit den Eingeborenen. Großfriedrichsburg. Das Reich Aschanti und die Fanti. Die Eingeborenen. Krieg der Engländer mit den Aschanti. Neueste Zustände.

Wir wenden uns nun weiter der Goldküste zu, über welche wir einige allgemeine Bemerkungen nach Winwood Reade vorausschicken.

Gleich den gesammten Küstenländern bietet auch die Goldküste einen sehr monotonen Anblick dar. Ein Gebirgszug folgt dem Ufer, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung, bald dicht an das Meer heranrückend und dann manchmal sich zu jähen Klippen erhebend, wie am Dreispitzen-Kap. Diese Kette, welche die Höhe von 700 m. selten übersteigt, ist die erste Stufe des großen afrikanischen Hochplateaus. Weil sie so nahe an der See streicht, sind ihre Gewässer selbst für Kähne nur bis auf eine sehr geringe Strecke schiffbar. Der Volta an dem einen Endpunkte der Goldküste ist der bedeutendste Fluß des Landes, obwol man bis heute noch nicht weiß, wie weit man ihn befahren kann. Der Grand Bassam, am anderen Ende der Goldküste, auf französischem Gebiete, kommt nach den Aufschlüssen, welche Reade von einem Eingeborenen am Bemtuku empfing, tief aus dem Binnenlande heraus und soll selbst 300 englische Meilen von der Küste noch ein ansehnliches Gewässer sein. Dagegen können der Assinie, der Anconbra, der Prah und andere nicht

die mindeste Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. In politischer Beziehung ist der letztgenannte Fluß nicht ohne Interesse, da er die Grenze zwischen Fantis und Aschantis bildet, und sein Name hat in den zwischen Downing-street und Cape-Coast-Castle gewechselten Depeschen sicher tausendmal figurirt.

Die Berge der Goldküste bestehen größtentheils aus Granit und sind prachtvoll bewaldet. Die oberste Bodenschicht ist meistens ein rother oder gelber Thon, dessen sich die Eingeborenen zum Bau ihrer Häuser bedienen. Vom Thierleben enthalten jene großen Wälder indessen merkwürdig wenig. Wie am Gabon, so herrscht auch hier melancholisches Dunkel und ödes Schweigen, und man kann Stunden lang darin verweilen, ohne einen anderen Laut als das Krachen eines brechenden Astes oder das Murmeln von zahlreichen kleinen Wasserbächen zu hören. Nur auf den verschiedenen Lichtungen, welche da und dort das Dickicht durchziehen und mit üppigem Grase geschmückt sind, ist es minder still und einsam; dort tummeln sich Büffel, Antilopen und anderes Wild. Jenseit dieses etwa 300 bis 400 englische Meilen breiten Waldgürtels kommt man in den an Schafen und Rindern reichen Sudan. Bei Accra dehnt sich zwischen Meer und Gebirge eine große Ebene aus, und an vielen Stellen gewinnt hier die Waldzone fast das Ansehen eines englischen Parks. In den holzreichsten Gegenden vertreten Banane und Maniok bei den Eingeborenen die Stelle des Brotes, in den waldfreien Gegenden thut dies der Mais und auf gewissen sumpfigen Landstrichen der Reis. Hornvieh giebt es blos in Accra in Menge, Pferde hingegen selten.

Von den französischen Besitzungen Grand Bassam und Assinie liegt die erstere, streng genommen, gar nicht auf der Goldküste, sondern auf der Elfenbeinküste, obgleich man daselbst etwas Gold verkauft. Palmöl ist hier der Haupthandelsartikel, und als Tauschmittel dient nicht wie in Assinie Goldstaub, vielmehr benutzt man dazu die sogenannten Manillen, aus Europa eingeführte kleine Eisenstangen, eiserne Arm- oder Beinringe. Wie oben bemerkt, kommt der Fluß ziemlich tief aus dem Innern des Landes, eine Entdeckungsfahrt auf ihm wäre jedoch keine leichte Aufgabe, da die Anwohner in viele kleine, sich beständig befehdende Stämme zerfallen, die sich gegen die Europäer in hohem Grade mißtrauisch und oft feindselig erweisen und äußerst abergläubisch sind. Der Oelhandel ist noch einer großen Ausdehnung fähig, und da das schlechte System der geschlossenen und monopolisirten Häfen von der französischen Regierung aufgegeben worden ist, so darf man der Kolonie wol eine gedeihliche Zukunft prophezeien; immer aber wird es mehr ein Handel zur See als durch Faktoreien sein, was hier geboten ist. Die Beschaffenheit der Düne, der Mangel an Lebensmitteln und die Isolirung, in welcher sich diese Niederlassungen befinden, werden jederzeit der Gründung von Handelsetablissements am Grand Bassam hindernd im Wege stehen.

Gegenwärtig erhält Assinie fast allen den Goldstaub, der in besseren, friedlicheren Zeiten sich nach Cape-Coast-Castle wenden würde. Die Aschantihändler dürfen mit den Europäern nicht direkt verkehren, die Stämme von Assinie haben sonach durch ihre Vermittlung zwischen Käufern und Verkäufern ein gutes Geschäft gemacht, allein das wird jedenfalls keinen Bestand haben.

Assinie ist von der Aschantihauptstadt Kumasi viel weiter entfernt als Elmina, Cape-Coast-Castle und andere Orte, so daß sich infolge dessen das Gold nach diesen Plätzen ziehen wird, um so mehr, als die in Sierra Leone befolgte Politik (hier hat unser Gewährsmann seinen interessanten Bericht abgefaßt) wol auch von der britischen Goldküste zur Richtschnur erhoben werden dürfte. Danach würde man Straßen eröffnen, auf denen die Aschantis mit den Europäern in unmittelbaren Verkehr treten könnten, während die letzteren den Häuptlingen der an der Durchgangslinie wohnenden Stämme für den Verlust ihrer alten Vergünstigungen eine Entschädigung bezahlten. Dergestalt würde der Handel beträchtlich steigen und eine Menge Weitläufigkeiten in allen Geschäftsbeziehungen vermieden werden. Jedesmal aber, wenn sich britische Staatsangehörige in das Gebiet der Aschantis zu begeben hätten, könnte man eine bestimmte Anzahl der letzteren als Geißeln für die Sicherheit der ersteren in den englischen Niederlassungen festhalten.

Die Blüte Assinie's ist folglich blos eine vorübergehende, wenn sich daselbst auch immer ein ziemlicher Umsatz in Goldstaub bewerkstelligen lassen wird, da dieser in Assinie selbst und aller Wahrscheinlichkeit nach an der ganzen Grenze vom Aschanti zu finden ist. Palmöl fehlt dagegen durchaus, und die Bevölkerung ist spärlich und indolent.

Das ebenfalls zum französischen Gebiete zählende Dorf Cases à Selles ist ein Durcheinander von elenden Hütten, die indeß zum Theil von reichen Kaufleuten bewohnt werden. Man findet darunter Angehörige der verschiedensten Orte, aus Apollonia, Axim, Elmina und Cape-Coast-Castle. Der König von Assinie residirt in Kinschabo, einen Tagemarsch weiter im Innern und jenseit des Agisi. Reade hat die Stadt zweimal besucht und einen ziemlich ansehnlichen Ort mit ungefähr 4000 Einwohnern gefunden. Hier wohnen die Aschantihändler und unter ihnen befindet sich stets ein Häuptling, der die diplomatischen Geschäfte seines Königs besorgt. Amatifu, der König von Assinie, herrscht über ein sehr umfängliches Territorium, welches an das Aschantireich grenzt, dessen Souverän, wie unser Gewährsmann erfuhr, auf das Gebiet von Assinie Ansprüche erhebt. Ist dies wahr, so wird er jedenfalls einmal diesen Vorwand gebrauchen, um sich freien Zulaß zum Hafen von Assinie zu verschaffen. König Amatifu ist ein Mann von etwa 50 Jahren, von würdigem und ganz fürstlichem Aeußern, in seinen Neigungen und Gedanken aber der reine Neger, im Verkehr genau so verschlagen und schlau, wie dies alle Afrikaner zu sein pflegen.

Die englische Regierung betrachtet ihre Besitzungen auf der Goldküste als die lästigsten und wenigst einträglichen in ganz Afrika, und doch sind Accra und Cape-Coast-Castle zehnmal mehr werth, als Grand Bassam und Assinie.

Die wenigen dänischen Besitzungen waren schon vor 20 Jahren an die Engländer übergegangen und 1872 folgten ihnen die der Holländer nach, deren wichtigste Besitzung Elmina war. Der Vertrag über diesen Verkauf lautete folgendermaßen:

„Se. Majestät der König der Niederlande überträgt J. Majestät der Königin von Großbritannien und Irland alle Rechte der Souveränetät, der

Jurisdiktion und des Eigenthums, welche er auf der Küste von Guinea besitzt. In dieser Uebertragung sind inbegriffen: alle Forts, Bauwerke und Gebäude mit den dazu gehörigen Terrains, welche der niederländischen Regierung zustehen, nebst dem vorhandenen Vorrath an Geschütz, Waffen, Munition und was dazu gehört; ferner Hausrath und bewegliches Gut, mit Ausnahme dessen, was die niederländische Regierung auf der Küste nicht zur Uebertragung geeignet findet. Für die Uebertragung der benannten Sachen soll an Se. Maj. den König der Niederlande eine entsprechende Summe, nicht über 24,000 Pfd. St. bezahlt werden. Der bestimmte Betrag soll nach Auswechselung der Ratifikation dieses Vertrags durch beiderseits zu ernennende Personen festgestellt werden. Die Frist und Weise der Bezahlung soll Gegenstand einer späteren Uebereinkunft sein, mit der Bedingung, daß die festgestellte Summe vom Tage der Uebertragung an bis zur Zahlung mit 5 Prozent verzinst wird."

Mit diesen holländischen Besitzungen sind auch die ehemals brandenburgischen Niederlassungen an die Engländer gekommen, und da diese uns Deutsche speziell interessiren, so wollen wir hier ausführlicher darauf eingehen

Zu der Zeit, als Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Regierung antrat, lagen in allen seinen Landen Handel und Schiffahrt gänzlich darnieder. Der Kurfürst, der seine Jugend in den Niederlanden zubrachte, hatte das rege Treiben in den dortigen Seestädten mit steigendem Interesse betrachtet und war durch dasselbe für alle seemännische Thätigkeit empfindlich gemacht. Er erkannte, zu welchem Glanze ein Land emporsteigen kann, welches seinen Theil am Welthandel hat, und wollte dies Glück seinem Volke erringen helfen.

Aber die Ideen des genialen Fürsten fanden bei dem Volke selbst keinen Anklang. Diejenigen Personen, welche die größte Bereitwilligkeit schon um ihrer selbst willen hätten zeigen sollen, blieben gleichgiltig, und die Stadt Königsberg erklärte geradezu, daß für derartige Unternehmungen kein Mensch auch nur einen Pfennig Geld hergeben werde. Wollte der Kurfürst seine Pläne nicht aufgeben, sah er sich genöthigt, sich an fremde Nationalitäten zu wenden wo er ein offenes Ohr fand.

Dänemark gestand der brandenburgischen Flagge (sie zeigte den rothen heraldischen Adler im weißen Felde) gleiche Rechte zu, wie der holländischen. Es erbot sich, seine ostindische Besitzung Trankebar mit der Festung Dansborg der neu zu errichtenden brandenburgisch-ostindischen Handelsgesellschaft zu übergeben und ihr noch einige andere Vortheile zu gewähren. Die Ausführung dieses Planes hätte gewiß die günstigsten Resultate gehabt, allein die nöthigen Geldsummen waren nicht zu beschaffen und das Unternehmen gerieth ins Stocken.

Da kam in den Siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts der holländische Kaufmann Benjamin Raule nach Berlin. Alles, was der große Kurfürst für Kriegs- und Handelszwecke zur See unternahm, ist von diesem Manne ausgegangen. Dieser Kaufmann und Rathsherr zu Mittelfahrt, Benjamin Raule, war nach Brandenburg gekommen, um für sich und im Namen anderer holländischer Kaufleute die Erlaubniß zu erwerben, Kaper gegen die Schweden ausrüsten zu dürfen, die mit dem Kurfürsten im Kriege begriffen

waren. Die Erlaubniß ward ertheilt. — Aus diesen Anfängen ging die brandenburgische Flotte hervor, welche sich zur See bald einen Namen machte und im Kampfe gegen Spanier und Schweden wichtige Dienste leistete. Im Jahre 1681 tauchte in Berlin, zunächst von holländischen Kaufleuten angeregt, der Gedanke auf, an dem Handel nach Afrika Theil zu nehmen. Es gelang, den Kurfürsten für diese Idee zu gewinnen. Zwei Schiffe wurden zu diesem Zwecke ausgerüstet und unter den Schutz der brandenburgischen Kriegsflagge gestellt. Jedes dieser Schiffe erhielt 12 brandenburgische Soldaten. Sie langten glücklich in Afrika an, und der Kommandeur derselben, Blonk, schloß in der Gegend zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen mit drei Negerhäuptlingen einen Vertrag ab, worin diese sich verpflichteten, nur mit den Brandenburgern Handel zu treiben. Sie wollten einen Platz zum Bau einer Festung hergeben und den Kurfürsten zum Schutzherrn annehmen. Als ein sichtbares Zeichen ward ihnen eine brandenburgische Flagge übergeben. Diesen beiden ersten Schiffen folgten mehrere andere mit reichen Ladungen.

Durch diese Anfänge ermuthigt, genehmigte der Kurfürst einen ihm unter dem 1. Januar 1682 gemachten Vorschlag, der den Zweck hatte, nach den zwischen dem Grünen Vorgebirge und Angola liegenden Küstenstrichen von den kurfürstlichen Häfen oder von Hamburg und Glückstadt aus Handel zu treiben. Die Gesellschaft erhielt einen Freibrief auf 30 Jahre mit der Einschränkung, daß sie sich stets eine Meile von den Niederlassungen Hollands und denen anderer Mächte entfernt halten müßte. Die Anlegung eines festen Platzes wurde gesichert und für den kirchlichen Dienst ein Prediger bestellt. Die Gesellschaft erhielt für drei Jahre Befreiung von allen Abgaben, und die Schiffswerften zu Pillau wurden zu ihrer Verfügung gestellt. Dieselbe wurde in das mit Frankreich aufs Neue geschlossene Bündniß aufgenommen.

Zwei Fregatten, „der Kurprinz", Kapitän Voß, und „der Moriahn", Kapitän Blonk, gingen von der Elbe aus in See, um den vor einem Jahre mit den Negern geschlossenen Vertrag zur Ausführung zu bringen. Die von dem Kurfürsten bestätigte Urkunde war mit goldenen Buchstaben geschrieben. Dieses Dokument zu überreichen, den Bau der Festung zu betreiben und die Kolonisation zu fördern, ward der Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben abgesandt, der schon durch seine Reisen nach Aegypten und dem Gelobten Lande sich im Verkehr mit fremden Nationalitäten bewährt hatte.

Die Soldaten der Expedition und die mitgegebenen Handwerker standen unter seinen Befehlen. Alles war auf das Sorgsamste veranstaltet.

Die Expedition langte glücklich an der Goldküste an. Hart an dem Vorgebirge der drei Spitzen, zunächst dem Dorfe Accoda, fand sich ein zur Ansiedelung geeigneter Punkt. Obgleich dies nicht das Eigenthum der Neger war, mit denen man im vorigen Jahre unterhandelte, beschloß man doch, sich hier niederzulassen. Allein während der Verhandlungen erschien ein holländischer Bevollmächtigter, pflanzte seine Flagge auf und erklärte, daß Holland ein Recht auf diesen Grund und Boden habe, weshalb den Negern die Befugniß fehle, hier eine zweite Niederlassung zu gestatten. Unter diesen Umständen verzichtete von der Gröben auf seinen ersten Plan.

Man gelangte nach einigen mühseligen Fahrten und beschwerlichen Wanderungen bei dem Berge Mamfro an, in dessen Nähe das Dorf Poceson lag. Der Berg schien zur Anlage einer Festung sehr günstig, und es ward ein Grundriß von demselben aufgenommen. Am zweiten Tage wurden die Soldaten zusammenberufen und aufgefordert, sich zum Dienst für die neue Ansiedelung vorzubereiten. Die Bedingungen waren günstig, und Alle traten in das Verhältniß von Ackerbau treibenden Kolonialsoldaten. Unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Trompeten und Pauken landeten die Brandenburger in Afrika. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele gingen sie den zur Unterhandlung bereiten Negerhäuptlingen entgegen. Noch im Laufe des Tages wurden mit Hülfe der Eingeborenen sechs dreipfündige Geschütze auf die Spitze des Berges gebracht. Herr von der Gröben übernachtete in einem Zelte.

Am 1. Januar 1683 holte Kapitän Voß vom „Kurprinz" die große kurfürstlich brandenburgische Flagge vom Bord seines Schiffes, die mit Musik auf den Berg gebracht ward. Die unter dem Gewehr stehende Besatzung empfing sie mit militärischen Ehren, während sie an einer Flaggenstange in die Höhe gezogen ward. Die auf dem Berge stehenden Kanonen salutirten, und an Bord der Schiffe ward der Gruß erwiedert. Den Berg aber taufte Herr von der Gröben in dieser feierlichen Stunde nach dem Namen des Kurfürsten, Groß-Friedrichsberg. Als späterhin die Festung fertig war, erhielt sie den Namen Groß-Friedrichsburg.

Man trank mit den Negern auf ein festes, dauerndes Bündniß, was mit einigen Ceremonien geschah. Von der Gröben ergriff eine mit Branntwein gefüllte Schale, die mit Schießpulver angesetzt war, und trank den beiden Negern zu. Diese thaten Bescheid und mit dem Reste wurde den gemeinen Negern die Zunge bestrichen, damit auch diese ein Pfand der Treue hätten. Schließlich wurden Alle reich beschenkt entlassen.

Schon am nächsten Morgen ward mit dem Bau der Schanzen begonnen. Auch hier wollten die Holländer hindernd auftreten, wurden aber energisch zurückgewiesen. Bald entfaltete sich ein reges Leben auf diesem Berge, da eine Landstraße über denselben führte, auf der täglich viele Neger mit den ihrigen hin und her zogen. Sie brachten Reis und Hühner zum Austausch für Branntwein und andere Gegenstände. Manche siedelten sich auch ganz und gar an und bauten sich ein Haus.

Kapitän Blonk übergab sein Schiff seinem Gefährten Voß und trat die Befehlshaberstelle von Groß-Friedrichsburg an. Den ersten Ehrengruß von einer europäischen Macht erhielt die brandenburgische Kolonie in Afrika von einem englischen Schiffe, welches, nachdem es seine Kanonen abgefeuert, im Hafen vor Anker ging. Bald darauf ankerte ein dänisches Schiff bei der Festung und erkannte ebenfalls durch seinen Salut die Oberherrlichkeit Brandenburgs an diesem Theil der afrikanischen Küste an.

Mit den Negern ward darauf ein friedlicher Vertrag geschlossen, der, auf Gegenseitigkeit gestützt, allen Theilnehmern ihre Rechte sicherte. Die Neger gelobten dem Kurfürsten unbedingten Gehorsam und erhielten das Versprechen,

sie vor den Gewaltthätigkeiten der Holländer schützen, ihnen auch nicht ihre Weiber und Kinder nehmen und verkaufen zu wollen.

Abermals erschien eine Deputation der Holländer unter Vortragung ihrer Fahne, den Oberhauptmann von Axim an der Spitze, um feierlichen Einspruch zu thun. Als die Unterhandlungen fruchtlos ausfielen, entfernte sich die Deputation mit Drohungen. Die Holländer sandten ihre Agenten aus, um die übrigen Negerstämme gegen die eben aufblühende Kolonie zu hetzen. Allein von der Gröben warf sich den Angreifern mit solcher Energie entgegen, daß die Neger, mindestens tausend an der Zahl, mit lautem Geschrei davon liefen, als die erste sechspfündige Kanonenkugel in ihre Reihen schlug.



Negerei an der Goldküste.
(Facsimile aus Friedr. Otto von der Gröben's „Guineische Reise", Marienwerder 1694.)

So ward der kaum begonnene Krieg mit einem Schlage beendet. Der Bau der Festung wurde möglichst beschleunigt, und als die Kolonisation gehörig eingeleitet war, ging von der Gröben mit der Fregatte „Moriahn" nach Europa zurück, während Kapitän Voß mit dem „Kurprinz" weitere Handelszwecke verfolgte.

Groß-Friedrichsburg, in der Landschaft Axim gelegen, blieb die vornehmste brandenburgische Ansiedelung an der Küste von Afrika, wenn auch nicht die einzige; die Gegend war vorzugsweise zum Anbau geeignet. Es fand sich daselbst gutes Ackerland. Der Strand war frei von Brandung, so daß daselbst ohne Gefahr gelandet werden konnte. Unter der Zucht der Brandenburger lernten die an diesem Orte sich ansiedelnden Neger den Ackerbau bald

auf eine Weise betreiben, die ihren Nachbarn unbekannt war und bedeutenden Nutzen abwarf. Hier zeigte sich bald keine Spur mehr von der faulen Trägheit der umwohnenden nachbarlichen Völkerschaften. Alles lebte in rastloser Thätigkeit. Die Bereitung des Salzes, welches den entfernteren Volksstämmen zugeführt wurde, übernahmen die Frauen. In dem Gemeindewesen, das den Geist der heimatlichen Verwaltung athmete, herrschte die musterhafteste Ordnung.

Mit den Negern von Accoda, mit denen man während des ersten Aufenthaltes an dieser Küste unterhandelte, ward das Bündniß ebenfalls erneuert. Man kaufte von ihnen ein Stück Land, das günstig genug zur Anlage eines Festungswerkes lag, und erbaute daselbst die Dorotheenschanze, woselbst der Kriegsbaumeister Schnittler den Befehl übernahm. Dieselbe war anderthalb Meilen von Groß-Friedrichsburg entfernt. Auch ward auf der Höhe von Taimara, zwischen dem Dorfe Accoda und dem Berge Mamfro belegen, ein Blockhaus gebaut und mit vier eisernen Kanonen versehen.

In demselben Jahre ward von den verschiedenen Stämmen, bei denen sich die Brandenburger angesiedelt hatten, eine Gesandtschaft nach Berlin gesendet, die ein unter den Schwarzen angesehener Mann mit Namen Janke befehligte, um dem Kurfürsten zu huldigen und ihm die Unterwerfungs-Urkunde zu überreichen. Diese Gesandtschaft ward in Berlin mit aller Feierlichkeit empfangen und entlassen.

Es war dem Kurfürsten heiliger Ernst mit dieser Ansiedelung. Ihm war es nicht um bloßen Geldgewinn zu thun. Er wollte durch seine Unternehmungen zur See seine Herrschaft ausdehnen und allgemach eine Seemacht heranbilden.

Eine fernerweite brandenburgische Ansiedelung ward 1687 auf dem afrikanischen Küstenstrich von Arguin angelegt. Man baute daselbst, unfern von dem Weißen Vorgebirge, aus Klippensteinen eine Veste, die jedem Angriffe Trotz bieten konnte. Sie wurde mit dreißig Kanonen und einem Mörser versehen.

Die holländische Handelsgesellschaft konnte die wachsende Macht Brandenburgs nicht länger ruhig mit ansehen, und da sie durch Unterhandlungen nichts zu erreichen vermochte, griff sie zur Gewalt. Sie überrumpelte die Schanzen von Accoda und Tairama und blokirte Groß-Friedrichsburg. Auf die dringenden Vorstellungen, die der Kurfürst im Haag machen ließ, wußte die holländische Handelsgesellschaft die versprochene Genugthuung so lange zu verzögern, bis der Große Kurfürst mit Tode abging. Er starb und mit ihm der Gedanke an eine brandenburgische Herrschaft auf dem Meere.

Bis zu seiner Todesstunde verließ den Kurfürsten der Gedanke nicht, den Welthandel für seine Unterthanen nutzbringend zu machen und unter seiner Flagge eine Seemacht zu gründen. Hätte er bei der Kaufmannschaft und bei den Gewerbtreibenden mehr Unterstützung gefunden, so würde er nicht genöthigt gewesen sein, seine Zuflucht zu Fremden zu nehmen. Aber wäre er nur länger am Leben geblieben, so hätte sein fester Wille es doch durchgesetzt, trotz der Empfindlichkeit und Scheelsucht Derer, die den großen Brandenburger und seinen kühnen Plan fürchteten.

Wie diese Ansiedelungen nach und nach zerfielen und endlich aufhörten, deutsches Eigenthum zu sein, soll hier nicht berührt werden. Wir trösten uns

mit dem Gedanken, daß ein Urenkel des großen Kurfürsten sich an die Spitze des deutschen Seewesens stellte und dieses endlich seiner Bestimmung entgegenführte. Aber eine Episode aus der Zeit, als die Brandenburger die Niederlassung verließen, möge hier noch erzählt werden. Als die Brandenburger selbst — der Nothwendigkeit gehorchend — ihr mühsam gefördertes Werk an der afrikanischen Küste bereits aufgegeben hatten, hielt ein Eingeborener treu an seinem geleisteten Eid. Die Holländer, jetzt Eigenthümer von Groß-Friedrichsburg und seiner Kolonie, erschienen mit drei Kriegsschiffen im Hafen und forderten den Negerfürsten Jean Cunny, der im Namen des Königs von Preußen die Festung schützte, auf, ihnen den Platz zu übergeben. Er weigerte sich, zu dem holländischen Kommandeur an Bord zu kommen, und sandte nur einen seiner Leute ab, dem die Urkunde, die zum Beweise der Gerechtsame der Gesellschaft diente, ausgehändigt wurde, nebst dem Befehl des Königs, die Festung an die Holländer zu übergeben. Jean Cunny ließ jedoch erwiedern, daß ihm Groß-Friedrichsburg von einem preußischen Befehlshaber zur Verwahrung übertragen sei und er daher dieselbe auch nur einem wirklichen preußischen Befehlshaber überliefern könne; in seiner Treue gegen Preußen ließe er sich nun und nimmermehr wankend machen. Man sah sich also holländischer Seits genöthigt, zur Gewalt zu schreiten, und es ward deshalb der Hauptmann van der Hoeven mit ungefähr 50 Mann an das Land gesetzt, um den Angriff auf die Festung zu unternehmen. Ohne Widerstand zu leisten, ließen die Neger diese Mannschaft heranrücken, so daß man schon glaubte, die Eingeborenen wären geflüchtet, als die Holländer plötzlich — aber zu spät — entdeckten, daß sie in einen Hinterhalt gelockt waren. Ein auf ungefähr 1800 Mann geschätzter Negerhaufen begrüßte die Holländer unerwartet mit einem so lebhaften Musketenfeuer, daß sie fast Alle umkamen und von den 50 Mann kaum einer, außer dem Hauptmann van der Hoeven, der selbst drei Wunden empfangen hatte, durch Schwimmen sich rettete, um die Nachricht von dieser schmählich erlittenen Niederlage zu überbringen. Die Holländer zogen sich zurück, um sich zu einem stärkeren Angriff zu rüsten. Weil aber der schwarze Fürst, ungeachtet er von seinem König aufgegeben war, dennoch in seiner Treue gegen Preußen ausharrte und sich zur Vertheidigung der preußischen Flagge auf der Festung in einen immer mehr gerüsteten und widerstandsfähigen Zustand setzte, so daß er ein über 20,000 Mann starkes Heer um sich versammelte, entstand zwischen ihm und den Holländern ein bis in das Jahr 1725 dauernder siebenjähriger Krieg.

Den Holländern kostete dieser Krieg viel an Mannschaften und Geld. Jean Cunny aber, durch seine Siege nur noch mehr gereizt, faßte einen immer tödlicheren Haß gegen seine Feinde, und um diesen Haß recht deutlich an den Tag zu legen, ließ er die Straße von dem äußerlichen Thor der Festung bis in das innerste Gemach seiner Wohnung mit den Schädeln der in den verschiedenen Gefechten erschlagenen Holländer pflastern. Den größten dieser Schädel hatte er sich in Silber einfassen lassen und bediente sich desselben als Trinkschale. Schon wollten die Holländer verzweifeln, ihn aus seinem Besitze zu vertreiben; als er aber dennoch zuletzt der Uebermacht der

Feinde weichen mußte, verschwand er plötzlich, und niemals ist eine Kunde von ihm zu erlangen gewesen.

So war die preußische Flagge vom afrikanischen Boden verschwunden, aber die Spuren der altbrandenburgischen Schöpfung ließen sich so leicht nicht vertilgen. Spätere Reisende, die hierher kamen, versicherten einstimmig, daß die von den Brandenburgern erzogenen Neger in ihrer Lebensweise einen Geist der Ordnung und der Betriebsamkeit zeigten, durch den sie sich vor allen ihren Nachbarn auf der ganzen Küste von Guinea vortheilhaft hervorthaten und woran noch die stille Wirksamkeit einer bewundernswerthen geistigen Bildungskraft des preußischen Staates in seinem jugendlichen Aufblühen erkennbar sich offenbarte.

Hinter dem 8—10 Stunden breiten Küstenstrich zieht der ganzen Länge nach ein waldbewachsenes Gebirge in malerischen Formen sich hin. Die Küstenebene selbst theilt sich deutlich in zwei Streifen, davon der eine, der eigentliche Küstensaum, als eine gelbe trockene Sandebene am Meere sich hinzieht, nur hin und wieder mit hohem Gras, mit einzelnen Büschen und verkrüppelten Bäumen bewachsen, aber nirgends angebaut ist. Je trauriger aber dieser äußere Küstensaum aussieht, um so üppiger und herrlicher ist der zweite, innere Strich der Küstenebene, der am Fuß des dicht bewaldeten Gebirges sich hinzieht. Hier wird das Land schon wellenförmig, hügelig, und steigt allmählig zum Gebirge heran. Wenn Einer in der Jahreszeit, wo wir Winter haben, dahin käme, und wanderte den malerischen Bergen zu, der wäre wol versucht, dieses Afrika als das herrlichste und gesegnetste Land der Erde zu preisen. Denn an den prächtigen Berghöhen empor ziehen sich schöne dichte Waldungen, mit dem reichsten mannichfaltigsten Gehölz. Riesenhafte Baumstämme erheben sich da von dem fruchtbaren Boden, die ihre gewaltigen Kronen weit nach allen Richtungen hin ausbreiten; den Zwischenraum zwischen ihnen versperrt dichtes Gebüsch, und tausendfache Schlingpflanzen verflechten diese mächtige Pflanzenmasse zu einem oft undurchdringlichen Gewebe. Hier und da im Schoße der Dickichte liegt ein einsames Negerdorf, häufig von Pflanzungen der großblätterigen Pisang- und Bananenstauden angekündigt; sonst aber ist nur eben so viel vom Walde gelichtet, als das Dorf nothwendig braucht, um darauf zu stehen, und gleich an seinen Grenzen beginnt wieder das dichte Gebüsch.

Die Dörfer im Innern des Landes bieten einen keineswegs abstoßenden Anblick dar; sie sind vielmehr reinlich, nett und einladend neben dem eigenthümlichen Reiz, den ihre einsame Lage im tiefen Walde und ihr einfaches ländliches Aussehen ihnen giebt. Versteckter noch als die Dörfer liegen in der Einsamkeit des Waldes ihre Plantagen, zum Theil in großer Entfernung von ihnen. Einige kleine Hütten dienen hier zum kürzeren oder längeren Aufenthalt des Besitzers und seiner Familie, sowie zur Wohnung seiner Sklaven, welche die meiste Feldarbeit, die jedoch sehr einfach ist, für ihn verrichten müssen. Von einem Dorfe zum anderen schlängeln sich bergauf und bergab die schmalen holperigen Negerpfade, über die nicht selten der Sturm einen riesenhaften Baumstamm hingeworfen hat. Das Laub der darüber sich wölbenden Bäume und Gebüsche bildet ein so dichtes Dach, daß

der Reisende auch in der Mittagshitze seine Wanderung auf denselben fortsetzen kann, unbelästigt von den brennenden Strahlen einer senkrecht über ihm stehenden Sonne. — Am Fuße dieser Höhen und in den Vertiefungen und Thälern, welche das Gebirg durchschneiden, gedeiht ein unbeschreiblich üppiger Pflanzenwuchs. Hier dehnen sich schöne Zuckerrohrfelder aus mit ihren stolzen, blätterreichen Stengeln, dort stehen Kaffeebäume in üppiger Fruchtfülle, da ziehen sich prächtige Maisfelder hin oder weite Yamspflanzungen, deren Gestalt und Gewächs unseren Kartoffeln gleicht — Alles gedeiht fast ohne menschliche Pflege. Und mitten durch alle diese Anpflanzungen hindurch stehen hier und da zerstreut süßduftende Orangen- und Limonengärten mit ihrem tiefdunkeln, kühlen Schatten, mit ihren üppigen goldenen Früchten; — und wo die Hand des Menschen gar nicht den Boden baut, da schießt aus demselben ein Graswuchs hervor, von dem wir bei uns keine Vorstellung haben. Und doch mitten in dieser Pracht und Fülle lauert allenthalben der Tod. Die Natur brütet hier viel und mancherlei Gift aus, das die Neger zu bereiten und zu gebrauchen verstehen. — Hier und da sieht man eigenthümliche Hügel, die Heuschobern ähnlich sind, besonders häufig aber auf ebenem Lande, wenn dieses zum Anbau gelichtet und das gefällte Holz dem Verderben Preis gegeben worden. Die Höhe dieser Erdhügel beträgt, wenn sie mehr oder weniger regelmäßig abgerundet sind, eine Höhe von 4—5 m. bei einem Umfange von 17—20 m. am Grunde; kleinere besitzen nicht diese regelmäßigen Formen, sondern bestehen aus vielen aufwärtsstrebenden Spitzen und Thürmchen, als ob mehrere Zuckerhüte von verschiedener Größe neben und über einander aufgebaut wären. Das Material dieser Bauten besteht aus zusammengekittetem Thon, der je nach Beschaffenheit des Bodens eine verschiedene Farbe hat. Die Festigkeit des Materials ist so bedeutend, daß die Hügel mehr Menschen oder Vieh tragen könnten, als darauf Platz haben. — Was bedeuten diese Erhöhungen? Sind es etwa Grenzhügel oder menschliche


Termitenhügel. (Nach einer Originalphotographie.)

Wohnungen? Keineswegs — sondern es sind die Bauten der Termiten, und jeder derselben stellt einen vollständigen Staat oder eine riesige Stadt vor, in denen das Königspaar, das Heer der schützenden Soldaten und die zahlreichen Angehörigen der arbeitenden Klasse wohnen. Letztere allein haben den künstlichen Bau, der innen aus einem Labyrinth von Stockwerken, Gängen, Sälen und Zimmern besteht, aufgebaut, bei welchem mühsamen Geschäfte sie von den Soldaten vor andringenden Feinden geschützt wurden; für die Vermehrung der Bevölkerung sorgt allein das Königspaar.

Neben Affen aller Art und den schönsten und buntesten Vögeln, unter denen aber kein einziger Singvogel sich findet, neben einem ungeheuren Gewimmel von Insekten und Gewürmen sind hier die gefährlichen Schlangen zu Hause, die lästigen Wanderameisen, die giftigen Skorpione und die beschwerlichen Muskitos; und alles Gold, das von Metallen fast allein an dieser Küste, am meisten im inneren Aschanti gefunden wird, wiegt die Gefahren des tödlichen Klimas nicht auf. Wenn die heiße Jahreszeit ihrem Ende naht, und das durchglühte und verschmachtete Land nach Regen lechzt, da sammeln sich allmählig am Horizonte dichte Wolken. Der Himmel umzieht sich schwärzer und schwärzer. Die Luft ist schwül und schwer. Endlich beginnt das Wetterleuchten. Ein heftiges und immer heftiger werdendes Stürmen und Brausen des Windes erhebt sich. Die Blitze durchzucken immer schauerlicher das Firmament, und heftige Donnerschläge machen die Erde dröhnen, bis endlich der Aufruhr der Elemente erwacht, und Blitz und Donner und Sturm in ununterbrochener Heftigkeit folgen. Endlich öffnen sich die Schleußen des Himmels, und Regengüsse, wie wir sie gar nicht kennen, stürzen wie Wasserbäche auf den verbrannten Boden, so daß das ganze ebene Land nur Einem See gleicht. Wenn nun die Nacht hindurch das Gewitter sich entladen hat, so bricht ein blendend heller Morgen an, und die Sonne sendet aufs Neue ihre glühenden Strahlen herab auf den durchnäßten Boden. Da ist's denn, als ob das ganze Land rauchte. Die dichten Dünste steigen empor und sammeln sich wieder, und mit dem Abend bricht ein neues Gewitter los. So geht es wochenlang fort. Aber aus diesen feuchtheißen Dünsten erzeugen sich jene Fieber, die so tödlich auf den Europäer und auch wol auf die Eingeborenen wirken und von den Dänen Landets-Sygdom oder Kystfeberen genannt werden.

Wie ungesund das Klima für den Weißen an der Goldküste ist, erkennt man unter Anderem aus folgenden Angaben eines englischen Offiziers, der dort lange Zeit gelebt hat. Er schreibt:

„Im Artilleriecorps an der Goldküste war in den Jahren 1861 und 1862 die Sterblichkeit unter den jungen Engländern geradezu entsetzlich, obwol gar kein schwerer Dienst zu verrichten war. Dieses Corps war 11 Jahre ein Theil der Armee gewesen, und in dieser Zeit verlor es nicht weniger als 68 Offiziere von der Musterrolle entweder durch Schwäche, welche von den Fiebern zurückgeblieben war, oder durch den Tod; bei den europäischen Unteroffizieren war der Abgang noch viel beträchtlicher. Von 1851 bis 1861 waren 10 Sergeanten von den Horseguards zu jenem Corps befehligt worden; von diesen starben sieben vor Januar 1862. Von den drei Ueberlebenden

wurde der Eine zu Ende 1861 als krank nach Europa geschickt, der Zweite wegen Dysenterie ebenso, und den Dritten, der erst zu Anfang 1862 angekommen war, beförderte man schon im März desselben Jahres wegen unheilbaren Wahnsinns heim. Von drei europäischen Sergeanten, welche gleichzeitig mit mir im Oktober 1862 in Cape-Coast-Castle angekommen waren, lagen zwei im Sarge, bevor ein Jahr verging, und der Dritte wurde zu Anfang 1862 als Invalid zurückgeschickt. Von fünf Offizieren, die ein paar Monate vor mir hinausgingen, waren vier gestorben oder krank. Mein Bruder war schon nach drei Monaten eine Leiche. Der Oberrichter Mosely starb 1862 am 49. Tage nach seiner Ankunft."

Auch auf die Eingeborenen wirkt das Klima an der Goldküste verhängnißvoll. Sie leiden am Krakra, einer schauderhaften, ansteckenden Hautkrankheit, von welcher Sklaven und Kinder selten frei sind. Die Aerzte wissen nicht, woher dieses Krakra kommt, vielleicht entsteht es in Folge dürftiger Nahrung, von Schmutz und schlechter Lüftung. Der Neger aber hat, wie wir weiter unten sehen werden, eine Sage, wie diese Krankheit entstanden ist. Eine andere Hautkrankheit sind die sogenannten Jaws, und in Cape-Coast-Castle der Aussatz in seiner widerwärtigsten Gestalt, sowie eine sehr gefährliche Drüsengeschwulst. Fast jeder Neger hat ein Geschwür am Beine oder doch die Narben von einem solchen. Der Neger ist ein Säufer; er trinkt bei jeder Gelegenheit; seine Festlichkeiten sind Saufgelage; schlechten amerikanischen Rum trinkt er im Uebermaß. Die Weiber sind vielfach unfruchtbar, wol weil sie für die trägen Männer so hart arbeiten müssen und schlecht gefüttert werden. Selten hat eine Frau mehr als zwei, höchstens drei Kinder, und gleich nachdem sie geboren hat, muß sie wieder an die Arbeit. Der Neger verkürzt seine Lebensdauer, weil er gar nicht für seine Gesundheit sorgt. Er begräbt die Todten in seiner Hütte und giebt ihnen allerlei Habseligkeiten mit in den Sarg, bei Reichen auch Gold, und ihre Leiche wird mit Goldstaub bestreut. Ueber der Leiche befinden sich die Sitze der Familie, und manchmal öffnet man das Grab, um Gold heraus zu holen."

Die eingeborene Bevölkerung an der Küste, die Fanti (echte Neger, größtentheils Fetischanbeter), ist ziemlich stark; zwischen den Mündungen des Volta und Prah schätzt man sie auf eine halbe Million. Unter ihr sind seit 1834 die wesleyanischen Methodisten als Missionäre thätig; sie haben zahlreiche Stationen eröffnet, viele Gemeinden gegründet und auch politischen Einfluß erlangt; selbst bis Kumasi, der Hauptstadt Aschanti's, drangen sie vor, doch mußten sie ihre Niederlassung daselbst wieder aufgeben. Durch diese Missionäre, namentlich durch ihre schwarzen Hülfsarbeiter, sind unter die Fanti-Neger seltsame Civilisationsideen gelangt, welche, halb verdaut, nun zu der Bildung einer eigenen Konföderation der Fanti-Staaten am Schlusse des Jahres 1871 führten. Der neue Staatenbund ist sofort mit den Briten in Konflikt gerathen, welche ihren Einfluß durch denselben bedroht sehen. Der Hergang ist lehrreich; er zeigt uns, welcher Art der europäische Einfluß auf die Schwarzen an der Guineaküste ist.

Bereits im Jahre 1865, als das englische Unterhaus die westafrikanischen

Verhältnisse berieth, wurde allgemein die Ansicht ausgesprochen, daß die Neger dort sich möglichst selbst regieren sollten. Die Grenzen der Besitzungen an der Goldküste waren nicht scharf bestimmt, und man nahm im Allgemeinen an, daß von jedem Fort aus nur fünf Meilen im Umfange thatsächlich britischer Boden seien; was darüber hinauslag, war nur Schutzland. Es bestanden Verträge mit einzelnen Häuptlingen, die seit dem großen Kriege gegen Aschanti (1826) abgeschlossen worden waren. Doch im Allgemeinen sind die politischen Verhältnisse dort sehr unklar geblieben. Hauptsächlich auf Betreiben eines schwarzen Christen, Josef Dawson, traten nun am 24. November 1871 eine große Anzahl Fanti-Häuptlinge und „Könige" in dem Dorfe Mankessien, etwa fünf deutsche Meilen von Cape-Coast-Castle, zusammen, um eine Konföderation zu Schutz und Trutz zu schließen und ihr Volk in europäischer Weise zu civilisiren. Da waren die schwarzen Potentaten Quasi Edu, König von Mankessien, Ansu Otu, König von Abrat, Quasi Jansu, König von Ajan, Kudscho Okru, König von Cammendah, Tschibbu Drakun und Quamin Jukie, Könige von Assinie u. s. w., im Ganzen etwa 30 Fürsten, zum Theil noch Fetischanbeter oder seit Kurzem bekehrte Christen. Mit Ausnahme von zweien oder dreien konnte von diesen Souveränen keiner schreiben; ihr Bildungszustand ist der eines gewöhnlichen Negers, und von der Konstitution, die sie nun beriethen und feierlich mit ihren Kreuzen unterzeichneten, hatten die wenigsten einen Begriff. Das Aktenstück, welches uns vorliegt, umfaßt 47 Artikel und beginnt mit: „Wir, die unterzeichneten Könige und Häuptlinge der Fanti, durchdrungen von dem erbarmungswürdigen Zustand unserer Völker im Innern der Goldküste u. s. w., haben einstimmig nachstehende Artikel angenommen." Nach diesen Artikeln soll eine Konföderation mit einem Präsidenten an der Spitze ernannt werden, der aus der Reihe der Könige zu wählen ist und den offiziellen Titel King-President of the Fanti-Confederation zu führen hat. Zweck der Konföderation ist gegenseitiger Schutz und Trutz; es sollen gute Straßen gebaut, Schulen errichtet und die Hülfsquellen des Landes entwickelt werden. Die Exekutive steht dem König-Präsidenten zu, unterstützt von einem Rath; jeder König oder Häuptling ernennt zwei Abgeordnete, welche zusammen die Repräsentativ-Versammlung bilden, der die Berathung der Gesetze obliegt. Im Oktober jedes Jahres findet eine Königsversammlung statt, welche neue Vorlagen für die Kammer ausarbeitet und sich mit den allgemeinen Verhältnissen des Landes befaßt. Ohne Gegenzeichnung eines Ministers ist kein Erlaß gültig. Zunächst sollen acht Normalschulen in verschiedenen Distrikten errichtet und eine technische Anstalt für Schmiede, Maurer, Zimmerleute, Architekten u. s. w. gegründet werden. Wo schon Schulen der Wesleyaner bestehen, wird für alle Kinder zwischen 8—14 Jahren der Schulzwang eingeführt. Die Konstitution schreibt ferner vor, daß die Straßen an jeder Seite mit Graben versehen und 5 m. breit sein sollen. In dem Abschnitt über den Finanzminister ist beachtenswerth, daß die Kasse mit drei Schlössern versehen sein soll, zu welcher drei verschiedene Schlüssel gehören. Einen führt der Finanzminister, den zweiten der König, den dritten der Vizepräsident. Von den Steuern ist nur vorübergehend die Rede, ebenso

wird die britische Regierung nur einmal beiläufig in der Konstitution erwähnt. Es heißt nämlich Art. 36, Absatz 7, daß alle Schriftstücke, welche von den britischen Behörden an der Seeküste ausgehen, so schnell als möglich ausgeführt werden sollen.

Diese ganze afrikanische Konstitution nach europäischem Muster, unverständlich für die schwarzen Fürsten, welche sie schufen und mit ihren Kreuzen unterzeichneten, steht natürlich auf dem Papier und wird, so gut dies auch wäre, schwerlich mit ihren Schulen, Straßen, Kammern und Steuern zur Ausführung gelangen. Man wich gleich am ersten Tage, nachdem sie feierlich beschworen war, von ihr ab, denn zwischen den „Königen" erhob sich sofort Streit wegen der Wahl des König-Präsidenten. Am liebsten hätte jeder dieser Häuptlinge, von denen mancher nur über ein elendes Dorf aus Strohhütten zu gebieten hat, die Herrschaft an sich gerissen. Man kam daher überein, zwei König-Präsidenten zu ernennen und erwählte dazu Quasi Edu von Mankessien und Ansu Otu von Abrat. Vizepräsident wurde Herr W. E. Davidson, ein schwarzer Gentleman; zu Ministern wurden die schwarzen Herren Brew und Amissah ernannt. Die letzteren drei waren die Leiter des ganzen Unternehmens. Sie reisten im Lande umher, suchten Anhang zu gewinnen und richteten sogar ihre Augen auf das weiter westlich, jenseits des Prah gelegene Reich Wassaw. Dort war König Quamina Enimil ihren Planen geneigt; ehe er aber der Konföderation beitreten konnte, segnete er das Zeitliche, und wilde Anarchie brach aus; die beliebten Menschenopfer kamen wieder in Schwang, und wenn auch Josef Dawson die Häuptlinge von Wassaw (Warsaw) zur Unterkreuzung eines Aktenstückes vermochte, nach dem künftig keinerlei Menschenopfer in ihrem Lande mehr vorgenommen werden sollten, so blieb doch Wassaw der Konföderation fremd.

Für letztere war jetzt der Augenblick gekommen, der britischen Regierung gegenüber Stellung zu nehmen. Dawson, Brew und Amissah begaben sich am 30. November nach Cape-Coast-Castle zu Sr. Excellenz C. S. Salmon, dem ausübenden Administrator der britischen Besitzungen. Diesen aber scheint das ganze Unternehmen der Fanti wenig gefallen zu haben; er sah wol nicht mit Unrecht darin ein Bestreben, sich der britischen Oberherrschaft zu entziehen, von welcher in der Konstitution nicht mit einem Worte die Rede ist. Er machte daher kurzen Prozeß und kerkerte die drei schwarzen Gentlemen ein.

Damit war das konstitutionelle Streben zu Ende.

Wiederholt haben wir das Reich Aschanti erwähnt, das landeinwärts, nördlich von den britischen Besitzungen und dem Reiche der Fantis an der Goldküste liegt. Die beste Quelle über dasselbe ist noch immer der aus dem Jahre 1818 stammende Reisebericht von Edward Bowdich, dem wir auch die nachstehenden Schilderungen verdanken.

Die Aschanti sind berüchtigt als eifrige Sklavenhändler und grausame Menschenschlächter; ihre Kriegsgefangenen werden auf barbarische Weise hingerichtet, und die Vornehmen und Krieger trinken, um sich tapfer zu machen, von dem Blute der Erschlagenen. Bei Leichenfeiern werden Sklaven und selbst Freie niedergemetzelt, damit der Verstorbene viel Dienerschaft und Gefolge

mit ins Jenseits nehme. Dabei sind die Aschanti jedoch ein muthiges und intelligentes Volk, das sich auch durch technische Geschicklichkeit in Anfertigung von Seiden- und Baumwollenstoffen, Töpferwaaren, zierlichen Goldarbeiten u. s. w. auszeichnet.

Als Quelle ihrer Religion erscheint folgende Sage: Im Anfang der Welt schuf Gott drei weiße und drei schwarze Männer, mit eben so viel Weibern. Er beschloß, damit sie sich künftig nicht beklagen möchten, sie Gutes und Böses selbst wählen zu lassen. Ein großer Kürbis wurde auf den Boden gesetzt, mit einem versiegelten Stück Papier daneben. Gott ließ die Schwarzen zuerst wählen und sie nahmen den Kürbis, in welchem sie Alles zu finden meinten. Beim Oeffnen zeigte sich nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und verschiedene andere Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten. Als die Weißen das Papier öffneten, sagte es ihnen Alles. Gott ließ die Schwarzen im Walde und führte die Weißen nach der Wasserseite zu (denn dies geschah in Afrika), kam mit ihnen jede Nacht zusammen, und lehrte ihnen ein kleines Schiff zu bauen, welches sie in ein anderes Land führte, von wo sie nach langer Zeit mit verschiedenen Waaren zurückkehrten, um mit den Schwarzen, die das erste Volk hätten sein können, Tauschhandel zu treiben. Ueberzeugt, daß der blinde Geiz ihrer Voraltern alle Gunst des höchsten Gottes den Weißen zuwandte, glauben sie sich der vermittelnden Sorgfalt untergeordneter Gottheiten überlassen, welche natürlich so weit unter dem höchsten Gotte stehen, als sie unter den Europäern.

Ihre Fetische oder untergeordneten Gottheiten sollen in besonderen Flüssen, Wäldern oder Bergen wohnen. Sie werden in dem Maße verehrt, wie ihre immer zweideutig gehaltenen Weissagungen zufällig in Erfüllung gehen.

Die Fetischmänner, welche den Willen des Fetisch dem leichtgläubigen Volke verdolmetschen, sind gleichzeitig Priester, Rechtsgelehrte und Zauberdoktoren.

Wenn im Anfange des Monat September die im Dezember gepflanzte Yamwurzel (Dioscorea sativa) reift, dann begehen die Aschanti ein den Saturnalien ähnliches Fest; weder Diebstahl, noch ein Liebeshandel, noch eine thätliche Beleidigung sind während der Dauer dieses Festes strafbar. Die größte Ausgelassenheit herrscht allenthalben, und jedes Geschlecht überläßt sich seinen Leidenschaften. Ueber einer großen Pfanne werden Sklaven oder Verbrecher geopfert, und ihr Blut erzeugt, mit verschiedenen Pflanzen- und Thierstoffen gemischt, einen unüberwindlichen Fetisch. Altäre werden errichtet, die aus vier in die Erde gesteckten Stangen bestehen, worüber man Zweige legt. Das Ganze ist mit frisch gepflücktem Laube bedeckt. Ein Schwein, ein Schaf oder ein Stück Geflügel wird getödtet, je nachdem die Familie bemittelt ist, und die zartesten Stücke werden auf den Altar gelegt. Hierauf wird eine Mischung von Eiern, Palmöl, Palmwein, Blut und anderen Ingredienzien in kleinen Töpfen dem Fetische geweiht. In wenigen Tagen riechen diese Altäre so übel, daß es höchst unangenehm ist, vorüber zu gehen; dennoch schafft man sie nicht weg. Der königliche Goldschmuck wird bei jeder Yamsfeier geschmolzen und neu gearbeitet. Dies ist eine Staatslist, die dem Pöbel und den zinsbaren Häuptlingen, welche nur einen jährlichen Besuch abstatten, viel Ehrfurcht einflößt.

Etwa zehn Tage nach der Feier ißt das königliche Haus zum ersten Male neue Yams in Gegenwart des Königs, und erst von diesem Zeitpunkte ab ist es dem Volke gestattet, von den Früchten der neuen Ernte zu genießen.

Die Gesetze von Aschanti erlauben dem Könige 3333 Weiber, welche Zahl sorgfältig beibehalten wird, um ihn in den Stand zu setzen, Denen, die sich auszeichnen, Weiber zu schenken; aber sie wird nie überschritten, weil dies in ihren Augen eine mystische Zahl ist. Wenn der König eine Frau heirathet, welche selbst noch Säugling ist, und das geschieht nicht selten, so wird sie sogleich in das Frauenhaus (Krum) gesperrt und streng dem Anblick jedes männlichen Wesens aus ihrer Familie entzogen. Der König hält sich einen besonderen Hofstaat von beinahe 100 Albinos von verschiedenen Farben, durch alle Schattirungen von dunkel- und blaßroth, bis zu weiß. Es sind dies aber fast immer ekelhafte, kranke, ausgemergelte Geschöpfe.

Es ist bemerkenswerth, daß des Königs Gewichte ein Drittel schwerer sind, als die gewöhnlichen Gewichte des Landes, und da alles Gold, was für Lebensmittel am Hofe ausgegeben wird, mit den ersteren abgewogen, mit den letzteren aber bezahlt wird, so bereichert der Ueberschuß die ersten Diener des Palastes, denn man hält es der Würde eines Königs nicht angemessen, einen Unterthanen öffentlich für seine Dienste zu bezahlen.



Typus eines Aschanti. (Mit Stammesnarben.)

Wenn der König ausspuckt, so wischen es dienstthuende Knaben, die Söhne angesehener Männer, mit Elefantenschwänzen sorgfältig auf, oder bedecken es mit Sand; wenn er nießt, legt Jeder die zwei ersten Finger an Stirn und Brust.

Die Mauern der Häuser bestehen aus doppeltem Flechtwerk, das mit nassem Lehm gefüllt wird, das Dach wird aus Palmblättern gefertigt. Der Fußboden wird täglich gewaschen und mit in Wasser aufgelöster rother Erde bestrichen. Der Schmutz und das Kehricht eines jeden Hauses werden täglich verbrannt. Der Webstuhl der Aschanti ist nach demselben Grundsatze, wie der ältere europäische Handwebstuhl zusammengesetzt. Er wird durch Stricke in Bewegung gesetzt, die man zwischen den Zehen hält, aber das Gewebe ist nie mehr als 10 cm. breit. Zum Spinnen gebrauchen sie eine Spindel, indem sie dieselbe in der einen Hand halten, und den Faden, an dessen Ende ein Gewicht hängt, mit dem Finger und Daumen der anderen Hand drehen. Ihre Webstoffe setzen durch Feinheit, Verschiedenheit und Glanz in Erstaunen; es giebt deren, die auf beiden Seiten ganz gleich aussehen. Sowol Männer als Frauen sind äußerst reinlich. Sie waschen sich täglich beim Aufstehen vom Kopf bis zu den Füßen mit warmem Wasser und Seife und reiben sich mit

Pflanzenfett oder Butter ein, wodurch die Haut zart und geschmeidig wird. Auch die Kleider sind durchschnittlich überaus sauber. Ihre Köpfe sind bisweilen auf sehr sinnreiche Weise geschoren und sehen aus wie eine weiche, mit verschiedenen Mustern gezierte Tapete. — Die Nahrung der vornehmen Aschanti ist gewöhnlich Suppe von getrocknetem Fisch, Geflügel, Rind- oder Schaffleisch, je nachdem der Fetisch der Familie es erlaubt, und Erdnüsse in Blut gedämpft. Die Aermeren bereiten ihre Suppe aus gedörrtem Wild oder Affenfleisch. Yams, Pisangfeigen und Fufus (das Kuskus Mungo Park's) sind die gewöhnliche Speise. Den Frauen liegt die Zubereitung der Speise und das Zermalmen der Körnerfrüchte ob, das sie sehr geschickt mit zwei Steinen zu bewerkstelligen wissen. Eier sind ihnen durch den Fetisch verboten, und man kann sie nicht überreden, Milch auch nur zu kosten.


Getreidemahlende Frau in Aschanti. (Nach einer Originalphotographie.)

Gangbare Münzen in Aschanti sind Kaurimuscheln, eine kleine rothe Beere, Toku genannt, und Goldstaub. 5 Schnuren oder 200 Kauris gelten einen Toku, 8 Tokus sind gleich einem Ackie Gold, 16 Ackies machen eine Unze, 36 einen Benda, 40 einen Periguin.

Für 2000 Kauris oder einen Korb voll Busis kauft man einen sehr brauchbaren Sklaven. Die Busi oder Guranuß wächst auf einem großen Baume (Sterculia acuminata) mit breiten Blättern, der eine etwa ½ m. lange Hülse oder Schote trägt, in welcher sich 7 bis 9 Nüsse befinden. Die Farbe der sehr nahrhaften Nüsse ist gelblich-grün, sie sind so groß als eine Kastanie, ihr Geschmack ist angenehm bitter, sowie höchst erquickend. Der gewöhnliche Preis für 100 Schoten Busis ist 12 Schill. engl. oder etwa 4 Thlr.

Der Handel ist nicht unbedeutend und wird zugleich regelmäßig und ordentlich betrieben. In den Hauptortschaften sind im Fortgange der Zeit Niederlassungen entstanden, in welchen man eine große Anzahl verschiedener Waaren in Vorrath hält. Was fehlt oder auf die Neige geht, wird von den Agenten aus der Hauptstadt rasch ergänzt, denn diese unterhalten regelmäßigen Verkehr mit den Faktoreien an der Küste. Träger, welche auch hier noch, wie schon bemerkt, das Lastthier ersetzen, hat man zu vielen Tausenden; sie sind zumeist Sklaven und werden von ihren Herren vermiethet.

Zugleich hat sich ein merkwürdiges Kreditsystem entwickelt. Der Kaufmann erhält Kredit; er muß ihn auch seinem Agenten und dieser seinen Abnehmern gewähren. Er hat deren eine sehr große Anzahl; sie kaufen ihm eine kleine Auswahl verschiedener Waaren ab, welche sie dann als Hausirer vertreiben; selbst Frauen und Kinder gehen hausiren, und Cruikshank, der viele Jahre an der Goldküste gelebt hat, äußert: „Man weiß in der That nicht, woher bei einem solchen Volke, wo eigentlich Jedermann Hausirer ist, die Käufer kommen?" Aber die Hausirer tauschen und verkaufen auch unter einander. Bei den Negern, welche in jenen Gegenden nicht in dem Rufe der Rechtschaffenheit stehen, sind strenge Kreditgesetze nöthig, wenn der Handelsverkehr sicher und geregelt sein soll.



Spinnende und webende Aschanti. (Nach einer Originalphotographie.)

Sie tragen allerdings einen eigenthümlichen afrikanischen Charakter und machen für eine Schuld nicht blos den Mann selbst, sondern auch seine Familie und seine Verwandten haftbar. Der Gläubiger kann diese verpfänden oder verkaufen.

Das Land ist überaus fruchtbar, doch meist sehr vernachlässigt, mit üppiger, wilder Vegetation, auch vieler Waldung von hochwüchsigen Bäumen bedeckt und gut bewässert. Die wichtigsten Produkte sind Gold in bedeutender Menge, Elfenbein, Guranüsse, Baumwolle, Indigo, Kaffee. Die Zahl der Bewohner schätzt man auf ungefähr eine Million. Kumasi, die Haupt- und Residenzstadt mit 100,000 Einwohnern hat breite regelmäßige Straßen. Ursprünglich war das Gebiet der Aschanti ein kleiner Landstrich, seit 1730 aber erweiterte es sich durch die glücklichen Eroberungen des Königs Osai Tutu

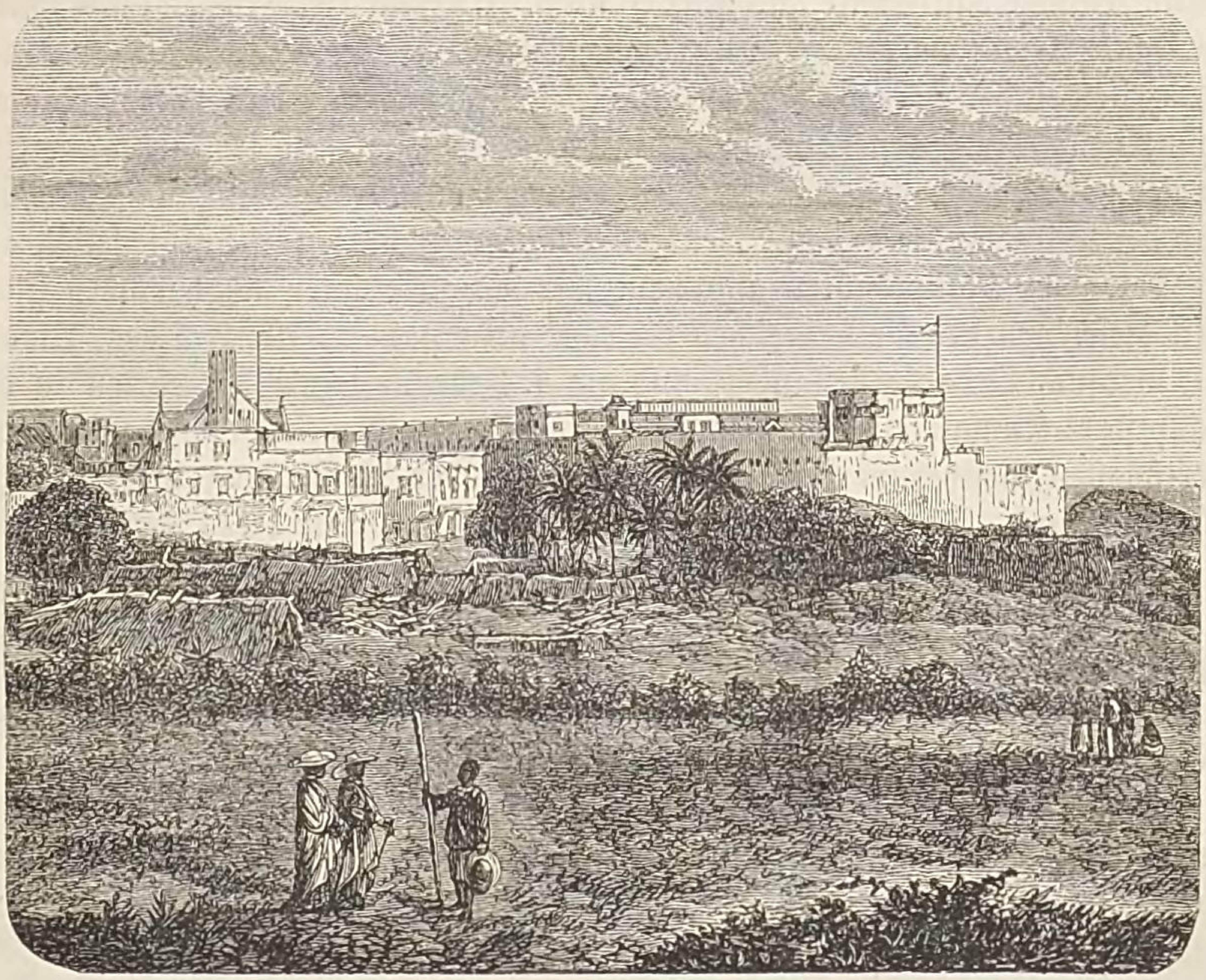
und seiner Nachfolger bedeutend; namentlich zwangen die Aschanti eine Menge benachbarter Völkerschaften, ihre Oberherrschaft anzukennen und ihnen Tribut zu zahlen, so die Reiche Butunku (Bemtuku) oder Gaman und Denkera nordwestlich, Sarem im Norden, Akim und Wassaw im Süden, Inta und Dagomba östlich von dem Volta u. s. w., sogar die mohammedanischen Reiche Ghofan und Ghobago. Seit 1807 drangen sie auch gegen die Küste vor und wütheten furchtbar gegen die Fanti, welche den Handel in Gold und Sklaven zwischen dem Meere und dem Innern in Händen hatten und nur durch britischen Schutz vor dem völligen Untergange bewahrt blieben. Der mörderische Krieg der Briten und Aschanti in den Jahren 1822 bis 1824, in welchem der Gouverneur von Cape-Coast-Castle, Sir Charles Mac Carthy fiel, endete damit, daß die Neger 1826 von dem neuen Gouverneur Campbell geschlagen und zu einem Tribut gezwungen wurden. Zugleich verloren sie die Herrschaft über das Küstenland und über die Königreiche Denkera und Wassaw im Innern.

Mit den Engländern stehen die Aschanti noch immer auf feindlichem Fuße, und dies thut dem Handel Abbruch. Doch die Engländer können mit Waffengewalt Nichts ausrichten. So begannen sie 1863 wieder einen erfolglosen Krieg; warum derselbe erfolglos war, erkennt man aus dem nachfolgenden Schreiben eines englischen Offiziers, der zugleich charakteristisch für das Land ist.

„Im Busche lagern, bedeutet einfach sterben, oder, was noch schlimmer ist, am Leben bleiben mit einer für immer zu Grunde gerichteten Gesundheit. Mit dem abgehenden Dampfer werden sechs Offiziere nach Europa zurückgeschickt, und alle anderen werden nie wieder gesund. Es erscheint vielleicht wunderlich, wenn ich unsere Tragödie hier als eine Farce bezeichne, aber dem ist doch so. Denn wie kann man von einem Krieg oder Feldzug reden, nachdem wir volle drei Monate lang im Sumpfe steckten, ohne auch nur einen einzigen Krieger der Aschanti gesehen zu haben. Der Verlust an Menschenleben und Geld ist entsetzlich, und der Zweck des Krieges, nämlich die Einnahme der Hauptstadt Kumasi, können wir doch niemals erreichen, und wenn wir noch zehnmal mehr Truppen hätten. Das weiß der König von Aschanti auch recht gut und nimmt deshalb gar keine Notiz von uns. Er hat die sehr richtigen Worte gesprochen: «Der weiße Mann hat zwar viele Kanonen in den Busch gebracht, aber der Busch ist viel stärker und mächtiger als die Kanonen.» Die Regenzeit ist nun eingetreten, und wir können vor November, wo sie zu Ende geht, gar nichts ausrichten. Nun hat man aber eine Menge von Vorräthen im Lager aufgeführt; dieses liegt wenigstens 80 Meilen landeinwärts, in einem dichten Walde, der jetzt unter Wasser steht. Dort sollen wir eine Garnison lassen, um die Vorräthe zu beschützen. Die Offiziere und zwei Kompagnien meines Regiments sind dazu befehligt worden, und in der nächsten Woche gehen wir dorthin. Es wird mir eine angenehme Ueberraschung sein, wenn ich jemals von dort zurückkommen sollte, aber ich gestehe frei, daß ich darauf gar nicht hoffe. Wir werden in dieser Jahreszeit in den Wald geschickt, wo wir kein anderes Obdach finden, als eine aus Schlamm aufgebaute Hütte, wo wir kein anderes Nahrungsmittel haben, als gesalzenes Schweinefleisch und Schiffszwieback. Wer nun das Klima hier kennt, weiß, daß das Alles so

viel bedeutet, als geradeswegs in den Tod rennen. Ich marschire, weil es meine Pflicht ist; wenn mir aber in diesem Augenblicke die Wahl gelassen würde, ob ich auf 300 Schritte Entfernung mich eine halbe Stunde lang dem Feuer meiner ganzen Compagnie aussetzen, oder ob ich marschiren soll, dann würde ich unbedingt das Erstere wählen."

Die Friedenspolitik, welche England im letzten Jahrzehnt gegen die Aschanti bethätigte, kam aber schließlich zu Ende, und ein neuer Krieg brach aus, in dem die Aschanti, welche bisher sich immer im Vortheil befunden hatten, wiederum mit stolzem Siegerbewußtsein auftraten. Als Grund des Krieges muß in erster Linie der Uebergang der holländischen Besitzungen an England 1872 angesehen werden.



Cape=Coast=Castle.

Die Regierung konstatirte infolge einer Interpellation im englischen Unterhause am 9. Mai, daß sich der König von Aschanti als Oberherr des holländischen Forts Elmina betrachte, ja er empfinge von den Holländern jährlich einen kleinen Tribut, und außerdem nähmen ihm dieselben die Kriegsgefangenen ab, um sie als Soldaten in ihren indischen Kolonien zu verwerthen. Sie zahlten dafür Kopfgeld. Mit anderen Worten, das biedere Holland trieb hier einen kleinen Sklavenhandel. England verweigerte nicht nur die ferneren Abgaben an Aschanti, sondern auch das Kopfgeld fiel weg, worauf Seine schwarze Majestät Koki Kalkalli den Krieg beschloß.

Die Engländer hatten aus Sparsamkeitsrücksichten die Garnison auf der Goldküste vermindert, sodaß 1873 zur Vertheidigung des Gebietes nur 160

Soldaten vorhanden waren. Die holländisch gesinnten Eingeborenen von Elmina u. s. w. verlangten von den Aschanti Hülfe, weil sie von den ihnen von jeher feindlichen Briten nichts wissen wollten, und der König von Aschanti hielt den Augenblick für geeignet, die Macht seines Reiches wieder herzustellen. Zudem herrschte allgemein der Glaube, die Briten könnten im Buschkriege nicht siegen, und sie hätten sich aus Furcht vor den Aschanti zu Unterhandlungen und Verträgen herbeigelassen. Im Februar 1873 überschritten drei Aschantiarmeen den Fluß Prah. Der seit 1869 vorbereitete Krieg fand aber die Engländer vollständig ungerüstet; in allen Distrikten herrschte infolge des Austausches Verwirrung; es fehlte an Waffen und an einem Lenker. Der Elmina-König schloß sich den Aschanti an und die Heere desselben näherten sich auf 20 km. Cape-Coast-Castle und Fort Elmina. Im Juni 1873 rieben die Aschanti die Fanti-Armee auf und griffen Commenda an. Gegen 12,000 Feinde hatten die Briten eine so kleine Macht aufzustellen! Nun sendete England als Generalgouverneur Sir Garnet Wolseley, welcher mit schwachen Hülfstruppen eine Armee von Eingeborenen zu beschaffen suchen sollte. Dies mißlang gänzlich und der Krieg mußte mit nur wenigen Truppen geführt werden, die selbst, als im Dezember Mannschaften ankamen, nur bis zu einigen Regimentern stieg. Mit diesen wurden die siegreichen Gefechte bei Essaman, Abrakrampa, Amoaful, Becqua, Ordahsu bestanden, und am 4. Februar zogen die Briten in die Hauptstadt Kumasi ein, die der König und die meisten Bewohner mit ihrem werthvollen Besitzthum verlassen hatten. In der Nacht ging die Stadt in Flammen auf. Der König unterzeichnete am 3. Februar 1874 den Vertrag, in welchem er 50,000 Unzen (ungefähr 200,000 Pfund Sterl.) approbirtes Gold zu zahlen versprach, und auf die Lehenspflicht der Könige von Denkera, Assin, Akim und anderer Bundesgenossen der Engländer, sowie auf alle Ansprüche der Oberhoheit über Elmina und andere Stämme, die früher mit der niederländischen Regierung in Verbindung standen, verzichtete. Die bisher den Aschanti anhängenden Stämme der Eingeborenen wendeten sich darauf sämmtlich den Briten zu. Bereits 1875 hoben die Briten das Protektorat auf, verpflichteten die eingeborenen Herrscher zum Gehorsam und schlugen das ganze Gebiet einschließlich Lagos zur Kolonie Goldküste.



Palmölgewinnung am Niger.

III. Das Ewe-Gebiet. Dahomeh. Joruba.

Das Ewe-Gebiet. Pflanzenwelt. Sage von der Entstehung des Menschengeschlechts. Bewohner. Sitten und Gebräuche. Nahrung. Wohnungen. Religion. Dahomeh. Geschichte. Nepin. Waida oder Whydah. Negermarkt. Schlangentempel. Fetischpriesterinnen. Fetische. Abomeh. Empfang beim König Ghezo. Festlichkeiten. Sitten und Gebräuche. Joruba. Gerhard Rohlfs. Lagos. Abbeokuta. Der Guineawurm.

Oestlich von Aschanti treffen wir auf das Ewe-Gebiet (Sklavenküste), welches sich vom Meere in nördlicher Richtung bis an das Wirma Donto-Gebiet erstreckt und westlich vom Volta begrenzt wird. Der Küstensaum enthält mehrere Lagunen; von hier zieht sich eine Tagereise weit nach innen eine flache öde Steppe, in der anmuthige Kokoswäldchen mit Städten und Dörfern liegen. Nach und nach nimmt die Fruchtbarkeit zu, indem Flüßchen, welche zur Regenzeit bedeutend anschwellen, die Ebene durchschneiden. Von der Küste aus gesehen, erhebt in nebelgrauer Ferne, 20 Stunden landeinwärts, der Atakla frei aus der Ebene seinen sargförmigen Rücken, das sehr schroff abfallende Antlitz aus einer Höhe von 500 m. dem Aufgange der Sonne zugewendet. An seinem Fuß liegen etwa sieben Dörfer; aber auch sein Rücken ist bewohnt. In regenlosen Jahreszeiten muß das Wasser mühevoll hinaufgeschafft werden. Wegen seiner Gestalt und Lage bildet der Berg eine natürliche Festung. Hinter ihm, etwa vier Stunden weit, erhebt sich in anmuthigen Wellenzügen nach und nach das Terrain zu dem etwa 530 m. hohen Gebirgsland.

Erst in dieser Höhe beginnt der üppige Pflanzenwuchs eines afrikanischen Tropenklimas; hier erhebt sich die afrikanische Eiche 20 bis 25 m. in die Höhe, dort reckt sich der mächtige Stamm des Wollenbaumes (Bombax) gen Himmel, aus dem der Eingeborene sein Boot zimmert, in welchem er unerschrocken der brandenden See trotzt, um die europäischen Güter des angekommenen Handelsschiffes abzuholen oder auf hoher See Fischfang zu treiben. Im unheimlichen Laubesdunkel aber hausen Leoparden, Tiger und Zibethkatzen, wilde Schweine, Riesenschlangen und Affen aller Art. Der Urwald wechselt in malerischer Weise hin und wieder ab mit freien Feldern, den Kulturstätten und Plantagen der Neger, denen wir oft inmitten von Busch und Wald begegnen.

Es werden angebaut Yams, ein Knollengewächs, dem Inhalte nach unseren Kartoffeln ähnlich; Kassaven, eine Rübenart, süße Kartoffeln, Erdnüsse, Tigernüsse und verschiedene Arten von Bohnen, welche theils an Stangen emporwachsen, theils an der Erde kriechen, ebenso wie Mais und Reis, welch letzterer jedoch nur tief im Innern gepflanzt wird, die mehlige, wurstartige Pisang, die süße Banane und endlich die Baumwolle. Als Kulturbäume sind zu nennen die Fächerpalme (Borassus flabelliformis) wegen ihres Holzes, die Kokospalme wegen ihrer Nüsse und die Oel- oder Weinpalme (Raphia vinifera) wegen ihres Fruchtöls zur Fabrikation der Stearinlichte und wegen ihres Saftes, der dem Stamme abgezapft wird und den Palmwein liefert. Frisch sieht derselbe aus wie Milch und schmeckt angenehm süß, nach zweitägiger Gährung wirkt er stark berauschend und bildet das Lieblingsgetränk der Eingeborenen.

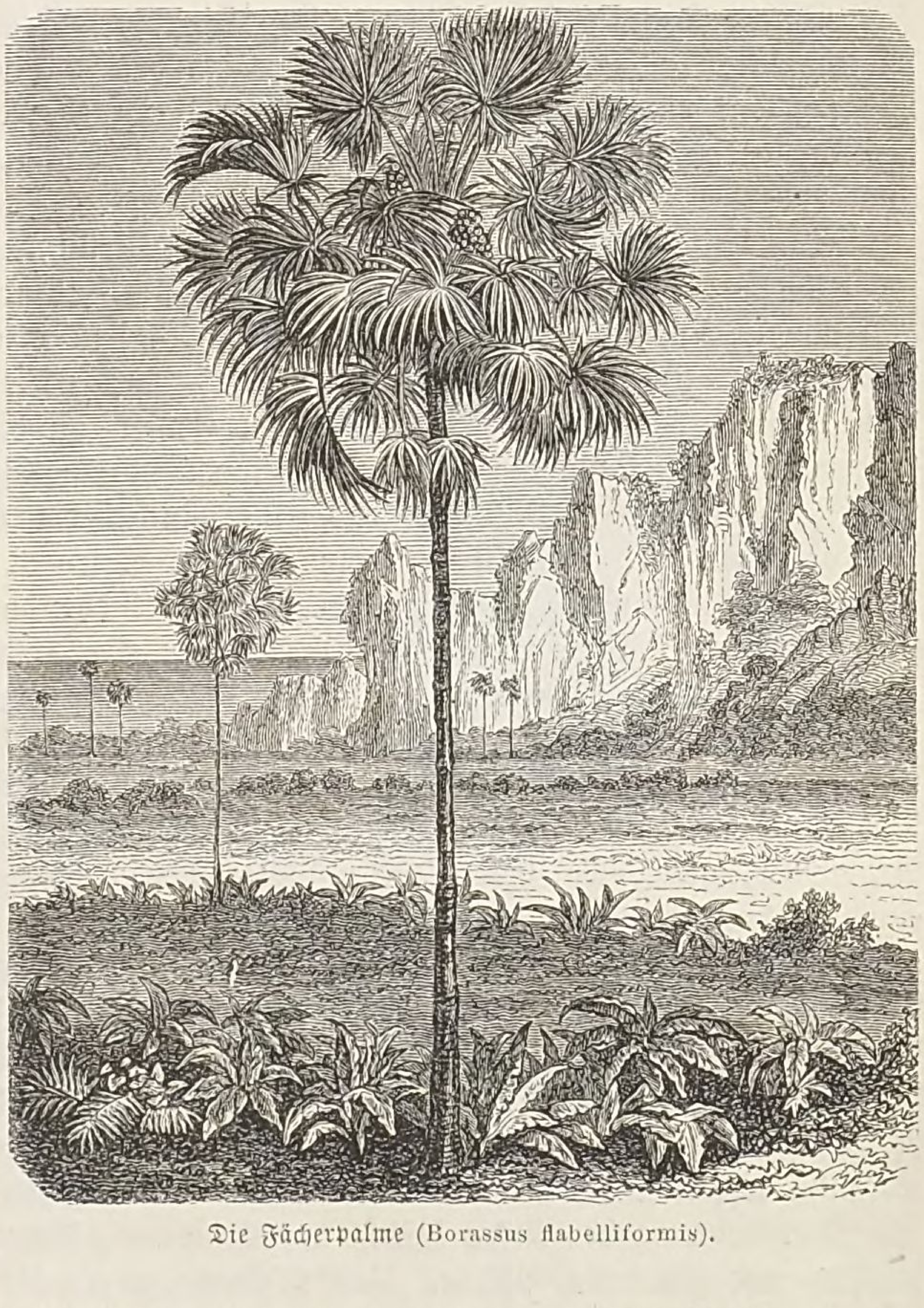
Diese drei Palmarten haben sich bereits Aufnahme in den europäischen Handelsverkehr errungen.

Die Bewohner dieses Gebietes sind — wie in ganz Westafrika — Neger. Sie nennen sich Eweawo, d. h. Eweer oder Ewe-Neger. Ueber ihre Geschichte ist fast nichts bekannt, da sie keine Schriftsprache haben. Im Munde des Volkes leben Sagen über ihre Vorfahren, die bis zur Entstehung des Menschengeschlechts hinaufreichen. Sie erzählen, ähnlich wie die Aschanti: „Als Gott die Welt zu Stande gebracht hatte, schuf er auch zuletzt Menschen, ein schwarzes und ein weißes Paar. Hiernach ließ er an einer langen Kette vom Himmel zwei Körbe herunter, einen großen und einen kleinen Korb. Beide Körbe waren bedeckt. Nun sprach Gott zu den beiden Paaren: sie sollten sich friedlich in die Körbe theilen und jedes Paar einen nehmen. Der Schwarze griff gierig nach dem großen Korbe, und so blieb der kleine Korb dem Weißen. Als nun der Schwarze seinen Korb öffnete, fand er in ihm eine Hacke, die Plantage zu bebauen; Baumwolle, damit er spinne, Kleider webe, Netze zum Fischfang knüpfe, einen Bogen mit Pfeilen, um zu jagen, und endlich einen Beutel mit Goldstaub, um damit Handel zu treiben. Ueber diesen Inhalt seines Korbes freute sich der Schwarze sehr, besonders als er sah, daß der Weiße in seinem Korbe nichts fand als ein Buch. Der Weiße aber las fleißig in seinem Buche, und er wurde dadurch so weise und klug, daß er gar bald ein besserer Landmann, ein besserer Fischer, Jäger und Kaufmann, und auch viel reicher als der Schwarze wurde. Deshalb beneidete der Schwarze den Weißen so sehr, daß der Letztere nicht mehr bei ihm wohnen konnte, sondern Gott sich seiner erbarmen mußte und ihn an einem langen

vom Himmel herabgelassenen Seil über das große Wasser nach Europa, nach Aboadsi führte — und dies geschah in Nodsi."

Dieses Land Nodsi ist der Ursitz der Eweer und lebt heute noch so in ihren Anschauungen, daß sie glauben, bei der Geburt eines Menschen komme von dorther seine Seele.

Die Bewohner des Küstenstriches unterscheiden sich merklich von denen des Innern, denn während jene sich als robuste, an 2 m. hohe Gestalten zeigen, erreichen diese nur eine mittlere Größe. Das Familienleben der Eweer ist keineswegs ein erfreuliches. Größtentheils herrscht Polygamie, das Weib ist Eigenthum des Mannes, welches er sich durch eine Morgengabe von etwa 40 Thalern gekauft hat. Alle Last des Unterhalts der Familie ruht auf der Frau, der Mann sorgt kaum für sich selbst. Infolge der sittlichen Erniedrigung sind die Eweweiber zu fast thierischer Tiefe herabgesunken; dessenungeachtet werden sie zum Unterschiede von Nutsuwe (den Starken oder den Männern) Nyonuwo (die Schönen, Anmuthigen) genannt.



Die Fächerpalme (Borassus flabelliformis).

Die Eheverlöbnisse finden oft lange zuvor statt, ehe das Mädchen in das heirathsfähige Alter getreten ist, bisweilen sogar schon vor dessen Geburt. Die Verlobung geschieht dadurch, daß der Bewerber den Eltern der Erkorenen mit einem Stück Tuch ein Geschenk macht; wird dieses angenommen, so betrachtet der Geber das Kind als sein Weib. Beim Eintritt der Mannbarkeit wird für das Mädchen eine große Festlichkeit verstaltet: geschmückt mit den schönsten Kleidern, mit Ketten, Perlen und Spangen wird es durch die Straßen

nach dem Hause des Bräutigams geführt, indem die Begleiterinnen ein Loblied auf die Jungfräulichkeit singen. Haben Vater und Mutter der Braut dem jungen Manne den Beweis der Reinheit derselben gegeben, so muß ihr dieser „Kreide geben", d. h. er bestreicht ihr Kopf, Hals, Schultern und Brust mit einer dicken weißen Farbe und schickt sie mit ihren Freundinnen wieder durch die Straßen, er aber veranstaltet mit seinen Genossen ein Freudenschießen. Nun folgt die eigentliche Trauung, indem ein Großmütterchen die Hände der Verlobten in einander legt und ihnen den Segen Gottes wünscht. Ein Hochzeitschmaus macht den Beschluß.

Sieben Tage nach der Geburt eines Kindes, während welcher Zeit die Mutter ihre Wohnung nicht verlassen darf, bekommt es einen doppelten Namen, der eine ist abhängig vom Tage der Geburt, der andere von dem Willen des Vaters. Im Alter von 12—13 Jahren wird die Beschneidung vollzogen.

Das kleine Kind wird von der Mutter bei allen ihren Arbeiten mit herumgeschleppt; es sitzt stets auf ihrem Rücken, sich stützend auf einen breiten Hüftenwulst und vom Kleide umschlungen. Bis zu den Jahren, wo der Knabe seinem Vater in der Betreibung seines Berufes, sei dieser welcher er wolle, von Nutzen sein kann, macht sich der letztere um die Erziehung wenig Sorgen; mitunter zwar sieht man, daß er eine müßige Stunde mit ihm vertändelt, häufig aber überläßt er das Kind gänzlich der Sorge der Mutter. Ist der Knabe 10 Jahre alt, so nimmt ihn der Vater in sein Geschäft, das hauptsächlich in Landbau, Fischfang oder Handel besteht; die Gewerbtreibenden sind Schmiede, Töpfer, Weber, Färber, Sattler, Gerber u. dgl. m.

Der Ackerbau ist noch sehr primitiver Art, Pflug und Zugthiere kennt man nicht, Hacke und Feuer leisten Alles; die durch das Verbrennen des Grases und Gesträuches gelieferte Asche bildet den Dünger. Viehstand existirt nicht. Das Land hat eine doppelte Erntezeit, die Aussaaten fallen in den April und September, die Ernten in den Juli und November. Das gesammte Land um einen Wohnort ist gewöhnlich Gemeindegut und Derjenige, welcher es bebaut, gilt als der zeitweilige Besitzer. Die eigentliche Existenzbedingung der Ewe-Neger ist jedoch der Handel. Einen Hauptartikel desselben ins Innere des Landes bilden getrocknete Fische, ferner Salz, welches den Boden der ausgetrockneten Lagunen wie gefallener Schnee bedeckt. In den Küstenstädten giebt es unter den Eingeborenen bereits Großhändler für alle möglichen europäischen Erzeugnisse, welche in das Innere wandern und dort umgesetzt werden.

Die Nahrung der Neger besteht aus Maisbrot, Yamswurzeln, Pisangfrüchten und gedörrten Fischen. Für Kleidung zeigen die Eingeborenen ein besonderes Wohlgefallen. Die Männer tragen einen um die Lenden geschlungenen Gurt und außerdem ein großes Stück Zeug, das ähnlich einer Toga in schönen Falten bis zu den Füßen hinabwallt: kommt dazu noch der graue europäische Filzhut und die mit Silber eingefaßten Sandalen, so ist der schwarze Stutzer vollendet. Aehnlich tragen sich die Frauen, nur schließen sich die Kleider mehr an den Körper an.

Die Häuser sind aus Lehm gebaut und mit Gras bedeckt; gewöhnlich

bestehen sie aus drei Räumen, deren Thüröffnungen, welche zugleich als Fenster gelten, Nachts mittels einer Matte geschlossen werden. Diejenigen Gebäude, welche derselben Familie gehören, sind durch eine Hecke eingefriedigt; der dadurch gebildete Hofraum ist das Familienheiligthum: dort sitzt man Abends, unterhält sich und führt Spiele und Tänze im Mondschein auf.

Die Neger wohnen in Städten und Dörfern; einsam stehende Höfe und Hütten findet man nur selten.

Eine Stadt unterscheidet sich von einem Dorfe dadurch, daß jene ein organisirtes Raths- und Gerichtskollegium besitzt, an dessen Spitze ein Häuptling steht. Amt und Würde des Häuptlings erben weiter auf den Sohn seiner ältesten Schwester. Jede Stadt zerfällt in Bezirke, die darin Wohnenden bilden eine militärisch eingerichtete Compagnie mit Fahne und Trommeln. Die Ehre seiner Compagnie ist jedem Eweer das Höchste, und es entstehen oft blutige Fehden, wenn einer die Compagnie des anderen verspottet. Jede Compagnie hat ihren eigenen Hauptmann, Fahnenträger, Trommler und Sprecher, welche aus ihrer Mitte gewählt werden und auch zum Raths- und Gerichtskollegium gehören. —


Fetischmann der Ewe-Neger. (Nach einer Originalphotographie.)

Eine Anzahl von Städten und Dörfern bilden ein größeres Ganzes, das unter einem Kreishäuptling steht.

Die höchste Gewalt vereinigt in sich der König des Landes mit seinen Aeltesten, die allein über Leben und Tod verfügen können. Der jemalige König, welcher seinen Rang einer besonders tapferen oder umsichtigen That verdanken muß, residirt in der Stadt Anlo.

Die Gesetze bestehen nur in mündlichen Ueberlieferungen, die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich unter den Bäumen des Marktplatzes. Auf Rechnung des Verurtheilten ergötzen sich nach dem Schluß der Sitzung die Richter an Rum und Palmwein und gehen in später Stunde betrunken nach Hause. Ehebruch, Diebstahl und ähnliche Verbrechen werden mit Geld bestraft, für Mord und Todtschlag ist die Sühne das strengste Vergeltungsrecht.

Die Missethäter werden im Freien beerdigt, während die eines gewöhnlichen Todes Gestorbenen in ihren Hütten bestattet werden.

Das höchste Wesen der Ewe-Neger heißt Mawu, der alles Ueberwindende. Mawu hat Alles geschaffen und erhält Alles, indem er das All durchdringt und göttlich macht. Die Naturerscheinungen werden als Theile Mawu's personifizirt und als besondere Götter verehrt. Unter diesen oben an steht Dsi, der Himmel mit seinen Erscheinungen als Segenspender und Gerichtsvollstrecker. In den Sternschnuppen erscheint Nyikpla, der Kriegsgott, welcher auf seinem Pferde die Wolken durchreitet. Blitz (Nebreso) und Donner (Agtui) sind Vollstrecker der göttlichen Gerichte. Anyigba, die Erde, ist Ernährerin alles Lebendigen. Der Regenbogen ist die Schlange, welche in sich alle Schätze der Erde bewahrt. In der Luft (Yame) hat die feindliche Macht Abosam ihren Sitz, ihr sind eine Menge unreiner Geister unterthan, gegen deren Einwirkung Fetische und Amulete schützen. Die Seele ist unsterblich, der Leib zerfällt nach dem Tode in Nichts; im Todtenreich sind die Guten von den Bösen getrennt. Erstere können bald wieder Menschen werden, Letztere erst nach einem langen Aufenthalt in der Luft und nach einer Wanderung durch verschiedene Thierleiber. Die Fetischmänner (Priester) sind zugleich Wahrsager und Wunderdoktoren und wissen, das thörichte Volk in allen Dingen ihrem Willen unterzuordnen und sich dienstbar und nutzbringend zu machen.

Wir gelangen jetzt auf unserer Wanderung entlang der Küste Oberguinea's zu einem Reiche, dessen Namen einen fürchterlichen Klang durch die ganze civilisirte Welt hat, wir meinen das durch seine Menschenopfer übel berüchtigte Dahomeh. Frühere Schriftsteller haben diesem Reiche, das nur eine unbedeutende Provinz des großen Joruba ist, eine viel zu weite Ausdehnung gegeben, indem sie im Norden das Kong-Gebirge, im Süden die Benin-Bucht, in Osten die Lagunen von Lagos oder selbst die Nigermündungen, und im Westen den Fluß Volta und das Land der Aschantis als seine Grenzen annahmen. Dieser Flächenraum von 36,000 engl. Quadratmeilen ist aber auf etwa den zehnten Theil zu reduziren, denn die Makhis (Mahi-Gebirge), welche die nördliche Grenze bilden, sind etwa 100 engl. Meilen von der Küste entfernt, und die Breite, welche nach Süden zu schmäler wird, beträgt durchschnittlich höchstens 40 Meilen. Rings von feindlichen Stämmen eingeschlossen, besitzt es nicht mehr die Kraft, sich weiter auszudehnen, und an der Ostküste sind Porto Novo und Badagry bereits in den Händen der Europäer. Die von Einigen auf 900,000 Seelen geschätzte Bevölkerung dürfte kaum mehr als 150,000 betragen, und davon sind vier Fünftel Frauen und Kinder, so daß sie allerdings im Verhältniß zur Größe des Landes äußerst schwach ist.

Ueber Entstehung und Bedeutung des Landes Dahomeh, welcher Name ursprünglich nur dem alten Palaste, erst später auch der Hauptstadt und dem ganzen Reiche beigelegt wurde, berichtet die Ueberlieferung Folgendes: „Um das Jahr 1620 starb ein mächtiger Herrscher, Allada, mit Hinterlassung von

drei Söhnen. Während der älteste ihm in der Regierung folgte, zog der jüngste nach einem Orte zwischen Kana und Abome, etwa 90 Meilen vom Meere und bedrängte einen benachbarten Häuptling, Namens Danh (die Schlange) mehr und mehr, so daß dieser schließlich ausrief: „Bald wirst Du in meinem Leibe bauen.“ Nach einiger Zeit erschlug ihn Dako und errichtete über seinen Leichnam den alten Palast von Dahomeh, d. h. in „Danh's oder der Schlange Leibe“, und die Fgons oder Foys änderten ihren Namen in Danh=ho=men um. Später wurde Allada, wie auch Waida (oder Whydah) dem neu entstandenen Reiche einverleibt, und die gleichnamige Hauptstadt Allada (22 engl. Meilen von Waida), die neun Meilen im Umfange gehabt haben soll, ist zu einem verhältnißmäßig unbedeutenden Dorfe herabgesunken.

Um dieses Reich kennen zu lernen, folgen wir einem der neueren Reisenden, dem französischen Marinearzt Repin. Derselbe war im Jahre 1856 mit dem Schraubendampfer „Dialmath“ von der französischen Regierung nach Waida (Waidah, Whydah) gesandt worden, um dem Könige von Dahomeh Geschenke zu überbringen und anzufragen, ob er geneigt sei, seine Söhne nach Paris zur Erziehung zu schicken. Mit ihm ging der Schiffskapitän Vallon.

Die Stadt Whydah oder Waida, wie wir sie der Kürze wegen nennen wollen, liegt unter 6° 20′ nördl. Br. auf einer sanft abfallenden Hochebene, von welcher man das etwa 3 Meilen entfernte Meer sehen kann. Gleich allen Negerstädten nimmt sie einen sehr ausgedehnten Raum ein, weil die Hütten von Gärten umgeben sind und offene Plätze nicht fehlen. Die Angabe, daß sie 20—25,000 Einwohner zähle, ist nach Repin vielleicht um ein Drittel zu hoch. Als er dort war, befanden sich nur sehr wenig Weiße in der Stadt; außer denen in der französischen Faktorei fand er nur drei oder vier Familien portugiesischen Ursprungs, die einst durch Sklavenhandel reich geworden, nun aber verarmt waren.

Die zahlreichen Mulatten bewohnen ein besonderes Stadtviertel und sprechen eine Art von portugiesischem Jargon. Seit jener Zeit haben sich auch einige Engländer in Waida niedergelassen und katholische Missionäre eine Station gegründet.

Die Hütten sind aus gestampftem, gelbem Thon aufgeführt, welcher an der Sonne sehr hart wird. Die Größe der Hütten ist je nach dem Wohlstande des Besitzers verschieden, aber die Bauart allemal dieselbe und zwar so, daß eine Anzahl kleiner Häuser von einer Ringmauer umschlossen ist. In jedem derselben wohnt eine Frau, welche ihrem Herrn und Gebieter, falls derselbe sie besucht, Obdach giebt. Die Hütte hat keinen anderen Eingang als die Thür und ist mit getrocknetem Grase derart gedeckt, daß das Dach weit überspringt, von Pfählen gestützt wird und eine Art von Veranda bildet. Hier empfängt der Mann Besuche; ins Innere läßt er selten Jemand; dasselbe ist übrigens sehr einfach, denn der gesammte Hausrath besteht aus einer niedrigen, langen und breiten Bank von Palmholz, einigen Kalebassen und irdenen Krügen, und ein paar Stühlen, die aus Bombaxholz gehauen worden sind. Je nachdem der Besitzer mehr oder weniger reich ist, hat er sie mit Schnitzwerk verziert; wenn er ausgeht, läßt er sich einen solchen Stuhl nachtragen.

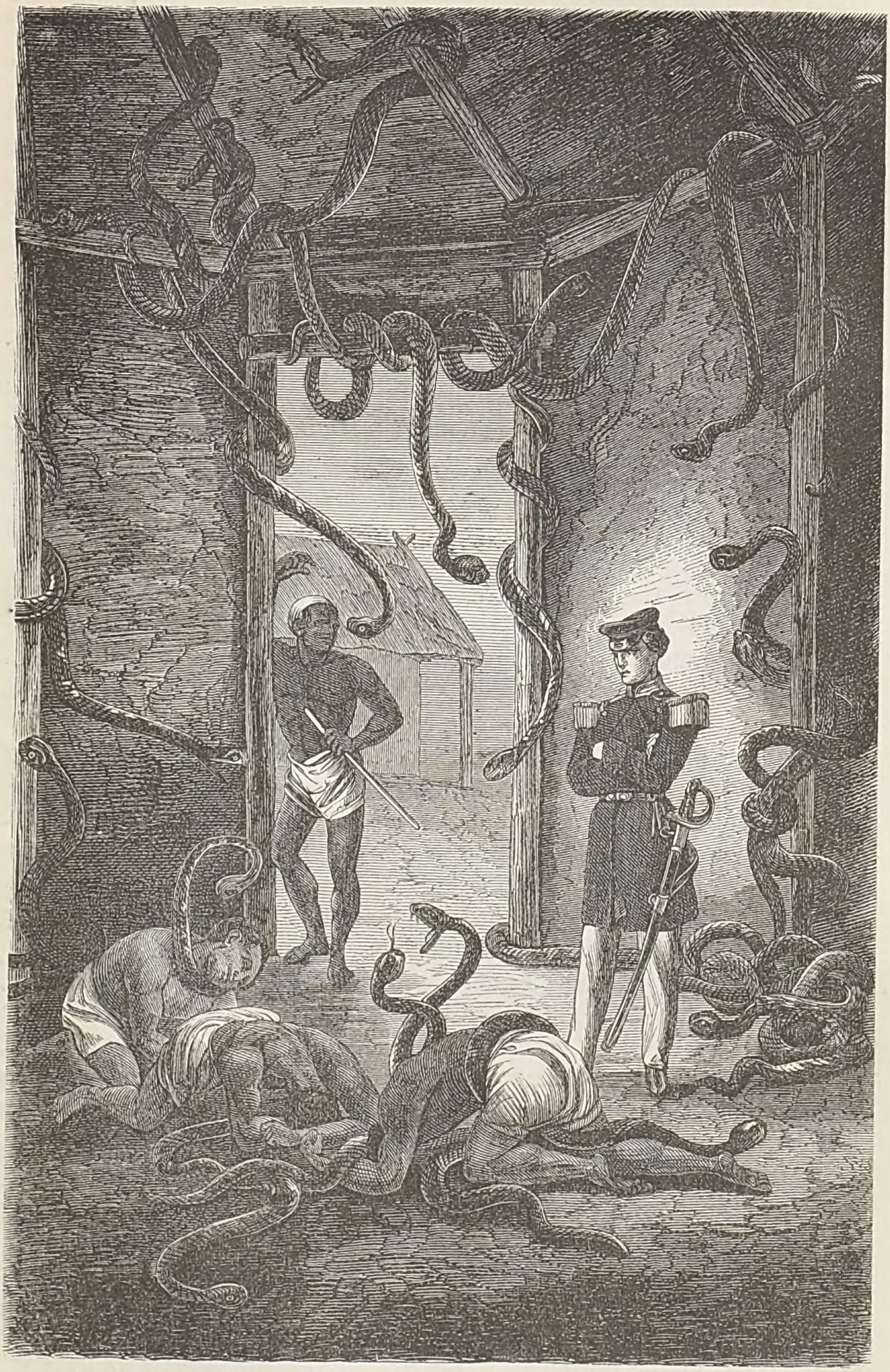
Das französische Fort liegt im westlichen Theile der Stadt, bildet ein längliches Viereck, hat vier Bastionen, welche durch Courtinen mit einander in Verbindung stehen, und ist mit einem tiefen, sehr breiten Graben umgeben. Die Bastionen verfallen, eiserne Kanonen liegen im Grase zwischen zerbrochenen, halbverfaulten Lafetten, aber die Gebäude sind in leidlichem Zustande, und ein Theil derselben wird zum Oelpressen und zur Anfertigung von Fässern benutzt. Zeitweilig herrscht im Fort eine große Regsamkeit, viele Neger kommen aus dem Innern und bringen Palmöl in großen irdenen Gefäßen oder Elfenbein, auch wol Goldstaub in kleinen Lederbeuteln, welche sie um den Hals gehängt haben.

Wer keinen Negermarkt gesehen hat, macht sich nur mit Mühe eine Vorstellung von den Schlichen und Listen, welche von diesen äußerst primitiven Handelsleuten aufgeboten werden, um einen möglichst hohen Verkaufspreis herauszupressen. Sie betrügen, wann und wo sie immer können, mischen Kupferstaub unter das Gold und leugnen die Verfälschung auch dann noch, wenn sie überwiesen worden sind. Sie sind alle Zeit auf der Lauer, um sich anzueignen, was irgend zu greifen ist. Wer ertappt wird, ist der Verhöhnung von Seiten seiner schwarzen Landsleute sicher.

Repin besuchte den berühmten Tempel der Fetischschlangen; er liegt unter einer Gruppe prächtiger Bäume unweit vom Fort und besteht einfach aus einer Art von Rotunde, die etwa 12 m. im Durchmesser und 8 m. Höhe hat. Die Wände sind von gestampftem Lehm und haben zwei einander gegenüber liegende Thüren, durch welche die Götter, d. h. die Schlangen, nach Belieben aus- und eingehen. Die Decke besteht aus Baumzweigen, die durch einander geflochten sind und solchergestalt viel leeren Raum zwischen sich lassen. Ueber denselben befindet sich das aufgestülpte Strohdach, oder richtiger gesagt, dieser Dachaufsatz besteht aus getrocknetem Grase.

„Die innere Seite des Daches, die Baumzweige, die Balken, die Wände — Alles wimmelt von Schlangen verschiedener Art, die jedoch sämmtlich zu den nicht giftigen gehören. Sie sind von 1 bis 3 m. lang, in der Mitte etwas stärker als am übrigen Leibe, und das Schwanzende läuft verjüngt zu; der Kopf ist breit, platt und dreieckig, doch so, daß die Winkel abgerundet sind. Die Farbe ist verschieden zwischen Hellgelb bis Gelbgrün, und dieser Wechsel in der Farbe wird vielleicht durch das respektive Alter bedingt. Ich bemerkte bei den meisten auf dem ganzen Rücken zwei braune Längsstreifen, während andere unregelmäßig gefleckt waren.' Ich möchte aus Alledem schließen, daß sie verschiedenen Arten aus Linné's Familien der Pythonen und von Coluber angehören. Der längliche Greifschwanz und die große Leichtigkeit, mit welcher manche von ihnen klettern, lassen mich vermuthen, daß einige zum Geschlechte Leptophis, Familie der Syncranterier (nach Dumeril und Bibron) gehören."

„Die Zahl der Schlangen, welche ich im Tempel sah, belief sich auf mehr als hundert. Einige krochen aus der inneren Wölbung des Daches herab, andere hatten sich um die an den Wänden befindlichen Baumstämme geschlungen, noch andere hatten den Schwanz um Zweige gewunden und schaukelten sich harmlos über meinem Kopfe hin und her.



Besuch des Dr. Repin im Schlangentempel zu Waida. Nach seiner Originalzeichnung.

Manche hatten sich zusammengerollt, schliefen in dem Grase des Daches und verdauten die reichlich gespendeten Opfergaben. Der ganze Anblick hatte etwas seltsam Fremdartiges, aber von irgend welcher Gefahr konnte gar keine Rede sein."

Gar nicht selten kriechen manche dieser geheiligten Schlangen in den Straßen der Stadt spazieren. Jeder Neger, der ihnen begegnet, wirft sich auf die Kniee; er nimmt das Thier vorsichtig in die Arme, bittet um Verzeihung, daß er es angreife, und trägt es nach dem Tempel zurück. Dieser Schlangenfetisch ist heilig, und wer ihm ein Leid zufügt, wird mit dem Tode bestraft. Repin erzählt, daß ein Europäer, der erst vor Kurzem in Waida angelangt war, im Fort eine Schlange sah, deren heiligen Charakter er nicht ahnte; er schoß sie todt. Man gab sich alle Mühe, diesen Vorfall zu verheimlichen, er wurde aber doch ruchbar, und man hatte große Mühe, den Zorn der Priester durch reiche Gaben zu besänftigen.

Die Priester wohnen unweit vom Schlangentempel in einer großen Hüttengruppe und mästen sich von den Opfern der Gläubigen; auch sind sie Aerzte und Zauberer. Ihr Einfluß auf das Volk ist groß. Repin suchte mit ihnen in nähere Verbindung zu treten, weil er gehört hatte, daß sie verschiedene wirksame Arzneimittel, z. B. gegen den Guineawurm und gegen den Biß giftiger Schlangen besitzen; auch verstehen sie aus verschiedenen Kräutern sehr wirksame Gifte zu bereiten. Aber es gelang ihm durchaus nicht, mit ihnen in irgend welche Berührung zu kommen.

Das Marktleben in Waida bietet einem Europäer, welcher zum ersten Male eine afrikanische Stadt betritt, viel Interessantes dar. Er sieht eine Doppelreihe armseliger, aus Bambus verfertigter Buden, in welchen Frauen — denn nur diese, nicht die Männer, verkaufen Waaren —, umgeben von großen und kleinen Kalebassen, sitzen. Diese sind mit allerlei Waaren angefüllt, deren ein Neger zum täglichen Unterhalte bedarf, also mit Reis, Palmöl und Salz; dazu kommen Glas- und Porzellanperlen, Baumwollenzeuge und was dergleichen mehr ist. Auch Garküchen fehlen nicht, und unter den Leckerbissen, welche in ihnen zu haben sind, nimmt Hundefleisch den ersten Rang ein. Die Liebhaberei für Hundefleisch beschränkt sich nicht auf die Sklavenküste, sondern ist auch bei manchen anderen Völkern Afrika's vorhanden, namentlich an der Congoküste. Mit Wasser geknetetes Maniokmehl in der Gestalt faustdicker Kugeln dient als Brot. Zu den Hauptspeisen gehört auch Ochsenfleisch, das man in lange, schmale Streifen zerschneidet, an der Sonne trocknet und ohne jede weitere Zubereitung oder Zuthat verzehrt. Rum oder Palmwein wurde auf dem Markte nicht verkauft; der Neger trinkt beim Essen nicht, sondern löscht nach vollendeter Mahlzeit seinen Durst mit Wasser. Starke Getränke genießt er zu anderen Zeiten, er ist dem Branntwein leidenschaftlich ergeben und berauscht sich, sobald er irgend Gelegenheit dazu hat.

Als Münze dient die bekannte Kaurimuschel, Cyprea moneta. Im Durchschnitt haben etwa 2400 solcher Porzellanmuscheln den Werth eines Maria-Theresia-Thalers. Dieses Zahlmittel ist in jeder Bude massenweis aufgehäuft, und in der französischen Faktorei sind allezeit mehrere Beamte mit dem Zählen solcher Muscheln beschäftigt.

Repin machte dem Gouverneur von Waida seine Aufwartung. Dieser wenig intelligente Neger, ein Mann von etwa 50 Jahren, war einer der angesehensten Häuptlinge von Dahomeh und hatte den Titel eines Javogan, d. h. Vizekönigs.

Inzwischen war der Herrscher Ghezo, Vater des jetzt regierenden Königs, von der Ankunft der Europäer in Kenntniß gesetzt worden. Er sandte nach Waida einen seiner Adjutanten, einen Racadehr, welcher sie begrüßen und ihnen „den Weg geben sollte". Ohne ausdrückliche Erlaubniß darf kein Ausländer ins Innere gehen. Der Racadehr überreichte dem Kapitän Vallon den königlichen Stab, welcher als Zeichen gilt, daß der Ueberbringer ein bevollmächtigter Mann sei; er nimmt den Stab wieder zurück, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, weil er dieses Symbols auch ferner bedarf.



Tanz der Fetischpriesterinnen. Im Hintergrunde ein Baum mit Fledermäusen und Richtplatz des Königs.

Der Stab ist eine Art Paß, und der Träger hat, sobald er den Stab vorzeigt, auf Gehorsam zu rechnen.

Das Gefolge des Racadehr bestand aus etwa 300 Leuten, ein Drittel war mit gewöhnlichen Flinten oder auch mit alten portugiesischen Trabucos bewaffnet und bildete die Ehrenwache der Fremden, die übrigen wurden als Träger verwandt. Lastvieh ist sehr selten; Pferde können das Klima nicht vertragen und Ochsen kommen nur spärlich vor. Die Reisenden werden in Hängematten getragen; reiche Leute, einheimische sowol wie fremde, reiten wol auch auf Ochsen, wie dies an der ganzen Westküste von Afrika Sitte ist.

Am 13. Oktober war Alles reisefertig, nachdem der Racadehr eine erkleckliche Menge von Prügeln auf die Schultern seiner Leute hatte regnen lassen.

Der Weg schlängelt sich Anfangs durch Felder, die mit Mais, Maniok, Ignamen und Baumwolle bepflanzt sind; dann und wann sieht man Gruppen von Oelpalmen, welche bei dem Dorfe Xavi häufiger werden. Dort machten die Reisenden vor dem Tempel der Fetischpriesterinnen einen Augenblick Halt. Es waren ihrer sechs; alle waren über und über mit Bernstein- und Korallenschnüren behängt, um die Hüften trugen sie einen seidenen Schurz. Diese Priesterinnen sind Gemahlinnen der Fetischschlange. Mehrmals im Jahre laufen die alten Priesterinnen im Dorfe umher, nehmen acht- bis zehnjährige Mädchen weg und bringen sie in den Tempel, wo sie ein Noviziat durchmachen und späterhin der Schlange vermählt werden. Die vier jüngeren Priesterinnen führten einen höchst üppigen Tanz auf und brachen am Schlusse desselben in ein ohrenzerreißendes Kreischen und Schreien aus.

In der Nähe gewahrte Repin einen großen Baum, dessen schwarzes unbewegliches Blätterwerk einen ganz ungewöhnlichen Anblick darbot. Als er näher trat, bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die vermeintlichen Blätter nichts Anderes waren, als eine ganz ungeheure Menge großer Fledermäuse, welche sich mit ihren scharfen Krallen an Aesten und Zweigen fest hielten. Er feuerte ein mit Schrot geladenes Gewehr ab, und eine Anzahl fiel zu Boden, während alle anderen aufflogen und in der Luft eine gewaltige schwarze Wolke bildeten. Es scheint, als ob sie eine Abart der Riesenfledermäuse seien, wahrscheinlich Vespertilio nigliceus; sie kommen sehr häufig in jenen Gegenden Afrika's vor.

Im Dorfe Tauli wurde Nachtruhe gehalten; der Kabosir (eigentlich Cabeseïr, vom portugiesischen cabeçaira, Oberhaupt einer Familie oder Gemeinde), hielt saubere Hütten in Bereitschaft. Von hier ab führte der Weg durch dichte Waldungen; auch das Dorf Hasuch liegt inmitten derselben. Weiterhin gelangt man nach der Stadt Allada, wo der stattlich aufgeputzte Kabosir die Fremden am Thore begrüßte. Nachdem er den Willkommen gesprochen, führte er sie auf einen großen Platz, wo sie unter hohen Bäumen ausruhten, während eine Musikbande mit Tamtams, Rohrflöten und Zithern einen disharmonischen Lärm zum Besten gab und Frauen und Krieger allerlei Tänze aufführten. Allada hat etwa 8000 bis 10,000 Einwohner.

Von Allada aus führt der Weg etwa eine Stunde weit durch bebaute Felder; dann beginnt abermals dichter Wald. Man hat in demselben eine Stelle gelichtet und dort eines jener Königshäuser gebaut, deren im Lande mehrere vorhanden sind. Solch ein Haus bildet eine Art von Karawanserai, in welchem der König mit seinem Gefolge Unterkommen findet; es unterscheidet sich von den übrigen Negerhütten nur dadurch, daß es immer reinlich gehalten wird. Jeder Neger, welcher an der Thür desselben vorüber kommt, muß sich zu Boden werfen und den Kopf mit Erde bestreuen.

Die Europäer erreichten spät am Abend das Dorf Toffoa, das auf einem Hügel steht, während die Umgegend weit und breit eine sumpfige Ebene, die sog. Lama bildet; sie reicht bis an den Fuß der fruchtbaren Hochebene von Cana und Abomeh. Während der Regenzeit und noch einige Wochen später ist sie gar nicht zu passiren, und man muß den Umweg über Agrimeh nehmen.

In Toffoa wohnten die Europäer in einem Tempel, der mit Fetischbildern gleichsam überfüllt war. Manche waren von Holz, andere von Thon oder Elfenbein; klein und groß, Menschen- oder Thiergestalten und viele hatten ganz phantastische Formen. Da waren Schlangen, Tiger und Affen, Hunde mit einem Krokodilkopfe. Besonders auffallend war eine Doppelgestalt von natürlicher Größe; sie stellte Mann und Weib dar, in sitzender Stellung, so wie unsere Abbildung zeigt. Beide Figuren waren aus einem und demselben Blocke geschnitzt, hingen aber nur an der einen Seite zusammen. Die Frau sollte wol ein Symbol der Fruchtbarkeit darstellen; darauf deutete eine dreifache Reihe von Brüsten hin.

Vier Stunden von Toffoa liegt das Dorf Epueh, ein viel besuchter Marktort, wo die aus dem Innern nach Waida ziehenden Trägerkarawanen Rast halten.



Fetische im Tempel zu Toffoa. (Nach Repin.)

Weiter landein im Dorfe Ackisabam liegt eine Finanzwache (Decimero, wie solch eine Zollstation von den Portugiesen in Waida genannt wird); hier erhebt der König von allen Ein- oder Ausfuhrwaaren eine Abgabe. Der Weg nach Cana führt eine Strecke weit durch mannshohes Guineagras; alle Gewässer müssen durchwatet werden; der Neger bauet keine Brücke und legt nicht einmal Baumstämme über einen Bach.

In Cana, das auch Calmina oder Camina genannt wird, empfing der Kabosir die Fremden sehr höflich. Die Stadt liegt auf derselben Hochebene wie Abomeh und gilt für die zweitwichtigste Stadt im Lande, obwol sie viel weniger Einwohner als Waida zählt. Aber sie ist die heilige Stadt und Residenz der höchsten Fetischpriester. Der König besitzt dort zwei sehr geräumige Wohnungen, welche einigen Hundert Mann Soldaten als Kaserne dienen; er kommt in jedem Jahr an fest bestimmten Tagen dorthin, um bei

den Menschenopfern zugegen zu sein. Die Opferhütte liegt einer der Königswohnungen gegenüber und besteht aus gestampften Lehmwänden; diese sind mit Kalk beworfen und auf dem weißen Grunde sieht man rohe und plumpe Fresken, die mit rother Farbe aufgetragen worden sind, z. B. eine Schlange, welche einen ganzen Menschen verschlingt, Kaimans, ein europäisches Schiff und einen Priester, der ein großes Messer schwingt, während er einen vor ihm knieenden Mann am Kopfe gefaßt hat, um den Kopf abzusäbeln.

Am folgenden Tage erschienen Abgesandte vom König Ghezo und brachten Branntwein. Bevor die Weiterreise angetreten wurde, mußten die Europäer aus den Hängematten steigen, um vor dem Tempel der bösen Fetische vorüberzugehen. Dieser Formalität kann sich der König selber nicht entziehen. Diese Hütte liegt in einem dichten, dunkeln Haine. — Auf der Schwelle saß ein Priester, der unablässig eine Klapper bewegte und dabei Verschwörungen murmelte, um die Reisenden gegen den Einfluß übelwollender Götter zu schützen. Von Cana nach Abomeh führt ein sehr breiter, guter Weg.



König Ghezo von Dahomeh.

Abomeh hat einen Umfang von 12 bis 15 engl. Meilen, ist mit einem sehr breiten und tiefen Graben umzogen und die Umfassungsmauer von gestampftem Lehm etwa 7 m. hoch. Die Brücken an den vier Eingangsthüren sind leicht und können im Nothfalle rasch entfernt werden. Mehr als 30,000 Einwohner wird diese Hauptstadt von Dahomeh schwerlich aufweisen können. Die Straßen sind breit und leidlich sauber, aber wenig belebt; die Häuser sind alle von großen Hofräumen umgeben, und diese von der Straße durch Lehmmauern abgeschlossen

Auf den großen Plätzen stehen prächtige, hohe Bäume. In der Mitte des geräumigsten Platzes sieht man ein kleines, unscheinbares Haus, dessen rundes Dach von hölzernen Säulen getragen wird. Das ist der Tempel für die Menschenopfer, in welchem namentlich Kriegsgefangene abgeschlachtet werden. An jenem Platze liegt auch des Königs Palast, wenn man diese Bezeichnung anwenden kann, auf ein wirres Durcheinander von Hütten, zwischen welchen Hofräume und Gärten liegen. Dort wohnen die Frauen, die Kriegerinnen und die Sklaven, welche den König bedienen. Dort verwahrt der König seine Schätze; alle Wände sind mit Kaurimuscheln, die auf Stränge gezogen werden, behängt. Besondere Gemächer hat der König nicht; er wohnt bald in dieser, bald in jener Hütte bei einer seiner Frauen. Alle zum Hüttenpalaste gehörigen Gebäude sind mit einer 5 bis 6 m. hohen Lehmmauer umgeben; in dieser befinden sich viele eiserne Haken, an denen Menschenköpfe hängen; manche sind schon gebleicht, an anderen hängen noch Stücke verfaulten Fleisches, noch andere sind frisch, weil sie erst vor Kurzem vom Rumpfe abgeschnitten wurden. Neben den Eingangsthüren sah Repin mächtige Haufen von Elefantenknochen, wahrscheinlich Jagdtrophäen, die aber von den Eingeborenen mit abergläubiger Furcht betrachtet werden.

Der Einzug in der Hauptstadt Abomeh fand unter großem Gepränge statt. Nach etwa einer Stunde wurden die Weißen in ihren Hängematten weiter getragen, nach dem Palastplatze hin, und das zahlreich versammelte Volk schrie gewaltig. Als sie ausstiegen, wurden Kanonenschüsse abgefeuert, und alle Neger warfen sich in den Staub, denn König Ghezo erschien, umgeben von seinen Frauen und einer Amazonengarde. Er saß auf seinem Thron unter einem gewaltig großen Seidenschirme. Die Fremden traten, den Hut in der Hand, zu ihm hinan; er stand auf, kam ihnen einige Schritte entgegen, schüttelte allen die Hand und deutete an, daß sie auf den Sesseln Platz nehmen möchten. Nun erhoben sich auch alle Würdenträger, welche bisher platt im Staube gelegen hatten, aber nur so, daß sie noch immer eine knieende Stellung einnahmen.

Der König war ein Mann von mehr als 60 Jahren, groß, stark beleibt; sein Gesicht hatte einen für einen Neger ziemlich intelligenten Ausdruck; aus dem Auge sprühte Katzenlist. Die Kleidung bestand aus einem Stück Seide, das er über die Schultern geworfen und um den Leib geschlungen hatte; auf dem Kopfe trug er einen Filzhut und um den Nacken ein goldenes Halsband, an welchem eine Amuletkapsel hing. Zur Rechten des Königs kauerten etwa 600 Kriegerinnen; jede hatte eine Flinte zwischen den Schenkeln. Hinter diesen standen die braungekleideten Elefantenjägerinnen; auf der linken Seite befanden sich ein paar Hundert Frauen aus dem Harem, alle in Seide gekleidet und mit Gold und Silber geschmückt. Hinter dem Throne standen drei Favoritinnen und die Generalin der weiblichen Garde. Letztere trug schöne glänzende Waffen, war schwer mit allerlei Kriegsamuleten behängt, hatte eine durchaus martialische Haltung, und an ihrem Gürtel hingen mehrere Roßschweife. Vor dem Throne lagen der älteste Sohn des Königs und die Staatsminister auf den Knieen; Bahdu, welcher jetzt regiert, war damals 20 Jahre alt, von etwas düsterem Wesen, weniger intelligent als sein Vater und gehörte zur altkonservativen Partei.

Der Mignan ist zugleich Justizminister und Vollstrecker der vom Könige gesprochenen Urtheile. Er trägt stets ein großes, nach unten hin sehr breites Schwert. Der Kambodeh, Oberstkammerherr, Hofmarschall und Ceremonienmeister gebietet Schweigen, indem er eine platte Glocke in Bewegung setzt; auch führt er die Fremden ein und hat als Zeichen seiner Würde einen Stab mit silbernem Schlüssel. Der Tolonu überwacht die Amazonen und das Serail und genießt das volle Vertrauen des Königs, der nur an ihn unmittelbar das Wort richtet, wenn er Befehle ertheilt. Er ist auch Mundschenk und kostet aus jedem Glase, bevor es der König an die Lippen bringt; dann hält er ihm ein Tuch vor, denn in Dahomeh darf Niemand sehen, daß Seine Majestät trinkt. Ferner trägt der Tolonu einen silbernen Spucknapf und einen Fliegenwedel.

Kapitän Vallon erklärte nun vermittels des Dolmetschers, weshalb er von seinem Monarchen nach Dahomeh geschickt worden sei. Der Ruf dieses Landes wäre über die ganze Welt verbreitet, und der französische Kaiser wünsche mit dem König in Freundschaft zu stehen und ihm Geschenke zu machen. Nachdem dieser eine sehr verbindliche Antwort gegeben, wurden Gesundheiten getrunken und Kanonen abgefeuert. Die Volksmenge rief in einer eigenthümlichen Weise Beifall, indem sie mit den Fingern auf die Lippen schlug und solcher Gestalt den Ton dämpfte. Dann hatte Vallon eine Unterredung mit Ghezo, der sich nach Dingen erkundigte, welche einen Barbaren zu interessiren pflegen. Erst gegen Abend wurden die Europäer entlassen und konnten sich ausruhen.

Die Gesandtschaft nahm Wohnung beim Mehu, dem Minister des Innern.

Am Abend wurden die für den König bestimmten Geschenke ausgepackt. Sie bestanden in Seidenzeugen, Damasten, allerlei feinen Möbeln, Spiegeln, Krystallwaaren, Parfümerien, eingemachten Leckerbissen, lithographirten und illuminirten Schlachtenbildern aus dem Krimkriege, Portraits der Napoleonischen Familie, Fahnen u. s. w. Außerdem brachte Repin, auf Wunsch des Königs, der vor Begierde brannte, die Fetischbilder der Weißen zu sehen, acht Statuen christlicher Heiligen mit; sie waren von halber Mannesgröße, aus Papiermasse, bemalt und vergoldet, und fanden beim Könige großen Beifall.

In einer Privataudienz bemerkte der schwarze Potentat die Ordenszeichen, welche Kapitän Vallon auf der Brust trug und fragte, was diese Grigris, d. h. Amulete, bedeuten sollten. Das wurde ihm deutlich gemacht und er sagte: „Auch ich gebe meinen tüchtigsten Kriegsleuten Auszeichnungen.“

Alles, was man ihm von den Wundern Europa's erzählte, befriedigte ihn; nur an die Eisenbahnen und die Bewegung von Fuhrwerken mit Dampf wollte er nicht glauben. Gewiß hielt er es für schnöde Großprahlerei, als man ihm sagte, daß vermittels Dampfwagen auf Schienenwegen 10,000 Krieger binnen drei Stunden von Abomeh bis Waida geschafft werden könnten. Als man ihm erzählte, daß jeder europäische Monarch nur eine einzige Frau habe, gerieth er in große Heiterkeit, welche von allen Anwesenden getheilt wurde.

Ghezo rühmte den Muth und die Tapferkeit seines weiblichen Heeres und erzählte, daß dasselbe vor einiger Zeit im Kriege gegen die Nagos eine Ortschaft erstürmt habe, nachdem die männlichen Soldaten zurückgewichen seien. Der General sei bei dieser Gelegenheit geblieben. Als Vallon äußerte, daß

der König gewiß den Verlust desselben bedaure, antwortete Ghezo: „Ja wohl, ich bedaure ihn, weil ich ihn nun seiner Feigheit wegen den Kopf nicht abschlagen lassen konnte."

König Ghezo veranstaltete ein großes kriegerisches Fest, um den Fremden zu zeigen, wie mächtig er sei. Er hatte viele Kabosirs nach seiner Hauptstadt entboten, und am 22. Oktober zogen sie an der Spitze der ihrem Befehl untergebenen Kriegerscharen ein. Nach Verlauf einiger Stunden wurden die Europäer in feierlichem Zuge abgeholt und in ihren Hängematten durch eine unübersehbare Menschenmenge getragen. An der Mauer des Palastes war ein großes Gerüst aufgeschlagen, das durch eine Menge kolossaler Schirme gegen die Sonnenstrahlen geschützt wurde. Dort thronte der Herrscher, neben ihm stand eine Anzahl seiner Frauen und eine Abtheilung der weiblichen Garde; in einem Halbkreise lagen der Kronprinz und die Großwürdenträger auf den Knieen. Die dem Könige verehrten Geschenke hatte man auf einer langen Tafel zur Schau gestellt, und den Fremden wurde auf der Estrade ein Platz zur Linken des Königs angewiesen. Dann wurden etwa 30 Kanonen abgefeuert.



Garde-Amazone des Königs von Dahomeh. (Nach Burton.)

Die Zahl der versammelten Kriegsleute aller Art belief sich auf etwa 6000 Köpfe; alle waren mit gewöhnlichen Flinten oder Trabucosgewehren bewaffnet und keineswegs gleichmäßig gekleidet. — Unter den 30 Musikanten waren einige, welche auf Elefantenzähnen bliesen; andere schlugen auf Rehfelle, die man über einen hohlen Klotz gespannt hatte, andere schlugen mit Eisenstäben auf Kuhglocken oder bliesen auf Bambusflöten.

Nachdem die ganze Armee am Throne des Königs vorübergezogen war, theilte sie sich in verschiedene Rotten und führte ein Scheingefecht auf. Das Feuer wurde sehr lebhaft; die verschiedenen Parteien stürmten gegen einander ein und heulten dabei ganz entsetzlich. Viele schwangen ein großes Messer; sie zeigten, wie man im ernsten Kampfe dem Feinde den Kopf abhaut und denselben triumphirend heimbringt. Dann wurde ein Massengefecht ausgeführt,

der Gegner hitzig verfolgt, und die Sieger stellten sich zuletzt in Reihe und Glied vor dem Könige hin, um einen Triumphgesang anzustimmen.

Als dieser beendigt war, herrschte ein paar Minuten lang lautlose Stille. Dann rückten die Artillerie-Amazonen vor und gaben Feuer, zum Zeichen, daß nun die Infanterie-Amazonen erscheinen sollten. Sie waren, einige Tausend an der Zahl, besser bewaffnet und gleichmäßiger gekleidet als die männlichen Krieger und bildeten verschiedene Corps. Das stärkste trug einen blauen Kittel mit rother Gürtelschärpe und weiße, blau gestreifte Hosen, die bis auf das Knie hinabfielen. Auf der weißen Mütze war als Abzeichen die Figur eines Kaiman angebracht, und am Halse hingen allerlei Grigris (Amulete). Das zweite Corps bestand aus den Elefantenjägerinnen, mochte etwa 700 Köpfe zählen, bestand aus Elitetruppen und trug an einem links um den Kopf gelegten eisernen Reifen zwei Antilopenhörner. Die dritte Abtheilung war nur 200 Amazonen stark, trug halb blau und halb rothe Kittel und schien eine besondere Abtheilung der Artillerie zu bilden. Die Hinterhut endlich bestand aus einem Bataillone der hübschesten Mädchen, die nur Pfeil und Bogen führten. Sie waren mit hübschen blauen Röcken bekleidet und hatten an der weißen Kopfbedeckung einen blauen Kaiman. Dieses Corps enthält die Rekruten für die Amazonenarmee.

Alle vier Abtheilungen defilirten gemeinschaftlich in recht guter Ordnung und führten dann Kriegsübungen in ähnlicher Weise auf, wie die männlichen Soldaten, aber mit weit größerer Lebendigkeit und Furie. Die Elefantenjägerinnen stellten ungemein anschaulich die Methode dar, nach welcher sie auf ihren Expeditionen zu Werke gehen und die mit Bogen bewaffneten Amazonen führten Tänze mit so viel Anmuth und Gemessenheit auf, daß die Europäer ganz entzückt waren.

Nun gebot König Ghezo Schweigen und rührte die Glocke; der König wollte Lebensmittel und Erfrischung vertheilen, und das ganze Volk brach darüber in Jubel aus. Nachdem die Speisen mit Gier verschlungen waren, schaffte man aus dem Palaste vier Oxhoft Branntwein herbei, deren Inhalt auch bald verschwand. Den Franzosen setzte man amerikanisches Bisquit, Zucker, Likör und Rum vor. Der Mehu erließ eine Anrede an die Krieger, in welcher er ihnen kundgab, daß große Krieger aus fernem Lande herbeigekommen seien, um den berühmten König zu begrüßen, ihm Geschenke zu bringen und seine Freundschaft zu erbitten. —

„Das Fest galt indeß noch lange nicht für vollständig; bisher war ja kein Blut geflossen. Welche traurige Gedanken drängten sich uns auf! Da ist ein Volk, welches von Natur nicht grausam zu sein scheint; es mißhandelt weder Frauen noch Kinder oder Thiere, aber ein öffentliches Freudenfest kann nicht ohne Menschenopfer gedacht werden. In jedem Jahre fallen Hunderte von Köpfen, wenn die sogenannten Gebräuche (Customs) auf dem kleinen Belvedere gefeiert werden, welches nur wenige Schritte von uns entfernt lag."

„König Ghezo bat den Kapitän Vallon um Vergebung, daß er in diesem Augenblicke nur etwa ein Dutzend Kriegsgefangene zum Abschlachten bereit habe; — viel zu wenig, um so angesehene Gäste zu ehren. Vallon forderte

dringend, daß man die Unglücklichen verschonen möge; es würde für ihn und uns keine Ehre, sondern eine Beschimpfung sein, wenn Blut zu unseren Füßen vergossen würde, und wir könnten bei einem solchen Schauspiele durchaus nicht zugegen sein. Es bedurfte von Seiten Vallon's entschiedener Festigkeit, den König umzustimmen und diesmal die Gebräuche außer Acht zu lassen."

Vor Sr. Majestät stand ein großes blankes Kupfergefäß. Dasselbe darf bei keiner Feierlichkeit fehlen und wird auch der Armee nachgetragen, denn in ihm fängt man das Blut und die abgehauenen Köpfe der Schlachtopfer auf. Auch heute stellte man dasselbe vor dem Thron hin, denn Blut mußte fließen, diesmal aber nicht von Menschen, sondern von einer Hyäne. Als das geknebelte Thier an Ort und Stelle war, nahmen die Würdenträger um dasselbe Platz und pflogen Berathung, wahrscheinlich in ähnlicher Art, wie bei einem Menschenopfer. Die Hyäne wurde zum Tode verurtheilt, und der Mingnan, Justizminister, hieb ihr den Hals mit einem Schlage seines gewaltigen Schwertes ab.

Nach diesem Blutopfer wurden die zwölf Abgesandten der von Ghezo besiegten, schon weiter oben erwähnten Nagos vorgeführt; sie waren nach Abomeh gekommen, um Frieden zu erbitten. Der Kronprinz und die hohen Würdenträger stellten sich im Halbkreise vor dem König auf, die Gesandten warfen sich platt auf die Erde nieder und harrten so der Entscheidung. Nach langem Hin- und Herverhandeln, bei welchem der Mehu den Fürsprecher der Nagos zu machen schien, murmelten die Räthe das Wort uhn, welches in Dahomeh ein Zeichen der Zustimmung und des Einverständnisses ist. Der Kronprinz stand auf, füllte ein Glas mit Wasser, trank und gab es seinem Nachbar, der ein Gleiches that; so machte das Glas die Runde und es gelangte zuletzt an die Nagos. Ihr Wunsch war erfüllt, der Friede war ihnen bewilligt. Sie warfen sich wieder zu Boden, überschütteten das Haupt mit Erde, vernahmen wohlwollende und vermahnende Worte von Seiten des Königs und entfernten sich. Als das geschehen war, winkte der König einer schon bejahrten Favoritin, welche nebst einigen anderen Frauen neben den Europäern niederkniete und einen sehr eintönigen Gesang begann. Der Inhalt war: Ihr großen Krieger seid aus fernen Gegenden hergekommen, habt den Gefahren des Meeres Trotz geboten und euch vor den Sümpfen der Lama nicht gefürchtet. Ghezo hat Freude an Männern, die so tapfer sind, wie ihr; wir mögen euch leiden, weil ihr Ghezo's Freunde seid, und wünschen, daß ihr in eurem Lande Macht und Ehre haben mögt.

Damit war das Fest vorüber, und Ghezo geleitete die Franzosen bis zu ihren Hängematten. Er hatte die schon erwähnten Heiligenstatuen aufstellen lassen und fragte nach dem Namen jeder einzelnen.

Die Franzosen waren nach Abomeh gekommen, um Erlaubniß zur Gründung einer Faktorei in dieser Stadt auszuwirken. Von Seiten Englands hatte man früher schon nach demselben Ziele getrachtet, aber Kapitän Forbes scheiterte 1850 mit seinen Versuchen. Indessen drangen doch englische Missionäre bis Abomeh vor und verhandelten dort englische Baumwollenwaaren gegen Oel, Elfenbein und Goldstaub; sie hatten durch reiche Spenden den Mehu für sich gewonnen, mußten aber nach einiger Zeit wieder abreisen. Auch die Franzosen wurden mit ihrer Forderung abgewiesen, doch war der Abschied freundlich,

und als Gegengeschenke gab man ihnen Baumwollenzeuge, die im Lande verfertigt werden, Säbel und Dolche. Auch vertraute ihnen Ghezo zwei Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren an, die in Marseille erzogen werden sollten. Am 25. Oktober verließen die Europäer Abomeh.

Ein Engländer, Namens J. A. Sketchly, ist im Juli 1873 von Dahomeh nach London zurückgekehrt und hat einen Theil seiner Erlebnisse und Beobachtungen in „The Illustrated London News" vom 2. August 1873 veröffentlicht. Dieser Gewährsmann sagt unter Anderem: „Ich war der einzige Weiße, welcher die Privatgemächer des Königs besuchen durfte, und bin von ihm sehr gastfrei aufgenommen worden. Ehe dies geschah, hatte ich eine dreitägige Ceremonie mit mir vornehmen zu lassen und ward im Laufe derselben zum Prinzen von Geblüt, zum Kabosir und General gemacht. Bis zum Range einer Generalin der Amazonen habe ich es nicht bringen können. Der König und seine Großen, welche niemals prächtig gekleidet gehen, da sie dies unter ihrer Würde erachten, tragen gewöhnlich einen einfachen, blauen, baumwollenen Rock. Der König sitzt unter einem prächtigen Sonnenschirm, auf dem scharlachene, blaue und gelbe aus Sammt, Seide und Damast mit einem Messer ausgeschnittene Figuren, namentlich Vögel, geklebt sind. Der Vogel ist ein Zeichen der königlichen Würde. Um den König herum liegen Bambusstäbe auf der Erde; wer diese Linie überschreitet, ist dem sofortigen Tode verfallen. Ich wohnte dem großen Opferfeste, Men-hu-wo bei. Zunächst erschienen vier Soldaten, welche in Körben auf dem Kopfe eben so viele Opfer trugen. Es waren dies alte Leute, welche während des letzten Krieges zu Sklaven gemacht worden waren. Sie hatten Knebel im Munde, einen Stock durch die Kniekehlen, und waren so in sitzender Stellung mit Tauen zusammengeschnürt; auf dem Kopfe trugen sie spitze Hüte. Die Opfer waren vollständig unbekleidet, bis auf ein um die Lenden gewundenes Stück Zeug. Ningar, der Premierminister, empfing knieend eine Botschaft des Königs an seinen vor neun Jahren verstorbenen Vater, die er mit lauter Stimme dann den Opfern wiederholte. Als Zehrung auf den Weg erhielten die dem Tode Geweihten je eine Flasche Rum und einen Sack Kaurimuscheln. Von einer 7 m. hohen Platform wurden diese Körbe mit ihrer menschlichen Last in einen benachbarten Hof geworfen, woselbst der Henker ihnen mit dem Schwerte den Kopf absäbelte. Die Köpfe werden drei Tage lang auf hölzernen Altären ausgestellt, dann von den Amazonen gereinigt und zu Trinkbechern oder zu Verzierungen von Trommeln, Thronen, Flaggenstangen, Eingangspforten u. s. w. im königlichen Palaste benutzt. Die Leichen der Opfer werden von der Bevölkerung in einen Graben außerhalb der Thore Abomehs geschleift, wo sie den Hyänen zum willkommenen Fraße dienen. Der gegenwärtige König ist viel menschlicher, als seine Vorgänger, und versucht die schrecklichen Menschenopfer zu vermindern. Er begnadigt mindestens die Hälfte der zum Tode Bestimmten und sucht sie entweder zu beschäftigen, oder schenkt sie seiner Umgebung. Nur für ganz bedeutende Verbrechen läßt er die Todesstrafe bestehen; Frauen werden nie getödtet, obschon auch sie, wenn sie im Kriege gefangen genommen sind, in Weidenkörben auf den Köpfen der Amazonen um den Hof getragen werden.

Der Schlangenkultus ist in Dahomeh nur auf die Küstenlandschaft beschränkt, im Innern hat der Fetischdienst eine andere Form. Der Neger will den Zorn der schädlichen und übelwollenden Naturkräfte und Mächte durch Opfergaben abwenden und die wohlwollenden sich geneigt machen. Die Tempelhütten, runde sowol als viereckige, liegen gewöhnlich unter dicht belaubten Baumgruppen und dienen manchmal auch dem Priester zur Wohnung. Die Leute bringen Palmöl, Bananen, Geflügel, Schafe u. dgl. m. als Opfer dorthin, und so kommt es, daß die Priester wohlgenährt sind. Jeder beliebige Gegenstand kann durch Einweihung des Priesters, welcher magische Worte hermurmelt, in einen Fetisch umgewandelt werden. Im Tempel zu Toffoa sah Repin eine große Menge ex voto-Sachen aufgehängt, z. B. Stücke von Beinen und Armen, Hände und Füße, Alles plump aus Holz geschnitzt. Die Gläubigen wollten dadurch der wohlwollenden Macht, welcher sie Heilung von Krankheiten zuschrieben, ihren Dank abstatten. Aehnliche Sachen findet man auch in Europa vielfach und zwar aus derselben Veranlassung in katholischen Kirchen aufgehängt. — In den Tempel der bösen Geister darf kein Uneingeweihter eindringen, ihn würde Todesstrafe treffen.

Der Neger kauft seine Frau und nimmt so viele Weiber, als er bezahlen oder ernähren kann; er übt in seiner Familie eine durchaus willkürliche Gewalt und kann nach Belieben jedes Mitglied in die Sklaverei verkaufen. Freilich bürdet er alle Arbeit den Frauen auf. Während der Herr und Gebieter trinkt, raucht oder schläft, muß die Frau Palmöl pressen und kochen, für Holz sorgen und Speisen bereiten. Letztere muß sie dem Gemahl knieend darreichen; niemals darf sie gemeinschaftlich mit ihm essen. Der Mann kümmert sich nur um Jagd und Fischfang. Die Sklaven werden gut gehalten und gelten gleichsam für Mitglieder der Familie. Diebstahl, der sehr häufig vorkommt, wird mit Prügeln bestraft. Todte begräbt man in der Hütte, in welcher sie gestorben sind.

Im Allgemeinen sind die Neger von Dahomeh zwar nicht von großer Gestalt, aber sehr kräftig gebaut; sie klettern wie Affen an den hohen Oelpalmen hinauf, trinken Palmwein sehr mäßig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht. Ihre Gemüthsart ist heiter, man kann mit ihnen bequem verkehren, sie haben jedoch einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen. Alles im Lande, Leib, Leben und Habe sämmtlicher Bewohner des Landes gehört eigentlich dem Könige. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn. Der wichtigste Würdenträger ist der Mehu, Premierminister, und jede Provinz hat einen Vizekönig, den Avoghan. Dieser stellt die nöthige Anzahl von Soldaten, welche von Kabosirs befehligt und von denselben nach der Hauptstadt geführt werden. Der König ernennt sie und giebt ihnen als Zeichen der Amtswürde silberne Armringe, einen Sonnenschirm und einen Stuhl.

In Abomeh befindet sich das Grabmal der Herrscher in einem großen Höhlengewölbe. Man errichtet einem verstorbenen Könige inmitten desselben ein mit Eisenstangen umgebenes Gerüst und stellt auf denselben den Sarg. Dieser besteht aus Thon, in welchem das Blut von 100 hingeschlachteten Kriegsgefangenen geknetet worden ist. Die letzteren sollten dem Verstorbenen

in der anderen Welt als Ehrenwache dienen; in dem Sarge ruht das Haupt, von den Schädeln besiegter Könige und Häuptlinge, und um das niedrige Gerüst legt man eine Menge von anderen Schädeln.

Nach diesen Vorkehrungen werden die Thüren des Gewölbes geöffnet und hinein treten die Abaias, d. h. Hoftänzerinnen nebst 50 Kriegern. Beide sind für einige Tage mit Lebensmitteln versehen und haben den Auftrag, ihrem Könige in das Schattenreich zu folgen, mit anderen Worten: sie werden lebendig begraben. Es ist kennzeichnend für den Wahnglauben des Volkes, daß sich stets Freiwillige genug finden, welche nach solcher Ehre geizen.

Achtzehn Monate lang steht der Kronprinz noch als Regent im Namen des verstorbenen Königs an der Spitze des Staates und hat zwei Minister zur Seite. Nach Ablauf dieser Frist wird im Palast eine große Versammlung abgehalten und dann ein Zug nach dem Leichengewölbe veranstaltet. Man öffnet den Sarg und nimmt den Schädel des Verstorbenen heraus; der Regent nimmt denselben in seine linke Hand, in der rechten hat er ein kleines Beil und dann erklärt er öffentlich, daß der König gestorben sei und er selber nun die Regierung angetreten habe. Die ganze Volksmasse wirft sich zu Boden und bestreut den Kopf mit Staub, aber diese Bezeichnungen des Schmerzes dauern nicht lange. Der König legt Schädel und Beil bei Seite, zieht den Säbel aus der Scheide und verkündet, daß er Herr und Gebieter sei, und sofort erhebt sich allgemeiner Jubel. Alles singt und tanzt zu einer fürchterlichen Musik.

Es ist hergebracht, daß bei solchen Gelegenheiten alle Vornehmen des Landes und auch die Europäer, welche Faktoreien (Sarames) in Waida besitzen, mit Geschenken an den Hof kommen. Die Ceremonien werden als „der große Brauch, das große Herkommen" bezeichnet, um sie vor anderen Jahresfesten zu unterscheiden. Eine unzählige Menge von Menschen wird dabei abgeschlachtet, und sie alle sollen dem verstorbenen Könige ins Jenseits die Kunde bringen, daß sein Nachfolger die Regierung angetreten habe. Man fängt das Blut der Hingemordeten auf und knetet mit demselben den Thon zu einem seltsam gestalteten Gefäße; in dieses legt man den Schädel und Knochen des Königs und dann wird dieser thönerne Sarg verschlossen. Am festbestimmten Tage erscheint der Herrscher vor der Urne und bringt ihr seine Verehrung dar, indem er in die zu diesem Zweck in dem Thon angebrachten Löcher Branntwein gießt; auch wirft er Kaurimuscheln hinein, denn der Verstorbene muß ja doch in jener Welt Geld zum Ausgeben haben, um nicht in der Lage zu sein, zum Schimpf seiner Nachfolger, Schulden zu machen!

Dem „Journal des Missions évangeliques" 1861 entnehmen wir über die Thronbesteigung des neuen Königs Bahdu oder Bahadung Folgendes:

„Am 17. Juli 1860 ließ er die Kesselpauken rühren und dem Volke verkünden, daß nun bald das große Herkommen stattfinden werde. Die in Abomeh verweilenden Europäer hätten sich dem gräßlichen Schauspiele gern entzogen, der König ließ sie aber nicht fort. Dasselbe begann am 22. Juli. Bald nach Tagesanbruch wurden etwa 100 Männer und eben so viel Frauen geschlachtet, alle im Innern des Palastes. Dann trat der König heraus, und die Krieger und Amazonen feuerten ihre Musketen ab. 900 Offiziere und 120

Prinzen und Prinzessinnen begrüßten den Herrscher, und jeder bot demselben 2—4 Sklaven, welche zu Ehren des Verstorbenen geopfert werden sollten. Auch einige portugiesische Residenten brachten ihm 20 menschliche Schlachtopfer dar; dazu dann noch Ochsen, Schafe, Ziegen, Geflügel, Kauris, Silber und Rum. Die übrigen Europäer hüteten sich natürlich, ein Gleiches zu thun."

Als der König am 1. August persönlich bei den Trauerfestlichkeiten zugegen war, begrub man 60 Menschen, 50 Schafe, eben so viel Ziegen und 40 Hähne; auch warf man eine Menge Kauris in das Gewölbe. Während der König um seinen Palast herumging, wurde unaufhörlich geschossen, und als er seinen Rundgang vollendet, wurden ebenfalls 50 Sklaven geopfert. Indessen war der Herrscher gnädig gewesen, denn er hatte 10 Anderen Gnade angedeihen lassen. Am 2. August ließ er Kauris und Baumwollenzeug auswerfen und sah mit Vergnügen zu, wie das Volk sich darum riß. Der Missionär erzählt weiter:

„Volle drei Wochen dauerte die Festlichkeit, und wir konnten keine Erlaubniß zur Abreise erhalten. Mir wurde endlich am 1. September gestattet, nach Waida zu gehen, aber erst nachdem ich versprochen hatte, am 12. Oktober wieder in Abomeh einzutreffen. Ich hielt mein Wort, kam zur verabredeten Zeit und wurde sogleich zum Könige beschieden. Vor dem Palastthor zählten wir 90 Menschenköpfe, die erst an demselben Morgen abgeschnitten worden waren; das Blut floß noch in Menge herab. Bahadung zeigte uns dann die Geschenke, welche er seinem verstorbenen Vater zusenden wollte: zwei Wagen, einige Räder, drei Schüsseln, zwei Theekannen, eine Zuckerdose und einen Topf mit Butter. Das Alles war von Silber. Ein Prachtkissen lag auf einer Art von Rollwagen, der von sechs Amazonen gezogen ward. Dazu kamen noch drei seidene Hängematten mit Vorhängen und manche andere Gegenstände."

Nach drei Tagen wurden wir in den Palast entboten, um anzusehen, daß abermals 60 frisch abgeschnittene Köpfe zu beiden Seiten des Thores aufgehängt waren, und wieder drei Tage später betrug die Zahl der Opfer 36.

Der König hatte auf dem größten Marktplatz vier große Gerüste aufschlagen lassen, von welchen herab er Muscheln unter das Volk werfen ließ. Auf diesen Gerüsten wurden 60 Menschen abgeschlachtet.

Groß- und Klein-Popo und Agharay, gleichfalls Sklavennester, haben Häuptlinge, welche vom Könige von Dahomeh abhängig sind; das etwas weiter nach Osten auf einer Strandinsel liegende Porto Novo ist aber vor einigen Jahren von den Franzosen in Besitz genommen worden, wie wir bereits erzählt haben. Porto Novo, zwischen Waida und Badagry, beherrscht die Mündung der tief ins Land einschneidenden Denhamlagune. Die an derselben wohnenden Geges-Niger waren schlaue Mäkler, welche den Sklavenhandel vermittelten; jetzt bereiten sie Palmöl und Salz, auch Töpfergeschirr, welches sie auf den Markt nach Porto Novo bringen. Hier ist der Kleinhandel in den Händen von Schwarzen aus Brasilien und Sierra Leone. Nach Porto Novo kommen jährlich durchschnittlich an 5000 Tonnen Palmöl, dessen Verschiffung aber zumeist durch die englischen Handelshäuser in Lagos geschieht. Die Europäer bezahlen dasselbe mit Fabrikwaaren und Kauris, die brasilianischen Händler mit Cachaça (Zuckerbranntwein) und Rolltabaken.

Die Küste Joruba's hat für den europäischen Handel in der letzten Zeit eine große Bedeutung gewonnen, denn an ihr liegt die Stadt Lagos, welche mit Liverpool regelmäßige Dampfverbindung hat, und uns zuletzt eingehend von unserem Landsmann Gerhard Rohlfs geschildert wurde. Unter dem 6° 26′ n. Br. und dem 2° 22′ östl. L. v. Gr. gelegen, war Lagos bis zum Jahre 1851 portugiesischer Schutzstaat und Hauptexporthafen für den Sklavenhandel. Im genannten Jahre vertrieb ein eingeborner Fürst Namens Kosoko den rechtmäßigen König Akitoye, weil dieser auf Anlaß Englands den Sklavenhandel unterdrückt hatte. Kosoko wurde von den Engländern verjagt und der rechtmäßige König wieder eingesetzt. Die Negerausfuhr florirte trotzdem. Am 6. August 1861 wurde Lagos zur englischen Kolonie erklärt; Docemo, der Sohn Akitoye's, behielt den Titel König.

Diesen Namen erhielt die Stadt durch die Portugiesen, die Eingeborenen nennen sie Eko oder Oni. Sie liegt auf einer Insel, welche durch eine Lagune von dem etwa 15 engl. Meilen entfernten Festlande getrennt wird. Die niedrigen Landesstreifen der Lagune sind mit Mangrovenbuschwerk bedeckt, aus dem schlanke Kokospalmen emporragen; auf dem Festland beginnt gleich undurchdringlicher Urwald. Das Klima ist durch die lagunenartige Gegend, durch die modernden Pflanzen in den Sümpfen, durch die Vermischung von Salz- und Süßwasser ein sehr ungesundes und erzeugt unter Eingebornen und Fremden eine große Sterblichkeit. Die mittlere Temperatur ist zwischen 20 und 22° C., die fallende Wassermenge in einem Jahre 250″; in der Zeit vom April bis September finden bei herrschendem Ostwinde fast täglich die heftigsten Tornados (Gewitterregen) statt; von November bis Februar kennt man keinen Regen und der Wind ist West oder Nordwest bei nächtlichen Windstillen. Im Januar weht vom Innern her der Harmattan und bringt die Rauchwolken mit, welche die ungeheuren innerafrikanischen Waldbrände erzeugen; zu der Zeit ist der Gesundheitszustand des Landes am besten.

Die Eingeborenen gehören zu den Stämmen der großen Joruba-Familie, nicht so schön und hell wie die Fulbe, sind sie doch nicht vollkommen schwarz, sondern bräunlich; von den dortigen Europäern werden sie für die besten und gutmüthigsten aller Neger gehalten. Strohflechtereien, Baumwollweberei, Färberei, Gerberei, Töpferkunst, sowie die Verarbeitung der Metalle waren ihnen bekannt, als die Europäer dort hinkamen. Ihre Kopfzahl beträgt 35—40,000. Haussa-Neger sind durch etwa 1000 Individuen vertreten; die Aira, Fanti und Kru-Neger sind ungefähr 2000 Seelen stark. Außerdem sind einige Tausend eingewanderte Neger zu rechnen und gegen 100 Europäer.

Der Kultus der noch nicht zum Christenthum übergetretenen Eingebornen ist Fetischdienst, kleine thönerne und hölzerne Götzenbilder sind allgemein verbreitet, Bäume und Thiere, z. B. Hunde, stehen in Verehrung, außerdem hat jeder Neger sein Privatheiligthier, von dem er natürlich nicht essen darf; spezielle Hausgötzenbilder haben in den Wohnungen den Ehrenplatz. Die Anzahl der Fetischanbeter beträgt etwa 25,000. Dem Islam, der sich den Weg quer durch Afrika gebahnt hat, sind alle Haussa und viele Joruba, ungefähr 4000 der Zahl nach, ergeben. Die Anzahl der Christen, leider den

verschiedensten Sekten angehörend, beläuft sich auf 3500; in den Schulen sind weiße und schwarze Lehrer und Lehrerinnen beschäftigt. — Die Regierung besteht derzeit aus einem Gouverneur von der Kriegsflotte und den dazu gehörigen Beamten. Das Geschwornengericht ist aus Weißen und Schwarzen zusammengesetzt. Als Garnison steht in Lagos eine Compagnie schwarzer Soldaten. Durch Konsulate ist Deutschland, Frankreich und Italien vertreten. Die Stadt hat breite Straßen, welche des Nachts beleuchtet sind; in einem der vier Stadttheile liegt der wie eine Bude aussehende Palast des Königs Docemo. Das Haus des Gouverneurs, ganz aus Eisen und fertig aus England gebracht, steht auf der der See zugekehrten Seite; als sonstige öffentliche Gebäude sind noch das Rathhaus, die Kaserne, ein Zollhaus, eine katholische und 10 protestantische Kirchen zu nennen. Hunderte von kleinen Schiffen unterhalten den Verkehr mit dem Festlande. Hauptbeschäftigung des Volkes ist Fischerei, während die Europäer den Handelsstand vertreten.

Export (Indigo, Elfenbein, Mais, Baumwolle und verschiedene Baumfrüchte) und Import (Kaurimuscheln, Tabak, Waffen, Pulver, Stabeisen, Messingdraht, Perlen, Spiegel, Messer, Stoffe, Salz, Spirituosen) haben unter der englischen Regierung einen bedeutenden Aufschwung genommen; 1862 betrug die Einnahme 5000 Pfd. St., im Jahre 1867 schon 30,000 Pfd. St. Von Spirituosen, Kauri und Tabak werden 6 Proz. Eingangszoll erhoben.

Gegenwärtig ist Lagos (d. h. die Seen) die volkreichste Stadt an der Westküste und hat den schnellsten Aufschwung genommen; durch sanitätspolizeiliche Maßregeln scheint sich sogar das Klima zu verbessern. Gesittung und Civilisation der Eingeborenen ist im erfreulichen Zunehmen — werden dieselben deswegen doch eine Zukunft vor sich haben? Wenn sie nicht durch eine zu rasch mit ihnen vorgenommenen Civilisationsmethode (namentlich durch unpassende Bekehrungsversuche) vorher ausgerottet werden, so werden sie von den Weißen langsam verdrängt werden, wenn sich einmal für diese das Bedürfniß herausstellen sollte, Afrika so ernstlich in Angriff zu nehmen, wie man es mit Amerika und jüngst mit Australien gethan hat. —

Neben Lagos hat noch eine zweite Stadt Joruba's einen weit bekannten Namen erhalten, nämlich Abbeokuta, das nur 15 Meilen weit von der Küste im Innern liegt und eine bemerkenswerthe Geschichte hat.

In dem Hügellande des südwestlichen Theiles von Joruba, erhebt sich am östlichen Ufer des Flusses Ogun, welcher unweit von Lagos in eine große Strandlagune mündet, eine gewaltige Felsenmasse von Porphyr. Sie wird als Olumo bezeichnet, das heißt Platz des Versteckes, weil in den durch überhängendes Gestein geschützten Schluchten eine Räuberschar ihren Schlupfwinkel hatte. Als sie 1825 denselben verließ, kamen Leute dorthin, welche vor den Sklavenjägern geflohen waren, und fanden Schutz.

Das waren die Anfänge von Abbeokuta. Olumo wurde ein Anziehungspunkt für eine beträchtliche Menge kleiner Scharen, welche sich in den Bergen unweit von einander, aber allemal in abgeschlossenen Gemeinden, ansiedelten. Jede derselben hatte ihre eigenen Gesetze und ihren besonderen Häuptling. Die einzelnen Abtheilungen erhielten den Namen der Ortschaft, aus welcher die

Gründer gekommen waren; die verschiedenen Niederlassungen bezeichnete man mit dem Namen Abbeokuta, das heißt unter dem Stein.

Die Einwohnerzahl soll jetzt etwa 80,000 Köpfe betragen. Abbeokuta ist von einem Wall umschlossen, der drei deutsche Meilen Länge hat.

Alle diese Leute gehörten zum Ebastamme. Unter den einzelnen Abtheilungen trat aber bald die frühere Eifersucht, welche so großes Unheil über alle gebracht hatte, wieder zu Tage, und wahrscheinlich wären Fehden entstanden, wenn nicht ein hervorragender Mann die drohende Gefahr abgewandt hätte. Dieser Häuptling, Namens Schodeke, gewann Einfluß über alle anderen und brachte es bald dahin, daß ein allgemeiner Rath eingesetzt wurde, in welchem jedes einzelne Stadtgebiet vertreten war.



Christliche Neger erbauen eine Kirche in Abbeokuta. (Nach den „Illustrated Missionary News“.)

Durch ein solches Repräsentationssystem wurde Friede und Eintracht erhalten und Abbeokuta vom Verderben gerettet. Durch die Vereinigung gewann das Gemeinwesen Kraft genug, um nach einander die Angriffe der Ibbus, welche aus Benin kamen, der feindlichen Jorubastämme und endlich auch jene des Königs von Dahomeh abzuwehren.

Bis vor etwa 30 Jahren war in Abbeokuta noch kein Kulturelement. Ein solches kam auf folgende Weise dorthin. Während der allgemeinen Zerrüttung waren viele Leute aus Joruba auf portugiesische Sklavenschiffe gebracht, aber von englischen Kreuzern genommen und nach Sierra Leone geschafft worden. Hier nahmen sie etwas Civilisation an und manche wurden Christen. Einige trieben auch Handel, kauften ein Schiff, bemannten dasselbe mit afrikanischen

Matrosen (während der Steuermann ein Europäer war) und fuhren mit einer Ladung assortirter Waaren nach Badagry. Dieser Verkehr brachte Vortheil und in einigen dieser schwarzen Kaufleute entstand der Plan, in die Heimat zurückzukehren. In den Jahren 1839 bis 1842 wanderten etwa fünfhundert Jorubaner, ehemals Sklaven, jetzt freie Leute, von Sierra Leone aus, und der größte Theil derselben ging nach Abbeokuta, das sie, nach afrikanischem Maßstabe, im Gedeihen fanden. Die Bewohner waren gut gekleidet, heiter und zufrieden, die Märkte reichlich mit Vorräthen aller Art versehen; selbst eine Art von Gewerbthätigkeit, wie man solche immerhin in Afrika selten zu finden pflegt, fehlte nicht, denn man verfertigte baumwollene Zeuge, Mützen, Sandalen, allerlei Lederzeug, Hacken, Messer, Töpfergeschirr und Stricke.



Hütten in Abbeokuta. (Nach einer Photographie.)

Die eingewanderten Christen blieben zum Theil ihrem neuen Glauben treu, während manche andere sich wieder dem alten Fetischdienste zuwandten. Jene wünschten sich einen Geistlichen, der auch bald in der Person des Katechisten Townsend aus Sierra Leone kam. Das war 1842. Schon vor ihm war der Geistliche Freemann in Abbeokuta als willkommener Gast, namentlich von Schodeke, aufgenommen worden.

Dann erschien ein schwarzer Prediger, welcher seit dreißig Jahren in jenen Gegenden eine hervorragende Rolle spielt, und der, als eine glückliche Ausnahme unter den Negern, weit über alle andern Afrikaner hervorragt. Wir meinen Samuel Crowther, mit dem wir uns noch öfter beschäftigen werden.

Unter den Gefangenen, welche 1821 nach der Zerstörung von Dschogun als Sklaven fortgeschleppt wurden, befand sich auch ein zwölfjähriger Knabe, Adschai, der, mehrmals verkauft und wieder verkauft, zu Lagos auf ein portugiesisches Sklavenschiff kam. Ein englischer Kreuzer nahm dasselbe und brachte die Ladung nach Sierra Leone. Die Schwarzen waren anfangs untröstlich, denn die Portugiesen hatten in jenen Gegenden den Glauben verbreitet, daß die Engländer nur deshalb Sklavenschiffe wegnähmen, um das Blut der Neger zum Färben ihrer Kleider zu verwenden, und das Fleisch als Köder beim Fischen zu benützen. Als die Unglücklichen Kanonenkugeln auf dem Deck übereinander gehäuft sahen, hielten sie dieselben für Negerköpfe. Diese Täuschung ging freilich bald vorüber, Adschai wurde getauft, machte Fortschritte in der Civilisation, wurde zum Lehrer und Katechisten herangebildet und späterhin zum Geistlichen ordinirt. Adschai hat die Bibel in die Sprache seiner Landsleute übersetzt und mannichfach mit Erfolg gewirkt.

Er war 1842 mit bei der ersten Nigerexpedition und ging nach Abbeokuta, das ihm zu großem Danke verpflichtet ist. Adschai stand 1844 als der erste ordinirte eingeborene Prediger von Westafrika da.

Die Missionäre haben sich um jene Gegenden, insbesondere um Abbeokuta, unzweifelhafte Verdienste erworben, und in vorderster Linie stehen auch hier, wie überall, wo es sich um Gutes und Schönes handelt, Deutsche, z. B. Gollmer, Müller, Schön und Hinderer.

Die Berichte aus Abbeokuta wurden in England mit Interesse gelesen. Man sah dort, wo man allen Dingen auch eine Seite unmittelbaren Nutzens abzugewinnen versteht, bald ein, daß dieser Punkt und Joruba überhaupt als Passage zwischen der Küste und wichtigen Handelspunkten am untern Laufe des Nigers, doch oberhalb des Deltas, z. B. Bussa und Rabba, von Bedeutung werden könne. Königin Victoria schickte Bibeln in schönem Einband, Prinz Albert das sehr werthvolle und mit Dank aufgenommene Geschenk einer stählernen Maismühle.

Schodeke war gestorben, aber sein Nachfolger Sagbua nicht minder freundlich gesinnt, und die Missionäre kamen über alle Schwierigkeiten hinweg.

Nach und nach kamen jedoch die Dinge mehr ins Geleise, und sehr ersprießlich wirkte ein Besuch, welchen Lieutenant Forbes und Konsul Beecroft im Januar 1851 in Abbeokuta abstatteten. Sie kamen in voller Uniform, verkündeten Englands wohlwollende Theilnahme und warnten vor der Gefahr, welche von Seiten Ghezo's, des Königs von Dahomeh, drohe.

Fünf deutsche Meilen westlich von Abbeokuta liegt die Stadt Isagga. Dort zog der König von Dahomeh ein und schloß Frieden mit den Bewohnern, die er zu benutzen gedachte. Sie aber blieben ihren Nachbarn getreu und gaben dem König Ghezo falschen Rath, indem sie ihn bewogen, den Angriff gegen Abbeokuta nicht von der nordwestlichen Seite her zu unternehmen, sondern von Südwesten her, wo sich eine hohe Mauer befand. Auch mahnten sie ihn von dem nächtlichen Angriff ab und riethen zum Sturm in der Mittagszeit. Ghezo wurde überlistet und die Isagganer sandten einen vertrauten Boten nach Abbeokuta, welcher Alles berichtete, was vorgegangen war.

Am 3. März rückten 10,000 männliche und 6000 weibliche Streiter gegen Abbeokuta an, wo nur 8000 Bewaffnete zu ihrem Empfange bereit standen. Die Dahomeher greifen an, aber ihr Musketenfeuer wird erwiedert; der amerikanische Missionär Bawen leitet die Gegenwehr mit Erfolg. Der Kampf entbrennt auch an anderen Theilen der Stadtmauer und bleibt unentschieden, bis nach einem ununterbrochenen Metzeln nach Verlauf von sechs Stunden der Feind wankt und sich dann mit Einbruch der Dämmerung zurückzieht. Die Egbas waren zu ermüdet, um ihn weiter zu verfolgen; als sie am Morgen den Angriff erneuern wollten, waren die Dahomeher abgezogen. Sie hatten vor den Mauern von Abbeokuta etwa 1800 Leute verloren, meist Weiber, die, wie ein Missionär sich ausdrückt, in der Schlacht immer am weitesten voran waren, weil man sich auf sie am besten verlassen konnte. Die Egbas rückten bis Isagga vor und gewannen dort eine zweite Schlacht. Im Ganzen verloren die Dahomeher etwa 3000 an Todten und ungefähr 1000 Gefangene.

Seitdem hat Dahomeh, obgleich auf Rache sinnend, es nicht wieder gewagt, Abbeokuta anzugreifen.

Was die übrigen Theile von Joruba anbelangt, so werden wir mit den dortigen Verhältnissen am besten vertraut, wenn wir uns von unserem Landsmann Gerhard Rohlfs erzählen lassen, was er auf seiner epochemachenden Reise quer durch das Land sah und erlebte.



Gerhard Rohlfs in afrikanischer Reisekleidung.
(Nach einer Photographie.)

Gerhard Rohlfs ward am 14. April 1832 zu Vegesack bei Bremen geboren. Er studirte seit 1849 Medizin in Heidelberg, Würzburg und Göttingen, nachdem er nach der Schlacht von Idstedt, der er als Freiwilliger beigewohnt hatte, seiner Tapferkeit wegen zum Offizier befördert worden war. Hierauf kämpfte Rohlfs in Algier unter der Fremdenlegion gegen die Kabylen und erwarb sich den höchsten, einem Fremden erreichbaren Rang (Sergeant) und mehrere Dekorationen. Die Stellung in der Fremdenlegion gewährte auch

den Vortheil, daß er die arabische Sprache lernte und sich vollständig in orientalische Sitten und Lebensweise eingewöhnte. In der Tracht eines Mohammedaners durchwanderte er nun unter Lebensgefahren die marokkanische Sahara von Westen nach Osten, drang 1864 über die Schneegebirge bis zur Oase Tuat vor, wo jedem Christen von Seiten der fanatischen Bewohner der Tod drohte, und kehrte über Ghadames und Tripolis auf kurze Zeit nach Deutschland zurück. Eine neue Reise führte ihn im Jahre 1865 nach Mursuk mit der Absicht, in den Sudan vorzudringen. Von Mursuk ging er im Frühjahr 1866 über Bilma nach Bornu, dessen Hauptstadt Kuka er am 22. Juli desselben Jahres erreichte. Beim Sultan fand er gute Aufnahme und erhielt unter Anderem sichere Nachricht über die Ermordung Beurmann's an der Grenze von Wadai. Rohlfs verließ am 13. Dezember 1866 Kuka und gelangte auf einem bisher noch unbeschriebenen Wege am 14. Januar 1867 nach Jakoba, von wo er durch ein völlig unbekanntes Gebiet über den rasch aufblühenden Handelsort Keffi Abd-es-Senga unweit der Insel Loko zum Benuë gelangte. Auf einem Kahne fuhr der kühne Reisende diesen Strom hinab bis zu dessen Einmündung in den Niger bei Lukodscha, wo er am 28. März 1867 eintraf und bei der dortigen englischen Niederlassung die freundlichste Aufnahme fand. Doch schon am 2. April verließ er diesen Posten und fuhr zunächst den Niger bis Rabba aufwärts, um von hier den Landweg durch Nyse und Joruba nach Lagos einzuschlagen. Von Lagos schiffte er sich nach Holland ein, woselbst er am 2. Juli 1867 anlangte. Im Jahre 1868 begleitete Rohlfs die englische Armee auf der abessinischen Expedition, brachte 1869 die Geschenke des Königs von Preußen für den Sultan von Bornu nach Tripolis, wo er sie seinem Freunde Dr. Nachtigal übergab, der damit nach dem Tsadsee aufbrach, während er selbst seine Reise nach Cyrene und der Oase des Jupiter Ammon ausführte. Seit seiner Rückkehr von dort lebt Rohlfs in Weimar.

Bei Rabba also setzte Rohlfs über den Niger, wie wir oben bemerkten.

Das Ueberschiffen dauerte fast eine halbe Stunde, da wir erst eine lange Zeit am linken Ufer hinauf rudern mußten, um nicht zu weit vom Strome zurückgerissen zu werden. Nach einer kleinen Pause traten wir dann den Weg südlich nach dem Lager von Joruba an, das wir schon nach anderthalb Stunden erreichten. Es mochten ungefähr 20,000 Leute hier versammelt sein, darunter übrigens höchstens ein Drittel kriegstüchtiger Soldaten, die übrigen waren Greise, Weiber und Kinder. Das Lager selbst lag an todten Hinterwässern des Niger, der also bei Hochwasser hier eine Breite von zwei deutschen Meilen haben dürfte.

Wir brachen um neun Uhr auf und erreichten nach anderthalb Stunden den von Westen kommenden Para-Para-Fluß mit dem Orte gleichen Namens. Wir waren von hier an sanft im Steigen begriffen. Wie immer befanden wir uns im Walde, und manchmal war die Gegend sumpfig; die Vegetation fing jetzt auch an, sich in ihrer ganzen Kraft und Fülle zu entfalten, denn die Regenzeit war nunmehr wirklich eingetreten; zahlreiche Crocus und andere Zwiebelgewächse entsproßten dem Boden, welcher manchmal Humus, manchmal rothen Thon zeigte. Von den Bäumen waren der Runo mit seinen jetzt

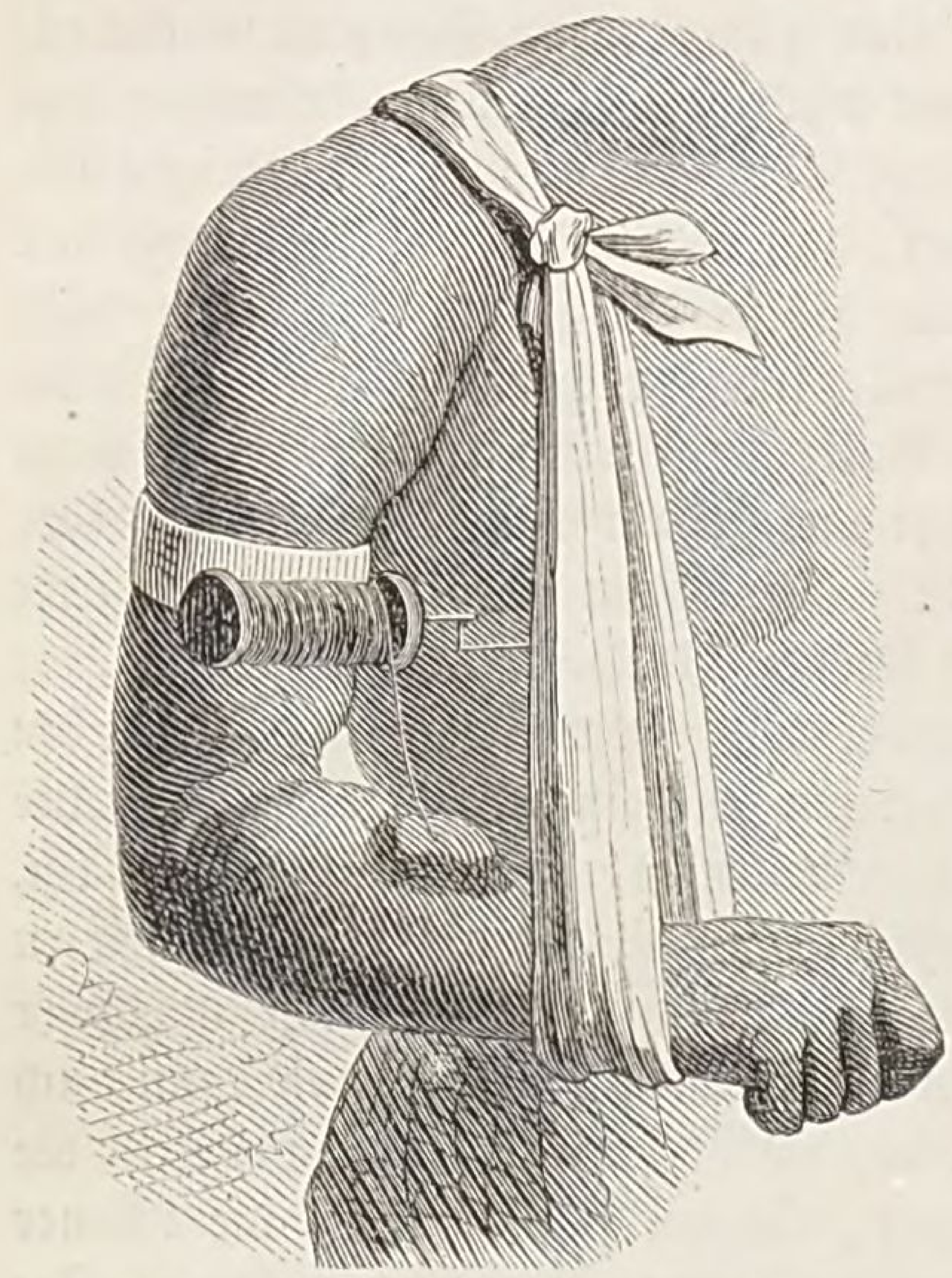
reifen Früchten und der Butterbaum sehr häufig. Nach weiteren 1 ¾ Stunden erreichten wir den von Osten nach Westen fließenden Kulufu-Fluß, an dem das wegen des Krieges verlassene Dorf gleichen Namens liegt. Immer südlich weiter reisend, erreichten wir dann nach drei Stunden den ebenfalls leer stehenden Ort Paradschi, wo wir kampirten.

Am folgenden Tage hatten wir keinen langen Weg zu machen, schon nach zwei Stunden erreichten wir in gerader Südrichtung die bedeutende Stadt Saraki. Man schloß uns zwar Anfangs die Thore vor der Nase zu, wahrscheinlich um Zoll von uns zu erheben, denn alle von Haussa kommenden Karawanen müssen hier Abgaben erlegen; als ihnen aber mein Dolmetscher gesagt hatte, wir kämen vom König von Nyfe, um nach Ilori zu reisen, ließ man uns bereitwillig einziehen. Wir durchritten die Stadt, um uns sogleich nach dem Hause des Häuptlings zu begeben, zu dem ich auf der Stelle Zutritt erhielt. Die Häuser fangen hier an, eine ganz andere Form anzunehmen, denn statt kleiner runder Hütten hat man jetzt große viereckige, kasernenartige Bauten vor sich. Alle sind auch hier aus Thon gebaut und mit Stroh überdacht; indeß ist das Dach so eingerichtet, daß es Luftzug gestattet, was der Hitze halber sehr angenehm ist. Die eine Hälfte des Hauses, meist die nach innen zugekehrte Seite, bildet eine Art Veranda, während die andere Hälfte verschlossene Zimmer enthält. Auch im Volke selbst tritt ein Wechsel ein, denn während wir bis jetzt echte Nyfeenser vor uns gehabt haben, stoßen wir hier zum ersten Male auf Joruba-Leute. Sie haben eine bedeutend hellere Hautfarbe, und ihre Gesichtsbildung ist schöner als die der Nyfe-Völker.

Es scheint wenig Industrie, Handel und Gewerbe in der Stadt zu herrschen, ich bemerkte indeß viele Färbereien und einige Oelsiedereien. Die Nähe von Ilori, von wo ja Alles billig zu haben ist, trägt wol viel dazu bei, große Industrie und ausgedehnten Handel nicht zur Entwicklung kommen zu lassen. Ganz auffallend war aber die bedeutende Schweinezucht in dieser Stadt; diese Thiere liefen zu Hunderten in der Straße umher, wie denn auch viele Enten und Hühner vorhanden waren. Eine hohe Mauer umschließt die Stadt, welche sich auf Hügel hinauf zieht, um die sich ebenfalls die Mauer schlingt. Sie mag etwa 40,000 Einwohner haben, sämmtlich Heiden. Die zahlreichen Wasserfäden, welche die Stadt durchziehen, sind sehr schmuzig, und da sich den ganzen Tag über Schweine und Enten darin herumtreiben, so ist es widerlich, davon zu trinken. Dieser entsetzliche Schmuz ist es auch, welcher den Guineawurm verbreitet.

Ueber dieses merkwürdige, durch Afrika weit verbreitete Thier (Filaria medinensis, auch Medina-Wurm genannt), machen wir hier eine Einschaltung. Der Franzose Poussielgue hatte Florida in den Vereinigten Staaten besucht und bemerkte dort auf der Plantage San Geronimo, daß ein Neger seinen Arm in der Binde trug; an demselben war eine Winde in sehr zweckmäßiger Art befestigt. Er meinte Anfangs, der Schwarze habe den Arm gebrochen, bemerkte aber bald, daß er einen Guineawurm unter der Haut hatte. Der Mann war etwa vierzig Jahre alt, vor etwas länger als einem Jahre von Dahomeh nach Cuba gebracht worden und von dort nach Florida hinüber-

gekommen. Er meinte, daß er das Uebel aus seiner Heimat mitgebracht habe. Reichlich ein Jahr lang hatte er nichts von demselben verspürt, es war verborgen geblieben; dann war auf dem Oberarm eine Geschwulst entstanden, die nach und nach größer wurde. Nun kam an der angeschwollenen Stelle ein schwarzer Punkt zum Vorschein; das war der Kopf des Wurmes. Jetzt verfertigte sich der Dahomehneger die in seinem Lande gebräuchliche Maschine, löste mit einer feinen Nadel die den Kopf umgebende Haut los, zog denselben sorgfältig hervor und wickelte nach und nach mit äußerster Vorsicht den Wurmfaden um die Spindel der Winde; dabei mußte er jedoch mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen und schon froh sein, wenn er täglich etwa 1 cm. Länge abwickeln konnte. Der Wurmfaden wird bisweilen 3—4 m. lang. Die Operation ist sehr gefährlich; der Faden ist dünn wie Zwirn, zerbrechlich wie Glas und mit mikroskopischen Thieren angefüllt. Sobald er abbricht, verbreiten sich diese in der Wunde; es entsteht eine gefährliche, äußerst schmerzhafte Entzündung, die manchmal Brand und Tod im Gefolge hat. Der Wurmfaden ist weiß, roth geringelt, mit schwarzen Punkten; in das eigentliche Fleisch dringt er nicht ein.


Das Herauswinden des Guineawurms.

Doch kehren wir zu unserem Gewährsmann Rohlfs zurück.

„Trotz der Größe Saraki's war es schwer, uns Kauris zu verschaffen, da Niemand kaufen wollte, und wir mußten daher, trotz all unserer Waaren, sehr eingeschränkt leben. Als wir am 6. Mai zum Thore hinauszogen, bemerkte ich einen kleinen, aus Holz geschnitzten Fetisch, der unter dem Thore aufgestellt war; es fiel mir besonders auf, daß derselbe eine Bischofsmütze trug, europäische Gesichtsbildung und einen langen Bart hatte; die Leute schienen kein Gewicht darauf zu legen, denn ich durfte ihn aufheben, um ihn genauer zu besehen. Möglich, daß dies noch eine Erinnerung an die ehemaligen portugiesischen Missionen ist; möglich, daß selbst die Portugiesen im ersten Anfange der Besitznahme der Küste sich gleich weit hinein ins Innere verbreiteten und dann erst später bei der Entwickelung des Sklavenhandels wieder vertrieben wurden.

Die Anbetung eines höchsten unsichtbaren Wesens könnte wol durch Missionäre eingeführt worden sein und sich bis heute erhalten haben. Andere Eigenthümlichkeiten, wie z. B. die viereckige Bauart der Häuser u. s. w., deuten darauf hin, daß die Joruba schon lange in Berührung mit den Europäern sein mußten.

„Am 7. Mai machten wir uns um 7 Uhr 10 Min. auf den Weg. Von Zeit zu Zeit sah man Leute mit Eßwaaren am Wege sitzen, besonders mit gerösteten Raupen; es ist dies eine große Art Bärenraupe mit langen Haaren. die Haare werden aber natürlich durch das Feuer abgesengt. Nach einer Stunde nahmen wir Westsüdwest-Richtung und erreichten mitten in ausgezeichneten Kulturen von Yams, Baumwolle und Arachis den Oschifluß, der mit großer Geschwindigkeit von Süden nach Norden strömt. Sobald wir ihn in einem Kanoe übersetzt hatten, befanden wir uns im Orte Oschi und hatten damit zu gleicher Zeit das Königreich Ilori erreicht, denn hier bildet der Oschi die Grenze zwischen Ilori und Nyfe." Der nächste größere Ort, den Rohlfs besuchte, war die Handelsstadt Ilori.

„Wir hatten nur noch eine Stunde nach Ilori, eine Stunde, welche uns durch die reizende Gegend, durch die Reihen von Marktleuten, welche das bewegteste Leben und Treiben in die Landschaft brachten, rasch verflossen. Ich sandte meinen Dolmetscher voraus, um mich beim ersten Minister anmelden zu lassen. Natürlich war ich sehr gespannt, die unter den Negern bis an den Tsadsee hin berühmte Handelsstadt kennen zu lernen. Wir standen vor dem Thore der Stadt, aber als wir aufsahen, fanden wir, gleichsam als Wächter rechts vom Thore, drei Menschen aufgepfählt, derart, daß die spitze Stange aus dem Munde wieder zum Vorschein kam. Es schauderte mich so stark, daß ich Anfangs gar nicht in die Stadt einziehen wollte, aber mein Bote war schon fort und so blieb nichts Anderes übrig, als in die von Todten bewachte Stadt einzureiten. Meine Träume von europäischen Märkten waren schnell zerstoben, mir fielen die auf der London Bridge aufgenagelten Köpfe aus dem Mittelalter ein, und so überzeugte ich mich auch hier wieder, daß bei allen Völkern Triebe, Leidenschaft, Gesittung rc. einen und denselben Gang haben, nur zu verschiedenen Perioden dieselbe Entwicklung erreichen.

Aber ich sollte für diesen Tag noch nicht genug haben; auf dem großen Platze angekommen, der sich vor der Wohnung des Königs ausbreitet, und wo mich sämmtliche Minister und Würdenträger auf Befehl des Fürsten empfingen, fand ich dicht vor dem großen Thore des königlichen Hauses vier andere Leute aufgespießt; einer von ihnen war fast an der Stange herabgesunken, indem blos noch der Kopf oben auf der Spitze stak. Dies war mir doch zu stark, ich that aber, als ob ich diese Zeichen des Depotismus nicht bemerkte, und erwiederte einige Worte auf den sonst freundlichen Empfang. Den König selbst, sagte mir der erste Minister, könne ich erst in einigen Tagen sprechen. Man wies mir sodann eine Wohnung im Hause des Ministers selbst an, das ebenfalls an dem großen Platze lag, und sobald wir eingezogen waren, wurde uns ein reichliches Frühstück zugeschickt.

Meine Geschenke für den König, der Masaban's Schwiegervater ist, sowie für den Minister, hatte ich schon überreichen lassen, aber erst am 12. Mai setzte ich es durch, zur Audienz vorgelassen zu werden. Wie gewöhnlich mußte ich lange antichambriren, aber hier war man nicht einmal so höflich, mich in ein Zimmer zu nöthigen, sondern man ließ mich einfach unter einer Veranda vor dem Hause des Königs in Gesellschaft eines seiner Großen. Wahrscheinlich

dachten die Hofleute von Jlori, mir würde das Schauspiel der aufgespießten Menschen ebenso angenehm sein wie dem Könige. Es war in der That entsetzlich anzusehen, die Körper hatten alle — ich weiß nicht durch was für einen Prozeß — ihr schwarzes Pigment verloren, so daß sie weißen Menschen glichen. Die Hofleute verfehlten nicht hervorzuheben, daß der Teufel auch weiß sei, und daß alle bösen Neger und die, welche dem Teufel verfielen, weiß würden. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieser mittelalterlichen Hinrichtungsart, und da sagte man mir, daß die drei vor dem Thore Aufgespießten einfach Diebe, die Anderen aber Rebellen gewesen wären, und einer von ihnen sogar ein Häuptling. Letzterem hatte man die Stange lebendig von unten nach oben durch den Leib getrieben, wobei er indeß, sobald dieselbe bis an die Brust kam, den Geist aufgegeben hatte; die Anderen waren vorher erdrosselt worden.

Endlich war Alles zum Empfange bereit, und ich wurde durch verschiedene Gemächer und Höfe in einen geräumigen, hübsch schattigen Hof geführt. Im Hintergrunde stand ein kleines Häuschen, welches vorn, die einzige Thüröffnung ausgenommen, mit Bambus sowie mit künstlichem Rohrgeflechte vergittert war. Nach der Thür zu saßen auf beiden Seiten die Höflinge, hatten jedoch einen Gang zur Thüre zwischen sich frei gelassen. Ich ging nach der Hütte oder dem kleinen Hause hin, fand mich aber, bei den Höflingen angekommen, gleich an meinem Rocke festgehalten; offenbar wollte man aus Mißtrauen nicht, daß ich mich dem Könige, der überdies krank war, zu sehr nähere. Man breitete mir ein Schaffell vor die Füße und gab mir zu verstehen, mich zu setzen, was ich natürlich auch that. Ich konnte nun den König in seinem Käfig sitzen sehen, und bot ihm sogleich meinen Gruß, der ihm von dem Dolmetscher übersetzt wurde. Er ließ dann, nachdem er mich willkommen geheißen hatte, bei welchen Worten alle Hofleute sich ehrerbietig verneigten und mit der Stirn die Erde berührten, einen Ziegenbock und 10,000 Muscheln bringen als Geschenk und Gegengabe für meine Seidenstoffe. Von den Muscheln mußte ich überdies gleich einige Tausend als Trinkgeld für die Ueberbringer der Geschenke hingeben. Nach einigen Komplimenten und Redensarten wurden wir entlassen, und die Großen kamen, um mich zu beglückwünschen; sie meinten, der König sei ganz außerordentlich gnädig gegen mich gewesen.

Die Stadt Jlori liegt an einem kleinen, von Süden kommenden Bach, der sich in den Assa ergießt und die ganze südöstliche Seite von Jlori bespült. Von hohen, jedoch schlecht unterhaltenen Mauern und tiefen Gräben umgeben, hat die Stadt eine fast runde oder vielmehr polygonische Form, und der Umfang der äußern Stadtmauern wird circa 7 Stunden betragen. Es würde lächerlich sein, den Angaben der Bewohner oder fremden Neger und Araber hinsichtlich der Einwohnerzahl Glauben zu schenken; diese sprachen nämlich von Millionen, indeß könnten immerhin 60- bis 70,000 Einwohner in Jlori als Ansässige sich aufhalten, ungerechnet eine große Zahl fremder Kaufleute und Waarenträger, die längere oder kürzere Zeit diesen berühmten Marktort besuchen. Diese Bevölkerung ist vom Stamme der Joruba und redet auch diese Sprache, obgleich sie das Schicksal hatte, von den Fellatah unterworfen zu werden. Letztere sind indeß ganz in den Joruba aufgegangen. Dadurch daß

König und Hof dem Islam huldigen, sind Viele zu dieser Religion übergetreten, weil es nun einmal zum guten Ton gehört, öffentlich in der Moschee Gebete herzusagen, sonst ist aber trotzdem der Haupttheil der Bevölkerung heidnisch geblieben. Es giebt übrigens eine Menge Moscheen in der Stadt, die aber weiter nichts als Betplätze sind. Die Einwohner sind von hellbrauner Hautfarbe und angenehmen Gesichtszügen. Man merkt die Nähe der Küste und die Civilisation daran, daß sich alle gut und reinlich, viele Frauen sogar mit Eleganz kleiden. Es war mir sehr frappant, manchmal einer Frau zu begegnen, die ein echtes Sammetkleid trug. Die Männer haben hier meist noch Toben (Ueberwurf), oft sehr kostbare, aus Seide und reich und künstlich gestickt, ebenso tragen sie auch noch weite Beinkleider aus Kattun mit Stickerei. Die Vornehmen legen dazu noch einen Tuchburnus an und einen Torbusch aus Tripoli oder Aegypten; die gewöhnlichen Leute gehen mit einem weißen Mützchen aus Kattun, das künstlich durchnäht ist, und oft tragen sie noch einen Strohhut darüber.

Die Wohnungen in der Stadt sind alle viereckig und zeichnen sich durch kolossale Dächer aus, deren Gerippe aus Palmzweigen bestehen und die mit Stroh eines sehr langen, überall in Menge wild wachsenden Grases überdacht sind. Die Straßen der Stadt sind verhältnißmäßig breit und überall durch kleine Plätze unterbrochen. Diese kleinen Plätze, deren es allerdings unendlich viele giebt und die alle mit kleinen Verkaufsbuden eingefaßt sind, haben Veranlassung gegeben, daß die Araber und Haussa-Neger die Fabel erzählen, es wären über 70 verschiedene Märkte in Ilori. Große Märkte giebt es indeß nur vier, aber man findet, wie gesagt, auf allen diesen kleinen Plätzen und selbst in den breiteren Straßen Buden. Es ist der letzte Ort nach der Küste zu, wohin die Waaren von Haussa, d. h. von Tripoli, Tunis und Aegypten, kommen. Die Haussa bringen Burnusse, rothe Torbusche, Natron vom Tsad-See, Essenzen, seidene Zeuge besonderer Zeichnung und andere Artikel und erhalten dagegen alle europäischen Produkte, die von der Küste durch die Engländer eingeführt werden. Hauptartikel, welche die Haussa auf dem Ilori-Markte bekommen, sind Muscheln, dann Pulver und Gewehre; auch Branntwein wird von hier aus viel verkauft, und das Monopol dieses Zweiges besaß der Bruder des Magadschi (Titel des ersten Ministers), bei dem ich logirte. Die Iloriner sind äußerst geschickt in allen Handwerken, man kann hier eben so hübsche Lederarbeiten kaufen wie in Kano, die Holzschnitzerei en haut relief auf Schüsseln und Tellern ist ganz bewunderungswürdig, die Mattenflechterei erreicht hier ihren höchsten Punkt, an Töpferarbeit sind sie den Keffi-Abd-es-Sengaern fast gleich, welche ihr Steingut zu bronziren verstehen. Die Schuhmacher verfertigen sehr gute, wenn auch geschmacklose Schuhe, deren eine Hälfte roth, die andere gelb ist; die meisten Leute tragen übrigens blos Sandalen. Auch im wirthschaftlichen Leben stehen die Iloriner den anderen Negern voran; sie sind die einzigen Neger, welche Käse zu bereiten verstehen, wenigstens von den Stämmen, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte. Es ist dies auffallend, und daß es ihnen eigen und nicht etwa durch die nomadisirenden Fellatah beigebracht worden ist, geht daraus hervor, daß eben die Fellatah, die außerhalb Ilori's wohnen, auch keine Käsebereitung verstehen."

Da Rohlfs keine offizielle Erlaubniß zur Abreise erlangen konnte, ließ er am Morgen des 14. die Esel bepacken und machte sich unbehindert und eigenmächtig auf den Weg.

„Wir waren den ganzen Tag mit den Eseln unterwegs, 11 Stunden, obschon wir in Wirklichkeit wol nicht mehr als 8 zurückgelegt hatten. Wir befanden uns fortwährend in einem Walde, dessen Boden mit sumpfigen Stellen sehr dicht bedeckt war und der aus kolossalen Bäumen bestand. Tausende von Leuten überholten und begegneten uns, und bei dem schmalen Pfade, auf welchem die Esel getrieben wurden, traten immer Stockungen ein.



Die Weinpalme (Raphia vinifera).

Vor uns den schönen Akomoayo-Berg, der in der Richtung von Süd nach Ost dahinzog, mußten wir selbst am folgenden Tage 5 Stunden lang südöstliche Richtung halten und eine sechste in gerader südlicher Richtung marschiren. Der Wald wurde nun noch immer dichter und zahlreiche Rinnsale durchschnitten ihn. Mit Jara hatten wir den Rücken der Erhebung überschritten, die zwischen dem Niger und der Küste sich befindet. Auch an diesem Tage passirten wir mehrere Märkte auf dem Wege und Nachmittags, nachdem der Akomoayo-Berg, den wir

den ganzen Tag rechts zur Seite gehabt hatten, hinter uns lag, kehrten wir im Dorfe Issoko ein.

Der Charakter der Joruba tritt nun immer mehr hervor; so sieht man hier auch eine ganz andere Tracht, namentlich bei den Männern. Sie haben kleine, enge, bis an die Kniee reichende Hosen und dabei ein kurzes, enges Hemd ohne Aermel; man sieht, daß diese Tracht, wenn auch nicht sehr malerisch, so doch ebenso zweckmäßig ist, sowol um durch die dichten Wälder kommen zu können, als für die Arbeit.



Die afrikanische Oelpalme (Elais Guineensis).

Den ganzen folgenden Tag umgab uns ein Urwald mit mehr als 32 m. hohem und so dichtem Gebüsch, daß kaum ein Hase hätte durchschlüpfen können. Durch diese kompakte grüne Masse schlängelte sich der meist $^1/_2$ m. breite Pfad. Als besonders bemerkenswerth zeigte sich manchmal der Mangrove- oder Stützenbaum mit seinen Hunderten zu Bäumen gewordenen Luftwurzeln, und ganz eigenthümlich, aber gar nicht selten war es, daß dieser Baum sich einer

Palme bemächtigt und diese gleichsam mit seinem Stamme umgeben und eingeschlossen hatte. Welch' eigenthümliche Pflanzen und Bäume barg dieser ungeheure Urwald in seinem Schoße! Hatte sich schon vom Westabhange des Gora-Gebirges ab die Pflanzenwelt gänzlich geändert, so war ein noch größerer Wechsel zu bemerken, seitdem wir die Wasserscheide zwischen dem Niger und dem Ozean passirt hatten. Als ganz eigenthümlich führe ich den Dornenbaum an, dessen ganzer, oft mehrere Meter im Durchmesser haltender Stamm von unten auf mit etwa 2—3 cm. langen Dornen besetzt ist. Es ist dies einer der höchsten Bäume, sein Blatt setzt sich aus sieben Blättern zusammen. Palmen bilden natürlich den Hauptbestandtheil des Waldes, und neben der Fächer- und Deleb-Palme sind die Oelpalme (Elaïs Guineensis) und die Weinpalme (Raphia vinifera) in unendlicher Zahl vorhanden. Der Boden ist gewellt und besteht meist aus schwarzem Humus.

Am nächsten Tage bemerkte ich zum ersten Male Papagaien, und zwar graue, rothschwänzige (Psittacus erithacus); dieselben saßen in großer Menge zu beiden Seiten des Weges auf den hohen Bäumen und begrüßten, wie die Neger selbst, die Passanten mit dem Rufe Aku-Aku. Jedenfalls haben sie diesen Gruß der Landesbewohner so oft aussprechen hören, daß sie sich ihn selbst angewöhnten, oder hätten ihn etwa die Neger von den Papagaien angenommen?

Da ich in Erfahrung brachte, daß in der großen Stadt Ibadan ein weißer Missionär stationirt sei, so beschloß ich, zu Pferde voran zu eilen, meine Diener mit den Eseln und dem Gepäck zurücklassend. Mich südwestlich haltend, erreichte ich nach einer Stunde den von Norden kommenden Oba. Dieser Fluß war nicht so tief, daß ich nicht zu Pferde hätte durchreiten können, aber eine große Karawane Joruba-Neger, von Lagos kommend, zwang mich abzusteigen, dann nahm mich ein großer, stämmiger Neger auf seine Schultern und während zwei andere auf beiden Seiten als Stützen dienten, trugen sie mich unter vielen Komplimenten hinüber.

Mit dem Oba hatten wir nun auch die Fruchtfelder hinter uns; vor uns war nur ein von einem schmalen Pfad durchschnittener Urwald aus den größten Bäumen und Palmen, welche durch Gebüsch und Schlingpflanzen verbunden waren. Endlich nach einem zwölfstündigen Ritt (in Wirklichkeit aber hatte ich eben nicht mehr als 9 Stunden zurückgelegt) war ich um 5 Uhr Abends vor den Thoren einer der größten Städte Inner-Afrika's, und fort ging es durch eine unendlich lange und breite Gasse von Verkaufsbuden mitten in dieses London der Neger.

Die Einrichtung der Mission war eine sehr zweckmäßige; ein großes eisernes Wohnhaus und mehrere auf einheimische Art gebaute Bethäuser waren zugleich mit einem großen Garten und Hofraum von einer Mauer umfriedigt. Im Garten sah ich die verschiedensten Obstsorten, als Gunda, Mango, Brotfrucht, Orangen, Citronen, Ananas und Kokospalmen; überhaupt lebte Herr Hinderer, der Missionär, in materieller Beziehung dort recht gut, indem natürlich die ersten Lebensbedürfnisse äußerst billig waren. Dicht bei der Mission stand auch ein größeres Bethaus oder eine Kirche. Die christliche Anstalt liegt fast im Mittelpunkte der Stadt, doch etwas mehr nach Südwesten zu, und man kann von hier aus die ganze Stadt, die nach allen Seiten hin ansteigt, wie von der Arena eines Amphitheaters übersehen.

Der Fürst von Ibadan war seit einem Monat todt und die ganze Stadt trauerte noch. Als er starb, opferte man, damit er ein anständiges Gefolge in der Oberwelt habe, 29 Sklaven, und so finden wir auch hier den Gebrauch der Aschanti- und Dahomeh-Stämme verbreitet, Menschen beim Tode eines Großen zu opfern.

Nachdem wir so einige Tage der Ruhe in der christlichen Mission zu Ibadan genossen, brachen wir am 23. Mai auf und passirten einen schwarzen Urwald.

Wir lagerten Nachts im Walde, der schauerlich genug war, denn weder der gellende Trompetenvogel noch die Myriaden von Fröschen gehen gleich nach Sonnenuntergang zur Ruhe; wir hatten erst bei Beleuchtung von Hunderten von Leuchtkäfern ein Konzert mit anzuhören, ehe wir an Schlaf denken konnten, und auch dann wurde man manchmal durch den gellenden Schrei irgend eines Raubthieres oder durch das Rollen des fernen Donners wieder aufgeschreckt.



Negerkönig in Ipara. (Nach einer Photographie.)

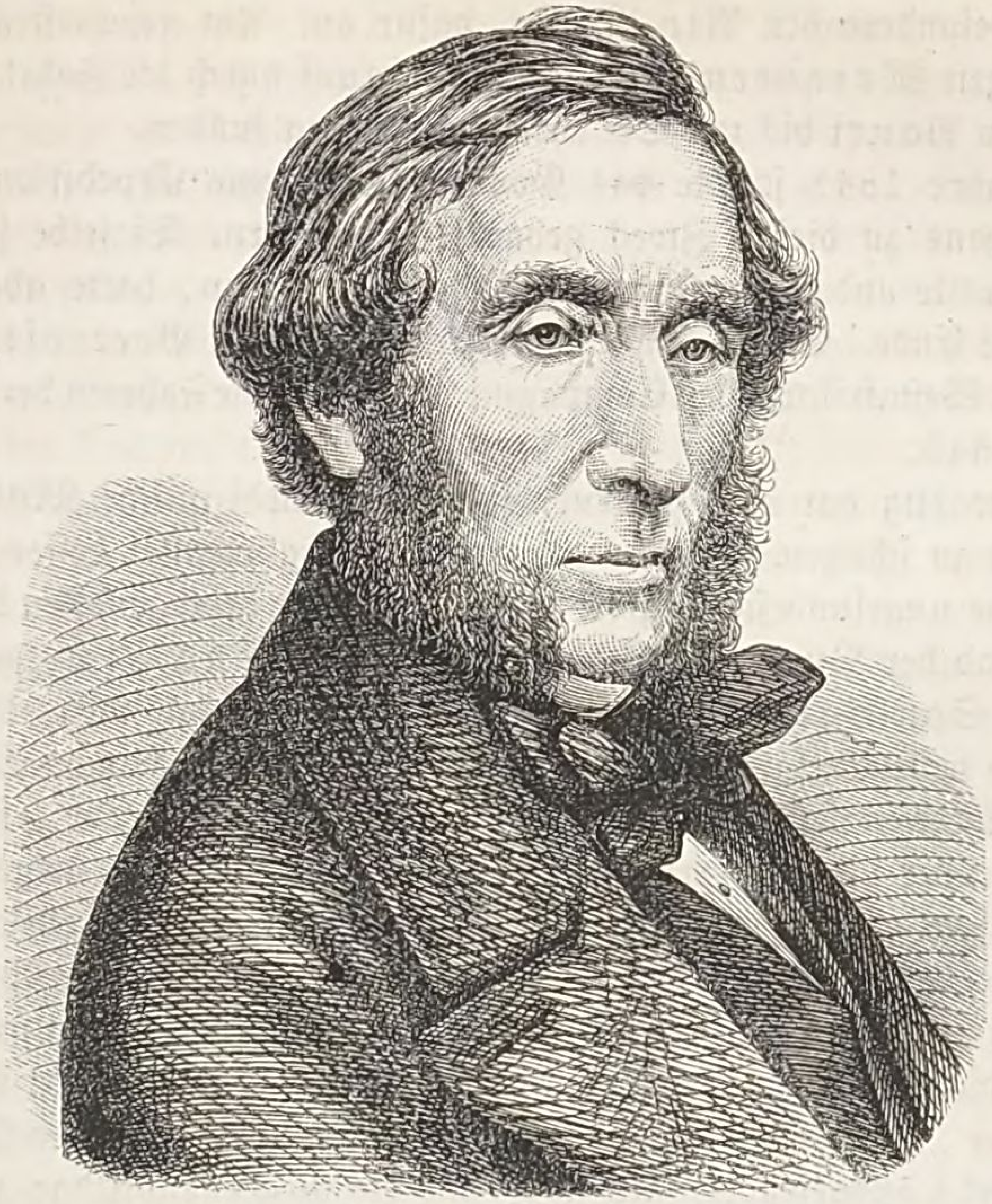
Wir sattelten, sobald der Tag graute, beluden die Esel und zogen weiter, aber je näher wir dem Orte Ipara kamen, um so mehr hatten wir mit Hindernissen aller Art zu kämpfen. Die Wege waren so schlüpfrig, daß unsere Esel fast bei jedem Schritte ausglitten; dazu kam noch die sonderbare Sitte der Jabu und Joruba, daß sie in dem ohnehin schon schmalen Pfad einen schmälern austreten, wenn es die Weichheit des Bodens erlaubt, indem sie einen Fuß vor den andern setzen. Für diese belasteten Menschen, die alle barfuß gehen, giebt eine solche Rille, die einem tiefen Wagengeleise ganz ähnlich ist, allerdings mehr

Halt beim Marschiren auf schlüpfrigem Boden, für unsere Thiere war sie aber nur um so gefährlicher. Oft versperrte dann noch ein mehrere Centimeter breiter Gürtel der giftigen schwarzen Ameisen querüber den Weg, und sobald die Esel einen solchen bemerkten, wurden sie wild, suchten sich in die undurchdringliche Baumwand zu drängen und verursachten uns viel Zeitverlust. Diese Ameise sticht sehr empfindlich und läuft hurtig an den Beinen der Menschen und Thiere hinauf.

Endlich hatten wir die Mauern von Ipara vor uns, und drei aus dem Urwald kommende Wege öffneten sich auf eine breite Allee, die uns ins Thor führte.

Ipara ist ein kleiner Ort von circa 800 Einwohnern. Da es inmitten eines ungeheuern Urwaldes liegt, haben die Bewohner nur im Orte selbst einige Kulturen und außerhalb der Mauern nach Südwesten zu einige Baumwollen- und Maisfelder, sie nähren sich daher ausschließlich vom Lasttragen. Wie alle Jabu waren sie früher die eifrigsten Sklavenjäger, und ihr Ebenholz, wie man damals in Deutschland diese schwarze Menschenwaare nannte, verkauften sie an Spanier und Portugiesen. Durch die Besitznahme von Lagos legten ihnen die Engländer dieses Geschäft, wodurch sie natürlich gegen diese eben nicht allzu günstig gesinnt wurden, sondern lieber die ihnen Rum und Branntwein bringenden katholischen Christen gehabt hätten.

Der Krieg, den damals Ibadan zu ertragen hatte, entstand auch nur aus Eifersucht und dauerte fünf volle Jahre, es betheiligten sich gegen diese Stadt Abbeokuta, alle Jabu- und Jorubastämme. Während der ganzen Zeit war alle Zufuhr nach Ibadan förmlich abgeschlossen und unser deutscher Landsmann, Herr Missionar Hinderer, gerieth dadurch in die größte Verlegenheit, die sich so steigerte, daß er Tisch- und Bettzeug verkaufen mußte, bis es endlich dem englischen Gouvernement von Lagos gelang, ihm durch die heldenmüthige Aufopferung eines englischen Marine-Offiziers, der sich durchschlich und Ibadan glücklich erreichte, einige der ersten nothwendigen Bedürfnisse zukommen zu lassen. Aber trotz des bald darauf abgeschlossenen Friedens haben alle umwohnenden Stämme und Städte eine große, eifersüchtige Feindschaft gegen das rasch aufblühende Ibadan bewahrt, welches indeß am englischen Gouvernement von Lagos einen guten Hinterhalt hat. — Von Ibadan an waren wir, obschon das Terrain immer großwellig blieb, langsam bergab gestiegen; wie immer waren die einzelnen Orte von dichten Urwäldern umgeben. In Makum wollte man uns zwar einlassen, verlangte aber Zoll, und man sagte mir, daß alle Weißen, auch die Missionäre, nie unterlassen, einen solchen zu zahlen. Ich erwiederte ihnen, daß ich gerade als Weißer nichts bezahlen würde, und daß sie beim Gouverneur von Lagos Verantwortung davon haben würden, wenn sie mir die Thore nicht öffneten. Dies wirkte vortrefflich, denn hier sind die Engländer moralisch Herren. Wir blieben Nachts auf freiem Markte, obgleich es stark thaute und uns kurz vor Tagesanbruch der Atlantische Ozean seine Nebel entgegenjagte. Nach einem scharfen Ritte von sechs Stunden gelangte ich am anderen Morgen nach Ikorudu, und eine halbe Stunde später an das Ufer der Lagune. Hier fand ich das Fährschiff des Gouverneurs Herrn Glover vor, und nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt erreichte ich am folgenden Morgen im Hafenorte Lagos englischen Boden, von wo ich mich nach kurzem Aufenthalte nach Europa einschiffte."



Dr. W. B. Baikie.

IV. Das Nigerdelta und der untere Niger.

Dr. Baikie. Der Niger und Nigerreisen. Onitscha. Idda. Lukodscha. Bida. Bewohner. Missionsberichte. Menschenopfer. Die kleinen Könige. Das Camerun-Gebirge. Die Inseln im Guineabusen. Winwood Reades' Aufenthalt daselbst.

Nur mit dem letzten Theile, dem unteren Laufe und der Mündung des sagenhaften Niger, haben wir uns hier zu beschäftigen, nachdem wir in den Reisen Mungo Park's wiederholt von seinem oberen Laufe gesprochen haben. Die Schilderung seines mittleren Laufes und seines großen Nebenflusses Benuë gehört einem anderen Bande des „Neuen Buches der Reisen" an.

Durch Mungo Park war man mit dem oberen Laufe dieses mächtigen Stromes bekannt geworden und stellte eine geraume Zeit hindurch die verschiedenartigsten Vermuthungen über den Verbleib jener Wassermassen auf. Manche sahen den Senegal oder den Gambia als die Mündung des Niger (Dscholiba, Quorra) an, Andere hielten den Kongo (Zaire) für seinen Ausfluß; noch Andere endlich meinten, daß er durch den Tsad sich mit dem Nil vereinige. Im Jahre 1808 bezeichnete Reichard den River Formosa als die Nigermündung, indem er sich durch die Bodenbildung des Landes zu dem Schlusse

leiten ließ, Major Laing und Kapitän Clapperton gaben die Bucht von Benin, insbesondere den Rio Volta, dafür an. Am genauesten trafen die Vermuthungen Macqueen's zu, die kurz darauf durch die Fahrt des kühnen Lander von Yauri bis zur See ihre Bestätigung fanden.

Im Jahre 1841 sandte das Gouvernement eine Expedition, bestehend aus drei eigens zu diesem Zweck gebauten Dampfern. Dieselbe sollte gleichzeitig merkantile und philanthropische Zwecke verfolgen, hatte aber ebenfalls ein trauriges Ende. Etwas besser gelangen die Fahrten Beecroft's in einem Dampfer der Westafrikanischen Compagnie 1836 und die Fahrten der „Aethiope" 1840 und 1845.

Gegenwärtig hat man gelernt, sich durch medizinische Mittel vor dem Sumpffieber zu schützen, und kann, da man das Fahrwasser besser kennt, möglichst rasch die ungesundeste Region durcheilen. Die bedeutendsten Mündungen des Niger sind der Nun, St. John oder Braß, San Nicholas, Santa Barbara, San Bartholomeo und der Sombreiro; unter diesen scheint der Nun die beste Einfahrt zu bieten, hat aber auch an seinem Eingange ins Meer eine Schlammbarre, welche zur Vorsicht auffordert. Die erschöpfendsten Forschungen über die Nigermündung verdanken wir erst den neuesten Zeiten, und zwar besonders den durch Kapitän Baikie ausgeführten Expeditionen.

Infolge der Berichte, welche unser Landsmann, der berühmte Afrikareisende Heinrich Barth, über seine Entdeckung des oberen Laufes des Benuë eingesandt, diesen mächtigen Zufluß des Niger, wurde Dr. W. B. Baikie mit dem Dampfer „Plejade" sowol zu einer Erforschung dieser neuen Wasserstraße im Jahre 1854 ausgesendet, als auch um die Negerhäuptlinge zu Handelsverbindungen mit den Engländern zu bereden. Nachdem er nochmals in dieser Mission thätig gewesen, starb der kühne Reisende am 30. November 1865, auf der Heimreise begriffen, in Sierra Leone.

Der Niger ist ein sehr ansehnlicher Strom. In ziemlicher Entfernung von seiner Mündung, von Onitscha bis unterhalb Abo, besitzt er ziemlich eine Viertelwegstunde (1000 m.) Breite, dann beginnt er freilich sich in zahlreiche Arme zu zertheilen, die vielfach unter einander in Verbindung stehen oder Hinterwasser (Creeks) bilden, und verliert dadurch viel an Breite und Tiefe. Die Einfahrt hat aus diesem Grunde vielfache Schwierigkeiten gehabt. Schon bei Angiama zieht er sich auf 400 m. zusammen, in der Gegend der Sonntag-Insel sogar bis auf 100 m., und wird in demselben Grade auch seichter.

Bei den früheren Nigerreisen waren die meisten Mannschaften durch die Miasmen getödtet worden, die in den Mangrovewaldungen des Mündungsdelta die Luft verpesten. Kapitän Baikie ließ seine Leute Morgens und Abends als Vorbeugungsmittel je ein Glas Wein mit $\frac{1}{4}$ Gramm Chinin trinken und hatte die Freude, infolge dessen Alle wohlbehalten zu sehen.

Die Hütten der Eingeborenen auf den Inseln des Delta fand man von der rohesten Bauart, neben ihnen Haufen von Nüssen der Oelpalme zur Oelbereitung, auch als Fetische Haufen geheiligter Knochen und unter diesen Schädel der Flußkuh (Manatus Senegalensis). Weiter stromaufwärts ward die Gegend angenehmer. Gruppen neugieriger Neger sammelten sich am Ufer und

staunten erschrocken den Dampfer an. Diese Leute fielen durch die dunkle Kupferfarbe ihrer Haut auf, und die Kinder waren, zum Schutz gegen Verhexung durch den bösen Blick, mit allerlei Malereien und Fetischanhängseln aufgeputzt. Gewöhnlich hatte man ihnen einen breiten weißen Strich über die Stirn gemalt, von welchem Seitenzweige über die Backen herabliefen. In den Dörfern wimmelte es von Hühnern und Hunden, und auf den benachbarten Feldern standen außer Bananen und Kokospalmen auch Reis und Zuckerrohr.

Die Bewohner des Deltagebietes werden von den Palmölhändlern gewöhnlich unter dem Namen Jo-Männer zusammengefaßt; sie gehören verschiedenen kleineren Stämmen an, den Ego oder Ojo, Abo, Braß und Bonny, die jedoch dieselbe Sprache mit geringen Dialektverschiedenheiten sprechen. Jeder Ort hat seinen besonderen Häuptling, ohne daß letztere unter einem größeren Herrscher vereinigt wären.

Die Eingeborenen sind ein wildes, rohes Volk, von meist unangenehmem Aussehen, beide Geschlechter noch besonders verunziert durch Hauteinschnitte in Gesicht, Brust und Armen. Das gemeinschaftliche Volksabzeichen besteht in einer breiten Narbe, welche über Nase und Gesicht herabläuft, dazu kommen links und rechts von den innern Augenwinkeln aus drei Streifen quer über die Backen. Diese Nationalkokarde wird den Kindern schon in früher Jugend beigebracht und die Wundflächen mit Palmenöl eingerieben und blau gefärbt. Nicht wenige jener Leute waren theilweise in europäische Stoffe gekleidet, einige trugen sogar, wie dies die Neger überall gern thun, lackirte Hüte und Fracks, sahen aber gerade in den letzteren wie angeputzte Affen aus.

Das Haupthandelsprodukt am Niger bildet das Palmenöl, das man von den Früchten der Oelpalme gewinnt. Der Flußhandel wird vielfach dadurch erschwert, daß die Anwohnenden von jedem Kahne, welcher stromauf oder stromab passirt, eine Abgabe verlangen und im Weigerungsfalle Gewalt brauchen.

Dr. Baikie bog in den Benuë ein und fuhr auf demselben bis Adamaua hinauf. Das feindselige Verhalten der anwohnenden Völkerschaften und die ihm auferlegte Verpflichtung, die Expedition binnen einem Sommer zu beendigen, zwangen ihn zur Umkehr. Auf dieser Rückfahrt erlebte er Gewitter, die an Furchtbarkeit Alles übertrafen, was über tropische Unwetter bekannt ist. Er sah Blitze von verschiedenen Farben, hellgelb und dunkelpurpurroth. Viele derselben theilten sich in so zahlreiche Zweige, daß er sie mit einem Feuerstamme vergleicht, der sich in Aeste zerspaltet. Glücklich kam er wieder auf Fernando Po an und unternahm im Jahre 1857 eine neue Fahrt, um den mittleren Lauf des Nigers zu verfolgen. Er fuhr mit einem anderen Dampfer, dem „Dayspring", am 3. Juli 1857 in den Braß-River (einen Mündungsarm des Niger) ein und ward von dem Schooner „George" gefolgt.

Die Hauptstadt am Braß-River ist Nembo, 8—10 Meilen von der Mündung aufwärts gelegen und von zwei Häuptlingen beherrscht. Nahe derselben befindet sich der Ort „Fischstadt" (Okpama). Im Innern, jenseit des Landes am Braß-River, lebt der Stamm Ogbiyan, der einen eigenen Dialekt spricht und mit den Braß in Palmenöl handelt. Zwischen dem Braß-River und dem Bonny wird die Verbindung durch ein Boot unterhalten, das alle Briefe, welche

die Postdampfer am Bonny abgeben, in zweitägigen Fahrten nach dem Braß-River befördert.

Durch den Akassa-Creek fuhren beide Schiffe in den Nun und kamen ohne weitere Unfälle bis Abo, obschon die Fahrt der starken Strömung wegen ziemlich langsam vorwärts gegangen war. Man hatte bis zu jener Stadt 27 Dörfer am Ufer gezählt und schätzte deren Bewohner auf etwa 12—13,000. Die Menge der europäischen Kleiderstoffe bei den Negern war diesmal noch auffallender, und man sah viele Männer, die selbst bei ihren Arbeiten mit Hemden bekleidet waren. Ebenso waren die zahlreichen Kähne mit Palmöl bemerkenswerth, bei dem Dorfe Hippoteama allein zählte man 17 derselben und bis Abo etwa gegen 100, von denen einige 6 Faß (à 84 Gallonen) trugen.

Auf einer vor Abo liegenden Insel gründete man eine Handelsfaktorei und setzte am 23. Juli die Fahrt nach Norden fort. Zwischen Abo und der nächst größeren Stadt Onitscha waren die Dörfer am Ufer weniger zahlreich. Onitscha ist eine Stadt von ungefähr 3000 Einwohnern, die etwa $^3/_4$ Stunde vom Niger auf einer mäßigen Erhebung liegt. Unter dem Sande, der die obere Bodenschicht bildet, liegt rother Thon, welcher allgemein als Baumaterial benutzt wird. Die Wohnhäuser der Eingeborenen sind sehr roher Art und würden eher Schuppen zu nennen sein. Sie bestehen aus vier Lehmmauern mit einem Strohdach und liegen, je nach den Verwandtschaften ihrer Bewohner, in Gruppen beisammen, die unter der Aufsicht des Familienhauptes stehen. Innerlich enthalten sie keine weiteren Zimmerabtheilungen. Mitten durch die Stadt zieht sich eine ziemlich gerade, breite Straße von fast $^3/_4$ Stunden Länge, an deren beiden Seiten Häusergruppen mit Plantagen und Schattenbäumen wechseln. Unter den letzteren zeichnen sich besonders mächtige Wollenbäume (Bombax) aus, doch kommen auch hier auffallender Weise noch Kokospalmen vor. Die Stadt gleicht deshalb aus einiger Entfernung viel mehr einem hübschen Walde als einer Niederlassung. In der Umgebung des Ortes kultiviren die Eingeborenen außer Yam und Mais auch Baumwolle. Letztere wissen die Neger gut zu verarbeiten und tragen gewöhnlich weiße Kleider aus selbstgewobenen Stoffen, während weiter aufwärts am Niger die streifigen Zeuge beliebter sind. Von europäischen Artikeln verlangten sie am lebhaftesten Eisenstangen und Salz, nächst diesen amerikanischen Blättertabak. Als Gegenstände des einheimischen Handels wurden Schafe, Ziegen, Geflügel, Fische, Kola-(Gura-)Nüsse (die man sich hier allgemein als Freundschaftsgeschenke darbietet), Palmöl, Elfenbein, Strohsäcke, Matten, Töpfergeschirr u. dgl. auf den Markt gebracht, und die Kaurimuscheln dienen statt Münze, haben aber einen sehr niedrigen Kurs.

Die Expedition legte in der Nähe von Onitscha eine Faktorei unter dem Engländer Thompson und eine Missionsstation unter Taylor an, welcher letztere bis Ende 1858 hier thätig blieb.

Die „Dayspring" gelangte bei ihrer Weiterfahrt bis zu der Felsenbarre von Rabba, an der sie scheiterte. Dr. Baikie rettete sich mit seinen Leuten und blieb ein ganzes Jahr in Rabba. Währenddeß ließ er Reisen nach den umliegenden Gebieten ausführen. So ging Glover landeinwärts, indem er den weiteren Lauf des Niger verfolgte, fand die Wasserfälle, die jener Strom

bei Waru bildet, und gelangte bis nach Wawa und Bussa, jenem Orte, der durch den Tod Mungo Park's seit lange eine traurige Berühmtheit erhalten hat. Ein anderes Glied der Expedition, May, erforschte das Innere von Joruba und Baikie ließ es sich angelegen sein, mit dem König von Nuffe in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Ein Jahr nach dem erwähnten Schiffbruch (Oktober 1858) ward die Gesellschaft durch den Dampfer „Sunbeam" abgeholt, um sich auf Fernando Po zu einer neuen Fahrt vorzubereiten, die Baikie Anfang 1859 mit dem „Rainbow" antrat. Die geringe Wassertiefe zwang das über 1 m. tief gehende Schiff aber bald zur Rückkehr nach Lagos, von wo aus die Expedition den Landweg durch Joruba nach Rabba wählte. Von letzterer Station aus wurden die begonnenen Forschungen an beiden Ufern des Niger bis zur Benuëmündung fortgesetzt, und man gelangte bis Bida im Lande Nuffe, das vordem noch kein Europäer betreten hatte. Ende September 1861 ward Baikie durch den Dampfer „Expar" abgeholt und wohlbehalten zur Küste zurückgebracht. Seitdem vermehrten sich die Nigerexpeditionen, ja sie wurden fast jährlich regelmäßig fortgesetzt, um den Handel mit den Völkern im Binnenlande und der Küste aufrecht zu erhalten. Der Dampfer „Investigator" war besonders hiemit beauftragt, und in Lukodscha, gegenüber der Benuëmündung, errichteten die Engländer eine Handelsstation unter Baikie. Die Expedition des Jahres 1865 war vom Bischof Crowther und seinem Gefolge begleitet. Dieselbe landete am achten Tage der Fahrt von der Mündung aus, und schiffte sich bei der Rückkehr des Dampfers wieder ein. Da bei der Fahrt flußaufwärts Eile nöthig war, so wurden die Häuptlinge in Ebo, Onitscha, Idda und Igbebe nicht besucht; man that ihnen aber zu wissen, daß es bei der Rückkehr des Schiffs geschehen werde. Es giebt unterhalb Idda's keinen hoch gelegenen Grund und Boden, das Land ist gewöhnlich flach und uninteressant; oberhalb dagegen ist es offener und wellenförmiger, mit lichten, wie Parkland aussehenden Räumen; der Grund des Stromes wird unterhalb des Zusammenflusses felsig, und die Gebirge, deren hauptsächlichste Spitzen die Berge Oro und Okiri und die King-Williamskette sind, erheben sich zu der Höhe von 450 m. und sind bis zu den Gipfeln bewaldet. Der Hauptcharakterzug der Hügel in diesem Theile des Landes besteht darin, daß sie gewöhnlich eine tafelförmige Spitze haben; der Boden erscheint von röthlicher Farbe.

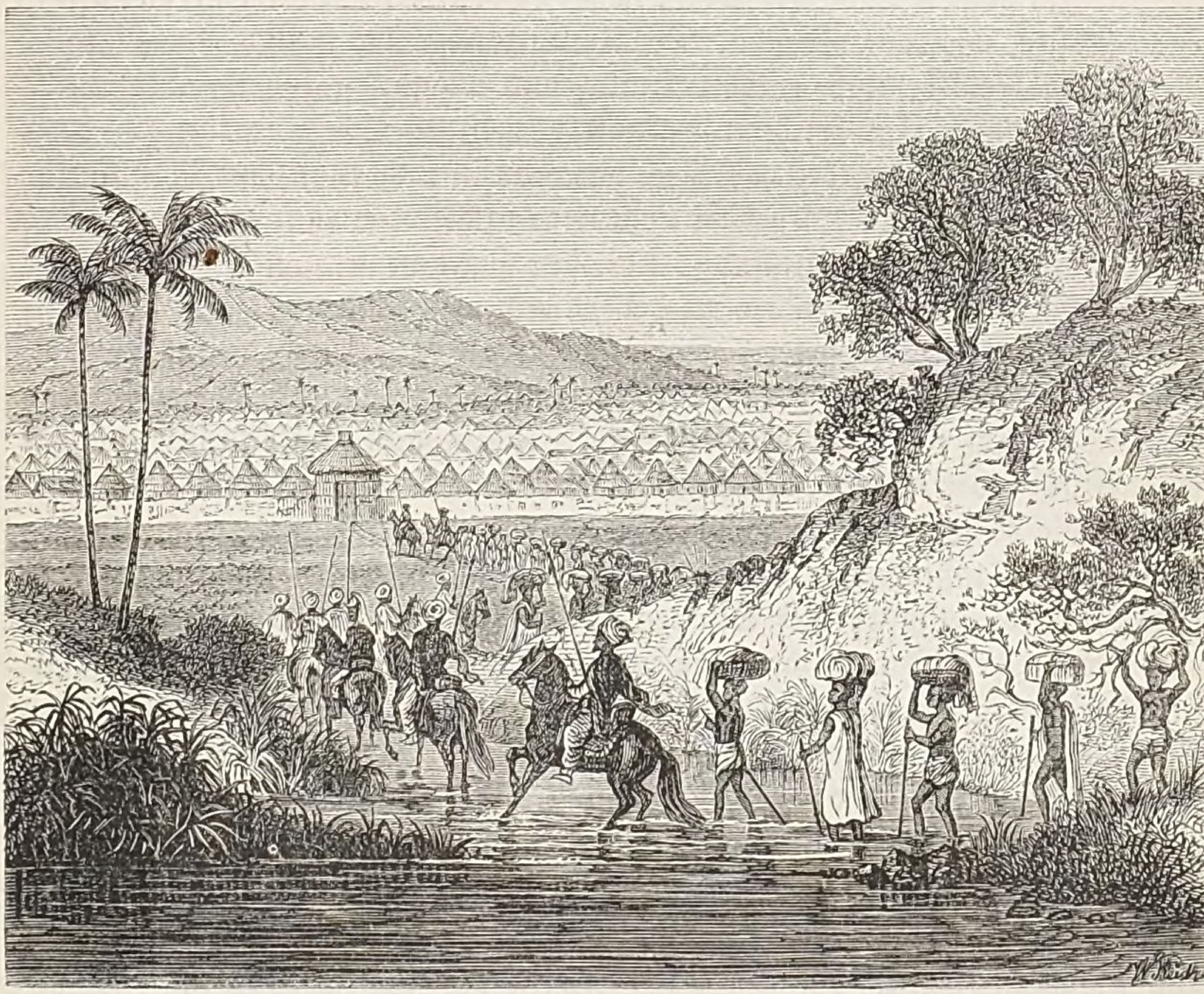
Am 8. Sept. (dem neunten Tage der Fahrt) kam der „Investigator" in Lukodscha an. Diese Niederlassung wird, ihrer centralen und beherrschenden Lage oberhalb des Zusammenflusses der Flüsse Kuara und Benuë (oder Tschadda), sowie ihres gesunden Klimas wegen, für England wahrscheinlich von großer Wichtigkeit werden, wenn man den Niger als Hauptvermittlungsweg für den Handel Centralafrika's behandelt. Die einzige Schattenseite dieser Lage ist, daß sie durch den Lukodschaberg (der 360 m. hoch ist) und die Hügel im Rücken allzusehr von den südwestlichen Winden abgeschlossen ist; dieser Umstand macht den Hafen Igbebe zum kühlern von beiden. Die hohe Tafelgebirgskette nach Norden hin, genannt Lumadé, dehnt sich 8—10 engl. Meilen weit aus und hat mehrere Bauernhöfe und Dörfer auf ihrem Gipfel. Der Grund ist uneben mit abgesonderten Steinklumpen und der Boden anscheinend röther

Sandstein; einige Probestücke des Gesteins sind sehr schwer und gleichen dem Eisenstein. Das Gras an den Abhängen und andern Theilen, obgleich sie von ferne das Ansehen von Parkland haben, ist in Wirklichkeit viel länger und gröber als in Europa; es reicht gewöhnlich bis an die Kniee hinauf, zuweilen sogar über den Kopf. Die Luft ist trocken und gesund; Nachts stellt sich starker Thau ein, allein jenes an der Seeküste vorherrschende feuchte und erschlaffende Gefühl fehlt ganz. Der Sonne sollte sich zwischen 7 Uhr und 30 Minuten Morgens und 3 Uhr 30 Minuten Nachmittags Niemand aussetzen, ebensowenig dem nächtlichen Thau, obgleich während dieser Jahreszeit wenig oder keine Malaria vorhanden zu sein scheint. Dies ist die kühle Jahreszeit; allein selbst jetzt zeigt der Thermometer, ungefähr 2 Uhr Nachmittags, welches die heißeste Zeit ist, etwa 28—33° R. im Schatten.

Gewitter treten hier in Zwischenräumen von ungefähr drei Tagen ein. Das Wasser ist gut und der Boden von der Art, daß sich jedes afrikanische Erzeugniß darauf anbauen läßt. Häufig kommen Leute von Igbebe nach Lukodscha ihrer Gesundheit wegen herauf. Ananas, Yams, Platanen, Melonenbäume, Hirse, Reis, Kassaven und Kokosnüsse gedeihen hier; ebenso eine Art Schlingpflanze mit einer großen ovalen Schote, in welcher eine fibröse Substanz ist, der man den Namen Landschwamm giebt und die als solcher verwendet wird. Der Schibutterbaum wächst hier ebenfalls wild. Egga, eine Stadt in einiger Entfernung den Kuara aufwärts, ist der große Elfenbeinmarkt; wenn man aber in Lukodscha eine Faktorei errichtete, so würden ohne Zweifel Massen von Elfenbein aus dem Adamaua-Land hergebracht werden, das ungefähr dreihundert Meilen den Benuë flußaufwärts liegt. Einige engl. Meilen höher flußaufwärts giebt es einen großen Palmölbezirk. Auch viele Thiere giebt es hier: ein Leopard sollte sich, wie man behauptete, ganz in der Nähe herumtreiben, und Hyänen statten hin und wieder einen nächtlichen Besuch ab. Elefanten, Büffel und Rothwild besuchen das Land im Rücken der Berge, lassen sich aber in der Ansiedelung selbst nicht sehen. Auch hat man bis jetzt noch kein einziges Krokodil oder Flußpferd gesehen; während der Hochwasser des Flusses findet man sie gewöhnlich vielfach in den Creeks und den Sümpfen. Herden des letzteren aber sieht man auf den Sandbänken, wenn das Wasser fällt, was hier in der trockenen Jahreszeit bis zu 13 m. vorkommt. Wir hören von einem eigenthümlichen Pflanzengift, welches die Eingeborenen Gon-gwami nennen und das sie zu ihren Pfeilen und Wurfspießen gebrauchen. Es soll einen Elefanten tödten, ehe er nach seiner Verwundung 50 m. laufen kann. Tauben und Perlhühner sind das einzige befiederte Wild; Ibisse und eine Art Wildente findet man in den Marschen. Nach Sonnenuntergang entsteht ein unaufhörliches Gesumme von Insekten, Laub- und Sumpffröschen, Grillen 2c. Die letzteren stoßen einen höchst seltsamen Ton aus, der große Aehnlichkeit hat mit dem scharfen Schall eines Steinhauerhammers und Meißels.

Am 12. September begab sich Leutnant Knowles den Kuara aufwärts, begleitet von Dr. Baikie, welcher den König von Nupe zu besuchen wünschte, und kam am folgenden Tage auf der Höhe der Stadt Egga an. Bei Tagesanbruch, am 14. September, wurde die Fahrt nach Ekopogi (auf der Karte Fofo bezeichnet)

hin fortgesetzt; ungefähr anderthalb engl. Meilen jenseit dieses Dorfes fällt der nach Wunagi führende Fluß, etwa acht engl. Meilen von Bida, in den Hauptstrom. Da der frühere Unterchirurg des Schiffes, Herr W. H. Adlam, welcher während der letztjährigen Expedition diesen Fluß mit Leut. Gambier in einem Boot befuhr, denselben als beschiffbar für Fahrzeuge von der Klasse des „Investigator" erklärt hatte, so entschloß sich Leut. Knowles, nach Wunagi zu gehen. Demgemäß trat er die Fahrt auf dem Flusse um 6 Uhr 55 Minuten Morgens an (der einheimische Name desselben ist Tschantschegga), fand aber, daß derselbe höchst verwickelt und gekrümmt ist, indem nicht weniger als 115 Krümmungen mit ihren entsprechenden Stromstrecken vorhanden sind.



Stadt Bida am Niger.

Leutnant Knowles kam am 16. Morgens, glücklicher Weise ohne allen Schaden für den Schiffsrumpf oder die Maschinerie, in Wunagi an. Der Fluß ist an einigen Stellen 150, an anderen nicht mehr als 16 m. breit. An den meisten Plätzen giebt es auf der tiefen Seite des Flusses Wasser in Fülle, allein die größte Schwierigkeit verursachte Knowles das Wenden eines so langen Schiffes wie der „Investigator", und die scharfen Krümmungen gegen eine Strömung von durchschnittlich 2 Knoten in der Stunde. Er hegte indeß keinen Zweifel, daß ein kürzeres Fahrzeug mit kräftigem Steuerapparat sich zur Beschiffung dieses Flusses eignen würde. Da er einen Boten nach Bida, der Hauptstadt von Nupe, geschickt hatte, um den König Másaba von ihrer Ankunft

in Kenntniß zu setzen, so wurden am Nachmittag des 17. Sept. Pferde und ein Geleite hinabgesandt, und es begaben sich denn die Leutn. Knowles, Dr. Baikie, Leutn. Burchier und mehrere andere Offiziere nach Bida. Diese Stadt, die von Másaba innerhalb der letzten fünf Jahre gebaut wurde, liegt in einem Thal, umgeben von abgesonderten, mit einer tafelförmigen Spitze versehenen Hügeln von 26—50 m. Höhe. Rings um sie her zieht sich eine 10 engl. Meilen im Umfang haltende Mauer, die 4½ m. hoch ist, aus Lehm erbaut ward und durch einen tiefen Graben vertheidigt wird. Die Stadt hat neun Thore und soll 50,000 Einwohner enthalten; die Häuser haben eine kreisförmige Gestalt, 3—10 m. im Durchmesser, konische Bambusdächer und sind mit Palmblättern gedeckt. Im oberen Theil der Stadt ist jede Hüttengruppe in eine Erdmauer eingeschlossen, wie bei Lukodscha. Der Umfangsraum des Königs hat ungefähr 120 m. im Geviert und enthält Ställe und Magazine für Waaren. Die Gesellschaft wurde ihm bei ihrer Ankunft vorgestellt und fand ihn auf einer Matte sitzen, an deren Seiten Kissen von Haussa und englischer Manufaktur waren. Er ist ein gut aussehender und, wie es scheint, etwa fünzig Jahre alter Neger, mit würdevoller Haltung, und den sogenannten „Königen“ an der Meeresküste und in den näher an der Mündung des Kuara gelegenen Provinzen unermeßlich überlegen. Sowol er als seine Anhänger sind Mohammedaner; sie sind nominell dem Königreich Sokodu unterthan, das nördlich von Nupe liegt. Die Eingeborenen sind Heiden; allein man bemerkte in der Stadt keine Bilder oder Götzen, Menschenopfer kommen durchaus nicht vor, und ebensowenig sieht man Etwas von Fetischanbetung und anderen unter den Küsten- und Flußstämmen gewöhnlichen Abscheulichkeiten. Haussklaverei ist Landessitte; die Ausfuhr der Sklaven ist unbekannt. Die Kleidung des wohlhabenderen Theils der Bevölkerung besteht aus einem Rock oder Mantel (wie ein Chorhemd), der bis nahezu auf die Füße hinabreicht, aus vollen, weiten Pumphosen, Sandalen und einer Baumwollmütze; die Armen beider Geschlechter tragen ein einfaches, um den Leib gewickeltes Tuch. Die Bevölkerung scheint betriebsam und Trunkenheit und Müßiggang ihrem Charakter fremd zu sein. Sie sind gewandte Arbeiter in Eisen, Leder, Baumwollenwaaren und Maschenfabrikation. In die geringeren Kleidungsartikel wird in geschmackvoller Weise Seide eingewoben. Während mehrerer befriedigender Unterredungen mit dem König Másaba, wobei Geschenke ausgetauscht wurden, betonte dieser sehr nachdrücklich seinen und seines Volkes Wunsch in Betreff der Anknüpfung eines regelmäßigen Handelsverkehrs mit den Engländern und erklärte, daß es ihm sehr lieb wäre, wenn man alljährlich Dampfboote mit Waaren heraufsendete und eine ständige Faktorei in Lukodscha errichtete. Er sprach oft von der Achtung, in welcher Dr. Baikie bei ihm und dem Volk im Allgemeinen stehe, und bedauerte sehr, daß man von der Abreise desselben spreche. Vom 5. bis 13. Oktober blieb der „Investigator“ in Lukodscha, um den Dr. Baikie in den Stand zu setzen, sich zur Rückkehr nach England vorzubereiten und die Verwaltung der Niederlassung dem Leutnant Burchier zu übertragen. Ein Künstler, Namens Thomas v. Robins, welcher die Expedition begleitet hatte, blieb als Gesellschafter Burchiers, und um ihm in der Verwaltung der Niederlassung

behülflich zu sein, freiwillig in Lukodscha zurück. Bei der Rückkehr des „Investigator" flußabwärts wurden die Könige von Igbebe, Idda, Onitscha und Ebo besucht, die insgesammt Freundschaft für die Engländer und den Wunsch nach einem geordneten Handelsverkehr aussprachen. Dem Bischof gelang es, von dem Attah oder König von Idda (dem Egára-Land) die Erlaubniß zu erhalten, dort eine Missionsanstalt zu gründen; auch wurden Anordnungen für eine Schule und eine Station in Lukodscha getroffen.

Ueber den wichtigen Punkt Lukodscha berichtet der genannte Künstler Robins, von dem auch unsere Illustrationen zu diesem Abschnitte herrühren, noch Folgendes:

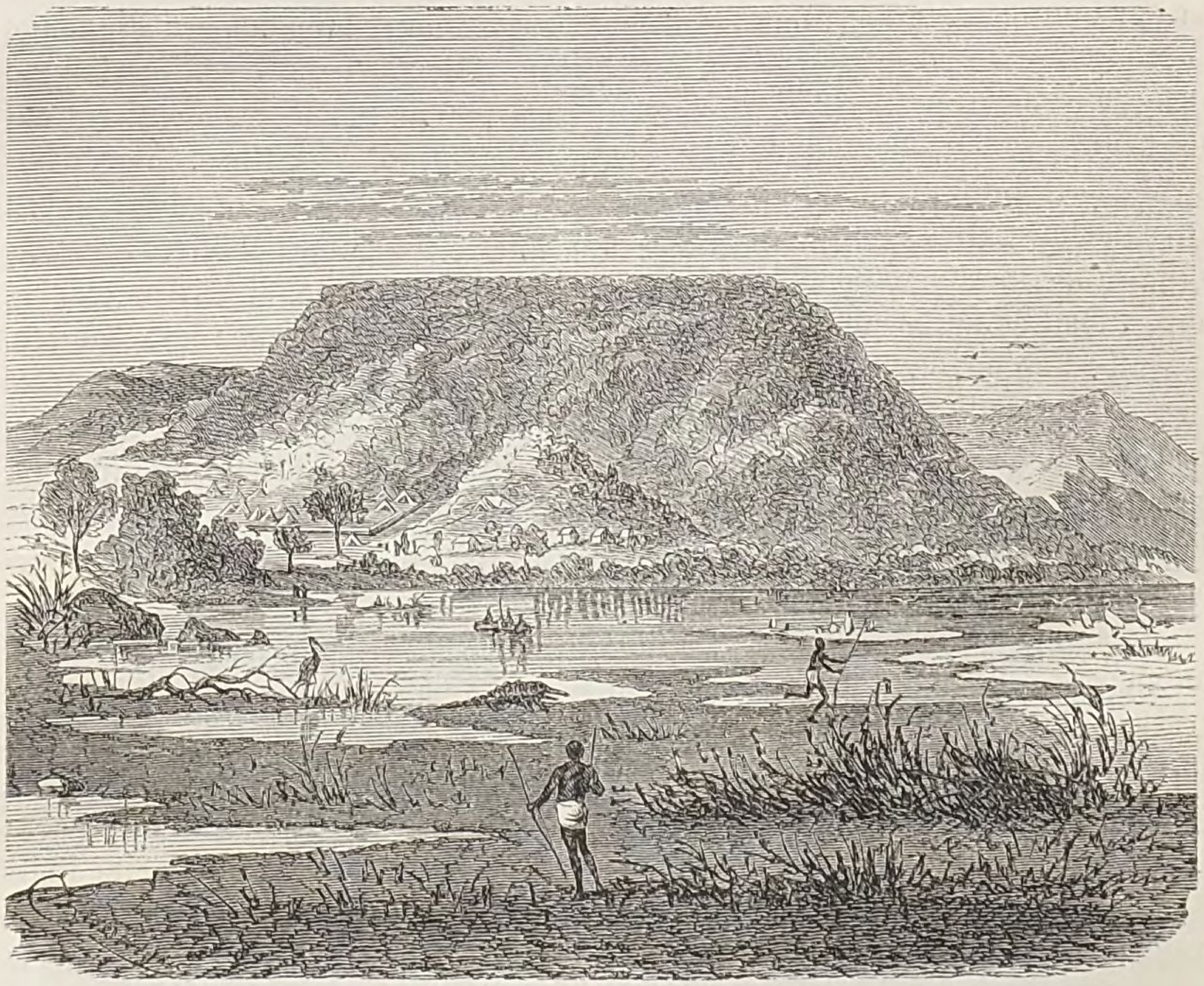
„Lukodscha liegt an der Westseite des Niger, am Zusammenflusse des Kuara (Quorra, Niger) und des Benuë; ein Dampfer kann von der Mündung aus die Fahrt in acht Reisetagen zurücklegen. Die Stelle für die Niederlassung ist sehr zweckmäßig ausgewählt worden, etwa 250 m. vom Strom entfernt auf einer grünen Fläche am Fuße des „Berges Patte". Der Ausdruck ist aber unpassend, weil Patte in der Nupesprache schon Berg bedeutet. In den runden Hütten wohnen etwa 200 Menschen von allerlei schwarzen Völkern: Fulbe, Haussa, Nupe, Berun, Ganagana, Quoto, Guari, Giwari, Gandi, Birra, Joruba, Woro, Koha, Magi, Gugotsi, Numi, Kukuruku, Bassa, Kakanda und Igbirra. Die Fulbe sind gleichsam die vornehmste, die Quoto die niedrigste Klasse unter diesen centralafrikanischen Völkern, doch stehen sie allesammt weit über den rohen und abscheulichen Kannibalen des Nigerdeltas. Die Nupe sind in jener Gegend das herrschende Volk, und ihnen haben sich die Haussa, welche unter ihnen wohnen, angeschlossen. Das Haussa bildet in jenen Gegenden die Verkehrssprache und zerfällt in sieben Mundarten.

„Lukodscha selbst produzirt Nichts, ist aber Marktplatz, wohin Elfenbein, Baumwolle, Salpeter, Bleierz, Schibutter und auch ein wenig Palmöl gebracht werden. Die heidnischen Bewohner bestellen das Feld (durch ihre Frauen), fischen und gehen auf die Jagd. Die Mohammedaner sind sonst in Afrika überall viel besser als diejenigen Neger, welche noch dem Fetischdienst anhängen; in der Umgegend am Lukodscha aber machen sie eine Ausnahme. Robins schildert sie als ein höchst träges Gesindel; die Männer halten jede Arbeit für herabwürdigend; sie betteln, stehlen oder lassen sich von ihren Frauen ernähren, plündern die Dörfer der Heiden aus, und wenn sich diese etwa zur Wehr setzen, schleppt man sie vor den Häuptling Masaba, wo sie noch obendrein Strafe bezahlen müssen. Aber Mäßigkeit und Gastfreundschaft sind diesen Mohammedanern nicht abzusprechen.

Die Frauen der Niederlassung tragen weiter nichts als einen Schurz um die Hüfte, was in seiner Art zweckmäßig ist, denn bei weniger dürftiger Bekleidung würde man die Stammeszeichen, welche auf Gesicht, Armen und Brust eingeschnitten sind, nicht sehen können. Dazu kommen noch Stränge von Glasperlen und ein lederner Talisman, der über die Hüften befestigt wird. Unter diesen Stammeszeichen besteht das, welches man als Bönn bezeichnet, aus drei tiefen Schnitten, die oben vom Kopfe durch das Gesicht und dann ausgeschweift bis in den Mund reichen, und zwar so, daß sie ihrer ganzen Länge nach Auswüchse

bilden, etwa von der Dicke eines Federkiels. Nachdem die Wunde eingeschnitten ist, reibt man Ruß und Palmöl hinein, und manche Frauen haben Einschnitte, manchmal von recht zierlichen Figuren, an allen Körpertheilen. Die Operationen sind nicht schmerzhaft, da man, nach Art unserer Schröpfköpfe, Hörner aufsetzt und so die Haut emporzieht. Zu diesem Schmucke kommen dann Ringe an Fingern, Zehen, Arm- und Beinknöcheln. Manche Männer haben bis zu vier Frauen und gewöhnlich ist jede derselben hiermit zufrieden.

Von dem Stirlinghügel auf dem Patte sah Robins zugleich das Sternbild des Großen Bären und das südliche Kreuz. Der Berg läuft geleisig mit dem Neger und ist etwa eine halbe Stunde Weges lang.

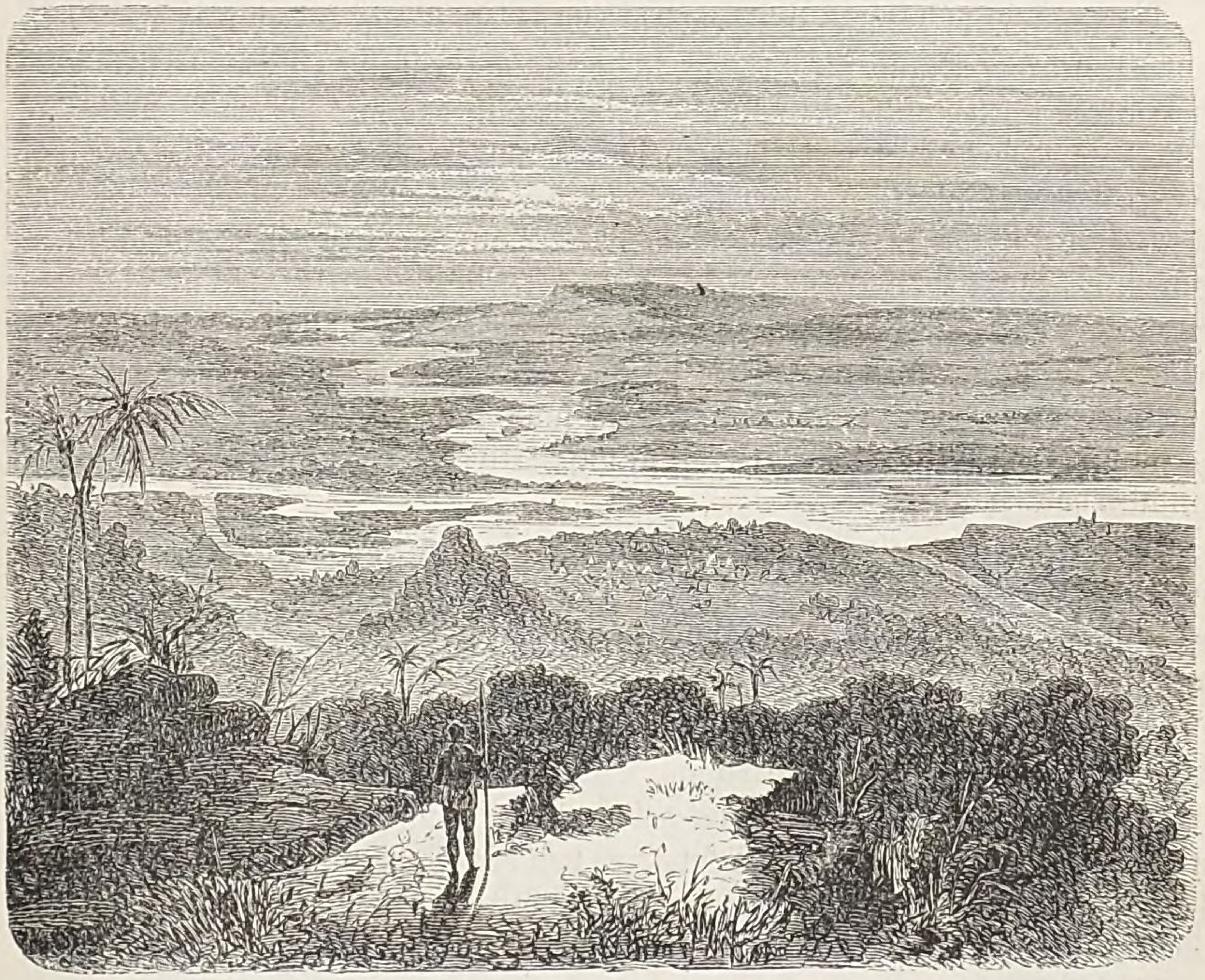


Lukodscha.

Früher stand ein Negerdorf auf demselben, das aber von König Masaba dem Boden gleich gemacht ward. Die Negerortschaft Bebe in der Nähe von Lukodscha ist ein entsetzlich schmuziges, übelriechendes Nest; die Einwohner essen Elefanten- und Hippopotamusfleisch und kochen aus der Haut dieser Thiere eine Suppe. Auftritte der abscheulichsten Barbarei sind bei ihnen an der Tagesordnung. Robins, der ihr nächster Nachbar ist, berichtet, daß allemal Jemand der Hexerei angeklagt wird, sobald ein Mensch gestorben ist, und daß er sich der Giftprobe unterwerfen muß. Vor einiger Zeit waren zwei Frauen beschuldigt, am Tode einer dritten schuldig zu sein. Die eine trank drei Kürbisschalen voll Gift aus; als sie dann unter furchtbaren Zuckungen niedersank, wurde sie von den

Umstehenden mit Füßen getreten und mit Knütteln geschlagen. Als die andere Frau dreimal das Giftgefäß geleert hatte und dennoch nicht starb, verlangte sie, für unschuldig erklärt zu werden. Aber das Volk rief: ein Weib sei gestorben und das andere müsse auch sterben! Die Unglückliche trank die vierte Kalebasse aus und lebte noch; man zwang sie, den Inhalt der fünften zu verschlucken, und dann erst fiel sie zu Boden. Nun wurde sie unter entsetzlichem Geschrei über und über bespieen, man band ihr ein Seil um die Füße, schleifte beide Leichen durch den Morast und warf sie dann in den Niger.

Nicht weit von Bebe liegt Gandia. Robins besuchte den „König", einen dicken, unsaubern Mann, der in jedem Ohr einen Schweinszahn trug.



Zusammenfluß des Niger mit dem Benuë.

Ueber den Armknöcheln hatte der Mann fünf Stränge Glas- und Porzellanperlen, an jedem Daumen einen Messingring und an jedem Elnbogen eine Glocke. Sein Thron bestand aus einem sehr groben englischen Teppich, der auf einer Kuhhaut ausgebreitet war; an der Hüttenwand hingen allerlei Fetische.

Die Zustände bei den übrigen „Königen" am unteren Niger sind nicht besser, wie wir aus den Berichten Crowther's ersehen. In der Stadt Idda war eine Streitigkeit zwischen dem Könige oder Attah und der zahlreichen Familie Aboko ausgebrochen. Infolge dessen waren viele Mitglieder der letzteren aus Idda fortgezogen und hatten sich an einem anderen Orte niedergelassen. Crowther wollte die Versöhnung beider Parteien veranlassen und kam mit dem

englischen Dampfer „Investigator“ nach Igbebe, wo er mit vieler Schwierigkeit sich ein Fahrzeug verschaffte. Von da ging er unter Begleitung eines christlichen Negers, Abraham Ayikuta, nach Idda und kehrte dort im Hause Aboko's ein. Es war für den Bischof die schwierigste Aufgabe, zu einer Unterredung mit dem Könige zu gelangen. Drei verschiedene Boten kamen stets ohne Erfolg zurück. Es hieß, man solle dem Attah die Geschenke nur übersenden, das Andere werde sich finden. Crowther weigerte sich dessen und erklärte, nur mit den Geschenken zugleich auftreten zu wollen. Dann vergingen noch mehrere Tage, ehe er den König zu sehen bekam. Als er ungeduldig wurde und abzureisen drohte, erfuhr er durch seinen Freund Aboko, daß die Weigerung des Königs, sich sehen zu lassen, mit einer abergläubischen Vorstellung im Zusammenhange stehe.

Man glaubt nämlich in Idda, daß, wenn ein König, Häuptling oder sonst ein angesehener Mann stirbt, dieser in das Land der weißen Menschen wandere, dort deren Sitten annehme und als Reisender in das alte Heimatland zurückkehre. So wurde auch Crowther für einen umgewandelten todten Neger gehalten. Aboko fragte ihn, ob das Land der Weißen nicht in der Nähe von Gottes Aufenthalt läge, und ob die Europäer aus ihren Büchern nicht ersehen könnten, wie lange Jemand auf dieser Welt leben könne. Ferner ist man der Meinung, daß Europäer schwarze Personen hohen Ranges in ihren Büchern mit fortnehmen könnten. Das erklärt sich durch die Photographie, vor der die Neger großen Respekt haben, und der Attah wäre ganz gewiß nicht zum Vorschein gekommen, wenn Bischof Crowther seinen Photographen bei sich gehabt hätte.

Außer diesen beiden Arten von Aberglauben hält der Attah an glücklichen und unglücklichen Tagen fest. Der Cyklus der Wochenrechnung besteht dort aus vier Tagen, von denen der erste ein Markttag ist, und jeder zweite dem Attah Unglück bringt, wenn er an diesem einen Fremden empfängt. Die Reihenfolge ist: Eke, Markttag, unglücklich, Ede glücklich, Afo unglücklich, Uko glücklich. Es folgt dann wieder der Markttag. Diese Art der Wocheneintheilung ist durch ganz Joruba bis Igara und Ibo gebräuchlich. Außer diesen glücklichen und unglücklichen Tagen haben die Schwarzen von den Mohammedanern den Freitag (Aldschima, Aljima) als Unglückstag angenommen. So häuft sich zuweilen eine Reihenfolge von schlimmen Tagen, während welcher der Attah für alle Fremden unsichtbar bleibt.

Crowther wartete daher bis zu einem Sonntage und zog unterdessen Erkundigungen über die Länder in der Gegend von Idda ein. Von Idda nach Onitscha (weiter südlich am Niger) führt ein Landweg durch das Igaraland, allein dieser war gerade durch die Igbos, einen Stamm der Ibos, unsicher gemacht. Sie beraubten alle Reisenden und verkauften sie als Sklaven; finden sie ein Pferd, so verzehren sie es auf der Stelle. Die Sicherheit dieser Straße ist aber für den Handel wichtig, denn europäische Handelswaaren und Schießpulver gelangen von der Küste auf diesem Wege nach Idda. Die Macht des Attah erstreckt sich auch über die Eingeborenen der Akpoto-Berge, die sich in jenem Dreiecke hinziehen, das südlich vom Einfluß des Tschadda in den Niger liegt und sich bis zum Nitschilande hinzieht. Das Volk, welches Idda gegenüber

wohnt, führt den sonderbaren Namen Kukuruku; ähnlich wie dieses Wort klingt der Schrei, mit dem sie sich gegenseitig anrufen.

Endlich am Sonnabend erschienen zwei Eunuchen des Königs bei Crowther, dankten demselben für die bewiesene Geduld, legten ihm den Titel Lemamu, Hauptpriester, bei, und versprachen, daß er an dem kommenden Tage vorgelassen werden solle. Wirklich führte am anderen Tage ein Eunuche Crowther nebst seinen Begleitern Aboko und Abraham zum Palaste des Königs. Zuerst mußten dieselben bei einer alten Dame, die Onupata hieß, vorsprechen, welche sie dann zu Ogbe, dem Haupteunuchen des Königs, entließ. Bei diesem mächtigen und einflußreichen Manne wurde Crowther mit Kola-(Gura-)Nüssen und Palmwein bewirthet und darauf zum Könige geführt. Der König begrüßte den Reisenden herzlich und hieß ihn auf einer Matte Platz nehmen. Nach einer Weile begann das Gespräch, und Abraham machte den Dolmetscher; der Bischof sprach Nupe, was Abraham in Igara übertrug, obgleich der König selbst das Nupe, die Handelssprache an diesem Theile des Niger, versteht.

Crowther trug nun sein Anliegen vor; er wünschte Dreierlei: erstens, daß der König die Erbauung einer Kirche und Schule in Idda gestatten möge; zweitens, daß er die Offiziere des englischen Schiffes „Investigator" bei sich empfangen möge. Obgleich diese schon dreimal durch Idda gekommen und von andern Fürsten freundlich begrüßt worden seien, habe er sie doch nie bei sich gesehen. Endlich möge der König den Streit mit Aboko's Familie beilegen, infolge dessen ein großer Theil der Stadt jetzt leer stehe. Während dieser Ansprache war der kleine Hofraum von einer neugierigen, aber lautlosen Menge angefüllt, welche auf die Entscheidung des Attah wartete. Diese fiel sehr diplomatisch aus. Gegen die Erbauung von Schule und Kirche sei nichts einzuwenden, allein ehe eine endgiltige Antwort ertheilt werden könne, müsse noch die Meinung der Räthe gehört werden. Daß die Offiziere des „Investigator" noch nicht empfangen worden seien, läge an diesen selbst, denn ihr Aufenthalt habe stets nur sehr kurze Zeit gedauert. Der dritte Punkt aber müsse wohlweislich überlegt werden, so daß er unmöglich schnell zu beantworten sei.

Es folgte nun die Ueberreichung der Geschenke, welche in einem großen weißen Kalikogewande, seidenen Schärpen, Sammetmütze u. s. w. bestanden. Der Attah war darüber hoch erfreut und gab als Gegengeschenke 20 Kolanüsse, zwei Centner Yams, vier Töpfe Palmwein, ein Schaf und eine Ziege. „Dann verlangte er meine Uhr zu sehen, und ich mußte sie ihm ans Ohr halten, damit er ihr Ticken vernehmen konnte. Außerdem machte er einige Bestellungen auf europäische Artikel, die ihm zugesandt werden sollten."

Im Sommer 1870 unternahm ebengenannter Bischof Samuel Crowther seine dreizehnte Inspektionsreise, über welche er einen umfangreichen Bericht erstattet („Church Missionary Intelligencer", Januar bis April 1871). Sein Besuch galt auch der Mission in Onitscha, wo, irren wir nicht, einige deutsche Missionäre „arbeiten". Dort zeigt sich die echt afrikanische Barbarei ganz unverhüllt. Im J. 1868 hat auch eine Christenverfolgung stattgefunden, weil die Altkonservativen am Niger, wie überall in der Welt, subversive Neuerungen

nicht dulden wollen. Für den Augenblick haben sie jedoch klein beigegeben, und Crowther konnte sogar dem schwarzen Potentaten Etwas vorpredigen.

Seine Majestät ist im Laufe des Jahres für die getreuen Unterthanen nur ein einziges Mal sichtbar, zur Zeit des Erntefestes, wenn die Yams reif sind. Dann jubelt das Volk und ist fröhlich. Als Crowther unter einem Stallschuppen seine Predigt hielt, war das Auditorium schwach, weil die Leute vor dem sogenannten Palaste sangen und tanzten, trommelten und schossen. Auch der König tanzte mit. Als die Europäer anlangten, um diesem wilden Schauspiele beizuwohnen, fielen alle auf die Kniee und berührten mit der Stirn die Erde; das war die Begrüßung. Viele waren „höchst anständig“ gekleidet, sie hatten nämlich einen bunten Baumwollenschurz um die Hüften geschlagen, manche hatten sogar einen solchen Schurz aus Damast oder Sammt, und die Frauen waren obendrein mit Korallen und Glasperlen behängt.

Das Erntefest ist dem Könige deshalb so lieb, weil es ihm gestattet, den Zwang abzuwerfen, unter welchem er das ganze Jahr hindurch zu schmachten hat. Die Etikette am Hofe ist streng. Dem alten Herkommen gemäß darf der Herrscher von dem Tage an, da er König geworden, sich nur innerhalb eines fest bestimmten Raumes bewegen; wenn er jedoch denselben überschreitet, muß ein Menschenopfer gebracht werden. Ein solches gilt für unbedingt nöthig, weil durch jene Ueberschreitung die Geister seiner Vorfahren beleidigt werden, und sie lassen sich nur durch ein solches Opfer besänftigen.

Des Königs Palast besteht aus einer Anzahl armseliger, aus Schlamm gebauter Hütten, die ohne alle Ordnung durch einander liegen; die von den Frauen bewohnten sind mit dichtem Gebüsch umgeben, damit das Volk die Insassen dieses Harems nicht sehen kann. Crowther giebt die Größe des Raumes, auf welchem der schwarze Potentat sich bewegen darf, auf 4950 Quadratmeter an; er ist dort, wie der Bischof sich ausdrückt, eingesperrt wie ein harmloses Thier in einem zoologischen Garten, kann jedoch im Uebrigen thun und treiben, was ihm gefällt. Sobald er einmal König geworden, weiß und erfährt er nichts mehr von Allem, was in seinem Lande vorgeht, oder was sich in Onitscha ereignet; von Regierungssorgen wird er also nicht geplagt. „Wir sind nun seit dreizehn Jahren hier, aber der König hat nie unsere Häuser, unsere Kirchen, die am Stromufer erbauten Magazine oder einen Dampfer gesehen. Das Herkommen verbietet ihm, einen Blick auf den Fluß zu werfen, denn sein Auge könnte ja möglicher Weise ein Boot oder einen Kahn erblicken, das Aehnlichkeit mit einem Sarge hätte, und dadurch an seinen Tod erinnert werden.“

Unter solchen Umständen ist dieser Herrscher ganz und gar von dem Manne abhängig, welcher gerade Einfluß auf ihn hat, und der dann in des Königs Namen nach Belieben schaltet und waltet. Im Jahre 1868 war der Günstling ein Feind der Christen, 1870 dagegen ein Anderer, der jenen verdrängt hatte, den Christen wohlgesinnt. Diese hatten es verstanden, einige Damen vom Hofe für sich zu gewinnen, darunter auch eine Tochter und eine Schwiegertochter Seiner Majestät, welche nebst mehreren Anderen getauft worden waren und nun denselben Gott hatten, wie die Europäer. Die Prinzessin hat auf ihren Herrn Vater großen Einfluß; seit dem 6. Juni 1870 kommt an jedem Sonntag

ein Pastor in den „Palast“ und predigt ihm Etwas vor. Dann ist auch sein Bruder zugegen, „ein alter bösartiger Mensch, der allemal die Predigt mit anhört. So ist der Sauerteig des Evangeliums in den Palast eingedrungen. Das hat Satan gesehen, und nun zittert er.“

Crowther bemühte sich, dem Könige zu Gemüthe zu führen, daß Menschenopfer abscheulich, widersinnig und ganz und gar verwerflich seien, und daß der Herrscher verpflichtet sei, solche Barbarei nicht länger zu dulden. Bei einigen später folgenden Unterredungen bewies er dann, wie grausam und widersinnig der Brauch sei, Zwillinge gleich nach der Geburt lebendig zu begraben. Diese Barbarei geht überall stromabwärts bis nach Bonny im Schwange, und es ist den Missionären bis jetzt noch nicht gelungen, derselben zu steuern. Pastor Taylor war manches Jahr unermüdlich, die Neger eines Besseren zu belehren, doch er sprach nur in den Wind, und Bischof Crowther erzählte, daß gerade zwei Wochen, nachdem er beim Könige so eindringlich gegen die Menschenopfer gesprochen, ein solches während seiner Anwesenheit in Onitscha stattgefunden habe. Am 21. Oktober 1870 wurde ein achtjähriges Mädchen als jährliches Sühnopfer für das Volk hingemordet. Man schleppte es eine halbe Wegstunde weit vom Palaste bis zum Stromufer; die Zuschauer luden alle Sünden, welcher sie sich schuldig wußten, auf das Kind ab und waren nun von denselben befreit, da das Kind sie zu tragen hatte.

Der Bischof erfuhr, daß man das Mädchen an seiner Wohnung vorüberschleppen werde, und war tief betrübt, daß er beim Könige tauben Ohren gepredigt habe. Er begab sich mit dem Missionär Romaine nach der neuen Kirche, welche er einige Tage vorher eingeweiht hatte, um Augenzeuge der Barbarei zu sein. Die Neger trugen indeß Bedenken und verschoben die Ceremonie, denn für eine solche gilt das Opfer, bis es dunkel war. Der Missionar Dandeson, der eine Laterne trug, begegnete ihnen. Jeder hatte einen Säbel in der Hand; sie hatten das Kind auf der Erde hingeschleppt, und es lag bewegungslos da. Als sie es dann weiter bis an den Niger hinter sich her gezogen hatten, waren einige Schiffsoffiziere vom Dampfer „Viktoria“ Zeugen des Auftritts; das Mädchen wurde ins Wasser geworfen und gab noch einige schwache Lebenszeichen von sich.

Der schwärzesten Barbarei, noch jene Dahomeh's übertreffend, begegnen wir indessen im Nigerdelta selbst, wobei wir uns auf das Zeugniß des englischen Konsuls auf Fernando Po, Thomas Hutchinson, stützen. „Die Palmölflüsse“, sagt er, „gewähren ein so grauenvolles Panorama, wie man es schwerlich in einer anderen Gegend der Welt findet. In Neu-Kalabar, in Alt-Kalabar und Aboh werden alle Zwillinge und alle Kinder, bei welchen die Oberzähne zuerst zum Durchbruch kommen, als Opfer geschlachtet. Im Jahre 1856 wurde ein Albinokind am Neukalabarflusse dem Haifisch geopfert; dieser war Fetisch des Landes. Aber seitdem von diesen grimmigen Thieren einige Neger zerrissen wurden, kam er in Ungnade, und man opfert ihm seit jener Zeit nur noch Ziegen und Geflügel. Am Braß vollzieht ein alter Mann, welcher am Hinterkopf eine ungeheure Geschwulst hat, den Opferdienst. Er setzt sich in einen Nachen mit dem Albinomädchen, das über sein Schicksal nicht im

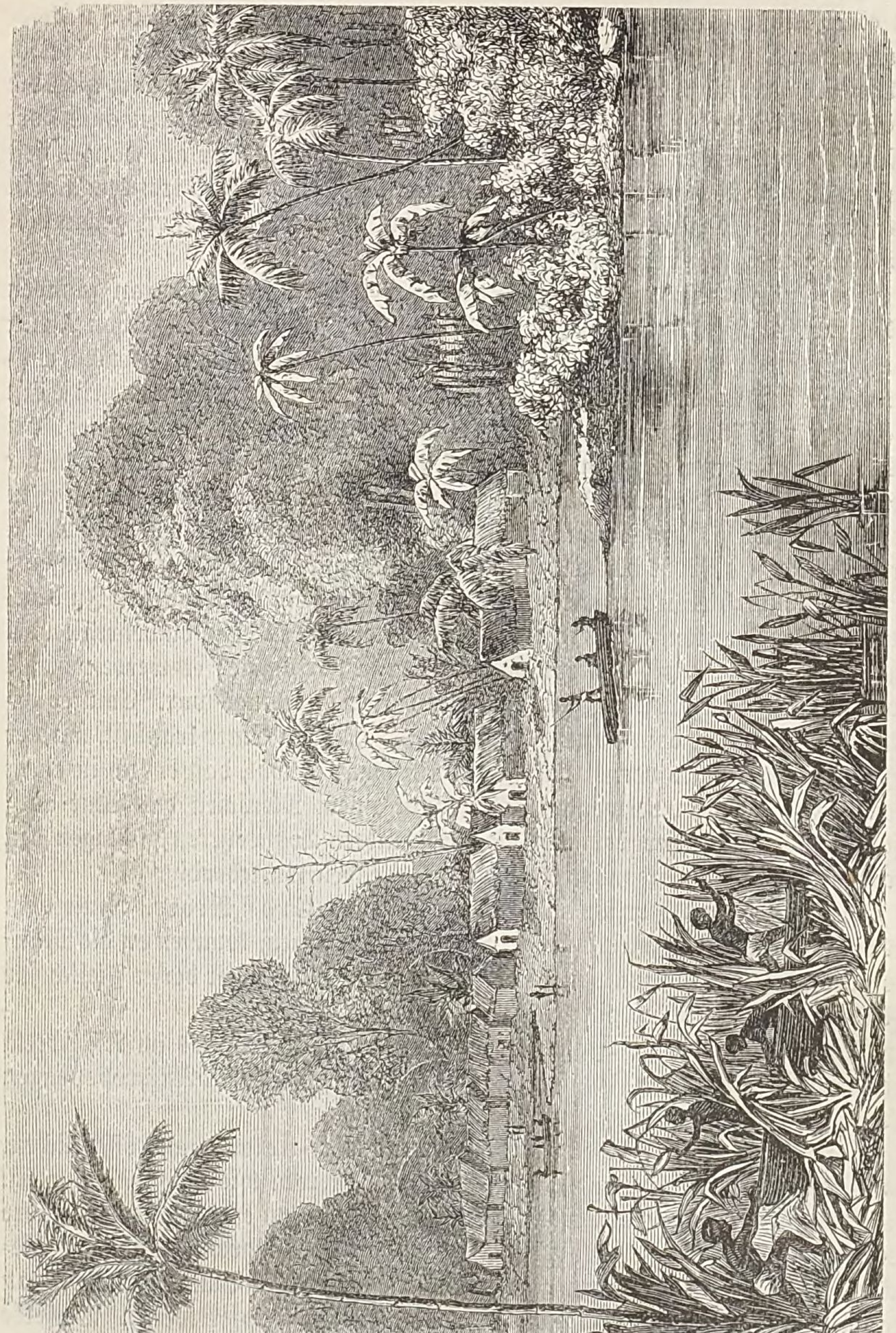
Mindesten betrübt ist, denn man hat ihm gesagt, daß es künftig einmal einen weißen Mann heirathen werde. An der Mündung des Stromes bindet er der Armen einen Stein um den Hals und wirft sie ins Wasser.

In einigen Theilen von Benin herrscht der Brauch, an jedem Neumonde zwei Menschen zu opfern.

Der Bischof Crowther erzählt Folgendes: „Bei Iddah hatten zwei Stämme Fehde mit einander. Als dieselbe geschlichtet wurde, benutzten sie einen neunjährigen Albino als Friedensopfer. Sie drehten ihm die Hand- und Fußgelenke aus, warfen ihn lebendig in eine Grube, stülpten über dieselbe ein großes Gefäß und ließen ihn liegen. Er starb erst am vierten Tage. Auf Fernando Po wird der Mörder mit Schlingpflanzen an den Körper des Ermordeten gebunden und in den Wald geworfen. So muß er eines entsetzlichen Todes sterben. Bei Völkern, die weit im Inneren wohnen und in gar keiner Verbindung mit jenen an der Küste stehen, kommen ähnliche Abscheulichkeiten vor; sie scheinen einmal in der Rasse zu liegen. Livingstone hat dafür manche Thatsachen beigebracht."

Im Jahre 1859 erlebten Oates und Dr. Saunders folgenden Auftritt in Neu-Kalabar. Der Fetischkönig war im Jujuhause (Fetischtempel) von einem Wahnsinnigen überfallen und verwundet worden. Er hatte mehrere Stiche am Unterleib und am Handgelenk, und der Thäter war entflohen. Dr. Saunders verband die Wunden, so gut es gehen wollte, aber am anderen Morgen starb der Fetischkönig. Nach den üblichen Leichenfeierlichkeiten begrub man ihn im Tempel selbst, und dann zogen bewaffnete Männer aus, um den Mörder aufzusuchen. Er wurde unter einem Baume gefunden und todtgeschossen, aber dann brachte man ihm noch genau dieselben Wunden bei, welche man am Leibe des Königs gesehen. Nachher wurde er in zwei Stücke gehauen und den Haifischen zum Fraß in den Strom geworfen. Das möchte noch angehen, aber in den nächsten Tagen wurden fünfzig Verwandte des wahnsinnigen Mörders abgeschlachtet, und zwar so, daß man ihnen Stiche in den Bauch und Schnitte am Handgelenke beibrachte.

Der Fetischkönig ist gleichsam ein geistliches Oberhaupt und hat neben dem weltlichen Könige bei allen Feierlichkeiten nicht nur gleiches Ansehen, sondern sogar den Vorrang. Das Volk von Neu-Kalabar verehrt einen höheren Geist, der irgendwo im Innern, etwa neunzig Tagereisen von der Küste entfernt, etwa irgendwo in Oru seinen Sitz haben soll. Wenn sie in ihrem gebrochenen Englisch reden, nennen sie jene Gegend Long-Juju-Land, und dorthin schicken sie schwere Verbrecher, welche sich einem Gottesurtheil unterwerfen müssen. Dieser Fetisch, der Alles weiß, ist ein Weib; er kennt die Namen sämmtlicher Schiffer, welche auf dem Strome Handel treiben, und nicht minder jene der Kaufleute und Superkargos. Der Geist befindet sich in einem Busche; dorthin muß der Verbrecher gehen und wird mit lauter Stimme angeklagt. Er leugnet allemal; aber wenn er schuldig ist, werden seine Füße an den Boden festgebannt, aus der Erde springt Wasser, das immer höher und ihm endlich bis an den Hals reicht. So stirbt er. Das Alles glauben die Neger steif und fest. Einst wurden etwa 100 Männer der Hexerei angeklagt und zur Bestrafung an jenen Geist abgesandt. Von ihnen kamen nur 39 zurück.



Landschaft im Nigerdelta.

Diese erhoben dann aber eine Anklage gegen 20 andere Leute, welche bisher unverdächtig waren, nun aber sofort der Hexerei für schuldig erklärt und hingerichtet wurden! Sie durften sich berauschen, und dann zerhackte man sie mit Säbeln und Messern.“

Hutchinson ist, gleich vielen anderen Völkerkundigen, nicht im Mindesten mit einer Ansicht Alexander v. Humboldt's einverstanden, die so oft nachgesprochen wird. Humboldt nahm an, daß alle großen Menschenrassen gleich edel seien. Aber dazu bemerkt man bei den Negern im Nigerdelta auch nicht die geringste Anlage oder Begabung. Vereinzelte Individuen mögen auch dort geistige Fähigkeiten wie der weiße Mensch gezeigt haben, aber alle hängen fest an ihren Grigris, Fetischen, Jujus und am Kannibalismus, trotzdem sie in ununterbrochenem Verkehr mit den Europäern leben. Sie sind noch genau dieselben Barbaren wie vor hundert Jahren.

In Europa wird man nur mit einiger Ueberwindung daran glauben wollen, daß auch jetzt noch der Kannibalismus an der Westküste von Afrika so arg ist, wie er nur jemals gewesen. Seit fast hundert Jahren herrscht englischer Einfluß in Sierra Leone. Die in der Kolonie erscheinende Zeitschrift „African" vom 5. April 1860 erstattet Bericht über eine Jahresfeier, bei welcher ein schwarzer Missionär, Samuel Priddy, merkwürdige Thatsachen zur Sprache brachte. Während des letzten Krieges zwischen den Eingeborenen in der Nähe von Sherbro war der Kannibalismus im Schwunge; Priddy sah Männer, welche ganze Körbe voll getrockneten Menschenfleisches trugen, um dasselbe bei einem Festmahle zu verzehren. Hier spricht also ein Augenzeuge. In demselben Blatte bemerkt ein Mann, Namens Caulker, daß in der Bompehregion bei Sherbro, so viel er wisse, Kannibalismus nicht vorkomme; es werde wol die Boorhbygegend gemeint sein, dort komme er allerdings vor. Caulker berichtet über die Leute von Bompeh Folgendes: „Wenn Einer krank ist, wird er gefragt, was er Böses verübt habe. Dann bekennt er wol, daß er sich in einen Löwen oder Alligator verwandelt oder auch einem Menschen das Blut ausgesaugt habe. Nachher kommen die Verwandten des Letzeren, schlagen den Kranken todt und verbrennen ihn, oder sie begraben ihn lebendig."

Kannibalismus herrscht im Lande Omun am Croß River. Leute vom Bulastamme, die im Hinterlande der Koriskobai wohnen, kommen an die Mündung des Muniflusses, um von dort Menschen zu holen, weil deren Fleisch für besonders wohlschmeckend gilt; sie machen „chop" aus ihnen.

Konsul Campbell in Lagos schrieb an Hutchinson, daß das im Nigerdelta weit verbreitete Volk der Idschu (die Ejoemen) allgemein für Anthropophagen gelten; sie verzehrten einige Kruneger.

Im Jahre 1859 war zu Duketown am Alt-Kalabar auf öffentlichem Markte Menschenfleisch zum Verkauf ausgestellt, gerade wie Ochsenfleisch auch. In Braß ist der Kannibalismus sehr häufig. In dem ebengenannten Jahre tödtete der Häuptling Imamy zwei Afrika-Männer zu Ehren seines abgeschiedenen Vaters, und sie wurden gegessen. In Braß und in Bonny verzehrt man alle Kriegsgefangenen und glaubt, daß man dadurch tapfer werde. Derselbe Wahn herrscht auch bei den Wilden Australiens. Daß die Mpongues am Gabon Leichen ausgraben und dieselben als leckeres Gericht betrachten, wird von Wilson und von Du Chaillu gemeldet; Hutchinson bestätigt diese Thatsache. Dieser Gewährsmann war Jahre lang in den Negerländern und Zeuge mancher Barbarei gewesen, aber die Richtigkeit dieser Angaben über den Kannibalismus

bezweifelte er immer noch. Allerdings fiel es ihm auf, daß er am Fetischhause zu Bonny die Eingangspfeiler mit Schädeln verziert fand, und daß Arm- und Beinknochen auf dem Hochaltar lagen. Aber das waren Trophäen von besiegten Feinden; übrigens gaben die Bonnyleute zu, daß ihre Vorfahren Menschen verzehrt hätten. Daß dergleichen jetzt noch der Fall sei, glaubte der Konsul nicht eher, als bis er sich durch eigenen Augenschein davon überzeugt hatte. „Ich mußte", schreibt er, „in den ersten Monaten des Jahres 1859 Bonny besuchen. Insgeheim wurde mir mitgetheilt, daß dem Jujuhause gegenüber ein Mann geschlachtet werden solle, an welchem man sich beim Festmahle eine Güte zu thun gedachte. Dieser Mann hatte einen Sklaven, der beim Palmölhandel beschäftigt war, ermordet; die Leiche war in voriger Woche verzehrt worden, und nun sollte der Thäter seinerseits aufgefressen werden. Die Neger hielten die Sache geheim, und kein Weißer durfte davon wissen. Natürlich ließ ich mir gegen Niemand etwas merken und fuhr Abends an das sandige Ufer des Flusses, gegenüber der Stelle, wo die europäischen Fahrzeuge ankern. Der Weg, welcher am Creek hin zur Stadt führt, und den man gewöhnlich einschlägt, wurde von mir sorgfältig vermieden. Ich schlenderte, scheinbar unbefangen und ohne jeden Zweck nach dem Fetischhause zu, in dessen Nähe ich ein kleines Gebäude fand. Es stand leer; ich ging hinein und bemerkte, daß in einer dem Tempel zuführenden Wand sich Spalten befanden, durch welche ich bequem Alles, was sich vor dem Fetischhause begab, sehen konnte.

Nun war mein Plan fertig. Ich ging zum Dampfer zurück, und der Kommandeur, welchen ich ins Vertrauen zog, stellte mir ein mit vier Kruleuten bemanntes Boot zur Verfügung. Am andern Morgen halb vier nahm ich ein Brausebad, trank erst Kaffee, dann gegen die Fieberluft ein Glas Wein mit Chinin und fuhr beim Grauen der Morgendämmerung aus dem großen Strom in den Creek hinein. Die Kruleute ruderten so leise als möglich, hoben mich auf ihren Schultern an das etwa 4 m. hohe Ufer, und ich schlich mich in das verlassene Haus. Zwischen diesem und dem Ufer lag Mangrovegebüsch. Die Kruleute sollten in einiger Entfernung auf mich warten.

Ich machte die Thüre sorgfältig zu. Da saß ich nun in der Morgendämmerung an einem afrikanischen Strome, ganz allein, höchst beklommen, in gedrückter Gemüthsstimmung. Aus dem Wasser qualmten Nebel empor, das Mangrovegebüsch hauchte übelriechende, fiebererzeugende Miasmen aus. Ringsum waren Kannibalen. Zwar lag ein Kriegsdampfer in der Nähe, auf dessen Schutz ich rechnen konnte, aber trotzdem war es mir so wehe ums Herz, mich bestürmte eine so schreckliche Angst, daß ich zu Gott betete, er möge mich niemals dergleichen wieder erleben lassen.

Die Sonne ging auf und ich konnte nun den Fetischtempel betrachten. Alles war noch wie am Abend; ich sah weder Galgen, noch Stricke, oder Beile. Nichts deutete auf den Tod außer den Schädeln an den Thürpfosten. Die Sonne ging auf. Nichts unterbrach die Stille; vielleicht hatte man mir die Unwahrheit gesagt, oder war die „Feierlichkeit" etwa aufgehoben worden?

Nein. Ich höre das Durcheinanderschwätzen von Leuten, die immer näher kommen, und gewahre gleich nachher auch eine Gruppe von Negern, welcher

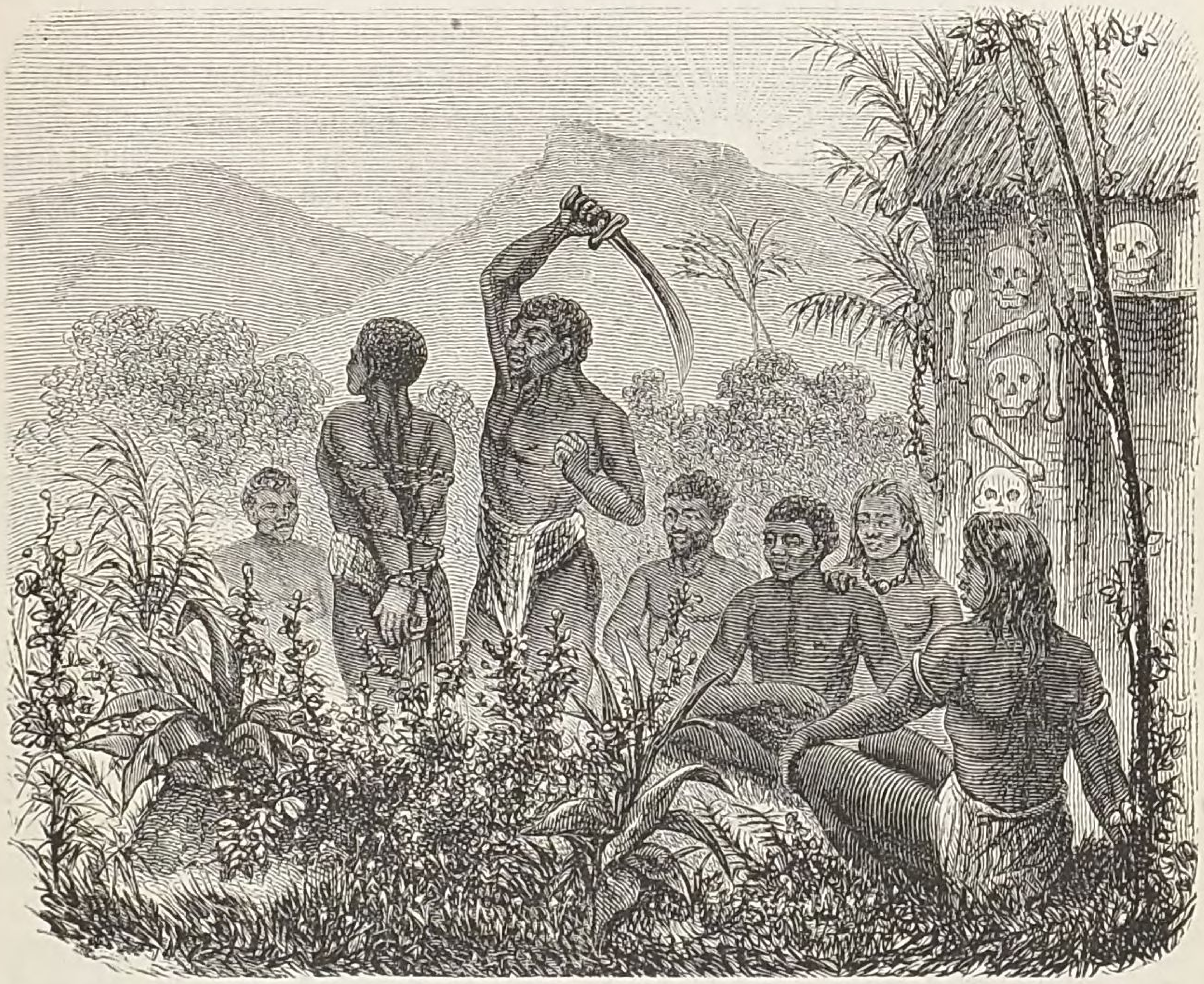
sofort eine bunte, dichtgedrängte Menge von Greisen und Knaben, Weibern und Mädchen folgt. Auch hörte ich eine Kette klirren und ich schauderte zusammen bis auf Mark und Bein. Die Menschenmenge stellt sich vor dem Jujuhause auf und wird plötzlich still. Dann erhebt sich eine Stimme und ruft ein einziges Wort in befehlendem Tone; sofort kauern sich Alle auf das Gras nieder und bilden einen Kreis um zwei aufrecht stehende Männer. Diese sind der Henker und sein Schlachtopfer. Das letztere war mit Ketten am Halse, an den Hand- und Fußgelenken gefesselt. Dieser Unglückliche zeigte nicht etwa Furcht, sondern glich einem leblosen Standbilde und hielt sich ganz straff. Bei der gaffenden Menge bemerkte ich kein Wort, keine Geberde, keinen Blick, der von menschlicher Theilnahme hätte zeugen können. Der Fetischhenker trat zurück und maß die Entferunng, um mit einem recht kräftigen Hiebe gegen den Nacken ausholen zu können. Das schwarze Standbild rührte sich gar nicht, sondern blieb ruhig stehen. Da fiel der Hieb. Es klappte wie etwa der Schlag eines Hackmessers. Der Mann sank zu Boden, aber weiter vernahm man nichts, keinen Ton vom Schlachtopfer, kein Lispeln oder Murmeln von den Versammelten. Doch mir wollten die Sinne vergehen; ich hätte schreien mögen und war einer Ohnmacht nahe. Ich werde an das Alles noch in meiner Sterbestunde denken. Jenes Todesschweigen der Schwarzen war fürchterlich! Erst dann, als der Henker den zweiten Streich geführt, und dem am Boden liegenden Manne den Kopf völlig abhauen wollte, war das Schweigen zu Ende. Barmherziger Gott, was für Töne vernahm ich! Es war ein Gurgeln und Klaffen aus der Kehle des Sterbenden. Der Henker führt mit dem Säbel, an welchem das Blut herabfloß, den dritten Streich; mit diesem trennte er das Haupt vom Rumpfe, warf dasselbe in eine Kalebasse, und eine Frau trug es weg, um es zu kochen. Der Henker sprach wieder ein Wort, ging fort und Alle sprangen auf mit einem Geheul und Geschrei, wie man es von wilden Thieren hört. Sie stürzten auf den geschlachteten Mann zu, schwenkten ihre großen Messer in der Luft umher und schnitten Stücke ab. Ich glaubte mich an das jenseitige Ufer des Styx versetzt; ich sah schwarze Gestalten in Menschengestalt wie gierige Geier. Selbst Knaben und Mädchen trugen Fleischstücke, von welchen das Blut herabträufelte und den Weg bezeichnete. Ein Weib riß einer anderen Frau zankend und schreiend einen Bissen weg, Fleisch von einem Manne, der vor wenigen Minuten noch unter den Lebenden war!

Nachdem alles Fleisch vertheilt war, trug man die Eingeweide fort. Diese waren für die Iguana, eine große Eidechse, bestimmt. Sie ist ein Schutzgeist des Volkes von Bonny. Das Blut blieb liegen, Niemand kümmerte sich darum; die Hunde leckten es auf. Nach einer Weile kamen einige Männer und schütteten Sand auf die Opferstätte. Als sie bei der Arbeit waren, begann auch das Hämmern und Pochen in den Böttcherhäusern, wo man Palmölfässer bereitete. Bevor ich meinen Schlupfwinkel verließ, fragte ich mich, ob ich denn meinem eigenen Auge trauen könnte? Das Alles geschah im Jahre 1859 nach Christi Geburt bei Leuten, unter welchen der europäische Handel seit länger als einem halben Jahrhundert seinen „civilisirenden“ Einfluß übt!

Zwei Tage später ging ich wieder am Jujuhause vorüber. Neben dem-

selben sah ich ein kleines aus Zweigen verfertigtes Gerüst, auf welchem die Knochen von Armen, Beinen, Schenkeln und Rippen lagen.

Derartige Abschlachtungen und die Harpyenmahlzeiten werden insgemein nur von einzelnen Familien vorgenommen und interessiren dann das große Publikum nur wenig. Auch diesmal waren verhältnißmäßig wenige von den 8000 Einwohnern Bonny's zugegen. Gerade in unsern Tagen kommen dergleichen Abscheulichkeiten häufiger vor, als früher, denn die Leute von Bonny haben „einen Juju genommen", d. h. sich eidlich verpflichtet, den ganzen Stamm der Obetta auszurotten. Nun liegen sie immer in einem Hinterhalt, um Gefangene zu machen, welche dann abgeschlachtet und aufgefressen werden.



Hinrichtung durch einen Fetischmann. Nach einer Skizze von Hutchinson.

Acht Monate nach jenem Auftritte sah ich zufällig eines Morgens denselben Henker, welcher vor meinen Augen den Unglücklichen abgeschlachtet hatte. Es ging damals das Gerücht, daß vor Kurzem wieder ein Fest stattgefunden habe. Ich setzte den Mann zur Rede, wie er es wagen könne, einem Weißen vor die Augen zu kommen, der doch wisse, daß er den Kopf eines Nebenmenschen aufgefressen habe. Aber das brachte den Schwarzen durchaus nicht aus der Fassung, denn er entgegnete ganz kaltblütig, er habe den Kopf nicht verzehrt, denn dieser sei beim Kochen verdorben und nicht genug gepfeffert gewesen!"

Einer der Herrscher im Nigerdelta ist oder war bis vor Kurzem König Peppel von Bonny; er galt als „civilisirt", hatte London besucht und figurirte

als Beitraggeber für das Voltairedenkmal. Ueber eine Unterredung mit diesem „civilisirten" Fürsten berichtet der Engländer J. Smith.

Derselbe erzählt: „Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihm über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich zum Häuptling: „Was habt Ihr gethan, König Peppel? — Dasselbe wie Ihr; ich danke Gott. — Für was? — Für alles Gute, das Gott mir sendet. — Habt Ihr Gott schon gesehen? Schi! Nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben. — Werdet Ihr Gott sehen, wenn Ihr sterbt, König Peppel? — Das weiß ich nicht. (Dabei ward er sehr aufgeregt.) Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören. — Weshalb denn nicht? — Das geht Euch nichts an, und Ihr habt auch nicht darnach zu fragen, denn Ihr seid hieher gekommen, um mit mir Handel zu treiben."

Smith schreibt weiter: „Ich wußte nun, daß ferner mit ihm nichts anzufangen sei, und ließ den Gegenstand fallen. Indem ich vom Sterben und Tod sprach, hatte ich eine zarte, sehr empfindliche Saite berührt. König Peppel sah nun wild und grämlich aus, der Ausdruck in seinem Gesicht wechselte rasch, und er war innerlich sehr aufgeregt. Endlich geberdete er sich heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimme, und er fuhr dann mit den Worten heraus: Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf der Stelle todtschlagen. — Nach so diabolischen Worten trat ich voll Entsetzen einen Schritt zurück. Ihr möchtet Gott todtschlagen, König Peppel? Ihr schwatzt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht todtschlagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja Alles gleich aufhören, denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er aber kann Euch tödten. — Ich weiß, daß ich ihn nicht todtschlagen kann, aber wenn ich ihn todtschlagen könnte, so würde ich ihn todtschlagen. — Wo lebt Gott? — Dort oben. (Er zeigte nach dem Himmel.) — Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn todtschlagen? — Weil er die Menschen sterben läßt. — Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet Ihr das? — Ja, ich möchte immer leben. — Aber nach und nach werdet Ihr alt und schwach, wie jener Mann dort. (In der Nähe stand ein blinder, abgemagerter Mensch.) Ihr werdet lahm und taub werden wie dieser, und blind obendrein, und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher und machtet Eurem Sohn Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat? — Nein, das will ich nicht, ich will bleiben wie ich bin! — Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und —

König Peppel fiel mir ins Wort: Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Nigger (Sklaven) und Kähne; ich bin König und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts; aber am Leben bleiben will ich. —

Ich konnte zu keiner Antwort kommen, denn er wollte nichts mehr hören, und wir sprachen dann von Handelsgeschäften."

Gleichsam den Schlußpunkt **Oberguinea's** und den Uebergang zu Niederguinea bildend, erhebt sich im innersten Winkel der großen afrikanischen Bucht, dicht der Insel Fernando Po gegenüber, das 4620 m. hohe vulkanische

Camerungebirge, welches 1861 der englische Konsul von Fernando Po, der verdiente Richard Burton, zuerst erstieg. Am Fuße dieses mächtigen Gebirgsstockes, in der Amboises-Bai, gründete im Jahre 1858 der Missionar Saker von der Baptist Missionary Society, die am 27. Mai 1858 von Fernando Po ausgewiesen worden, die neue Missionsstation und Niederlassung Viktoria, die sich eines verhältnißig gesunden Klima's erfreut. Diese Niederlassung scheint mit ihrem guten Hafen manche Vortheile für eine Kohlenstation zu bieten. Auch ließ sich in dem Camerungebirge ein geeigneter Platz für ein Sanatarium erwarten; es gaben daher praktische Interessen die nächste Veranlassung zu Burton's Besuch in Viktoria und dem benachbarten Gebirge.

Anfang Dezember 1862 kam der Botaniker Gustav Mann, der im vorhergehenden Jahre den Clarence Peak auf Fernando Po nochmals erstiegen hatte, nach Viktoria und begab sich am 13. nach dem höchsten am Gebirge gelegenen Orte, um dort den englischen Konsul zu erwarten, der am 19. mit dem spanischen Richter in Fernando Po und dem Missionar Saker in Viktoria eintraf. Sie gelangten ohne große Schwierigkeiten bis zur Höhe von 2700 m. und schlugen dort an der einzigen Quelle, die sie fanden, ihr Lager auf. Die Luft war trocken; der Himmel klar, die Temperatur Nachts nur 45° Fahrenh.

Ueber die Eigenthümlichkeiten der Bewohner dieser Gegend theilen wir aus einem Briefe von Ant. Reichenow vom 20. Jan. 1873 Folgendes mit: Als beachtenswerth ist das Fehlen religiöser Anschauungen bei den Camerun-Negern hervorzuheben. Nur die ganz Freien, an deren Vollblut kein Makel, halten zu Ehren zweier Gottheiten (Elung und Mungi) zuweilen des Nachts Umzüge, wobei ein Götze herumgetragen wird. Den Frauen, Sklaven, sowie den nicht vollständig Freien ist es bei Todesstrafe verboten, den Umzug, insbesondere den Götzen anzusehen. Auch den Europäern verbergen sie es, aus Furcht, wie sie sagen, daß diese die Sache den Frauen und Sklaven lächerlich machen und ihnen die Achtung vor derselben nehmen würden. Das gemeine Volk denkt mit wahrhaft wissenschaftlicher Nüchternheit über die Lebenserscheinungen. Es kümmert sich weder um Gott noch um Teufel und glaubt nicht an ein Leben nach dem Tode.

Die Neger wohnen in Dörfern, die je ihren Häuptling haben, nach dem sie benannt sind; die beiden größten Ortschaften heißen Acquatown und Belltown. Die Wohnstätten liegen an den Ufern des Camerunflusses. Durch die große Zahl der Sklaven, welche aus dem Innern hierher gebracht werden (einige müssen sehr weit aus dem Innern kommen, da sie erzählen, daß weiße Männer auf Pferden ihr Land bekriegt hätten), ist die Camerunrasse sehr stark gemischt. Selbst die Königsgeschlechter sind davon nicht unberührt geblieben. Vollständig rein soll nur die Bell-Familie sein, während der mächtige König der Acqua gemischten Blutes ist. Letzteres dient dazu, die Macht der Acqua zu erhöhen, da die Sklaven aus diesem Grunde auf seiner Seite stehen.

Die Ortschaften der Camerunneger unterscheiden sich vortheilhaft von denen einzelner Stämme an der Goldküste; die Häuser haben ein zierliches Ansehen, Wände wie Dach sind über einem festen Gerüst von Blattstielen der Weinpalme (Bambu genannt) aus Matten hergestellt, den Unterbau bildet ein etwa 1 m.

hoher Lehmsockel. Fenster fehlen in der Regel; nur die Thüröffnung erhellt den Raum, den der Neger allein zum Schlafen benutzt, da er den Tag auf der Straße, im Schatten eines Mangobaumes liegend, verißt und verträumt. In und vor dem Hause herrscht die größte Reinlichkeit. Meistens findet man 4—5 Hütten in einer Reihe vereinigt, die das Besitzthum eines Familienhauptes ausmachen. Solche Reihen stehen weitläufig in einer großen Pisangplantage und machen in dieser Vereinigung ein Dorf oder eine Stadt aus. Kokos- und Oelpalmen erheben sich zahlreich über die Pisang und breiten ihre Fiederblätter über die Hütten, während schattige Mangobäume auf den breiten Plätzen vor den Häusern den faulenzenden Negern angenehme Ruhestätten auch unter den stechenden Strahlen der Mittagssonne bieten. — Von Hausthieren werden am häufigsten Ziegen gezüchtigt, welche den unserigen bis auf die kurzen Beine sehr ähnlich sind; seltener sieht man Rinder, Schweine und Schafe. Die spitzköpfigen, glatthaarigen Hunde werden ebenfalls zum Verspeisen gezüchtet; ihr Fleisch ist sehr beliebt. Von Geflügel kommen vor Hühner und Enten; Puter, welche an der Gold- und Sklavenküste viel gehalten werden, fehlen.

Ueber die Kunstfertigkeit der Camerunneger läßt sich wenig sagen; diese Bursche sind grenzenlos träge Kreaturen und zu faul zu irgend welcher Arbeit. Die Frauen fertigen Kochtöpfe an, die sie ganz geschickt aus freier Hand formen. Das Material dazu ist der Schlamm des Camerunflusses. Nachdem die Töpfe an der Sonne genügend getrocknet, werden sie gebrannt. Von den Männern werden außer den Kanoes einiges Holzgeräth, Schüsseln, Löffeln u. dgl. geschnitzt. Als Fischnetze benutzen sie Gitter, die aus geschlitzten Palmblattstielen gemacht sind.

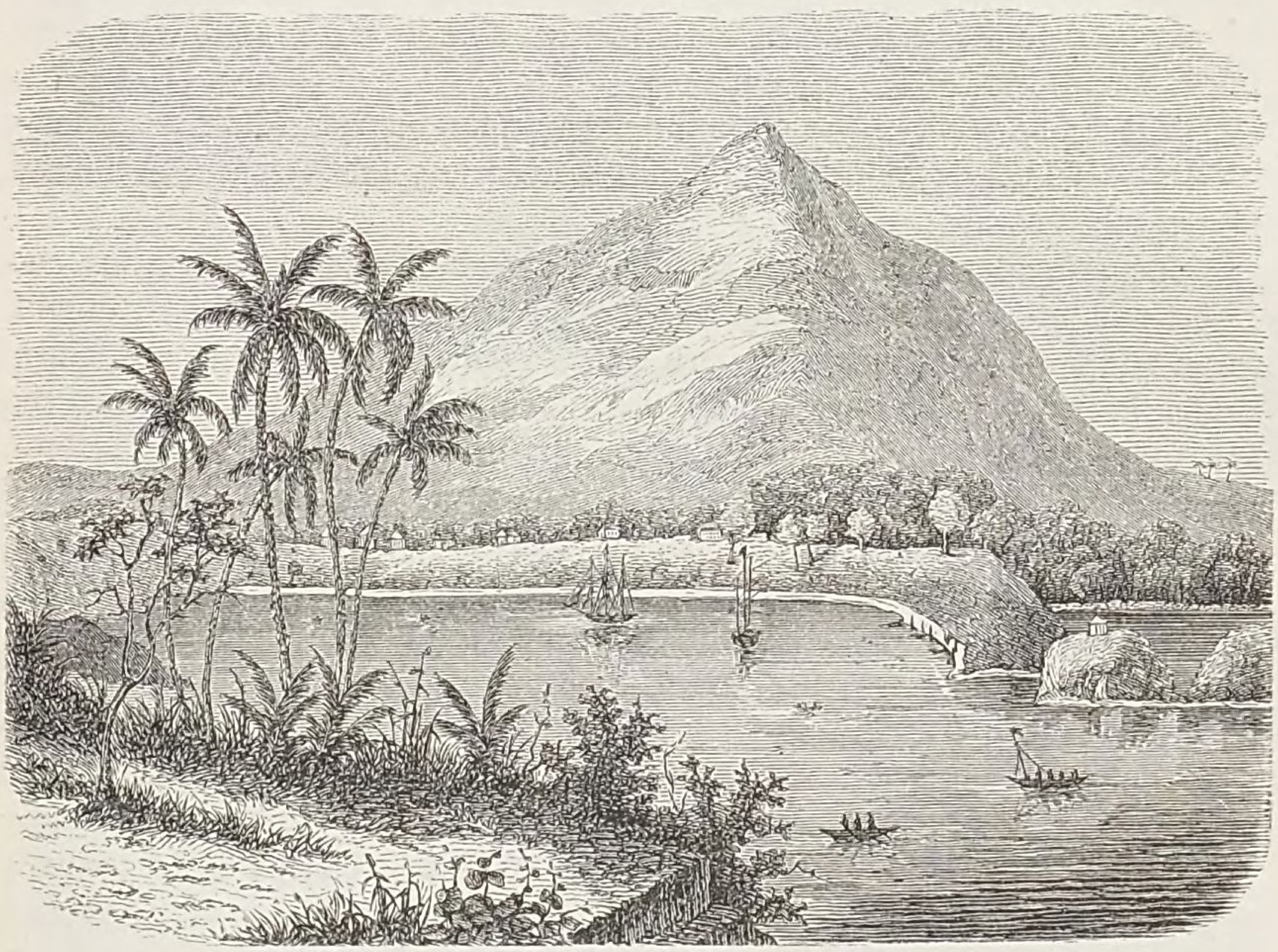
Die Kleidung ist sehr einfach; selbst die vornehmsten und reichsten Oelhändler tragen nur ein schmales Stück Zeug um die Hüften. Ausnahmsweise, bei feierlichen Gelegenheiten, sieht man die Kerle freilich auch angeputzt mit englischen rothen Uniformen, in Leibröcken, wobei Hosen fehlen, und goldbetreßten Bedientenröcken, auch mit verschiedenen Kopfbedeckungen ohne weitere Kleidungsstücke, sogar auch als größte Auszeichnung eine preußische Pickelhaube, aber den Adler nach hinten. Die Weiber gehen gekleidet wie die Männer, kleine Kinder vollständig nackt.

Die Nahrung ist vorzugsweise eine vegetabilische; nur Fische, an denen der Camerunfluß sehr reich ist, dienen zuweilen dazu, Gelüste nach Fleischspeisen zu befriedigen. Fische, mit Palmöl zubereitet, würden auch europäischen Feinschmeckern behagen.

In der Richtung von Nordost nach Südwest liegen am Guineabusen fünf Inseln vulkanischer Natur: Fernan do Pó, Fernando Po (spanisch), die größte, Ilha do Principe oder Prinzeninsel, und São Thomé (beide portugiesisch) und endlich Annobom (spanisch), die kleinste. Sie wurden von Winwood Reade besucht, und seine lebendigen Schilderungen wollen wir hier wiedergeben.

„Der Pik von Fernando Po ist 3500 m. hoch, und ein vollkommenerer Kegel als der von Teneriffa. Bis zur Spitze ist er mit schönem Holze bestanden, und er macht die Clarence-Bai zum schönsten Punkte auf der afrikanischen Westküste. Die Insel ist eines der spanischen Staatsgefängnisse; ein

großes Wachtschiff ist zu gleicher Zeit Aufenthalt des Gouverneurs, welcher sich fürchtet, auf dem Lande zu leben, und der Gefangenen, welche gern dort leben möchten. Fernando Po wird von einem sehr eigenthümlichen Volksstamme bewohnt, dem Aniya. Die Engländer nennen sie Bubis, da sie Jedermann mit Bubi, d. h. Freund, anreden. Es ist dies ein sehr sanftes Volk, doch haben sie eine ganz besondere Abneigung gegen jede Civilisation. Die Stadt Clarence (Cove) besteht ganz aus Kolonisten von Sierra Leone, aus Krunegern u. s. w. Die Eingeborenen wohnen in kleinen Hütten im Walde.



Fernando Po.

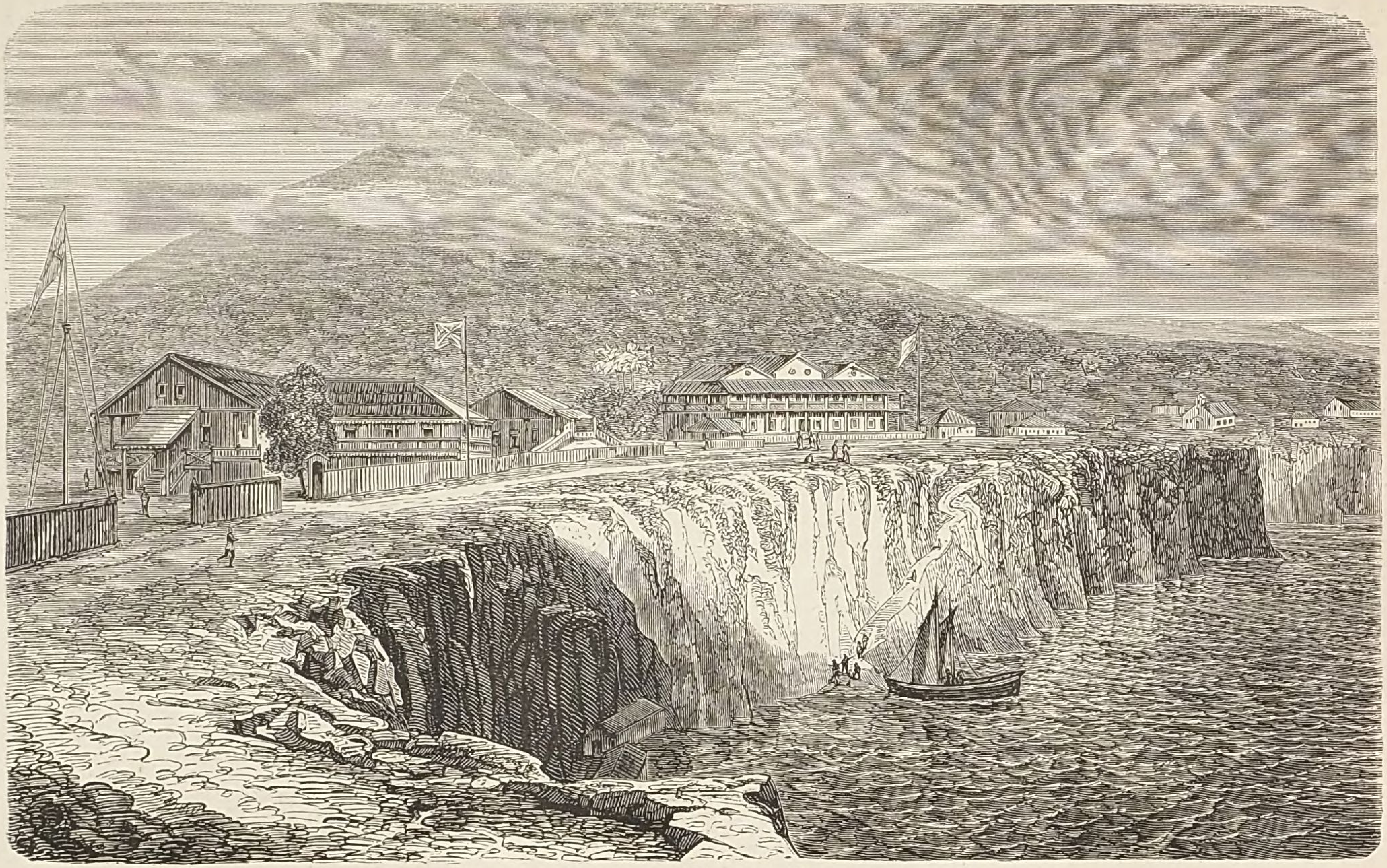
Ich besuchte eine etwa drei Meilen landeinwärts gelegene Stadt, Namens Bannebar.

Den spanischen Jesuiten, welche eine Missionsanstalt daselbst gegründet hatten, war es anscheinend geglückt, die Eingeborenen wenigstens zu einer Art von Kleidung zu bewegen, denn in den entfernteren Theilen der Insel überlassen sie auch nicht das Geringste an sich der Einbildungskraft des Beschauers. Ich sah nicht eine einzige Frau, welche nicht an einer bösartigen Hautkrankheit gelitten hätte. Man sagte mir, daß hier ein fast unheilbares Blutgeschwür häufig sei, und daß dasselbe schon durch den Biß eines Muskito oder durch die Abschürfung eines kleinen Stückchen Haut hervorgebracht werden könne. Einem Herrn, den ein Muskito gebissen hatte, mußte das Bein abgenommen werden. Und doch giebt es Aerzte, welche Fernando Po als einen gesunden Ort bezeichnen. Er kann dies indessen nur werden, wenn das Holz auf dem Berge geschlagen und derselbe besiedelt worden ist.

Die Eingeborenen tragen eine Kopfbedeckung, welche wie ein Weidenkorb aussieht, und an das Haar mit Nadeln aus Affenknochen befestigt wird. Das Haar selbst wird mit Ocker geschmückt, den sie in kleine Häufchen ballen, so daß ihre Köpfe aussehen, als wären sie mit kleinen gelben Pillen bedeckt. Um den linken Oberarm ist ein Bindfaden gebunden, in welchem die Männer ein Messer und die Weiber eine Pfeife tragen. Die Frauen sind häßlich und keusch. Ehebrechern wird die linke Hand abgeschnitten und der Stumpf in siedendes Oel gesteckt; für einen zweiten Fall verlieren sie die rechte Hand, das dritte Mal werden sie getödtet. Es ist nicht bekannt, ob auch die Frauen bestraft werden; unter den wilden Völkerschaften aber ist es gewöhnlich der Verführer allein, welcher bestraft wird.

Die Aniya gehören demselben Stamme an, wie die Bergvölker des benachbarten Festlandes. Zur Erklärung ihrer Wanderung und ihrer Nacktheit hörte ich folgende Legende:

Der erste Mann, Raychow genannt, berief alle Menschen nach einem Orte. „Hört mich an, ihr Leute," sagte er, „ich bin König dieses Flusses. Ich will jedem Platze einen bestimmten Namen geben." Eines Tages kam er mit seinen Leuten nach Wonga-Wonga, einem tiefen Schacht in der Erde, aus welchem des Nachts Feuer kommt. Raychow veranlaßte seinen Sohn, in die Grube hinabzusteigen. Dort traf derselbe den Sohn des Königs von der Grube, der ihn zum Speerwerfen herausforderte. Wenn er verlor, sollte er getödtet werden; wenn er dagegen gewann, möge er wieder frei abziehen. Er gewann. Hierauf sagte der Sohn des Grubenkönigs: „Du warst so glücklich, mich zu besiegen; ich bin ein Geist. Wünsche Dir, was Du willst." Des Königs Sohn verlangte ein Heilmittel für jede Krankheit, die er nennen werde. Der Geist gab ihm Arzneien für jede derselben und sprach, als er vollendet: „Eine Krankheit hast Du vergessen. Es ist das Krakra; daran wirst Du sterben." Ein damals mächtiger Stamm, Namens Ndiva, von dem aber jetzt blos noch vier Angehörige vorhanden sind, gab ihm ein Kanoe und 40 Leute, um ihn zu seinem Vater zurückzubringen. Als er denselben sah, sprach er kein Wort. Sein Vater sagte: „Mein Sohn, wenn Du hungrig bist, so iß." Er antwortete nicht. Sein Vater sagte: „Willst Du, daß ich eine Ziege für Dich schlachte?" Abermals keine Antwort. Endlich sagte er: „Soll ich Dir ein Fetischhaus bauen?" Hierauf endlich erfolgte eine bejahende Antwort. Als das Haus gebaut war, bewahrte er seine Arzneien darin auf. Dann sagte er: „Ich werde den Mundah in den Oroogo (Gabon) leiten." Und so fing er denn an, einen Kanal zu graben, und bis derselbe vollendet war, waren alle seine Leute am Krakra gestorben. Hierauf erklärte er alle Flußpferde im Benito tödten zu wollen. Als er das vierte tödtete, kamen die Leute vom Berge herab gegen ihn angezogen. Er befestigte seinen Fetisch auf einem großen Kriegsspeer und sang: „Mein Speer wird die Männer tödten, oder sie werden mich umbringen." Der Speer vernichtete die Armee, und der Rest des Stammes floh in Schrecken nach Fernando Po. Hierauf sagte ihr König: „Keiner meiner Leute soll irgend welche Bekleidung tragen, bis wir die Mpongue besiegt haben." Und bis auf den heutigen Tag gehen die Bubis splinternackt und haben einen wilden Haß gegen die Eingeborenen am Gabon."



Clarence auf Fernando Po.

Oberländer, Westafrika.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Landschaft auf der Prinzeninsel im Golf von Guinea.

Bei einer zweiten Gelegenheit besuchte Winwood Reade São Thomé und die Prinzeninsel (Ilha do Principe), die er als „vulkanische Blumengärten“ bezeichnet. Er sagt:

„Ich war in der Stadt San Antonio, auf dem letztgenannten Eilande, das seit dem Vertrage von 1778 im unbestrittenen Besitze der Portugiesen ist.

Die Bai ist die Bühne des schönsten Amphitheaters, das man sich denken kann. Logen über Logen herrlicher Waldbäume bilden die Seiten, und ein vulkanischer Pik, ebenfalls mit Bäumen bedeckt, kann als eine Art Galerie betrachtet werden. Das beständige Rauschen der Blätter im Winde, und das dumpfe Gestöhn des auf das Ufer fallenden Wassers erinnert mich an das Gesumm einer großen erwartenden Menschenmenge.

Mein Wirth war ein Mulatte. Man konnte das nicht nur an seiner Hautfarbe und an seinen Haaren, sondern auch aus seiner Neugierde nach Allem, was mich und die Meinigen betraf, an der öfteren Wiederholung derselben Bemerkungen und an seiner pomphaften Gastfreundschaft erkennen. Er hielt einen kleinen Kramladen und besaß zwei Plantagen mit ungefähr 70 Sklaven. Dies setzt ihn in den Stand, von den Produkten seiner eigenen Farm zu leben. Er trank seinen eigenen Kaffee und verkaufte davon und von Coca genug, um sich Kleidung und andere nothdürftige Bedürfnisse dafür anzuschaffen. Statt des Brotes aß er gebackene Yams; auch vertilgte er eine Masse Farinha oder Maniokmehl, das genau wie Sägespäne schmeckte. Seine Farm lieferte ihm nicht besonders viel Hühner, Schafe und Schweine, aber die Nahrung dieser armen Leute ist auch hauptsächlich eine vegetabilische. Ich traf nur sechs Weiße auf der Insel, von denen drei Regierungsbeamte waren. Die Häuser in der Stadt sind gut gebaut, aber über alle Begriffe schlecht möblirt; nackte Räume, in welchen hier und da ein einsamer Stuhl oder ein Sopha gestellt ist, die nicht aussehen, als ob sie schon als Sitz gedient hätten, oder daß man sich überhaupt darauf setzen könne. An den rohen Wänden hängen ernst aussehende Porträts, wie man sie bei uns ab und zu in den Stuben der unteren Klassen findet, und von denen man zwar sagt, daß sie den Originalen ungemein ähnlich sehen, die aber in der That menschlichen Wesen überhaupt sehr wenig gleichen.

Die Stadt hat großen Ueberfluß an Kirchen. Die vielen schwarzen Priester in Bombasingewändern und Spitzenkragen gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Sie haben eine Schule, in der die kleinen Negerjungen Lesen und Schreiben lernen; den für die Kirche Bestimmten lehren sie auch eine Art Kirchenlatein. Von dieser Insel, mehr aber noch von São Thomé, werden viele Novizen als Missionäre an verschiedene Theile der Küsten gesandt, welche ihr Scherflein zur großen Civilisationsarbeit beitragen. Wahr ist es, daß nach Allem, was ich gehört habe, diese Priester nicht gerade Muster von Tugend sind; dies kommt aber von den liebenswürdig laxen öffentlichen Sitten. Plato ist vielfach getadelt worden, weil er in seiner Republik die Weiber zum Gemeingut gemacht hatte. Auf dieser kleinen Insel hatte ich Gelegenheit, dies System zu studiren, das dort besteht und blüht. Ich habe nie so viele glückliche Leute und so viele schöne Mädchen in Afrika gesehen, als auf der Prinzeninsel. Ein großer Theil derselben sind Sklaven, aber sie brauchen nur wenig zu arbeiten, denn der fruchtbare Boden verlangt nur wenig Hülfe, und die Haussklaven sind zahlreicher, fauler und tyrannischer in dem Hause eines afrikanischen Kaufmanns, als die geputzte, eingebildete Dienerschaft unserer Vornehmen. Den ganzen Tag sieht man diese Geschöpfe in langen, wehenden baumwollenen Röcken mit geschmackvoll um den Kopf gewundenen Tüchern durch die Straßen

trippeln; wenn sie Jemand sehen, so werfen sie ihm einen lächelnden Blick zu, der einen Heiligen bethören könnte, (man denke sich den Eindruck eines solchen Blickes auf einen Sünder!) und sie schwatzen zu dir mit solchem bestrickenden Gelächter, daß dein in Afrika schon etwas abgestorbenes Herz sich erwärmt und zum Leben zurückkehrt. Dann blicken dich andere schwarze Augen leuchtend an, und weiche Hände spielen Versteckens in deinem europäischen Haare, und da sitzest du unter irgend einer stolzen Palme, die, wie Linné sagt, der König des Pflanzenreiches ist, und trinkst Kokosnußmilch und nimmst Stunden in einer portugiesischen Mundart und erfreust dich an deiner Mittagssiesta, wobei du dich fast versucht fühlst, dem Leben und edlen Streben der Welt Valet zu sagen, um hier zu träumen, träumen, träumen!

Ich speiste mit einem Steuereinnehmer zu Mittag, der mir sagte, daß die Regierung etwa 1000 $ Einnahmen von der Insel habe. Die Abgaben seien nicht gering; seit Kurzem werde eine Sklavensteuer erhoben. Gegen Abend ward die Stadt geschmackvoll illuminirt mit ausgehöhlten Orangen, in denen ein baumwollener Docht in Palmöl schwamm. Es war irgend ein Festtag. Dann traf ich eine Prozession junger Mädchen, welche im Gehen musikalische Instrumente spielten und sangen. Auf Befragen hörte ich, daß die Mädchen jeden Abend in ein anderes Haus zum Tanze gingen; Wirth und Wirthin hätten für Erfrischungen zu sorgen. Ich bewunderte diese löbliche Sitte und fragte mich, ob dies wirklich ein Land der Sklaverei sei. Man theilte mir mit, daß die Festlichkeit und das Tanzen heute Nacht mit besonderem Eifer betrieben und bis Tagesanbruch andauern werde. Vor sieben Tagen sei in dem Hause, in das sie heute gehen werden, ein Kind geboren worden. Der Glaube ist allgemein verbreitet, daß sich am siebenten Tage die Hebamme in eine Eule verwandeln könne und komme, um das Blut des Kindes auszusaugen. Da aber die Hexe gute Gesellschaft nicht vertragen könne, so kommen die Mädchen massenweise ins Haus, um zu wachen, zu singen, zu essen, zu trinken und zu tanzen bis Tagesanbruch. Dies ist allerdings ein wirksames Mittel, um den Plan der Hexe und den Schlaf der Nachbarn zu stören.

Am dritten Tage meiner Anwesenheit eröffnete mir mein Wirth, der Mulatte, der ein wenig schlechtes Französisch sprach, daß der „Mondego" am nächsten Morgen segeln werde. Er wolle mir einen Paß besorgen, da das Erlangen desselben mit sehr viel Schwierigkeiten verbunden sei. Er wußte dies so geschickt anzufangen, daß ich für den Paß sicher mehr bezahlt habe, als irgend ein Sohn Adams vor mir. Außer dieser kleinen Spitzbüberei hatte ich noch einige Kleinigkeiten in seinem Laden mindestens hundert Prozent zu theuer gekauft, so daß ich bei dem Biedermanne theurer gewohnt hatte als in dem feinsten europäischen Hotel. Der Kapitän des „Mondego", dem ich es erzählte, war darüber wüthend und versicherte, den Betrug dem Gouverneur mittheilen zu wollen; er sprach auch die Ansicht aus, daß die Mulatten die Laster beider Rassen geerbt hätten. Ich habe das später noch öfters gehört, und diese Behauptung ist nicht ganz grundlos. Der Kapitän und sein erster Offizier waren sehr angenehme, wohlunterrichtete Leute.

Nach einer, des widrigen Windes wegen, längeren Fahrt von vier Tagen erreichten wir die Insel São Thomé (St. Thomas) mit ihrem himmelanstrebenden Pik. Ein sehr nettes Städtchen, Santa Anna de Chaves, lag in der Bai, und das Glockengeläute von sieben Kirchen ließ mich glauben, daß ich wiederum der Civilisation näher komme.

Wir landeten, und unser Kapitän begrüßte eine Anzahl Kaufleute, welche an der Thür des Zollhauses standen und das Ausladen des Kargos beobachteten. Ich ward hierauf dem Senhor Pereira, dem Eigenthümer des Schiffes, und dem Monte Christo der Insel vorgestellt.

Pereira hatte seine Laufbahn als Kapitän oder Steuermann eines von einem englischen Kreuzer genommenen Sklavenschiffs begonnen. Er ward, wie dies gewöhnlich der Fall ist, am ersten Orte, den sie berührten, ans Land gesetzt, und das war zufällig die Prinzeninsel. Pereira hatte zwei Thaler in der Tasche und besaß nur diese eine Tasche auf der Welt. Der gute Mann kam nach São Thomé und spekulirte so vortheilhaft in „schwarzem Elfenbein“, wandte sich so eifrig den Geschäften zu und berührte weder Wein noch gab er sich irgend welchem Vergnügen hin, sodaß er bald sehr reich und der Besitzer zweier schöner Schiffe ward. Man sagte, daß er jederzeit über eine Million Dollars verfügen könne, wenn er wolle. Sein Haus war mit jener prunkhaften Geschmacklosigkeit ausgestattet, die mich lebhaft an die Zimmer in kleinen europäischen Landhäusern erinnerte, die nur gebraucht werden, um Besucher zu empfangen. Er führte aber einen guten Tisch und bewirthete täglich mindestens ein Dutzend Gäste.

Eine Tasse selbstgebauten Kaffees schloß das Mahl. Der auf diesen Inseln gebaute Kaffee ist berühmt und wird von den Granden der Halbinsel aufgekauft. Man läßt ihn vier Jahre alt werden, denn Kaffee und Portwein werden mit der Zeit besser. Dann wird er mit großer Sorgfalt zubereitet; man trinkt ihn ohne Zucker und Milch und findet, daß etwas noch nie Dagewesenes vorgeht; ein exquisites Aroma steigt lieblich in die Nase, man küßt den dunkeln Trank mit den Lippen, und während er den Gaumen netzt, fühlt man ein wunderbar angenehmes Gefühl den Körper durchzittern.

Ich bemerkte, daß nur eine Flasche gewöhnlichen Weines (Viño tinto) auf dem Tische stand. Außer mir hatte sie kaum Jemand berührt. Ich hatte sie bis auf ein Glas ausgetrunken, das ich des Anstandes wegen darin ließ. Nun hatte ich doch gehört, daß die Portugiesen an der Küste gute Trinker seien, und wunderte mich über diese Enthaltsamkeit. Mir ward indessen als Grund hiefür und für die gegenwärtig geringe Anzahl der anwesenden Weißen mitgetheilt, daß die Dysenterie einen Monat lang gewüthet und von der weißen Bevölkerung durchschnittlich fünf an jedem Tage hinweggerafft habe.

„Streng diätetisch zu leben“, sagt Rochefoucauld, „ist eine der unangenehmsten Krankheiten“. Deshalb lebte ich wie gewöhnlich, nur aß ich mehr Früchte als sonst, da ich beobachtet hatte, daß der Dysenterie fast stets Verstopfung vorherzugehen pflegt; in der That ist sie gewöhnlich eine Folge derselben. Die Dysenterie von São Thomé ist von einer besonderen Art, welche die Franzosen gras fondu nennen.

Die Insel São Thomé hatte stets einen schlechten Namen, und als die Holländer und Portugiesen in diesen Seen Flotte gegen Flotte mit einander kämpften, Kolonien gewannen und Kolonien verloren, pflegte man die Insel den „holländischen Friedhof" zu nennen.

Fruchtbarer als die Prinzeninsel, ist sie auch ungesunder, und diese schreckliche Fruchtbarkeit ist es, welche die lebenzerstörenden Dünste ausströmt, und welche selbst zu inhaltschwer für das Zuckerrohr ist.

Johann II. von Portugal fand im Jahre 1484 das Klima so ungesund, daß er den Juden in seinem Reiche die Wahl gab, sich entweder taufen zu lassen oder São Thomé zu kolonisiren. Eine große Anzahl ward hinübergeschickt und mit von Angola hinübergebrachten Frauen verheirathet. Aus dieser Verbindung entstand eine gemischte Rasse, welche die Portugiesen stetig fortpflanzten. Vom jüdischen Typus konnte ich keine Spur mehr entdecken, und das ist sicherlich ein Werk der Vorsehung, denn aus einer Verbindung zwischen Juden und Neger kann nimmermehr viel Gutes kommen.

Es giebt auch eine fremde Rasse auf der Insel. Im Jahre 1544 warf bei Sete Pedras Negras ein Sklavenschiff Anker, um Wasser einzunehmen. Die Neger, welche Land sahen, ermordeten die Mannschaft und entflohen. Von den Wilden, welche den südlichen Theil der Insel bewohnten, wurden sie gut aufgenommen und Angolares genannt, einen Namen, den sie beibehalten haben. Da sie Weiber brauchten, so halfen sie sich durch einen Raubanfall dazu, wie einst die Sabiner. Sie verbargen sich in der Nähe von Santa Anna de Chaves, und trugen eine Anzahl Frauen mit sich fort in den Wald. Als die Angolares nach vierzig Jahren sehr zahlreich wurden, überfielen sie die Bewohner des nördlichen Theiles der Insel und später die Pflanzungen der Portugiesen. Länger als ein Jahrhundert währten die Räubereien dieser Banditen. Dies war auch der Grund, weshalb so viele Händler nach Brasilien zogen, und die Ursache zum späteren Verfall der damals blühenden Kolonie. Endlich im Jahre 1693 erhielt Kapitän Mathews Pires vom General Antonio Pereira de Berredo den Befehl, die Angolares in ihren Bergfesten anzugreifen, was auch gelang. Zwei Drittel des Feindes wurden getödtet oder gefangen genommen und der Buschkrieg (guerra do matto) war beendet. Der Rest der Angolaren verband sich mit den Bewohnern von Angora de San João, begann ein halbcivilisirtes Leben und fing an, sich mit Kleinhandel zu beschäftigen, mit dem Verkaufe von Kanoes, Früchten, Vögeln und Kalebassen. Die Reinheit der Rasse wird durch ihren Stolz und dadurch bewahrt, daß sie nur unter einander heirathen. Sie wollen durchaus keine Handarbeiten verrichten und bilden eine Kolonie in einer Kolonie. Ihre Sitten und Gebräuche sollen sehr eigenthümlicher Natur sein.

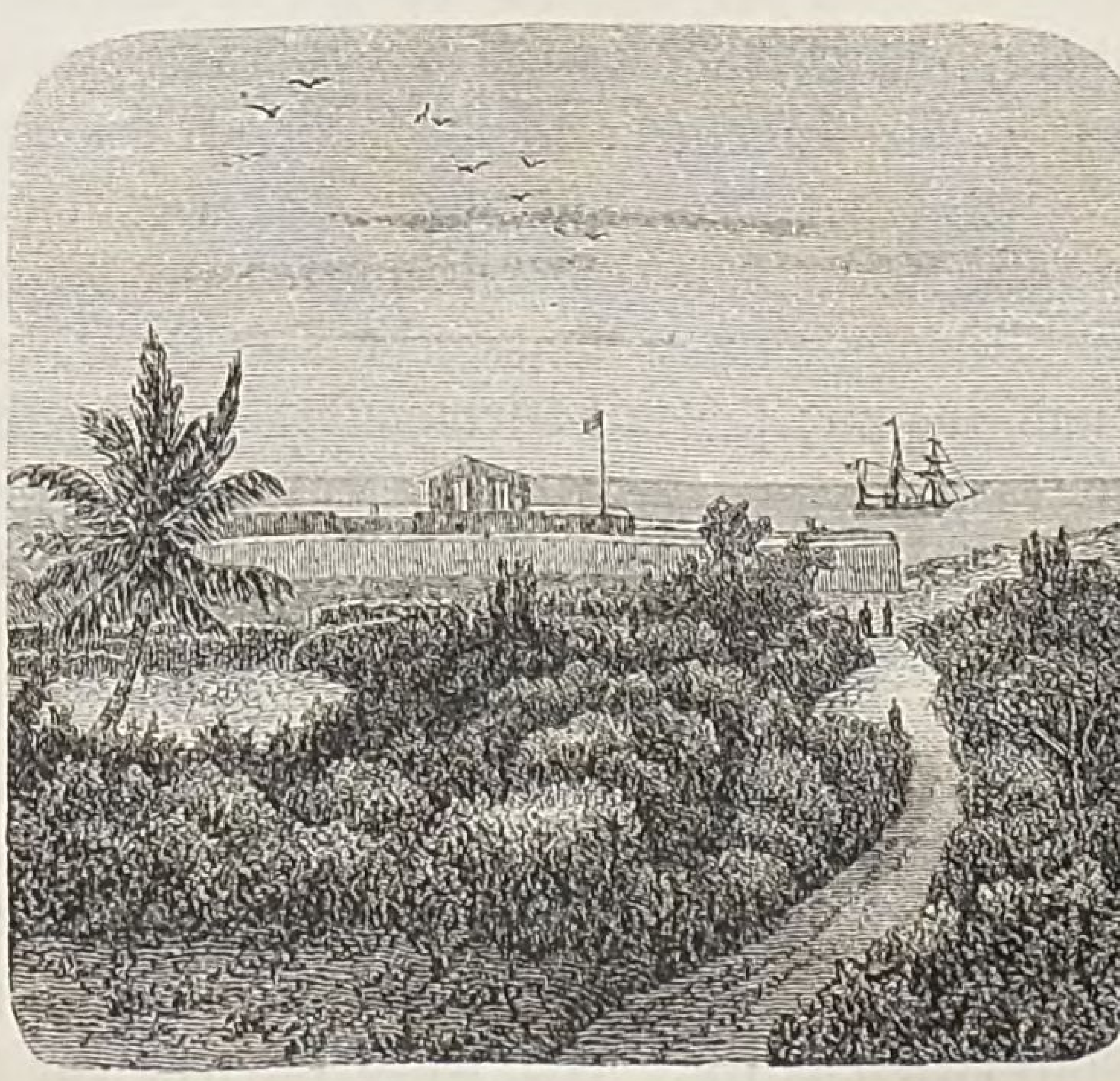
Mein achttägiger Aufenthalt auf dieser Insel war nicht sehr nutzbringend für mich. Ich lebte die ganze Zeit an Bord des „Mondego" aus dem einfachen Grunde, weil es keine Hotels gab und weil die Bewohner mich nicht in ihren Häusern aufnehmen wollten. Ich ward nämlich für einen geheimen Emissär der Lords Palmerston und Russell gehalten, um den modus operandi des Sklavenhandels zu studiren, um dem Kommandanten der Kreuzer Nach-

richten zukommen zu lassen, und um der Regierung irgend einen abenteuerlichen Plan behufs Abschaffung des Sklavenhandels zu unterbreiten.

Auf der Prinzeninsel lebt man sehr einfach und bescheiden. Da giebt es keine Laster, weil es keine Beschränkungen giebt, keine Verbrechen, weil die Veranlassung dazu fehlt, keine Armen, weil es keine reichen Leute giebt. Die Bewohner sind von der Welt ausgeschlossen; keine Schiffsschraube wühlt das ruhige Wasser der Bai auf, und nur selten oder zufällig erhalten die Bewohner Briefe aus Lissabon.

São Thomé ist eine dem Fortschritt huldigende Insel, weil sie einen Mann des Fortschritts besitzt — Pereira. Der Boden war fruchtbar, und um ihn zu bebauen, dazu brauchte er Leute, also Sklaven. Früher bezog er diese von Loando, wo sie gefesselt, an Bord des Postschiffes verpackt, und als Passagiere eingetragen worden waren. Aber durch den Vertrag, welcher besonders die Ausfuhr von Sklaven von einer Kolonie nach der anderen verbot, hörte dies auf. Es schien wirklich hart, daß man keine Sklaven von einem Lande, wo man deren nicht bedurfte, nach einem benachbarten Orte, wo man solche verwenden konnte, senden sollte; aber so lautete der Vertrag, und er ward mit Gewalt aufrecht erhalten.“ Soweit Winwood Reade.

Die malerische, überaus gesunde Insel Anno bom oder Anobom, d. h. Gutjahr, ward am Neujahrstage 1471 entdeckt; sie ist die kleinste der Gruppe vulkanischen Ursprungs und von kühnen, wunderbar geformten und zerrissenen Basaltfelsmassen durchzogen. Ein schöner romantischer Bergsee im bewaldeten Innern der Insel erfüllt einen erloschenen deutlichen Krater. Auf der Insel befinden sich wenig oder gar keine Weißen, deshalb hat sich die etwa 3000 Köpfe starke, nominell christliche, von portugiesischen Mulatten abstammende Bevölkerung von Spanien ganz unabhängig erhalten.





Dorf Denis am Gabon.

Dritter Abschnitt.

Nieder=Guinea.

I. Die französische Niederlassung am Gabon.

Die Bantu. Der Gabon. Klima. Bewohner. König Denis. Der Fluß Rhamboë. Dorf Tschintschua.

Indem wir den Boden Nieder=Guinea's betreten, gelangen wir zu ganz anderen Völkern, als bisher, Völkern, die bereits der großen südafrikanischen Familie der Bantu angehören, also Verwandte der Kaffern sind, denn mit Ausnahme der in den ersten Kapiteln des vorliegenden Werkes besprochenen Fulbe oder Fellatah sind alle übrigen echte Neger, obschon bereits auf Fernando Po Neger mit südafrikanischer Sprache wohnten. Die Region, welche zunächst uns beschäftigt, ist das äquatoriale Westafrika, wo die Franzosen lange Jahre eine Niederlassung unterhielten, die sie indessen 1870 wieder aufgaben.

Vor nun beinahe 30 Jahren erschienen drei französische Kriegsschiffe in der Bai des Flusses Gabon, der ein großes Aestuarium (Flußmündung ohne Deltabildung) bildet, und nahmen von derselben Besitz. Sie hatten im Jahre vorher das Land durch Verträge mit den Häuptlingen erworben, bauten eine Festung und gaben den verschiedenen Oertlichkeiten französische Benennungen, die aber wieder vergessen worden sind.

Es handelte sich lediglich darum, eine gute Schiffsstation zu erwerben. Von Ackerbau konnte in einer solchen Gegend keine Rede sein, denn die Eingeborenen sind zu allem Möglichen aufgelegt, nur nicht zum Arbeiten, und ein Europäer, der auf freiem Felde thätig sein wollte, beging ohne Weiteres Selbstmord. In diesem Klima ist die Arbeit für unsere weiße Rasse todbringend.

Die Franzosen hatten allerdings eine sichere Rhede in diesen Regionen nöthig. Damals spielte die Verhinderung der Sklavenverschiffung aus Afrika eine große Rolle. Frankreich hatte darüber Verträge mit England und unterhielt an den afrikanischen Küsten 26 Schiffe, die zumeist klein waren und nicht viel Proviant an Bord nehmen konnten. Die nächste französische Besitzung, Gorée, lag 800 Seemeilen vom Gabon entfernt, und nun wollte man an dem letzteren eine sichere und bequeme Station haben. Für eine solche ist denn auch die Gabonbai sehr wohl geeignet; sie reicht 30 Meilen landeinwärts, ist am Eingange unter 30′ nördl. und 7° östl. etwa 7 Meilen breit und bildet den Kern eines kleinen hydrographischen Systems, das im Osten von dem Krystallgebirge (Sierra del Cristal) begrenzt wird. Von diesem kommen mehrere Flüsse herab. Im Süden und Osten zieht sich ein großer Fluß um den Gabon herum, der Ogowaï, der mit mehreren Mündungen in den Ozean fällt.

Das Land gehört vertragsmäßig, wie schon bemerkt, den Franzosen, thatsächlich sind sie aber nur in dem Besitz der Bai. Am rechten Ufer derselben haben sie ihre befestigte Faktorei; dort liegt auch die katholische Mission. In Glaß machen englische und amerikanische Handelsleute belangreiche Geschäfte, und auf der tiefen und sicheren Rhede liegt immer ein französisches Kriegsschiff. Uebrigens ist die schöne weite Bucht nur wenig belebt; dann und wann kommen Handelsfahrzeuge vom Ozean heran, oder Flußschiffe und Piroguen, deren schwarze Mannschaft den Ruderschlag mit eintönigen Gesängen begleitet.

Alles ist still und öde. Diese völlige Abgeschiedenheit von der Außenwelt wirkt sehr niederschlagend auf das Gemüth der Europäer, welche das Mißgeschick haben, am Gabon leben zu müssen. Für den Mangel an gesellschaftlichem Verkehr und Zerstreuung kann die schöne Natur allein nicht entschädigen. Der öde Anblick der afrikanischen Küste ist sprüchwörtlich und mit Recht, aber der Gabon macht eine Ausnahme, denn dort reicht der üppige Pflanzenwuchs bis dicht ans Wasser, und die Dörfer liegen im Grün gleichsam vergraben.

Im Allgemeinen ist die Gegend flach, aber im Norden erhebt sich ein hoher Hügel, der Bouet; auf der Südseite sind einige Punkte des Strandes nicht geradezu niedrig; in der Mitte der Bucht steigen die Ovendospitze, die Insel Coniquet und das Papagaieneiland aus dem Wasser empor und sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Am Strande wuchert in dem sumpfigen Boden Mangrovegebüsch, und etwas landein tritt der sogenannte Gabontulpenbaum auf, der jährlich zweimal eine große Fülle orangefarbiger Blüten trägt. Aber dieser prächtigen Natur fehlt das Leben; nur bei Glaß und bei der französischen Faktorei findet man einige Beweglichkeit. In der letzteren wohnen der Kommandant, die Beamten und die in der Faktorei beschäftigten Leute; auch haben Nonnen dort ein Erziehungshaus,

und ganz in der Nähe liegt Libreville. In diesem Dorfe wurden im Jahre 1849 eine Anzahl Congoneger angesiedelt, welche man einem Sklavenhändler abgenommen hatte. Die Kriegsbesatzung besteht aus senegambischen Negern; sie wäre aber entbehrlich, weil die Eingeborenen an Auflehnung gar nicht denken. Der Handel der Franzosen bedarf aber hier ohnehin des Schutzes nicht, denn er fehlt fast gänzlich, während die Engländer und Amerikaner gute Geschäfte machen.

Die Region des Gabon wird vom Aequator durchschnitten. Als Griffon du Bellay im Anfange des September 1861 dort ankam, ging eben die gute Jahreszeit zu Ende. „Die Hitze", sagt er, „war gerade nicht übermäßig, sie wurde Abends durch den Seewind gemildert, die Nächte waren frisch und nicht feucht, das Klima erschien demnach ganz leidlich. Der Eintritt des Regens begann am 15. September, Anfangs fein und nicht übermäßig stark, dann aber hielt er bis in die ersten Tage Januars an; nun folgte sechs Wochen lang die kleine trockene Jahreszeit, die aber sehr feucht und ungesund ist. Nachher fällt wieder Regen und zwar in gewaltigen Güssen mit prächtigen Donnerwettern, die einander rasch folgen. Das Ganze hat einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit. Während der dann folgenden drei trockenen Monate verschwindet jedes Atom von Feuchtigkeit.

Die Hitze ist nicht allzu übermäßig, aber andauernd. Der Thermometer steigt selten über 33 Grad, fällt aber auch selten unter 23, und der mittlere Stand ist 28 Grad. Die Temperatur wird durch die Feuchtigkeit und die elektrische Spannung unerträglich. Das Unbehagen steigert sich während der Regenzeit, und der erschlaffte Körper wird immer mehr abgespannt; er ruht sich nicht aus, wenn er auch unbeweglich bleibt, und der Schlaf bringt keine Erquickung. Die geistigen Kräfte ermatten und schlummern ein, auch verliert sich die Lust zum Essen. Die Hitze allein bringt diese Erscheinung nicht hervor, es wirken noch mehrere andere Ursachen dabei mit. Dem Menschen kommt die Harmonie abhanden.

Dysenterien und Sonnenstiche kommen nicht oft vor, aber viele gefährliche Fieber. Denn das Land ist sumpfig und der Blutmangel hat Erschlaffung, schmerzhafte Empfindungen und völlige Abschwächungen im Gefolge.

In einem solchen Lande kann der Europäer wol zeitweilig kampiren, aber er kann sich nicht ansiedeln, und ich glaube, daß er keine Aussicht hat, sich zu akklimatisiren. Allerdings wohnen hier manche Missionäre seit langen Jahren, sie haben aber bei ihrem einförmigen und eingezogenen Leben nicht direkt gegen das Klima zu kämpfen, was bei dem Seemann und bei dem Handelsmann allerdings der Fall ist. Im günstigsten Falle werden nur einzelne Europäer sich eingewöhnen können, die weiße Rasse als solche kann es niemals, am allerwenigsten eine weiße Frau. Und wenn eine solche den Gefahren trotzen wollte, welche das Mutterwerden hier mit sich bringt, so würde sie das Wagniß vielleicht mit dem Leben büßen, und sicherlich würde ihre Nachkommenschaft unfruchtbar sein."

Im Becken des Gabon wohnen mehrere kleine Völkerstämme, welche Stoff genug zu Betrachtungen darbieten. Es wird aber noch interessanter sein,

jene am Ogowaï zu beobachten, weil diese noch völlig unberührt von europäischen Einflüssen sind; auch ist der Mohammedanismus, welcher im Norden und Westen so tiefe Wurzeln geschlagen hat, noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Der südliche Theil jener Region ist bekanntlich von dem kühnen Jäger Belloni du Chaillu durchstreift worden.

Die vier Volksstämme am Gabon reden vier verschiedene Sprachen. Es sind die Mpongues (Pongos) oder eigentlichen Gabonesen; sie sitzen am Meere und an den Flußmündungen. Die Schekanis wohnen in den umliegenden Wäldern und werden deshalb von den Mpongues als Bulus, d. h. Menschen des Waldes, bezeichnet. Sodann die Bakalaïs und endlich die Fans oder Pahuins. Alle vier gehören diesem Lande nicht ursprünglich an, sondern sind aus dem Innern gekommen.



Drei Töchter des Königs Louis. (Nach einer Photographie.)

Die Küsten an der Bai des Gabon sind sehr spärlich bewohnt. Auf weiten Strecken gewahrt man Hütten in den Lichtungen, und unweit der katholischen Mission liegt das Dorf des Königs Louis, das aus zwei langen Hüttenreihen besteht. In der Straße stehen einige Bäume; hinter den Häusern hat man mit Hacke und Feuer einen Fleck Landes vom Gebüsche gesäubert, und dort wachsen Bananen, Maniok und Papayas. Am Strande liegen die Kähne; die aus Ananasfasern bereiteten Fischnetze trocknen in der Sonne; einige Haufen Roth- und Ebenholz liegen zum Verkaufe da und in der Straße laufen Hühner umher. So ist das Dorf des Königs Louis, und ihm gleichen alle anderen. Uebrigens hat der Mpongue auch noch eine Hütte im Walde.

Die Dörfer unterscheiden sich vortheilhaft von anderen afrikanischen, weil sie ein sauberes, reinliches Ansehen haben. Die Hütten werden aus Palmzweigen errichtet und sehen recht hübsch aus, aber das Innere entspricht dem Aeußeren nicht. Der Gabonese ist unsauber. In der Hütte stehen ein paar Ruhebänke, die auch aus Zweigen der Enimbapalme geflochten worden sind, Stühle, europäisches Geschirr und recht viele Koffer, wenn auch nichts darin ist. Der Hausherr liegt auf der Bank und raucht oder schläft.

Wir treten ein. Der Herr steht vielleicht auf, um uns Ehre zu erzeigen; ist er aber ein Häuptling, so fühlt er seine Würde und erhebt sich nicht. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen da, ist von einer Anzahl Dienern umgeben, die ihm nur mit gekrümmtem Rücken nahen, und streckt dem Besuchenden die eine Hand entgegen, denn mit der anderen knetet er unfehlbar an einem Fuß herum. Er macht eine würdige Bewegung und ladet damit zum Sitzen ein.



König Denis und seine Hauptfrau. (Nach einer Photographie.)

Der Besuch eines Weißen giebt ihm allemal ein erhöhtes Ansehen im Dorfe und wirft auch ein Geschenk ab. Wer ihm ein paar Pfeifen Tabak verehrt, gewinnt seine Gunst. Für Branntwein würde er seine Familie verkaufen.

Aber das Hausgesinde rührt und regt sich nicht; das bleibt am Herde sitzen, auf welchem stets das Feuer brennt. Der Rauch vertreibt die Mücken; an demselben werden Thierhäute getrocknet, Fische oder Stücke Fleisch geräuchert oder Speisen gekocht. Neben dem Herde kauern auch einige Frauen; sie reinigen Bananen und Ignamen, bereiten Maniok zu oder kratzen mit einem Messer die Fasern aus den Ananasblättern; andere putzen ihre kupfernen

Ringe mit Citronensaft; auch kann man sehen, wie eine Schwarze die andere kämmt und den Haarputz ordnet.

Der Haarputz spielt bei den Gabonesinnen eine große Rolle, und der — man kann wol sagen Aufbau des Haares erfordert eines ganzen Tages Arbeit. Aber wenn er einmal steht, dann hält er auch ein paar Wochen. Das photographisch getreue Porträt der Hauptfrau des Königs Denis giebt eine Vorstellung dieser Coiffure; eine andere Mode, welcher die zweite Tochter des Königs Louis huldigte, hat viel Aehnlichkeit mit europäischer Haartracht.

Der Abschluß einer Ehe ist ganz einfach ein Handelsgeschäft, das manchmal eine geraume Zeit in Anspruch nimmt. Der Mann braucht sich nicht zu übereilen, denn nicht selten ist das Mädchen noch ein kleines Kind und wird dann unter die Obhut der Hausfrau gegeben. Manchmal macht ein Vater allzu große Ansprüche, dann wendet sich der Bewerber an den Fetischmann, dessen Zauberformeln natürlich unfehlbar sind. Auch Liebestränke werden bisweilen angewandt, und der Pflanze Odepu schreibt man eine ganz besondere Fähigkeit zu, das Herz eines Schwiegervaters zu erweichen. Uebrigens spielt beim Weibernehmen (denn von Ehe kann ja doch eigentlich keine Rede sein) auch das Handelsinteresse eine Rolle. Ein Mann nimmt sich eine Frau aus dem Innern; ein Schwiegervater ist, kaufmännisch zu reden, ein schätzbarer Korrespondent, und ein gewürfelter, d. i. ein „coulanter" Geschäftsmann verfehlt selten, sich in allen Dörfern, mit denen er Handelsverkehr unterhält, eine Frau zu kaufen, denn seine Mittel erlauben ihm das. Je mehr Weiber, um so größer das Ansehen und der Wohlstand; jede einzelne Frau ersetzt ihm ja einen Sklaven. So lange sie jung ist, dient sie ihm zum Vergnügen und Zeitvertreib. Sobald sie aufgehört hat frisch zu sein, wird sie thatsächlich Sklavin und hat schwer zu arbeiten, während der Herr Gemahl raucht oder schläft.

Die Sklaverei ist von sehr milder Art. Die Sklaven werden keineswegs überbürdet (dafür sind die Frauen da) und als zur Familie gehörig betrachtet. Der Herr ist abergläubisch, glaubt an Zauberei und auch an Vergiftung. So kommt es wol vor, daß der Sklave das Opfer eines religiösen Wahns und als Sühnopfer geschlachtet wird. Die Sklaven der Mpongue stammen zumeist vom Ogowaï und sind am Kap Lopez gekauft worden, gewöhnlich von Portugiesen. Kinder, welche der Herr mit einer Sklavin erzeugt, sind nicht vollberechtigt; man giebt ihnen nicht gern ein Mponguemädchen zur Frau.

Jedes Dorf hat seinen besonderen Häuptling. Er nennt sich König, lebt aber sonst wie seine Unterthanen, war vielleicht vormals ein ehrsamer Sklavenhändler und macht jetzt Geschäfte in anderen Waaren. Zwei oder drei dieser Häuptlinge sind von etwas mehr Gewicht als die anderen, und haben über diese eine Art von Oberherrschaft, die aber lediglich auf moralischem Ansehen und nicht etwa auf Rechtstiteln beruht. Die Würde ist nicht erblich, sondern das Volk wählt den Häuptling aus der Königsfamilie. Dabei fallen manchmal stürmische Auftritte vor, aber im Allgemeinen sind die Mpongue nicht kriegerisch, und die französischen Behörden reden auch ein Wort mit. Der neugewählte König wird am Abend vor seiner Einsetzung vom Volke derb



Dorf Tschintschua am Flusse Ramboeh.

Oberländer, Westafrika.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

ausgescholten; man hält ihm alle seine Sünden vor, und dabei bekommt er manchen harten Puff. Am anderen Tage aber leistet ihm Jeder Gehorsam.

Der bedeutendste unter den Häuptlingen am Gabon ist dermalen König Denis. Dieser Dionysius ist ein Greis, der bei Eingeborenen und Europäern in Achtung steht. Er spricht etwas Französisch, Englisch, Portugiesisch, versteht auch noch einige Brocken Spanisch, und hat den Seefahrern verschiedener Nationen manchen guten Dienst erwiesen. Den Franzosen war er bei der Gründung ihrer Faktoreien behülflich und vermittelte den Verkehr derselben mit seinen Landsleuten. Der Gouverneur belobte ihn deshalb und er trägt das Kreuz der Ehrenlegion; auch hat er vom Papst eine Medaille bekommen, weil er sich der katholischen Mission förderlich zeigte und einige seiner Kinder in derselben erziehen ließ. Er selber ist aber ein Fetischanbeter geblieben, und Griffon du Bellay meint, daß er dann und wann unter der Hand wol auch noch ein Bischen-Sklavenhandel treibe. Die Engländer haben ihm auch eine Medaille und obendrein einige Uniformen geschenkt; die Franzosen thaten dann ein Gleiches, so daß König Denis als ein stattlich gekleideter Mann erscheint. Vor einigen Jahren war er den Letzteren behülflich, die Stämme am Kap Lopez unter das kaiserliche Protektorat zu bringen, und die Leute dort waren nicht wenig erstaunt, ihn zwei Wochen lang an jedem Tage mit einer anderen Uniform ausstaffirt zu sehen; heute war er General, morgen ein Marquis aus dem vorigen Jahrhundert, übermorgen trug er einen englischen Admiralshut u. s. f. Aber am meisten legt er Werth auf seine Perrücke! Er sieht gar nicht so übel aus; aus seinen Zügen spricht Schlauheit und Gutmüthigkeit und er hat, was man bei Schwarzen sehr selten findet, etwas Würdiges. Seine Einnahmen sind nicht von Belang, aber trotzdem ist er gastfrei und man hat ihn gern. Er wohnt auf der linken Seite der Bai und ist demnach ziemlich unabhängig von den Europäern, die ihre Faktorei auf dem rechten Ufer haben. Mit seiner Hauptfrau lebt er im besten Einvernehmen, aber seine große Hütte ist nicht gerade im besten Zustande; er bleibt jedoch in derselben und hat ein halbes Dutzend Frauen bei sich; seine Söhne haben ihm ganz in der Nähe eine recht behagliche Wohnung gebaut, er mag aber dieselbe nicht beziehen. Einst war er durch den Sklavenhandel reich geworden, jetzt unterstützt ihn die französische Regierung.

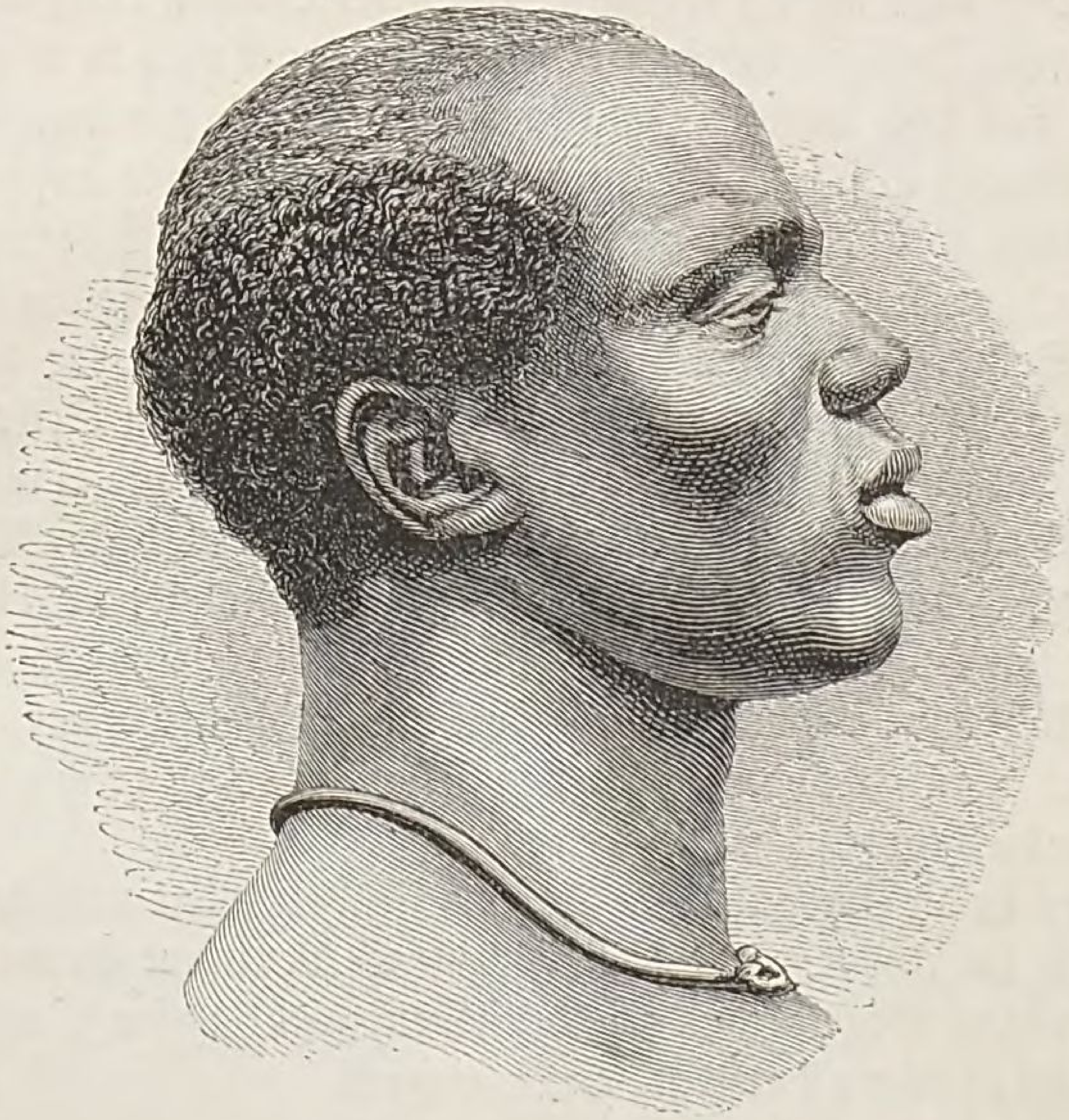
Unter den in die Gabonbai mündenden Flüssen spielt noch der Rhamboë eine Rolle, die im Jahre 1862 der französische Leutnant Serval untersuchte. Von der üppigen Vegetation an derselben giebt unser Tonbild, welches das Dorf Tschintschua darstellt, einen Begriff.

Die Wälder dieser Region sind reich an Thieren.

Man findet sechs Arten von Antilopen, von der kleinen und äußerst zierlichen, die nicht größer als ein Hahn ist, bis zu der weiß gestreiften Bango, welche die Größe eines Damhirsches erreicht. Auf den Hügeln im Hinterlande des großen Gabon-Aestuariums läßt sich zuweilen die Niare blicken, der wilde Büffel und manchmal auch der Eber mit weißer Stirn, von welchem du Bellay ein gezähmtes Exemplar gesehen hat. Der mit Warzen besetzte Rüssel, die mit langen Borsten umgebenen Augen, die langen Ohren, an

derer Spitze ein langer Haarbüschel hängt, das Alles giebt diesem Thiere ein seltsames Aussehen. Dazu kommen ein Faulthier (Perodicticus Poto), das im Lande Ekanda heißt, und der Yuko, ein nächtliches Kletterthier; diese sind aber sehr schwer zu bekommen und in den europäischen Sammlungen selten. Ferner Pangoline, Zibeththier, eine Ratte, Ameisenlöwe, Affen, Panther und noch einige andere. Elefantenherden findet man jetzt nur in den entlegenen Wäldern der Pahuins; der Panther ist nicht häufig und greift nur selten Menschen an, obwol er ihnen nachschleicht. Die vielen Schlangen sind alle giftig, mit Ausnahme der großen Boa Python. Sie kommen zu den Hütten, um Geflügel zu erschnappen, und klettern den Ratten bis in die Dächer nach. Am bemerkenswerthesten ist die Echidna gabonica, eine große Viper mit kurzen Hörnern und ohne Schwanz; sie wird mehr als 2 m. lang, ihre prächtigen Schuppen bilden große, zierlich gestellte Rauten.

Der große Gorilla, der auch diesem Erdstrich angehört, lebt weiter einwärts; von ihm werden wir gleich mehr erzählen, da wir jetzt auf die Reisen des unternehmenden Du Chaillu näher eingehen wollen.



Typus eines Mpongue vom Gabon.



Paul Belloni du Chaillu.

II. Du Chaillu's Reise am Muni.

Corisco-Bai. Walfischfang. Insel Corisco. Mbenga-Neger. Mbango. Negerboote. Afrikanisches Lynchgericht. Ein Mangrovewald. Der Muni und der Ndina. Dayoko und die Mbuschas. Afrikanische Handelspolitik. Bedeutung der Frauen. Hexenprozeß. Der Ntambunay und Nunday. Mbene's Olako. Mbondemo-Sitten. Feldbau. Wohnungen. Negerkriege. Du Chaillu als Apostel.

Paul Belloni du Chaillu's Vater besaß eine Handelsfaktorei an dem Ufer des Gabon unter dem Schutz des hier 1843 errichteten französischen Forts. Hier verlebte der junge Du Chaillu einen Theil seiner Jugend und gewöhnte sich an das für viele Andere so mörderische Klima. Er erlernte die reich ausgebildete Sprache des Mpongue-Volks, das die Ufer des Gabon inne hat, und erwarb sich Kenntnisse in der Naturgeschichte der Vögel.

Schon von dem Jahre 1851 an unternahm er mehrfache Reisen am Gabon, am Munda und Muni entlang und sammelte vorzugsweise interessante Vögel, mit denen er 1855 nach Nordamerika segelte. Auf einer jener Reisen am Muni hatte ihn der amerikanische Missionär Mackens begleitet, überhaupt war er mit den am Gabon und in dessen Nähe stationirten Geistlichen der Vereinigten Staaten in so freundschaftliche Beziehungen gekommen, daß diese ihm Empfehlungen nach ihrem Heimatlande mitgaben. Er fand infolge dessen bei der Academy of Natural Sciences in Philadelphia reiche Unterstützung und ward vorzüglich von dem Ornithologen John Cassin in Schutz genommen. Er erzählte in Philadelphia nicht blos von seinen Jagdzügen auf das befiederte Wildpret, sondern auch von seinem Eifer für geographische Entdeckungen; machte aufmerksam auf einen afrikanischen Volksstamm, den er Fan oder Pauein nannte und welcher nach seiner Meinung von den Quellen des Muni an bis zu den Nilquellen wohne und besondere Vorliebe für Menschenfleisch besäße. Die Sammlungen, welche er mitgebracht, stammten nach seiner Aussage hauptsächlich vom Munda, und er fügte hinzu, daß er jenen Fluß bis zu seinem Ursprung in der Sierra del Cristal, einer dreifach gegliederten Gebirgskette, verfolgt habe. So bezeichnete er denn als seinen Lieblingswunsch den Plan, ins Innere Afrika's vorzudringen und die zur Zeit noch unbekannten Quellen des Congo zu entdecken, und ward dazu von der Akademie mit hinreichenden Mitteln ausgestattet.

So nahm denn Du Chaillu seine treue Vogelflinte, auch eine Kugelbüchse zum Schutz gegen die Fans, Gorillas, Leoparden und andere wilde Thiere, und verließ im Oktober 1855 Amerika, um seine Jagd- und Entdeckungszüge wieder aufzunehmen und systematisch in größerem Maßstabe fortzusetzen. Er liegt in Afrika selbst seinem Werke mit solchem Eifer ob, daß er binnen drei Jahren eine vierjährige Reise vollendet, ein Kapitalstück, das vor ihm noch Keinem gelungen und das schon zur Genüge seine genaue Vertrautheit mit den Sitten und Anschauungsweisen der Neger bekundet.

Er durchwandert links und rechts vom Aequator zahllose Meilen, auf ein Hundert mehr oder weniger kann es einem jungen Jäger von zwanzig und einigen Jahren nicht ankommen, erlegt dabei Tausende von Säugethieren und noch mehr von Vögeln, die er theils verzehrt, theils ausstopft, verspeist nebenbei verschiedene Pfund Chinin und gelangt schließlich am 24. August 1859 wieder mit reicher Beute nach Philadelphia.

Die Wißbegierde Europa's befriedigt Du Chaillu durch ein Werk, welches in London von ihm veröffentlicht wird und aus welchem wir unseren Lesern das Wichtigste mittheilen. Auch die Bilder, mit denen Du Chaillu sein Buch ausgeschmückt, sind von unseren Zeichnern zum Theil mit benutzt worden und sind deshalb ebenso zuverlässig als die Originale.

Bei der Schilderung seiner Reisen und Jagden zeigt sich Du Chaillu als tüchtiger Jäger und beweist zugleich, wie wichtig es für ihn war, die Sprache der verschiedenen Negerstämme sprechen zu können.

Die Bai von Corisco ist eine der schönsten an der westafrikanischen Küste. Sie liegt einen Breitengrad nördlich vom Aequator und würde ein

ausgezeichneter Punkt für den Handelsverkehr sein, wenn sie gleichmäßigere und bedeutendere Wassertiefe hätte. In ihrem Hintergrunde münden zwei ansehnliche Flüsse, nördlich der Muni und südlich der Munda, und führen jahraus jahrein dem Meere bedeutende Mengen Sand und Schlamm zu, besonders wenn sie zur Regenzeit angeschwollen sind. Die Schlammassen lagern sich in der Bai ab und erzeugen zahlreiche Bänke, die je nach den herrschenden Strömungen vielfach wechseln. Diese ausgedehnten Untiefen wurden in früheren Zeiten jährlich während des Juli und August von den Walfischen scharenweise besucht. Die mächtigen Thiere warfen hier ihre Jungen und fielen dabei den Walfischfahrern zur Beute. Man erzählte Beispiele, daß ein einziges Schiff während zweier Monate 12—18 Wale erlegte. Durch die anhaltenden Verfolgungen sind die Thiere aber verscheucht und ihre Zahl so vermindert worden, daß jetzt die Jagd auf sie hier kaum noch lohnt. Der hier vorkommende südliche Wal (Balaena australis) ist kleiner als der grönländische; sein Kopf nimmt nur den vierten Theil der Körperlänge ein und seine Färbung ist schwarz, mit Ausnahme eines schmalen weißen Streifens auf der Unterseite.

In der Mitte des Eingangs zur Bucht liegt wie ein grüner Edelstein in der blauen Fassung des Meeres die liebliche Insel Corisco, von Negern bewohnt, die zu dem Stamme der Mbenga gehören. An ihren Ufern erheben sich stellenweise steile Felsklippen, auf denen zahlreiche Seevögel nisten. Auf dem überhängenden Gestein sitzen Seeadlerpärchen und spähen nach dem Getümmel der Fische in der Salzflut. Viele der Hügel sind bis zu ihrem Gipfel mit Waldung bedeckt; neben ihnen breiten sich flache Uferstrecken aus, die nicht weniger malerisch sind. Den sandigen Strand decken buntfarbige Muscheln und Meeresschnecken, langbeinige Strandvögel spazieren zwischen ihnen umher; weiterhin erheben Kokospalmen ihr stolzes Haupt, von schön gefiederten Papageien umschwärmt. Oelpalmen reifen ihre Fruchttrauben und sind von muntern Eichhörnchen belebt, denen es nie an Nahrung fehlt. Aus dichten Gruppen von Bananen und Fruchtbäumen schauen halbversteckt die Wohnungen der Neger hervor, und einige Häuser in europäischem Stil verrathen die Niederlassung unerschrockener Missionäre, die hier seit länger als zehn Jahren ihr Wirken begonnen haben und sich einer zahlreich besuchten Schule erfreuen.

Auch das Innere der niedlichen Insel hat schöne Partien, so unter Andern einen kleinen See, von wilden Enten besucht und reich an Fischen; andere Stellen freilich sind auch wieder wasserlose Wüsten, kleine Erinnerungen an den benachbarten Kontinent, zu dem die Insel gehört. Größeres Wild fehlt, reißende Thiere sind deshalb auch nicht vorhanden, wol aber mag sich der Waldgänger hüten vor den schwarzen Schlangen, den gifterfüllten, und ähnlichem gefährlichen Ungeziefer.

Bei den Erwachsenen des Mbenga-Volkes haben es die Missionäre wenigstens so weit gebracht, daß sie die ewigen Fehden eingestellt haben, in welche sie vordem verwickelt waren. Vielleicht führt der Unterricht und das gute Beispiel bei der heranwachsenden Generation noch zu weiteren Resultaten. Das Mbenga-Volk ist unternehmungslustig und thätig. Die kleine Insel genügt ihm nicht, nicht wenige Mbengas agiren als Kaufleute und

unternehmen als kühne Schiffer Reisen den Muni und Munda hinauf, ebenso an der Küste entlang.

Nachdem Du Chaillu eine Zeit lang sich bei den befreundeten Missionären zu Baraka am Gabon aufgehalten, suchte er Corisco auf, um von hier aus seine Reise zum Muni anzutreten. Bei den Missionären fand er auch hier gastliche Aufnahme und unter den Mbengas einen würdigen Beschützer an dem Häuptling Mbango. Dieser unternahm es, ihn mit angemessenem Gefolge den Muni stromaufwärts zu führen bis zu seinem Freunde, dem mächtigen Dayoko, der seine Residenz am Ndina, einem Nebenflusse des Muni, hatte und weit und breit in der Gegend geachtet war. Unter dem Schutz des letzteren sollte die Reise dann fortgesetzt werden.

Als Fahrzeug diente ein einheimisches Boot, 10 m. lang, aber nur 1 m. weit und 1 m. tief. Es war, wie alle Kanoes der Eingeborenen in dieser Gegend, aus einem einzigen Stamme gearbeitet, vielleicht aus einem Bombax.

Die Schiffswerften der Neger sind im Walde, und das Anfertigen der Kähne wird von manchen geschickten Arbeitern als besonderes Gewerbe getrieben. Mit Weib, Kind und Sklaven ziehen sie zur geeigneten Jahreszeit in die Wildniß und errichten dort leichte Waldhütten; die Einen jagen, sammeln Brennholz und sorgen für das tägliche Brot, die anderen Männer fällen die mächtigen Bäume, trennen Aeste und Borke ab und höhlen den Stamm mit Feuer und Axt aus. Auf untergelegten Walzen wird das fertige Schiff nach dem nächsten Flusse transportirt und dann zum Verkauf nach den Ortschaften weiter geführt. Die Segel sind aus Matten eigner Fabrik.

Diese Kanoes segeln vortrefflich und lassen sich durch Ruder schnell vorwärts bringen, erfordern aber viel Geschick und Aufmerksamkeit, um sie vor dem Umschlagen zu bewahren. Die Ruderer sitzen in ihnen einzeln, einer hinter dem anderen. Mbango hatte sein Fahrzeug mit 12 Genossen bemannt, die theils seine Anverwandten, theils Sklaven waren. Alle waren mit Musketen bewaffnet. Du Chaillu selbst hatte sein Gepäck auf das Nothwendigste beschränkt. Außer seinem Schießgeräth mußte er aber noch eine Quantität Baumwollenzeug, Perlen, Spiegel, Feuerstähle und Steine, Blättertabak u. dgl. mitnehmen, um sie als Geschenke und Zahlungsmittel zu verwenden.

So segelte Du Chaillu von Corisco ab und durchschnitt die liebliche Bucht. Mitten in der Bai erlebte er als Einleitung zu künftigen Abenteuern ein Stück afrikanischer Gerechtigkeitspflege, ein Seegefecht und Lynchgericht. Sein zeitweiliger Beschützer war Kaufmann und traf hier zufällig einen alten Schuldner mit einem bemannten Boot. Sofort eröffnete er die Jagd auf das Fahrzeug, das in möglichster Hast die Flucht ergriff. Da die Zurufe des Gläubigers nicht beachtet wurden, ließ Mbango seinem Schuldner eine Gewehrsalve geben. Vorsichtig genug hielten die Neger hoch, ja einige klopften zuvor das Pulver von der Pfanne. Schließlich ward das Boot geentert, ein blutiger Kampf Mann gegen Mann drohte sich zu entspinnen, als die schwächere Gegenpart es vorzog, über Bord zu springen. Es glückte Mbango, zwei Männer und ein Weib aufzufischen, die er als Bürgen für die zu leistende Zahlung gebunden mitnahm, hocherfreut über das ausgezeichnete Geschäft, das er gemacht.

Die erste Nacht brachte man auf Alobi zu, einer Insel, nicht weit von der Mündung des Muni, deren König Mpapay sich soweit gastfreundlich zeigte, als es seine Mittel erlaubten, und dafür als Gegengabe einige Blätter Tabak erhielt. Am Nachmittag des folgenden Tages ward die Fahrt mit der steigenden Flut fortgesetzt, und man trieb ziemlich rasch dem Strome zu. Zur Linken von der Mündung desselben erhob sich ein malerischer Bergzug, an dessen Seiten mehrere Schekiani-Dörfer ausgebreitet lagen, weiterhin lagerten dunkle Massen von Baumschlag, und in blauer Ferne ragten die Gipfel der Sierra del Cristal, das Ziel von Du Chaillu's Sehnsucht.

Der Muni hat, wie die meisten Flüsse der afrikanischen Westküste, in seinem unteren Laufe ein nur schwaches Gefälle. Seine Wasser ergießen sich zur Zeit der Ebbe träge und langsam ins Meer, zur Zeit der Flut dagegen wälzen sich die Meereswogen weit landeinwärts und stauen das Flußwasser auf. Durch dieses ununterbrochene Spiel werden die Ufer sumpfig und schlammig, zahlreiche Sümpfe aus Brakwasser bilden sich. An allen diesen Stellen entstehen die gefürchteten Mangrovewaldungen, die Du Chaillu auch am Muni unweit der Mündung bereits antraf und die auf seinen späteren Reisen so vielfach erwähnt werden.

Etwa vier deutsche Meilen von der Einfahrt in den Muni passirte Du Chaillu die Mündung des Ntonga, der von Nordost herabkommt, und kurz darauf traf man rechts (am linken Muni-Ufer) das Sumpfgebiet, das der Ndina, ein von Süden kommender Nebenfluß, bei seiner Vereinigung mit dem Muni bildet.

Am oberen Theile des Ndina lag die Residenz Dayoko's; dorthin zu gelangen war aber keine leichte Aufgabe. Der Ndina theilt sich nämlich in zahllose Arme, die sich unter einander wieder zu einem Netzwerk verflechten, und da alle zahllosen Inseln und Inselchen mit Mangrovewaldung bedeckt sind und die Wasseradern mitunter von den Bäumen förmlich überwölbt werden, so gehört der Scharfblick eines geübten Waldläufers dazu, um den Ariadnefaden durch dieses Labyrinth aufzufinden.

Wie Du Chaillu gefürchtet, geschah es auch. Trotz alles Ortssinnes und Negerinstinkts verloren seine Bootsleute das richtige Fahrwasser und staken schließlich zwischen den Mangrovebäumen so fest, daß sie kleinmüthig weder aus noch ein wußten. Die Schwierigkeit, durch einen Mangrovesumpf den Pfad zu finden, wird zum Theil mit durch die Veränderlichkeit der letzteren hervorgerufen. Die Bäume wachsen verhältnißmäßig rasch und versperren in kurzer Zeit Kanäle, die unlängst offen waren. An anderen Stellen lösen sich gelegentlich ganze Inseln aus Bäumen und Gestrüpp los, treiben hierher und dorthin oder verhalten sich wie riesige Schleußenthüren, bei der Flut manche Kanäle sperrend, bei der Ebbe sie öffnend. Zum Glück bemerkte man schließlich noch einen Kahn mit Eingeborenen, dessen Insassen die Verirrten nach dem Hauptwasser wiesen, just als man schon mit Schaudern daran gedacht hatte, eine Nacht im Sumpfwald zubringen zu müssen und von den Muskitos aufgezehrt zu werden.

Lange nach Sonnenuntergang kam das Boot endlich an Dayoko's Stadt

an, und Du Chaillu hatte, da die Ebbe eingetreten war, zum Schluß dieses Tagemarsches noch das Vergnügen, mit seinen Gefährten eine breite Schlammbank zu durchwaten, ehe sie trockenes Land unter die Füße bekamen.

Ihre Ankunft brachte den ganzen Ort in Aufruhr. In jenen Gebieten ist fast stets Krieg Aller gegen Alle, und in jedem Ankömmling vermuthet man zunächst einen Feind, besonders wenn er zur Nachtzeit eintrifft. Die Neger scheuen eine offene Feldschlacht und suchen ihre größte Stärke darin, im Schutze der Dunkelheit sich an eine Ortschaft heranzuschleichen und die schlafenden Bewohner durch die Bambusstäbe der Wände hindurch zu erschießen. Eben so gern lauern sie zu Vielen auch wol dem einzelnen Wanderer im Walde auf und greifen ihn heimtückisch im Rücken an. So griff auch Jedermann in Dayoko's Stadt zunächst zu den Waffen, und von allen Seiten strömte Volk mit geladenen Musketen herbei, Andere mit Speeren und Streitäxten. Um so größer war die Freude, als man in den Ankömmlingen den befreundeten Mbango mit seinen Genossen erkannte, und vollends einen Weißen dazu. Aller Herzen erfüllten sich mit Hoffnungen auf große Handelsgeschäfte, denn nur um solcher willen, meinte man, wären die Freunde gekommen.

Unter Jubelgeschrei und Abfeuern der Musketen geleitete man die Reisenden nach dem Stadthause, das in jedem nobeln Negerorte zur Aufnahme Fremder eingerichtet ist. Während man hier ein loderndes Feuer anzündete, kam auch König Dayoko herbei und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Seine Frauen begleiteten ihn, denn alle waren durch die Nachricht von der Ankunft eines weißen Mannes auf die Beine gebracht.

Beim hochflammenden Feuer, das die Kühle der Nacht milderte, lagerte man sich im Kreise, nachdem die unvermeidlichen Bewillkommnungsgebräuche überstanden, und von dem Führer ward Bericht über die Reise abgestattet. Ab und zu gab die reiche Versammlung ihre Theilnahme durch beifälliges Grunzen zu erkennen. Nachdem der Bericht geendet, gegen Mitternacht eine Mahlzeit Fische mit gekochten Bananen verzehrt war, wickelte sich Du Chaillu in sein Muskitonetz und erfreute sich eines erquickenden Schlafes.

Das Volk, über welches Dayoko als Häuptling herrschte, waren **Mbuschas**, ein Stamm, den **Schekiani** verwandt, aber nicht so rauflustig als diese, Leute von mittlerer Größe und mit gewöhnlichen Negerphysiognomien. Außer dem geringen Feldbau, den sie trieben und der sich auf einige Anpflanzungen von Bananen, Maniok, spanischem Pfeffer u. dgl. beschränkte, nährte sich das Völkchen vom Fischfang und zog ab und zu noch einen Extragewinn als Spediteur der Waaren, die aus dem Innern nach der Küste gelangen sollten.

Die Gegenden im Innern bieten dem Handel außer den Sklaven, deren Ausfuhr aber durch die englischen Kreuzer sehr ins Stocken gerathen ist, Rothholz, Elfenbein und Kautschuk. Niemand von den Stämmen des Innern darf es aber wagen, seine Erzeugnisse selbst in die Hände der Weißen abzuliefern. Er würde als ein Sünder gegen die afrikanischen Mauthgesetze erscheinen und die ganze stromabwärts wohnende Bevölkerung gegen sich auf die Beine bringen.

Da jegliches lastbare Vieh fehlt, so werden die Weiber mit den Handelsgütern bepackt und müssen dieselben durch Dick und Dünn nach den Ortschaften am Flusse schaffen, wo man sie dem Häuptling auf Treu und Glauben zur Weiterbeförderung übergiebt. Dieser schafft die Waaren zu seinem nächsten Nachbar stromabwärts, bis sie endlich zu den Stämmen gelangen, welche die Flußmündungen und die Seeküste inne haben. Die Küstenneger sind auf den Handel mit den Weißen in einer Weise eingeübt, welche letztere zum Verzweifeln bringen möchte. Kommt ein Schiff in Sicht, so drängen sich dem Kapitän zwar ganze Scharen hülfreicher schwarzer Freunde auf, welche es ihm durch Zeugnisse sogar Schwarz auf Weiß beweisen, wie grundehrlich und zuverlässig sie sind; schließlich ist es aber ganz gleichgiltig, welchen der Kapitän bevorzugt, denn ein Spitzbube ist der Eine wie der Andere.

Es kommt den Schwarzen Alles darauf an, die Geduld des Kapitäns zu erschöpfen, um den möglichst höchsten Preis zu erpressen. Obschon die schwarzen Schurken genug Waaren verborgen haben, erklären sie mit Bekümmerniß, daß augenblicklich kein einziger Elefantenzahn, nicht ein Scheit Rothholz aufzutreiben seien. Im Innern des Landes herrsche Krieg, andere Gegenden seien durch das Fieber entvölkert oder von ausgetretenen Wassern überschwemmt u. s. w. Ja, im Nothfall schaffen sie auch wol die Vorräthe eine Tagereise stromaufwärts, um desto ungenirter dem Weißen die leeren Waarenhäuser zeigen zu können. Haben sie schließlich den höchsten Preis ihrem unglücklichen Opfer abgepreßt, so kommt von den Tauschartikeln, welche sie dafür erhalten, den ersten Produzenten doch nur blutwenig zu Gute, denn auf dem langen Rückwege behält jeder Zwischenhändler ein möglichst großes Profitchen zurück. Auf der einen Seite werden die Erzeuger durch die geringen Zahlungen, die sie oft erst nach Jahren für ihre Waaren erhalten, lässig und mißmuthig gemacht; auf der anderen Seite aber wird durch die hohen Preise und die erwähnten Schwierigkeiten den Weißen der Handel an der Küste so verleidet, daß der Waarenaustausch in sehr beschränktem Grade betrieben wird. So sehr den Weißen daran liegen muß, mit den Stämmen des Innern in unmittelbaren Verkehr zu kommen, so argwöhnisch überwachen die zwischenwohnenden Stämme jeden derartigen Versuch und legen Jedem, der landeinwärts reisen will, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg.

Dies erfuhr Du Chaillu zur Genüge, als er am folgenden Morgen es versuchte, König Dayoko für seine Reise nach der Sierra del Cristal zu gewinnen. Der alte schlaue Fuchs war entsetzt über das tolle Vorhaben des Sohnes Chaillu's des Aelteren und zweifelte an dessen gesundem Verstande.

„Dort im Innern wohnen die Fans“, sprach er; „die werden Dich braten und anfessen!“

„Ja!“ antwortete Du Chaillu; „eben zu diesen Fans will ich!“

„Dort in den Waldungen lauern Tiger, Krokodile und die gräßlichen Gorillas, die werden Dich ungebraten verzehren!“

„Gerade die Gorillas will ich aufsuchen und jagen!“ entgegnete der hartgehörige Jäger, „und wenn Du mir nicht beistehst, dorthin zu gelangen, so muß ich dies, so ungern ich es thue, unter dem Schutz eines andern Häuptlings versuchen!“

Hiermit war es aber Du Chaillu selbst wenig Ernst, denn Dayoko war der einflußreichste Mann auf 25 deutsche Meilen in der Runde. In Afrika wird man ein angesehener Mann durchs Heirathen; je mehr Einer Weiber hat, desto größer wird seine Macht. Dayoko hatte mit dieser Beschäftigung sehr jung angefangen und war damit so eifrig fortgefahren, daß er jetzt in seinen alten Tagen in jedem irgend ansehnlichen Orte auch einen Schwiegervater besaß. Ein Schwiegervater ist hier aber, wie wir sahen, ein Freund in der Noth, der Rath schafft, wenn es gilt, ein Stück Elfenbein oder Rothholz zu besorgen, und der auch in anderer Weise die Interessen seines Schwiegersohnes vertritt.

„Aber", rief endlich der unglückliche Dayoko, „wenn die Ungeheuer Dich, der Du „mein weißer Mann" bist, verspeist haben, so wird mein Name bei Allen beschimpft sein und meine Seele keine Ruhe mehr finden!"

Da öffnete Du Chaillu seinen Reisekoffer und zog einen schwarzen Frack hervor, der während eines ganzen Winters in New-York alle Bälle und Gesellschaften mit durchgemacht hatte. Diesen legte er zu den Füßen seines Mäcens und fügte noch etliche Meter Kattun, Spiegel für die Königinnen u. dgl. hinzu, und Dayoko's Gewissen war beruhigt, um so mehr, als Du Chaillu ihm mit Handschlag gelobte, daß er nicht des schnöden Handels wegen zu den Fans reisen wolle, sondern nur um Wild zu schießen.

Ehe sich die bewilligte Mannschaft zusammenfand, war Du Chaillu gezwungen, einem Akt afrikanischer Volksjustiz und grassen Aberglaubens beizuwohnen. Es war im Orte ein angesehener Mann gestorben, und da die Neger den Tod als ein Uebel ansehen, das stets durch den Einfluß eines boshaften Menschen oder durch einen mit solchem verbündeten Dämonen herbeigeführt werde, so galt es, den Missethäter ausfindig zu machen, der jenen Todesfall auf seinem Gewissen habe. Der Fetischmann ward zu Rathe gezogen und mit Hülfe seines Hokuspokus bezeichnete er einen Greis mit schneeweißem Wollkopf als den Hexenmeister. Dieser Unglückliche hatte weder Verwandte noch speziellere Freunde und lag den Anderen zur Last. Der Ausspruch des Fetischmannes fand allgemeinen Beifall, und in der allgemeinen Volksversammlung (Palawer) ward Du Chaillu's Anerbieten, den Alten freizukaufen, abgeschlagen und der Tod desselben beschlossen. Die Menge erhitzte sich gewaltsam und regte sich dermaßen auf, daß das Ganze eine schauerliche Erscheinung von bestialischer Wuth bot. Man schleppte den Unglücklichen an das Ufer, einer der Schwarzen stieg auf den höchsten Baum in der Nähe und schrie den Namen des Mbuscha-Teufels: „Joku!" daß der Wald ringsum wiederhallte, just wie im Mittelalter in Deutschland auch vor den Hinrichtungen ein Bürger den Todschrei zu besorgen hatte, — dann fiel die Menge über den Alten her und zerhackte ihn in Stückchen.

Nachdem schließlich Du Chaillu sich mit der ihn begleitenden Mannschaft wegen des Lohnes verständigt und die zurückbleibenden Weiber derselben durch einige Blätter Tabak über ihr Strohwittwenthum getröstet, brach man in einem ähnlichen Kanoe auf, wie zur Herreise benutzt worden war. Das Wetter war das beste, das man sich wünschen konnte: die trockene Jahreszeit, ringsum Alles voller Blumen und Honigvögel, die hier die Stelle der amerikanischen Kolibris vertreten. Besonders reizend nahm sich einer derselben aus, den die

Vogelkenner Nectarina superba genannt haben. Sein Gefieder glänzt in Grün, Gold und Roth, so daß er einem lebendigen Edelsteine vergleichbar ist.

Die Fahrt ging durch denselben Mangrovesumpf wieder zurück, nur hielt man sich etwas östlicher, um an geeigneter Stelle in den Muni einzulaufen. Man kam dann an die Stelle, wo sich die beiden Flüsse Ntambunay und Noya mit einander vereinigen und auf diese Weise den Muni bilden, und bog schließlich in den Ntambunay ein. In einem Schekianidorfe blieb man zu Nacht; die Bewohner desselben zeigten aber so lebhafte Theilnahme für Du Chaillu's Habseligkeiten, daß er die Büchse während der ganzen Nacht nicht aus der Hand zu legen wagte und froh war, am Morgen gegen Erlegung einiger Geschenke an die Vornehmsten davon zu kommen. Die Landschaft am Ntambunay entlang war reizend, der Fluß selbst ansehnlich breit, hie und da mit lieblichen Inseln geschmückt. Die Region der Mangrovewaldungen war überwunden und schöner Laubwald mit Palmen säumte beide Ufer. Auf den Inseln und in den Strandgebieten ist die Kokospalme vielfach angepflanzt worden. Sie würde es vielleicht noch mehr sein, wenn nicht auch bei dem nutzbaren Gewächs der alberne Aberglaube der Neger sich einmischte. Die Kokos bedarf mehrere Jahre, ehe sie Früchte reift; vielleicht hat ein ungeduldiger Pflanzer deshalb geäußert, daß Derjenige, welcher eine Kokos pflanze, früher sterben könne, ehe er ihre Früchte pflücke; genug, die Schwarzen betrachten es als Naturgesetz: Derjenige, der eine solche Palmenfrucht lege, müsse sterben, ehe die erste Nuß des Baumes reif werde, und selbst die Freisinnigeren bringen wenigstens eine Ziege dem Fetisch des Baumes zum Opfer, um den Bann vom eigenen Hause abzulenken.

Zum Erstaunen seiner Begleiter schoß unser Jäger einen Vogel aus weiter Entfernung von einem Baumwipfel herab. Obschon viele Neger der Küstenländer durch die Händler mit Schießgewehren versehen sind, besonders solchen mit Steinschloß, so sind die Schwarzen durchschnittlich doch herzlich schlechte Schützen. Sie schätzen es bei einem Gewehre besonders, wenn es tüchtig schlägt, und von einer Muskete, bei der nach dem dritten Schuß schon die Schulter blutet, meinen sie, daß sie vorzüglich gut sei, weil sie viel Kraft besäße. Dabei laden sie so große Mengen Pulver und setzen so mächtige Pfropfen und Eisenstücke auf die Ladung, daß es gar kein Wunder ist, wenn der Lauf zerspringt. Das Losbrennen eines Gewehres ist deshalb ein kühnes Stück Arbeit, und nicht Wenige giebt es, die das Gewehr beim Abfeuern an die Hüfte halten und das Gesicht dabei abwenden. Ausnahmsweise giebt es aber auch gute Schützen unter ihnen.

Am Nachmittage verließ das Kanoe den Ntambunay und fuhr in einem Nebenflusse desselben, dem Nunday, weiter. Hier ward die Fahrt schließlich sehr uninteressant. Der Strom verengte sich und war mit so stachligen und dornigen Gewächsen durchwuchert und übersponnen, daß die Reisenden in kurzer Zeit bluteten und Du Chaillu's Kleider in Fetzen zerrissen waren. Hie und da versperrte noch dazu ein umgestürzter Baumstamm die Weiterfahrt, man mußte aussteigen und den Kahn mühsam darüber schaffen. So brach die Nacht herein, und man hatte das Ziel der Reise, die Residenz Mbene's, noch nicht erreicht. Die Männer waren aufs Aeußerste erschöpft und verzweifelten daran, in der Finsterniß weiter zu kommen. Du Chaillu schickte Boten nach Mbene's

Wohnung und hatte die Freude, um Mitternacht den Fürsten selbst mit großem Gefolge ankommen zu sehen, um ihn vollends heim zu geleiten. Das letzte Stück Wegs mußte zu Fuß zurückgelegt werden und war keineswegs das beste, denn man folgte einem ausgetretenen Elefantenpfade voller Dornengestrüppe an den Seiten.

Anstatt einer komfortablen Negerwohnung fand Du Chaillu seine neuen Freunde im Olako, im Feldlager. Mann und Weib war beschäftigt, eine Pflanzung anzulegen, und begnügten sich mit Schuppen leichtester Art als Obdach. Viele Pfähle, die in den Grund geschlagen waren, trugen ein Blätterdach als nothdürftigen Schutz gegen Regen und Nachtthau, und Alt und Jung lebte so in idyllischer Einfachheit bei einander.

Sie legen nicht etwa Felder an, die sie künstlich bewässern könnten, ein Erforderniß, auf dem der Reichthum alles tropischen Feldbaues beruht, sondern sie suchen Stellen aus, die natürliche Feuchtigkeit genug besitzen und deshalb gewöhnlich dicht bewaldet sind. Hier müssen die Bäume weggeschlagen und während der trockenen Jahreszeit so weit ausgedörrt werden, daß sie Feuer fangen, dann steckt man den ganzen Verhau in Brand und macht mit einer Art Hacke hie und da Löcher in den Grund, in welche man Bananen oder Maniok pflanzt. Selbst wenn die Witterung der Entwicklung der Nutzpflanzen günstig bleibt, wird nicht selten die ganze Ernte durch die Elefanten zerstört, welche zur Nacht einbrechen, die Gewächse abweiden oder zerstampfen. In solchem Nothfalle behelfen sich die Neger kümmerlich mit dem, was ihnen die Wälder an wilden Pflanzen von selbst bieten; sie graben einige genießbare Wurzeln und sammeln Baumfrüchte. Unter letztern sind die Früchte der Weinpalme am gebräuchlichsten; schade nur, daß sie bei aller Nahrhaftigkeit gallenbitter schmecken. Hat man Zeit genug, so wässert man sie 24 Stunden lang ein und mildert dadurch den fatalen Geschmack etwas, die Eingeborenen verzehren sie aber oft genug ohne weitere Vorbereitung. Unglücklicher Weise liefert dieselbe Palmenart den Negern auch in ihrem Safte eine Art Wein, und da man bei der Gewinnung desselben in so roher Weise verfährt, daß man die ganzen Bäume umschlägt, um den ausfließenden Saft aufzufangen, so zerstört man sich selbst binnen kurzer Zeit ebenso die Weinquellen wie die Speiselieferanten.

Mbene war jetzt der Beschützer Du Chaillu's, er hatte den Reisenden durch seinen Handelsfreund Dayoko erhalten und war deshalb moralisch für ihn verantwortlich. Du Chaillu ging denselben Speditionsweg, den die Handelsgüter zu nehmen pflegten; anfänglich war er Dayoko's „weißer Mann", jetzt der weiße Mann Mbene's, denn die kleinen Negerfürsten suchen glücklicher Weise eine besondere Ehre darin, einen „weißen Mann" zu besitzen, den sie füttern, ihren Bekannten zeigen, und — so viel als thunlich abzapfen. Die Güter, welche die Europäer als Tauschartikel bei sich zu führen pflegen und welche uns unbedeutend erscheinen, erhalten ja in den Augen eines Negers einen so großartigen Werth, daß diesen ein Weißer, der einige Stück Kaliko, ein Paar Hände voll Perlen und Tabak besitzt, wie ein Krösus erscheint.

König Mbeme suchte seinem „weißen Mann" das Leben so angenehm als möglich zu machen. Da er dessen Widerwillen gegen die Palmennüsse bemerkte, verschaffte er ihm eine Handvoll Bananen und schenkte ihm auch ein Huhn, das

sich Du Chaillu freilich erst schießen mußte. Bei dem wilden Waldleben der **Mbondemos** (so hieß der Volksstamm Mbene's) erfreuen sich die Haushühner auch der möglichsten Freiheiten und logiren in Ermanglung eines Hühnerstalles auf den Aesten der Bäume.

Die Mbondemo sind mit den **Acoa**, **Schekiani**, den **Ibonay**, **Mbuscha**, **Mbiki** und **Mbischo** nahe verwandt und sprechen dieselbe Sprache wie diese. Auch in den Sitten und Gebräuchen gleichen sich alle diese Negerstämme. Sie legen aus Sicherheitsrücksichten ihre Ortschaften gern auf der Spitze eines möglichst steilen Hügels an und umgeben sie auch wol nach außen mit einem Verhau von gefällten Bäumen oder Dornengestrüpp. Damit ist aber der Uebelstand verknüpft, daß sie ihre Pflanzungen oft erst in ansehnlicher Entfernung haben und diesen keine gehörige Sorgfalt angedeihen lassen können.



Mbondemo-Mann und Frau.

Als Baumaterial dienen den Mbondemo Palmen und Rohr. Eine Anzahl Pfähle, in die Erde gerammt, geben das Grundgerüst; die Zwischenräume werden mit Rohr und zerspaltenem Holzwerk ausgeflochten, Fenster sind so wenig gebräuchlich wie Schornsteine. Das Dach wird aus Matten gebildet, die man aus den Fiedern der Palmenblätter zu flechten versteht. Das Innere jeder Hütte zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: in das Familienzimmer und die Schlafräume. Der Gesellschaftssalon hat als Fußboden die Erde. Das nöthige Licht fällt durch die Thüre herein, durch welche auch der Rauch seinen Ausweg suchen muß. Ein großes Feuer in der Mitte des Raumes gehört zu den besonderen Liebhabereien aller Stämme und das erste Geschäft bei jeder Versammlung, jedem etwas längeren Beisammensein ist, ein flackerndes Feuer anzuzünden. Dies geschieht nicht

etwa blos in der Nacht, wo es die eintretende Abkühlung der Luft und die Stechmücken nöthig erscheinen lassen, sondern auch bei einer Tagestemperatur, die dem Europäer überflüssig warm dünkt. „So viel Weiber, so viel Thüren!" sagt das Mbondemo-Sprüchwort, Thüren zu den Schlafzimmern derselben nämlich. Jede Frau hat ihr Zimmer für sich und verwahrt in derselben auch etwaige Lebensmittel und sonstige Herrlichkeiten. Da diese Privatgemächer nur bei Nacht benutzt werden, entbehren sie aller Beleuchtungsvorkehrungen. Das Haus des Häuptlings zeichnet sich gewöhnlich nur durch ansehnlichere Größe aus, was wieder mit der größern Anzahl von Frauen zusammenhängt, die ein solcher Herrscher aus politischen Rücksichten sich zulegt.

Außerdem enthält jeder Ort noch ein Palawerhaus, d. h. eine Art von Gerichtssaal oder Gemeindehaus, in welchem sich die Männer versammeln.

Ein Haus steht dicht am anderen, alle bilden eine lange Straße aus zwei Reihen. Die Straße ist hinlänglich breit und ihre Enden sind mit Palissaden verschlossen. In jeden Ort führt nur ein Eingang, der beim Eintritt der Dunkelheit geschlossen und bewacht wird. Da alle Hausthüren sich nur nach der Straße öffnen, so ist der ganze Ort wie eine kleine Festung verwahrt, sobald das Stadtthor geschlossen wird.

Der Kriegszustand, in dem das Land fast fortwährend sich befindet, macht eine solche Bauweise leider nothwendig. Die ganzen sozialen Verhältnisse jener Negerländer erinnern in vielen Beziehungen vielfach an die Zustände unseres eigenen Vaterlandes während der Zeit des Mittelalters, wo auch jedes Oertchen Ringmauern und verschließbare Thore mit Thorwächtern besaß.

Vielweiberei ist hier eine Sache, die sich nach den geläufigen Vorstellungen von selbst versteht, und so sehr die Neger hohe Achtung vor den Weißen zeigten, wenn sie deren Reichthum an Handelsgütern im Auge hatten, so sehr bemitleideten sie dieselben, daß sie noch auf so niederer Kulturstufe stünden: mit einer Frau sich behelfen zu müssen. Das Land der Weißen, meinten sie, muß eine sehr schöne Gegend sein, da dort in den Flüssen Rum fließt statt Wasser. Der Gott der Weißen hat sie auch mit vielen Gütern gesegnet. Ihr Fetisch hat ihnen Flinten, Schießpulver, Perlen u. dgl. geschenkt, — allein sie scheinen im Ganzen doch mehr Glück als Verstand zu haben, was schon aus ihrem Verhältniß zu den Frauen zu ersehen ist.

Du Chaillu's Belehrungs- und Bekehrungsversuche hatten gewöhnlich nur einen kläglichen Erfolg. Er machte diese Erfahrung gleich in seinem ersten Standquartier bei König Dayoko. An einem schönen Sonntagmorgen, als alle Hände auf dem Felde beschäftigt waren, citirte er die beiden zurückgebliebenen Dorfwächter zu sich, um mit ihnen eine Bibelstunde zu halten. Nachdem er ihnen eindringlich bewiesen, wie „das Buch" so außerordentlich gut sei und viel Besseres enthalte, als alle Fetische ihnen bieten könnten — ward ihm der einfache Bescheid: „Für euch Weiße ist das Buch gut — für uns Schwarze ist es aber nicht praktisch, denn euch hat ein anderer Fetisch geschaffen als uns, wir müssen uns nach dem unseren richten!"



Fan-Schmiede.

III. Die Fan.

Reise zu den Fan. Handelskarawanen. Afrikanisches Kautschuk und seine Gewinnung. Der erste Fan. König Ndiayai. Fan-Trachten und Waffen. Kannibalismus. Eisenindustrie. Elefantenjagden. Musik und Tanzvergnügen. Die Oscheba's.

Die Reise über die Gebirge zu den Fan konnte nur zu Fuß fortgesetzt werden. Einige tüchtige Männer bildeten die Bedeckung, mehrere Weiber dienten statt Packesel und zuletzt schloß sich Mbene selbst der Partie an, da er gleichzeitig Geschäfte zu machen oder dergleichen einzuleiten hoffte.

Man schlug die gebräuchliche Handelsstraße ein und hatte dadurch den Vortheil, daß man zu Nacht stets Hütten vorfand, die an geeigneten Stellen zur allgemeinen Benutzung errichtet sind und von jeder neu ankommenden Gesellschaft ausgebessert werden. Sie waren bei der eingetretenen Regenzeit doppelt angenehm.

Selbst die Heerstraßen für die größten Karawanen bestehen in Westafrika nur aus einem mitunter kaum spannebreiten Pfade, der eben nur für den einzelnen Fußgänger ausreicht. Es hängt dies genau mit dem Umstande zusammen, daß hier die Lastthiere gänzlich fehlen und alle Transporte auf den Schultern der Menschen ausgeführt werden. Die offenen Schlafhütten, welche Du Chaillu hier antraf, lassen den Schluß zu, daß die äquatorialen Gegenden verhältnißmäßig sicher zu bereisen und wegelagernde Raubhorden nicht in dem

Grade zur Regel sind, wie weiter im Süden zwischen Benguela und Bihe es der Fall ist. Magyar, welcher die Reise zwischen den letztgenannten Orten mit einer Karawane machte, die 2000 Köpfe zählte, berichtet, daß vorzüglich der Stamm der Kibunda, dessen Männer sehr viel auf Handelsreisen sind, eigenthümlich befestigte Nachtlager zu errichten verstehe.

Als Rastplatz wählen jene Leute wo möglich eine Stelle, die hinreichend Holz, Gras und Trinkwasser besitzt. Gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittag macht der Zug gewöhnlich Halt und sofort erschallen auch schon im Walde die Axtschläge. Es wird ein Kreis von Palissaden eingerammt, in welchem einige Oeffnungen als Thore bleiben, die man zur Nachtzeit schließt. Rings an diesen Holzwall lehnen sich die Hütten, die gewöhnlich je zwei Schlafstellen enthalten. Vier Aeste, oben mit Gabelzweigen, bilden die Pfeiler und tragen auf Querhölzern dicht belaubte Baumzweige. Fürchtet man Regen, so wird das Dach durch eine Grasschicht wasserdicht gemacht. Um die Schlafstelle herzurichten, häufelt man zunächst die Erde auf und ebnet sie, bedeckt diese Erdbank oben mit Gras und Laubwerk und breitet die Matte darüber. Jede Hütte enthält zwei solcher Lagerplätze, zwischen denen das Feuer brennt, gleichzeitig zum Erwärmen und zum Schutz gegen die Moskitos.

In der Mitte des Lagers werden auf dem freien Platze die Waarenballen abgelegt, unten durch eine Holzlage und oben durch eine Zweig- und Grasdecke gegen die Nässe geschützt. Daneben wird auch wol die geräumigere Hütte des Karawanenführers aufgerichtet. Binnen zwei Stunden ist ein solches Lager vollendet und gewährt Schutz selbst gegen den Angriff einer Raubhorde, da man während der ganzen Nacht Wächter anstellt.

Die Schlafhütten, welche Du Chaillu antraf, waren ohne äußeren Palissadenschutz, nur Zweighütten mit wasserdichtem Dach.

Am Morgen setzte man die Reise fort. Der Weg war nach Du Chaillu's Versicherung sehr anstrengend und mühsam. Auf weite Strecken mußte man durch Schlammgrund waten, den die Regengüsse aufgeweicht hatten, dann wieder ging es steile Berggehänge hinauf, an denen die Felsblöcke statt Stufen dienten. Die Neger waren hierbei besser daran, als unser Franzose. Sie klammerten sich mit ihren Zehen so geschickt an wie die Affen, während er in seinen Schuhen daran ausglitt.

Stundenlang ging der Zug durch dichte Wälder, die noch nicht von des Menschen Axt berührt waren. Sie schienen wie ausgestorben und zeigten keine Spur von thierischem Leben.

Eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit ward durch einen mächtigen Wasserfall herbeigeführt. Du Chaillu bezeichnet ihn als den Ntambunay, der von der zweiten Kette des Krystallgebirges herabstürze und dabei eine prächtige Reihe von Kaskaden von einer Viertelstunde Weglänge bilde.

Man traf auch mit mehreren Horden eingeborener Handelsleute zusammen und tauschte einige Lebensmittel von ihnen ein. Als Gegengabe dienten Salz, Tabak, kupferne Platten, die unter dem Namen „Neptuns" an der Küste bekannt sind, Messingketten und dergleichen. Jene Handelsgesellschaften bestanden aus Personen beiderlei Geschlechts und jeden Alters.



Wasserfall des Ntambunay.

Die Männer waren bis an die Zähne bewaffnet, trugen Speere und Schilde, Schwerter und gelegentlich auch Musketen. Die Frauen waren am schlimmsten daran. Außerdem daß sie die kleinen Kinder tragen mußten, welche noch nicht im Stande waren, auf eigenen Füßen dem Zuge zu folgen, waren sie noch bepackt mit den Mundvorräthen und den Handelsgütern, welche in Elfenbein und Kautschuk bestanden. Das letztere gewinnt man in Westafrika nicht aus einem Baume, sondern aus einem starken Schlinggewächs, das stellenweise häufig ist. Vielleicht ist diese Pflanze zu derselben Gattung Vahea gehörig, die auf Madagaskar in zwei Kautschuk liefernden Arten auftritt und von der eine Art, Vahea Senegalensis, auch am Grünen Vorgebirge vorhanden ist. In diesem Falle würde sie zur natürlichen Familie der Apocyneen gehören. Bei der Gewinnung des Federharzes geht man aber hier in Westafrika so rücksichtslos zu Werke, daß man die Ranken zerstört. Man verletzt sie durch zu viele gleichzeitige Einschnitte und erschöpft sie, anstatt sie in vernünftiger Art zu schonen. Dadurch vernichtet man in kurzer Zeit den Vorrath einer Gegend und führt Stockungen im Handel herbei, da jene Rebe erst ein mehrjähriges Alter erreichen muß, ehe ihr Saft hinreichend Kautschuk liefert. Die starke Nachfrage nach Kautschuk hatte außerdem die Habsucht der Eingeborenen veranlaßt, den Saft mit der Milch anderer Bäume zu verfälschen, sogar fremde Körper einzukneten, und dadurch die ganze Waare in Mißkredit gebracht.

Nach einigen weiteren Tagemärschen waren die Reisenden von Hunger so entkräftet, daß sie kaum weiter konnten. Zu allgemeiner Freude entdeckte einer von Du Chaillu's Begleitern einen Stock wilder Bienen. Die Insassen wurden ausgeräuchert und der ganze Stock herausgenommen. Er war voller Bienenmaden, allein der Heißhunger ließ Alles delikat erscheinen: Honig, Wachs, todte Bienen, Maden und Schmuz, Alles wurde verschlungen, und man beklagte sich nur darüber, daß nicht noch mehr vorhanden sei. Die Waldungen Westafrika's enthalten außerordentliche Mengen von Honigbienen; welchen Insektenarten die letzteren angehören, ist wissenschaftlich noch nicht bestimmt; Wachs bildet aber einen ansehnlichen Ausfuhrartikel von Senegambien an bis zum Kaplande.

Schließlich kam man in die Nähe der Fan-Ortschaften. Du Chaillu war seiner Reisegesellschaft gerade bei Verfolgung eines Affen vorausgeeilt, als er mit einem Fan zusammentraf, der zwei Weiber in seiner Begleitung hatte. Beide Parteien standen sich eine geraume Zeit erschrocken und furchterfüllt gegenüber. Die Fan hielten das Weißgesicht für ein Gespenst, das plötzlich aus den Wolken gefallen sei, und wagten kein Glied zu rühren. Der Franzose dagegen ward besonders unheimlich gestimmt durch die Speere, welche der kräftige Krieger in der Faust krampfhaft gefaßt hielt. Zu beiderseitiger Freude kam Mbene mit den Begleitern herzu und erklärte den Fan, die räthselhafte Gestalt sei kein Spuk, sondern sein, Mbene's, „weißer Mann“, der weit her über das „dicke Wasser“ gekommen sei, um die berühmten Fan zu besuchen.

Am folgenden Tage stattete Du Chaillu dem König des nächsten Ortes seinen Besuch ab. Gleich beim Eintritt in das Dorf begegnete er — nach seiner

Erzählung — einem Weibe, welches ein Menschenbein nach ihrer Küche trug, und er war höchlich besorgt, die Leute möchten auf die Idee kommen, sich zu überzeugen, ob sein Fleisch eben so schmackhaft sei als dasjenige der Schwarzen. Er fürchtete dies um so mehr, als der König Ndiayai sich in den Kopf gesetzt hatte, er würde binnen drei Tagen sterben, wenn das weiße Gespenst in seine Nähe käme. Ndiayai empfing den Fremden im Gemeindehause, umgeben von seinen bewaffneten Kriegern. Alle waren große, kräftige Leute, von heller, mehr brauner Farbe, ein ganz anderer Menschenschlag als die Küstenstämme. Magyar macht bei seinen Reisen im Süden dieselbe Bemerkung, daß die meisten Gebirgsneger ein viel kräftigerer Menschenschlag sind als die an der Küste wohnenden Stämme.



König Ndiayai.

Das Haupthaar war bei den meisten zu einem Zopfe geflochten, den man durch Einfügen von Werg noch verlängert und mit mancherlei Putz verziert hatte. Des Königs Zopf übertraf alle anderen an Länge und theilte sich am Ende in zwei Schwänze. Der Kinnbart war bei Allen in zwei Zöpfe geflochten und zahlreiche weiße Perlen in dieselben eingefügt, so daß sie steif abstanden.

Die vorderen Zähne waren eingefeilt und schwarz gefärbt und verliehen dem Gesicht einen höchst wilden Ausdruck. Gesicht und Leib hatten durch Einschnitte und rothe Farben einen eigenthümlichen Putz erhalten.

Das einzige Kleidungsstück der Fan bestand in einem Lendenschurz, der bei den Vornehmeren aus dem Fell einer Tigerkatze oder eines Leoparden gemacht war. Die Weiber begnügten sich mit einem schmalen Streifen selbstverfertigten Zeuges. Sie konnten sich nicht genug über den Franzosen wundern, daß sich dieser über und über in Baumwollenstoffe gewickelt habe und dadurch sich alle Bewegungen erschwerte. Die Stiefeln waren ihnen anfänglich ein so unbegreifliches Ding, daß sie dieselben für des Reisenden bloße Füße ansahen und ihr Erstaunen darüber aussprachen, an seinen Händen weiße Haut zu finden und an den Beinen schwarze. Um den Hals trug der König, sowie seine Leute, an Schnüre gereiht eine Menge Raritäten,

die als Schutzmittel theils mancherlei Uebel abhalten, theils als Fetische besondere Fähigkeiten verleihen sollten.

Unserem Freund Du Chaillu gegenüber hatten die Fan nicht ohne Grund alle möglichen Schutzmittel angelegt, da ihnen bei seinem Erscheinen gar nicht geheuer zu Muthe war.

Mbene machte den Dolmetscher und Fürsprecher. Er freute sich dabei höchlichst, daß er diesmal die Fan mit seinem Schutzgespenst zu fürchten machte, während sie sonst ihm und seinen Leuten Gegenstände des Schreckens zu sein pflegten.

Mbene trat gleichzeitig auch als Freiersmann auf und bewarb sich um eine Tochter des Fan-Königs für seinen Harem. Er hatte die reichen Elfenbeinmengen im Auge, welche die Fan auf ihren Jagden erbeuten, und ward auch huldvoll aufgenommen.

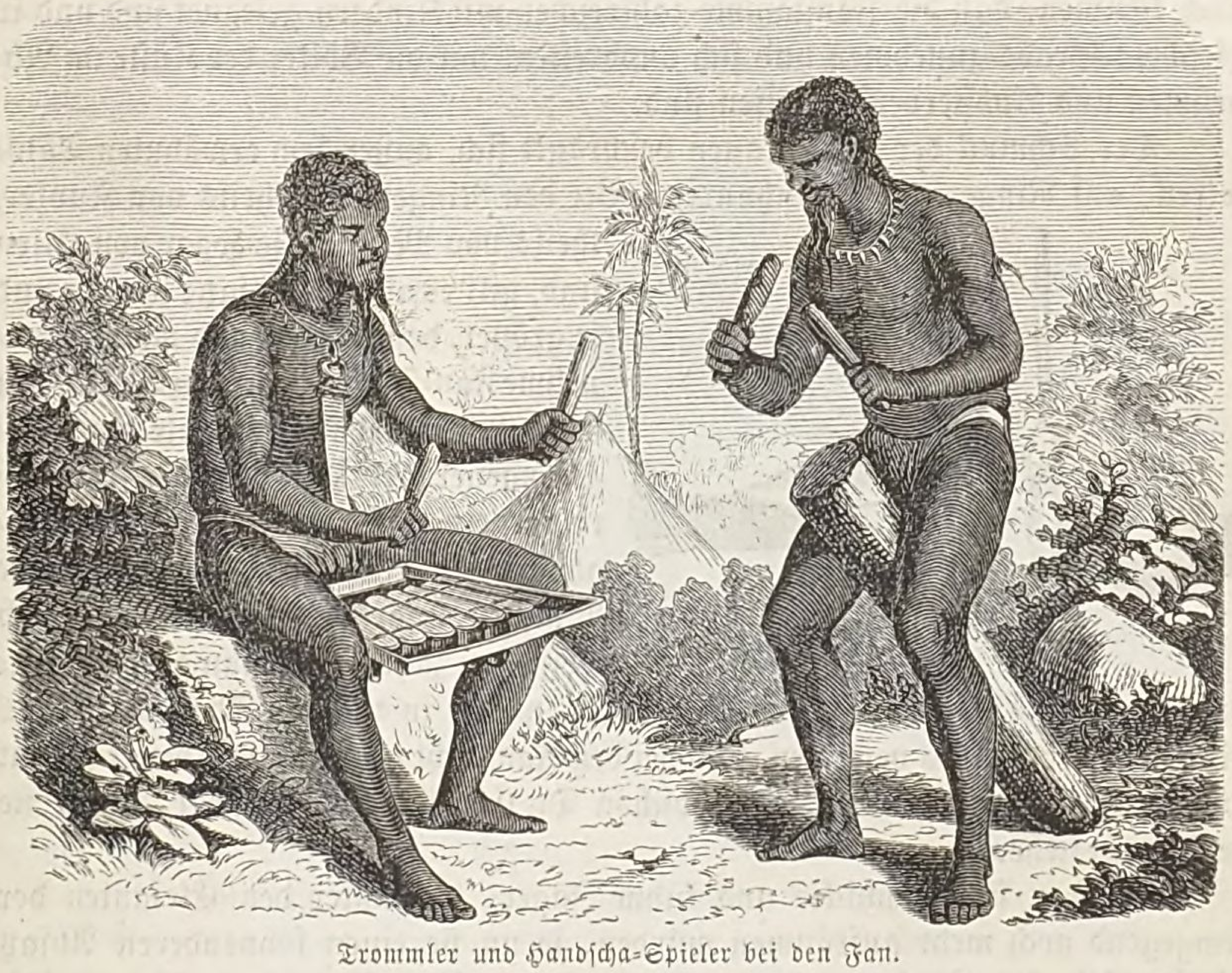
Du Chaillu ward gnädig empfangen und ihm eine Hütte zur Wohnung angewiesen. Der Ort hatte dieselbe Bauart, die wir bereits bei den Mbondemo schilderten. Die breite Straße zwischen den zwei Häuserreihen war leidlich reinlich gehalten, mit Ausnahme der abgenagten Menschengebeine, die herumlagen, nach Du Chaillu's Ansicht aber den Fans einen appetitlichen Anblick gewähren.

Man hat den Kannibalismus der Fan anzweifeln wollen, allein derselbe ist über alle Zweifel bestätigt. Du Chaillu erzählt auch, daß ein bei einer Elefantenjagd verunglückter Fan-Jäger, bei der er selbst zugegen war, von seinen Kameraden an ein Nachbardorf verhandelt worden und kurz darauf als Austausch die Leiche eines Negers aus jenem Dorfe eingetroffen sei, die deutliche Spuren der Krankheit an sich getragen, welche ihren Tod herbeigeführt. Das Fleisch, sagt er, sei regelmäßig vertheilt und der Kopf dem König überreicht worden. Ja, er fügt noch hinzu, Fans hätten bei einem Streifzuge nach der Küste sogar die Leichen aus den Gräbern gescharrt und verspeist. Hier muthet er denn doch vielleicht der Gutmüthigkeit seiner Leser etwas zu viel zu!

Interessant sind auch die Mittheilungen, welche Du Chaillu über die Intelligenz und Kunstfertigkeit der Fan bringt. Die eigenthümliche, kegelförmige Schädelbildung, welche er bei diesem Stamme wahrnahm, ließ ihn zunächst auf geistige Stumpfheit schließen, bald überzeugte er sich aber vom Gegentheil. Es ist überhaupt eine merkwürdige Thatsache, daß menschenfleischfressende Volksstämme sittlich wie geistig anderen Völkern, die dergleichen Speisen verabscheuen, überlegen sein können. Wir wissen solches schon von den alten Kariben Westindiens, von den alten Mexikanern, von den Kanaken der Sandwichgruppe, von den Fidschi-Insulanern und von den edlen Maori auf Neu-Seeland. So lernte auch Du Chaillu in den Fans einen sehr geweckten Menschenschlag kennen. Sie verstehen ohne Drehscheibe thönerne Geschirre völlig kreisrund und nett herzustellen und durch Feuer zu härten; ebenso verfertigen sie ihre Tabakspfeifen eigenhändig, bei denen sie das Rohr aus einem Schilfstengel machen. Mitunter findet man auch eiserne Pfeifenköpfe, die besonders hoch gehalten werden. Aus Pflanzenfasern flechten sie Wassergeschirre und machen sie durch Harz dicht. Besonders überrascht den Europäer aber ihre Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Eisens.

An vielen Stellen im Lande steht Eisenerz zu Tage aus, wie ja Afrika überhaupt reich daran ist. Sie bauen aus Erz und Holzkohlen einen Meiler

auf, den sie in Brand stecken und das Feuern so lange fortsetzen, bis sich Gußeisen zusammensickert. Ein paar ausgehöhlte Holzstücke, an der Seite mit einer Röhre und oben mit einem durch einen Griff zu bewegenden Leder versehen, vertreten die Stelle der Blasebälge und steigern die Glut. Ein größeres Stück Eisen dient als Amboß, ein Stein oder Eisenstück statt des Hammers. Bis zur Erfindung des Hammerstiels sind sie noch nicht vorgeschritten. Durch vielfaches Glühen und Hämmern verwandeln sie das Roheisen in Schmideeisen und Stahl, die sie den europäischen Rohstoffen sogar vorziehen. Freilich merkt man, daß den Fan die Zeit noch nicht als besonderes Gut erscheint, denn ein Mann arbeitet an einem Messer, einem Schwert oder Dolch monatelang und ein solches Stück, mit allerlei Figuren und Zierrathen geschmückt, vererbt vom Vater auf den Sohn als hochgehaltenes Kapitalstück.



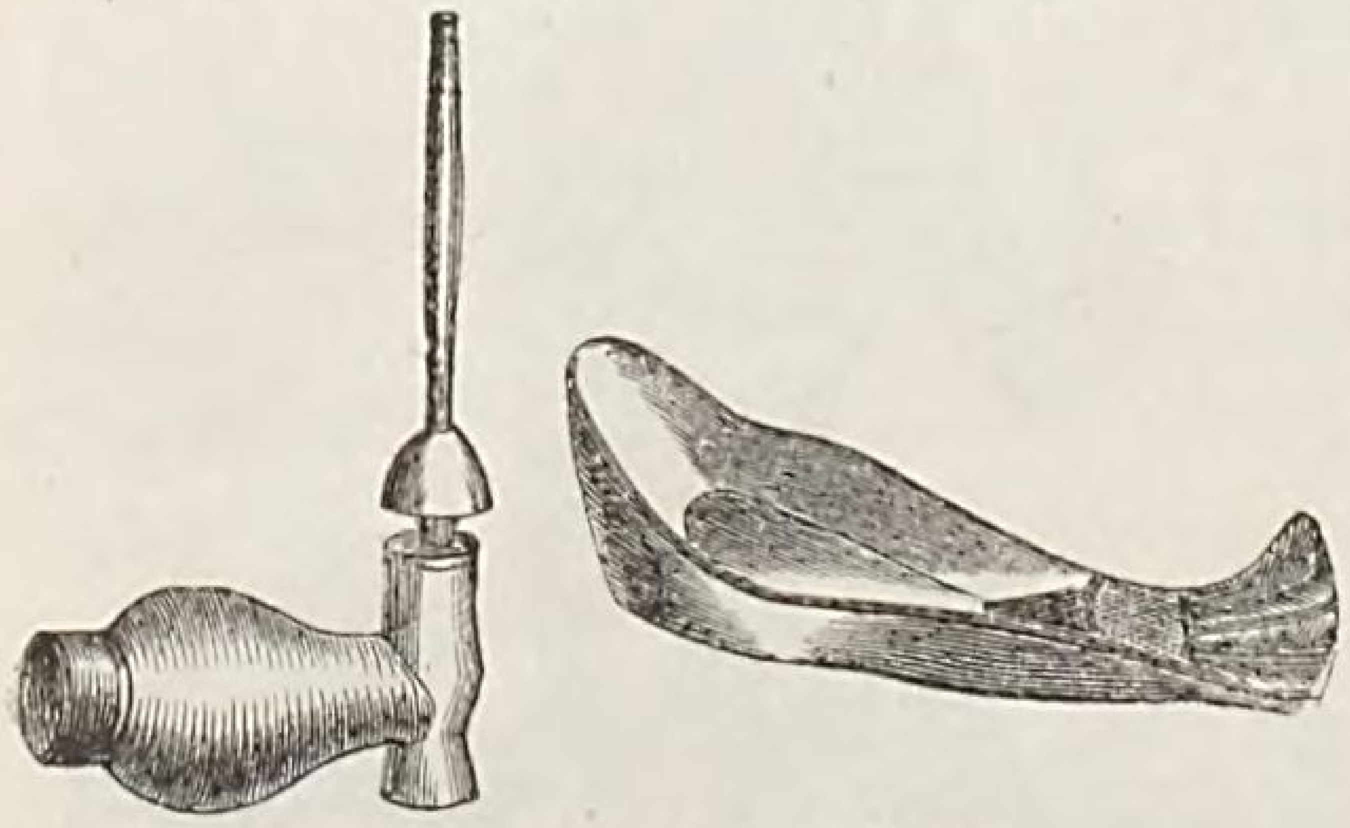
Trommler und Handscha-Spieler bei den Fan.

Den größten Fleiß legen die Fan auf Anfertigung ihrer Waffen. Ein Schild von halber Mannsgröße und viereckiger Form ist das einzige Schutzmittel, welches sie besitzen. Sie fertigen ihn aus getrockneter Elefantenhaut und versehen ihn auf der Innenseite mit zwei Griffen für den Arm und die Hand. Dergleichen Schilde sind so fest, daß sie selbst in einiger Entfernung abgeschossene Flintenkugeln abhalten. Zum Angriff dienen ihnen mehrere Arten Speere, ein Schlachtschwert und Handeisen zum Schleudern, ganz ähnlich jenen Handeisen, welche Dr. Barth bei den Mußgu am Arré südlich von Bornu vorfand. Außerdem haben sie Streitäxte und Pfeile. Die letzteren schießen sie mittels einer kräftigen Armbrust, die so straff gespannt ist, daß der Fan, um sie aufzuziehen, Hände und Füße zu Hülfe nehmen muß. Bei der Jagd schießt man doppelt

längere Pfeile mit eisernen Spitzen, die Kriegspfeile dagegen sind kleine Rohrstückchen von 30 cm. Länge, die vorn spitz zulaufen und ganz harmlos aussehen. Ihre Spitzen sind roth gefärbt durch einen Pflanzensaft, in den sie eingetaucht werden und der Wunden unfehlbar tödlich macht. Sie sind so leicht, daß man sie wegblasen kann, wenn sie auf der Armbrust liegen. Um deshalb das Herabfallen zu verhüten, wird die Armbrust an einer Stelle mit etwas klebrigem Pflanzengummi bestrichen, das jeder Krieger mit sich führt. Die Giftpfeile selbst werden sorgfältig in einem Täschchen aus Leder oder Menschenhaut verwahrt und jeder einzeln durch eine Schlinge festgehalten.

Das eheliche Leben der Fan scheint lobenswerther zu sein als dasjenige bei den Küstennegern. Sie verheirathen die Mädchen nicht vor dem erlangten reiferen Alter und legen Werth auf die Keuschheit derselben. Daher mag es auch kommen, daß die Fanstämme zahlreicher mit Kindern gesegnet sind und in gleichem Grade zunehmen und sich ausbreiten, wie die Völker der Küste im Abnehmen und Aussterben begriffen sind.

Der Schmuck der Fan-Frauen beschränkt sich, außer dem erwähnten Tätowiren, auf Ringe und Perlschnuren. Bei den Ringen, die theils von Kupfer, theils von Messing, ja sogar von Eisen sind, gilt es als Grundsatz: je mehr und je größer, desto besser, und manche vornehme Fan-Dame ist an den Beinen mit mehr Eisenringen belastet als ein Baugefangener. Als Kaufgut hat der Bräutigam seinem Schwiegervater auch dergleichen Herrlichkeiten, sowie kupferne Pfannen und Glasperlen (vorzüglich weiße) zu zahlen, die man gegen Elfenbein von der Küste her erhält. Die Kauris, welche in anderen Theilen Afrika's die Stelle des Geldes vertreten, sind bei den Fan nicht gebräuchlich, besser scheint noch Salz in Aufnahme zu sein, obschon Du Chaillu nicht angiebt, woher sie dasselbe beziehen.



Tabakspfeife und Löffel.

Die Fan sind geschickte und kühne Jäger, die unter den Elefanten der Umgegend noch mehr aufräumen würden, wenn sie einen lohnenderen Absatz für ihr Elfenbein fänden, als durch die langweilige Spedition, die zur Zeit noch gebräuchlich ist. Den Elefanten sucht man durch Lianen, mit denen man ihren Lieblingsaufenthaltsort umhegt, die Flucht zu erschweren und schleudert dann so viele Speere auf sie, bis sie sich verblutet haben, verfährt also ähnlich wie die südafrikanischen Völkerschaften, von denen Dr. Livingstone erzählt.

Um den erlegten Elefanten wird ein Freudentanz aufgeführt, ein bestimmtes Stück des Fleisches erhält der Fetischmann, der es dem Schutzgott der Elefantenjagd weiht und in den Gebüschen niederlegt. Dort wird es eine Beute der Leoparden, wenn es nicht der schlaue Priester auf die Seite bringt. Das übrige Fleisch kommt in gleichen Theilen der ganzen Jagdgesellschaft zu Gute und wird entweder roh verzehrt oder geräuchert. Du Chaillu fand das geräucherte Elefantenfleisch abscheulich, während es bei den Fan die geschätzteste

Speise bildet. Die Zähne, als die werthvollsten Stücke der Beute, gehören denjenigen Jägern, welche das Thier speerten und tödteten. Du Chaillu erzählt auch, daß die Fan die Elefanten mitunter durch ähnliche Mittel erlegen, wie man sie in anderen Theilen Afrika's gegen die Flußpferde anwendet. Sie hängen ein scharfes Eisen an einen schweren Stein oder Klotz über dem gewöhnlichen Pfade der Thiere so auf, daß es herabstürzt, wenn die vorbeipassirenden Elefanten eine querüber gespannte Schnur auflösen.

Da das Elfenbein, wie gesagt, das Hauptmittel ist, um die Tauschartikel zu erhalten, mit deren Hülfe die Männer in den Stand gesetzt werden, sich ein Weib zu erfreien, so wird die Elefantenjagd auch besonders von den heirathslustigen jungen Männern betrieben. Sie sind dabei freilich auch mancherlei Gefahren ausgesetzt, denn der langnasige Herr der Wälder versteht wenig Spaß. Jene Lianen, die den Elefanten aufhalten sollen, können gelegentlich auch einmal dem Jäger hinderlich werden, wenn es gilt, durch schnellste Flucht dem wüthenden Thier zu entrinnen. Die Neger haben aber in solchen Gefahren so viel Geistesgegenwart und entwickeln solche affenartige Gewandtheit, daß sie sich dadurch oft aus Lagen heraushelfen, in denen ein Europäer unfehlbar verloren wäre.


Armbrustschütz.

Der Ackerbau der Fan ist ebenso nothdürftig wie derjenige ihrer Nachbarn. Sie klären den Wald stellenweise mit Hülfe von Beilen oder schweren Hackemessern, und kultiviren Maniok, Bananen, ein paar Sorten Yam, Zuckerrohr, Kürbisse und rothen Pfeffer. Der Maniok liefert die Hauptspeise. Jeder Ort hat zwei bis drei große hölzerne Mörser von ausgehöhlten Baumstämmen gefertigt, in denen die Maniokwurzeln zu Mehl zerstampft werden. Letzteres verbäckt man zu kleinen Kuchen oder verzehrt es ohne weitere Zubereitung. Die Kürbiskerne dienen mehr zu einer Art Leckerei. Sie werden aus den Früchten herausgenommen, getrocknet, dann für das längere Aufbewahren durch Räuchern geeignet gemacht, ohne welches sie leicht durch gewisse Insekten zerstört werden. Will man sie genießen, so kocht man sie, schält sie einzeln und zerreibt sie in einem kleinen Holzmörser unter Zusatz eines vegetabilischen Oeles, dann bäckt man die Mischung in einem irdenen Gefäße oder in einem Bananenblatt über den Kohlen und erhält so eine angenehm duftende und schmeckende Speise.

Die Festlichkeiten der Fan sind ziemlich roher Natur, wie bei einem solchen Stamm nicht anders zu erwarten. Sie ähneln denjenigen, die bei den meisten Negern der Küste und des Innern gebräuchlich sind, und bestehen größtentheils in Tänzen, die dem europäischen Geschmack nicht zusagen. Dabei wird von den

Zuschauenden, besonders wenn etwa eine Hochzeit abgehalten wird, tüchtig Elefantenfleisch geschmaust und Palmenwein getrunken. Die Musik wird dabei auf eben so einfache Weise ausgeführt. Das Hauptinstrument ist eine Art Trommel von 1 bis $1\frac{1}{2}$ m. Länge, gearbeitet aus einem hohlen Stammstück, oben etwas weiter als unten und wie unsere Trommeln an beiden Enden mit einem Thierfell bespannt. Je größeren Spektakel der Tambour damit verursachen kann, desto höher wird sein musikalisches Talent gepriesen. Die übrigen Zuschauer sekundiren ihm mit Händeklatschen und einförmigem, mißtönendem Gesang.

Das zweite gebräuchliche Instrument, die Handscha, ist etwas zarter in Bau und Wirkung. Sie entspricht völlig der Marimba Südafrika's, nur ist sie einfacher gebaut als diese. Die Handscha besteht aus einem viereckigen Rahmen, der während des Spieles zwischen den Knieen gehalten wird. An querüberlaufenden Riemen sind sieben Holzstücke von verschiedener Länge befestigt, die man nach der Tonfolge abgestimmt hat. Als Resonanzboden zur Verstärkung des Klanges ist unter jedem Holzstück ein ausgehöhlter Flaschenkürbis. Der Spieler schlägt die Holzstücke mit zwei Klöppeln ganz so, wie unsere Glasharmonika's und Hackebrete bearbeitet werden und vermag dadurch schon etwas leidlich Erträgliches zu produziren.

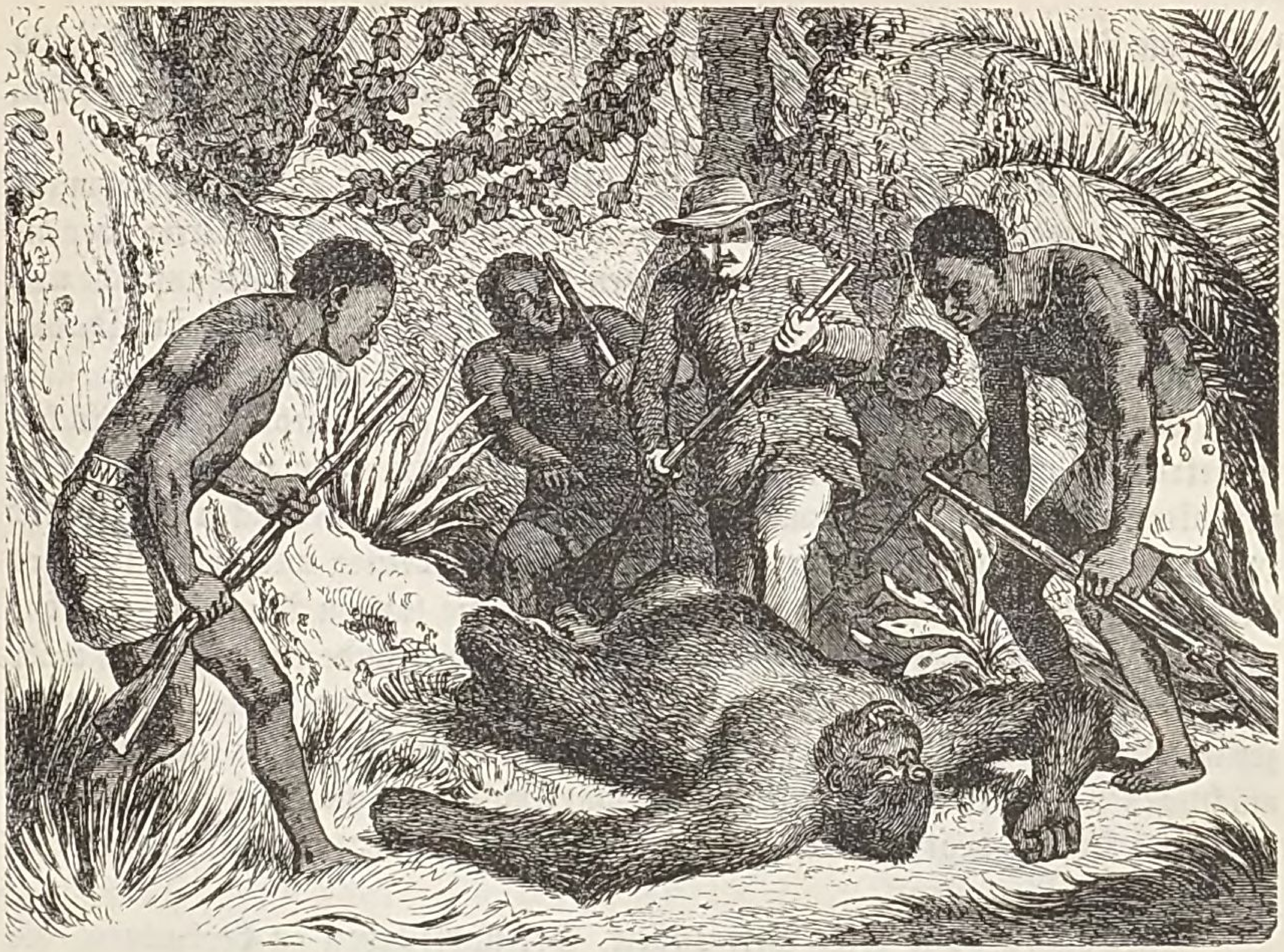
Auf längere Zeit wollte es Du Chaillu trotz allen Festlichkeiten und großartigen Jagden, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, doch nicht behagen.

„Das Bett war hart, die Kost war schlecht,
Niemand verstand mich recht!“

sagt er mit Goethe. Sein Nachtlager (s. Anfangsvign. S. 329) bestand nämlich in einer Art Lattenbank, aus knotigen Bambusstücken von Zolldicke gemacht, so daß es ihm frühmorgens zu Muthe war, als hätte er auf einem Haufen Kanonenkugeln geschlafen. Gerichte zu essen, welche der Fankönig durch seine — freilich grundhäßlichen — Weiber Du Chaillu schon zubereitet übersendete, war ihm vor Ekel nicht möglich, da ihn der Gedanke quälte, sie möchten in einem Topfe mit Menschenfleisch zusammen gekocht worden sein.

Bevor Du Chaillu seine menschenfresserischen Freunde verläßt, macht er, seiner Angabe zufolge, noch einen Abstecher zu den landeinwärts wohnenden, eben so wilden Oscheba's und erkundigt sich bei dem Häuptling derselben danach, was für Leute jenseits hinter dem Walde seien. Hierüber kann er angeblich weiter nichts erfahren, als daß die weiterhin hausenden Stämme sehr schlimm wären. Ihr Name ward ihm nicht verrathen, obschon die Oscheba's mit ihnen im Kriege lagen, und zu Führern weiter nach Osten konnte er keinen anständigen Menschen auftreiben. Die Fan würden sich vielleicht dazu hergegeben haben, ihn den Congoquellen näher zu bringen; er fürchtete aber, sie möchten ihn trotz aller Zärtlichkeit doch verkosten, wenn er etwa krank würde und nicht mehr schußfertig sei.

So verabschiedet er sich denn von seinen wilden Freunden, von deren Zukunft er sich aber große Hoffnung macht, besonders wenn sie sich eine andere Kochkunst zugeeignet haben werden, und watet im fortdauernden Regen der Küste wieder zu.



Der erlegte Gorilla.

IV. Der Gorilla und seine Vettern.

Die menschenähnlichen Affen Westafrika's. Erste Bekanntschaft mit dem Gorilla. Seine Gestalt und Lebensweise. Ein junger Gorilla. Gorillajagd. Gorillafetisch. Jägergeschichten. Das Gorillagespenst. Der Nschiego. Der Kulu-Hamba.

Du Chaillu bezeichnet es selbst als eine der größten Errungenschaften seines mehrjährigen Jägerlebens im äquatorialen Westafrika, daß es ihm gelungen sei, die Naturgeschichte des Gorilla und der anderen drei afrikanischen Affenarten, welche demselben nahe stehen, aufgeklärt zu haben. Letztere sind der Schimpanse, der Nschiego-Mbouve (Troglodytes Calvus) und der Kulu-Hamba (Troglodytes Culu-Hamba). Er erzählt, daß er den Gorilla in seinen eigenthümlichen Sitten, seiner Lebensweise, in den Waldungen vielfach beobachtet und gerade in dem Gebiete der Fan-Neger, während seines Aufenthaltes bei denselben, das erste Exemplar dieses Thieres erlegt habe.

Bei seinem Uebergange über die Sierra del Cristal fand er in der Nähe von Dickichten aus wildem oder verwildertem Zuckerrohr die ersten Spuren des Gorilla. Er fand mehrfach Rohr abgerissen und zerknickt und seine Begleiter riefen sofort „Nguyala!", mit welchem Worte sie in ihrer Sprache den Gorilla bezeichnen. Beim weiteren Verfolgen der Merkzeichen fand man deutliche Fußspuren im weichen Boden.

Der Gorilla läuft wie alle Affen auf allen Vieren. Seine hinteren Hände berühren den Boden beim Auftreten nur mit dem Ballen und dem Daumen, die Finger drücken sich im Boden nicht ab und auch von den vordern Händen

lassen die Finger nur verhältnißmäßig schwache Spuren zurück, da der Gorilla nicht auf der Sohle der Hände geht, sondern die Finger eingeschlagen hält, so daß die Außenseite der Finger den Boden berührt.

Nach vielfachem Hin- und Hersuchen traf man endlich vier junge Gorillas bei einem umgestürzten alten Baumstamme versteckt. Sie eilten hurtig über die Felsblöcke und durch das Gestrüpp, trugen dabei den Körper halb aufrecht und stießen ein Geschrei aus, das etwas Menschliches hatte, so daß sich Du Chaillu selbst wie ein Mörder vorkam, als er sein Gewehr nach ihnen abfeuerte.

Beim Aufrechtstehen hält sich der Gorilla stets etwas gebückt; sein Rücken ist gekrümmt und seine Kniee sind nach außen gebogen. Die Hinterbeine sind verhältnißmäßig kurz und vermögen nur mit Schwierigkeit den dicken Oberkörper zu tragen. Geht das Thier langsam auf den Hinterbeinen weiter, so sucht es das Gleichgewicht dadurch zu erhalten, daß es die langen Arme hin und her schleudert. Bei rascherem Laufe helfen die vorderen Hände mit und dann trabt der Gorilla im Paßschritt, Vorder- und Hinterbein derselben Körperseite gleichzeitig vorwärts setzend. Der große Kopf scheint fast ohne Hals zwischen den mächtigen Schultern zu stecken, eine Eigenthümlichkeit, welche in der Einlenkungsweise des Kopfes begründet liegt. Brust und Vorderglieder verrathen eine ungewöhnliche Muskelkraft.

Du Chaillu hatte öfter Gelegenheit, Gorillaweibchen zu beobachten, die mit ihren Jungen im Walde oder auf den mit Felsblöcken bestreuten Hochebenen spielten, und gesteht, daß ihm der Anblick so niedlich vorgekommen sei, daß er es nie übers Herz habe bringen können, zu schießen. Weibchen und Junge, die sich mitunter in kleinen Gesellschaften von drei bis fünf Stück zusammenhalten, pflegen beim Wittern einer Gefahr schleunigst die Flucht zu ergreifen, und es hält dann auf dem Terrain, welches sie bewohnen, äußerst schwierig, ihnen zu folgen. Die jungen Gorillas sind vom frühesten Alter an kohlschwarz; die Jungen der nahe verwandten Affenarten, welche lange Zeit mit dem Gorilla verwechselt wurden, sind dagegen heller gefärbt. Der junge Schimpanse ist gelb, der junge Nschiego-Mbouve sehr blaßweiß.

Als sich Du Chaillu in den Gegenden südlich vom Aequator aufhielt, erhielt er von afrikanischen Jagdfreunden einen jungen, lebenden Gorilla. Er schätzte denselben 2 bis 3 Jahre alt und fand ihn 90 cm. hoch. Du Chaillu gab sich alle mögliche Mühe, ihn zu zähmen, reichte ihm sein Lieblingsfutter, die wilden Früchte und Blätter, die das Thier im Walde vorzugsweise aufsucht, — allein alles war bei dem Wildling vergebens. Er kratzte und biß gelegentlich selbst noch die Hand, die ihn fütterte, und machte bei erster Gelegenheit den Versuch, zu entfliehen. Es waren vier kräftige Männer nöthig, um das Thier zu halten, und einer derselben ward ernstlich durch einen tiefen Biß in den Arm verletzt. Als das Thier infolge dessen in einen Käfig von Bambusrohr gesteckt wurde, starb es, ohne vorher besondere Zeichen einer Krankheit verrathen zu haben. Es scheint jedoch die Zähmbarkeit der Jungen nicht in allen Fällen unmöglich. Ein anderer weiblicher Gorilla, den Du Chaillu in der Kamma-Gegend fing, zeigte sich viel gutmüthiger, starb aber bald, da man ihm nicht die geeignete Nahrung verschaffen konnte. Ein Herr Walker, der seit 10 Jahren am Gabon wohnt,

berichtet von dort (1861), daß er 4 Monate lang ein Gorilla-Weibchen in seiner Faktorei gehalten, das völlig zahm und zutraulich geworden. „Es war", sagt er, „liebenswürdiger als selbst viele Negerkinder und war gewöhnt, auf den Namen Seraphine zu hören. Seraphine begleitete sogar ihren Wärter bei seinen Ausgängen durch die Stadt und deren Nachbarschaft. Sie war sehr zutraulich gegen mich sowol als auch gegen meine Gehülfen und ward nur dann mißvergnügt, wenn Kinder in ihre Nähe kamen. Sie schien gegen diese denselben Widerwillen zu haben, wie die meisten großen Affenarten. Sie war selten angebunden, und wenn es geschah, so reichte ein schwarzes Band schon aus, das sie, wenn sie Gewalt hätte anwenden wollen, leicht hätte zerreißen oder zerbeißen können. Sie ließ es sich gefallen, wenn man ihr Kleider anzog, und schien es sogar gern zu haben. Sie frühstückte oft mit an unserem Tische in Gemeinschaft mit den Herren Barbotin und Renaudin. Wenn Gläser und irdene Geschirre auf der Tafel standen, so nahm sie sich wohl in Acht, Etwas davon zu zerbrechen. Seraphine starb schließlich an Dysenterie."

Nachdem Du Chaillu in den Wäldern der Fan-Gegend einigemal vergeblich nach den Gorillas ausgewesen war, glückte es ihm endlich, sichere Zeichen von der Gegenwart eines solchen Thieres zu bemerken. Du Chaillu's Gefährten machten sehr ernste Vorbereitungen zu dieser Art von Jagd. Sie ritzten sich die Hände und rieben Zauberpulver in die Wunden, um eine ruhige Hand und einen sichern Schuß zu erhalten. Du Chaillu trug zwar sein gewöhnliches blaues Jagdkleid, schwärzte aber sein Gesicht mit Kohle, wie er es meistens that, um dem Wild nicht zu sehr aufzufallen. Alle luden ihre Gewehre mit besonderer Sorgfalt und verfolgten dann die aufgefundenen Spuren. Während Du Chaillu mit seinen Gefährten im Gebüsch behutsam vorwärts ging, hörte er deutlich das Knacken, das der Gorilla beim Zerbrechen der Zweige verursachte. Das Thier hält sich vorzugsweise an der Erde auf und verzehrt Beeren, welche dort wachsen, und die Blätter mancher Kräuter, z. B. gern die Blattrippen der wilden Ananas. Es findet sich deshalb häufig schon unweit der Seeküste in der Kamma-Gegend, da dort ganze Strecken mit Gestrüpp von wilder Ananas überwachsen sind. Zuweilen steigt es aber auch auf die Bäume und sammelt die Früchte derselben. Mit seinen gewaltigen Zähnen, die eher für ein mächtiges Raubthier als für einen Pflanzenfresser gemacht zu sein scheinen, knackt es die härtesten Nüsse auf. Die starken Fangzähne kommen ihm außerdem trefflich zu Statten, wenn es Zweige und junge Stämmchen einer gewissen Baumart abbricht und zerbeißt, um das nahrhafte Mark derselben zu verspeisen. Gerade diese eigenthümliche Nahrung nöthigt den Gorilla aber zu einer ununterbrochenen Wanderschaft, da er bei seiner ansehnlichen Größe die Vorräthe in der Nähe sehr bald aufzehrt. Während der Nacht lehnt er sich wahrscheinlich mit dem Rücken an einen Baumstamm und es scheint, als ob die älteren Männchen gewöhnlich am Boden sitzen blieben, während Weibchen und Junge sich auf die unteren Baumzweige begeben. Eine besondere Wohnung richtet er sich nie ein.

Je weiter Du Chaillu vorwärts drang, um so deutlicher ließ sich das Knicken der Zweige vernehmen und jeder Jäger sah vorsichtig nochmals nach seinem Gewehr, denn bei der Jagd auf den Gorilla ist die Gefahr wenigstens ebenso

groß, wie bei einem Kampf mit dem Leopard. Noch hatte man das Thier nicht zu Gesicht bekommen, als plötzlich der Wald von einem furchtbaren Gebrüll ertönte und ein altes Gorillamännchen von nahe 2 m. Höhe in höchstens 13 m. Entfernung vor ihnen stand.

Das Gebrüll des Gorilla beginnt mit einem wüthenden Gebell, wie von einem gereizten großen Hunde, dann folgt ein eigenthümliches rollendes Geschrei, das tief aus der Kehle hervorkommt und länger als eine Minute anhält.

Das Thier verrieth nicht die mindeste Furcht vor den Jägern, sondern blickte sie hochaufgerichtet mit funkelnden grauen Augen und einem wilden, teuflischen Ausdruck seines Gesichtes an. Das Gesicht verzog sich zu scheußlichen Furchen und die dünnen, scharfgeschnittenen Lippen, die es emporzog, zeigten die langen Hauer und die mächtigen Kinnladen. Es stand vor den Jägern der König des westafrikanischen Waldes gleich einer höllischen nächtlichen Erscheinung.

Während das Thier die Jäger angrinste, trommelte es mit seinen dicken Fäusten gegen seinen Brustkasten, so daß dieser gleich einer Trommel dröhnte, und wiederholte sein Gebrüll, seine Gegner zum Kampfe herausfordernd und sich selbst aufregend.

Jetzt kam es einige Schritte vorwärts, ähnlich aussehend wie die Teufelsgestalten auf alten Bildern, und bewegte dabei die kurzen Haare auf dem Vorderkopf schnell auf und nieder. Endlich, als es unter abwechselndem Brüllen und Fäusteschlagen bis auf kaum 6 m. nahe gerückt war, feuerte Du Chaillu und war so glücklich, es zu tödten.

Es ist Regel bei den Jägern, den Gorilla so nahe als möglich kommen zu lassen und erst dann auf seine breite Brust zu schießen, wenn sie des Treffens auch gewiß sind. Für den einzelnen Jäger, sagt Du Chaillu, ist das Fehlen sicherer Tod. Selbst beim Flußpferd gelingt es dem Neger, der dasselbe angeschossen hat, durch behenden Lauf zu entwischen, dem Gorilla gegenüber ist Flucht unmöglich. Zum zweiten Laden bleibt keine Zeit übrig. Beim Angriff soll der wüthende Affe mit seinen Vorderarmen dem Jäger den Schädel zerschmettern oder, indem er ihn unverwandt grimmig ansieht, ihm plötzlich mit den hintern Händen den Leib zerreißen.

Bei einer anderen Gorillajagd verlor Du Chaillu einen seiner besten Jäger auf diese Weise. Er hörte einen Schuß fallen und eilte nach dem Platze hin. Dort fand er den Mann in seinem Blute schwimmend, mit herausquellenden Eingeweiden. Die Flinte war zerschmettert, der Lauf verbogen und in dem Eisen waren Spuren von den Zähnen des Affen zu bemerken. Der Jäger hatte ein starkes Gorilla-Männchen gefunden, nach ihm geschossen, es aber nur verwundet. Eben als er wiederum laden wollte, hatte das Thier ihm das Gewehr entrissen und ihn selbst tödlich verletzt.

Glücklicherweise stirbt der Gorilla so leicht wie ein Mensch, und wenn er eine Kugel in die Brust erhält, stürzt er vorwärts auf's Gesicht, die langen Arme ausstreckend. Er stößt dabei ein greuliches Geschrei aus, das halb Kreischen, halb Brüllen ist und zugleich etwas an den Todesschrei eines Menschen erinnert. Trifft der Jäger eine Gorillafamilie beisammen, so wird er gewöhnlich von dem Weibchen, das schwächer gebaut und etwas kleiner ist, zuerst entdeckt.

Es stößt dann einen lauten Warnruf aus und entflieht hastig. Sonst pflegt es seine Jungen mit einer Art Glucksen zu locken. Die Gorilla-Männchen dagegen fliehen nicht, sondern gehen kühn auf den Mann.

Als ein Affe, der sich vorzugsweise am Boden aufhält, sind auch die Finger des Gorilla nicht so lang wie bei den echten Baumaffen. Die Hände sind kurz und dick, dabei aber sehr groß. Der Umfang des Mittelfingers betrug bei einigen, die Du Chaillu erlegte, am ersten Gliede über 15 cm. Auf der Rückseite der Finger ist die Haut dick und schwielig. Dies rührt jedenfalls von der Gewohnheit des Thieres her, während des Gehens am Boden auf den Knöcheln zu ruhen. Die Hand des Gorilla ist fast eben so lang als breit und ähnelt dadurch der Hand des Menschen mehr als der Hand eines andern Affen. Die drei mittleren Finger sind aber theilweise durch eine Haut verbunden und nur der Daumen und der kleine Finger sind frei. Die innere Fläche der Hand ist schwielig und tiefschwarz, auch die Nägel sind schwarz und stehen wenig über das Ende der Finger vor. Sie erscheinen stets stark abgenutzt. Die hinteren Hände des Gorilla sind etwas länger als die vorderen, kommen also dem Verhältniß näher, das zwischen Fuß und Hand des Menschen stattfindet. An allen vier Händen ist die Rückseite bis zur Theilung der Finger behaart.

Du Chaillu hat mehrere Gorillas abgehäutet und ihr Fell mitgebracht. Dasselbe ist zwar dicker als bei andern Affen, reißt aber trotzdem leicht entzwei, besonders unter den Armen. Ebenso löst sich nach dem Trocknen die Oberhaut leicht ab. Das Haar der ausgewachsenen Thiere ist eisengrau. Jedes einzelne Haar hat abwechselnd graue und schwarze Ringe. Alte Gorillas werden ganz grau, nur die langen, zottigen Haare an den Armen bleiben schwarz. Sie sind am Vorderarm nach oben, am Oberarm nach unten gerichtet. Der Kopf ist mit kurzem, rothbraunem Haar bedeckt, das bis zum Halse hinabgeht. Die Weibchen sind ohne die erwähnten Farbenringe, durchgehends schwarz, zeigen dabei aber eine entschiedene Neigung nach Roth.

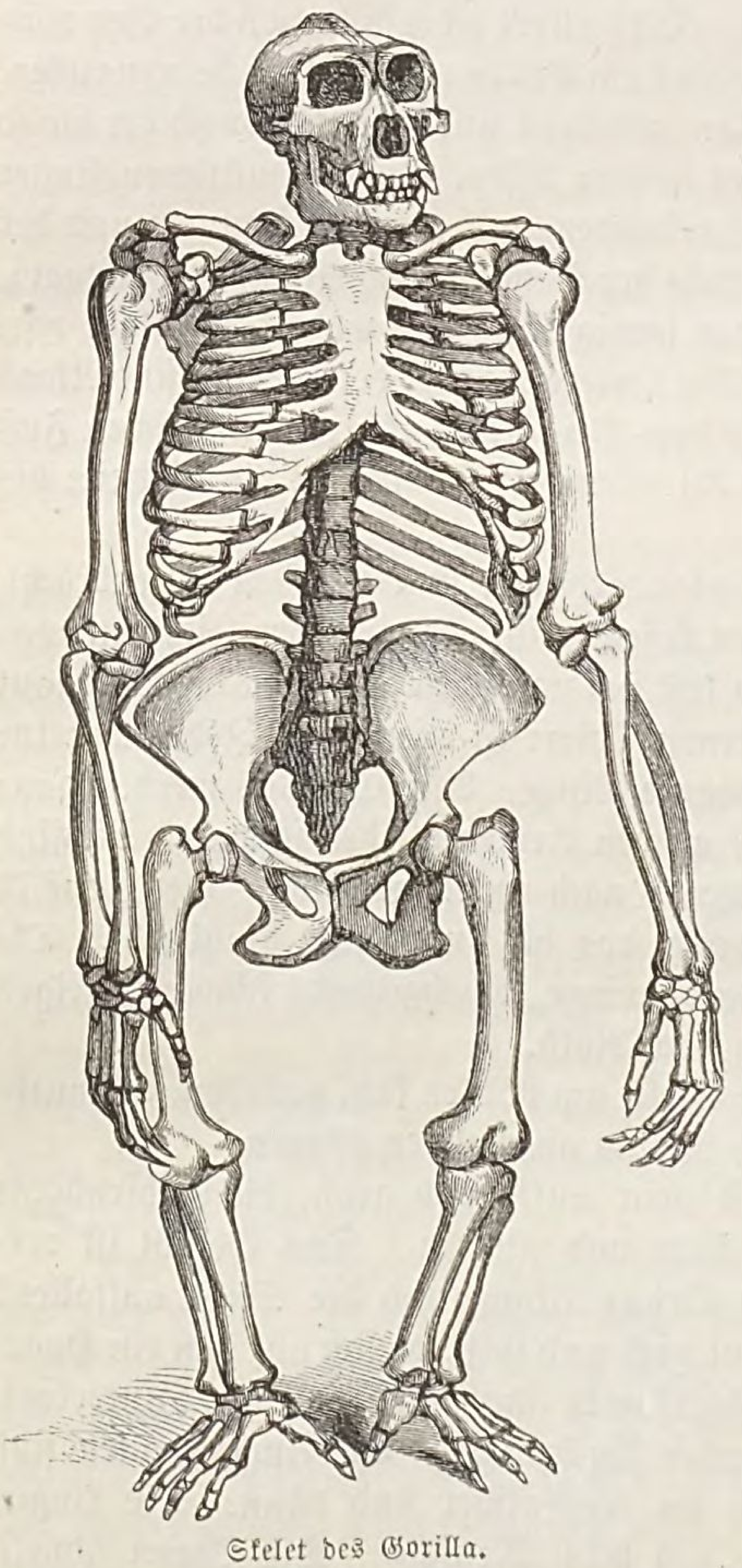
Bei beiden Geschlechtern ist eine Stelle am Rücken kahl gerieben, vermuthlich diejenige, mit welcher sie sich des Nachts anzulehnen pflegen.

Der ganze Kopf des Gorilla ist zwar auffallend groß, die Gehirnhöhle desselben aber verhältnißmäßig nur klein und niedrig. Das Gesicht ist verhältnißmäßig viel kürzer als beim Orang Utang und die Stirn auffallend niedrig, der Scheitel dagegen erscheint hoch und spitz, da sich auf ihm ein Haarkamm entlang zieht. Ein zweiter Haarkamm läuft quer über den Hinterkopf. Rings um das Gesicht geht ein schwacher Backenbart. Die Augenbrauen sind dünn, aber deutlich vorhanden; auch die Augenlider sind dünn. Die Augen stehen weiter von einander entfernt als beim Menschen. Die Ohren ähneln sehr denjenigen unseres eigenen Geschlechts, sind aber noch kleiner und liegen ziemlich in gleicher Höhe mit den Augen.

Die Nase tritt stärker aus dem Gesicht heraus als bei andern Affen, obschon sie, von vorn gesehen, flach erscheint.

Die Arme sind länger als am menschlichen Körper, und reichen bis zum Knie hinab. Der Unterarm ist vom Elnbogen bis zum Handgelenk ziemlich von gleicher Stärke, hat aber am muskelreichsten Theile die Dicke eines

Mannesschenkels und erklärt zur Genüge die ungeheure Muskelkraft des Thieres, welche es befähigt, Baumstämme von 10 cm. Durchmesser zu zerknicken und einen Gewehrlauf krumm zu biegen. Die Arme und Fäuste genügen völlig als Waffe. Es ist nicht wahr, daß der Gorilla Zweige zu seiner Vertheidigung benutzt, wie ehedem oft erzählt wurde. Die Hinterglieder nehmen vom Knie bis zum Knöchel gleichmäßig ab und zeigen keine Wade. Der Bauch des Gorilla ist auffallend groß und tritt unförmlich vor. Er steht jedenfalls im Verhältniß zu den großen Quantitäten Pflanzennahrung, welche das Thier auf einmal zu sich nimmt. Die Brust eines ausgewachsenen Männchens hat 130 und mehr Centimeter im Umfange. Der Rücken des Exemplares, welches auf dem Wiener zoologischen Museum ausgestopft steht, giebt an Massenhaftigkeit und Stärke demjenigen eines Ochsen nicht viel nach. —



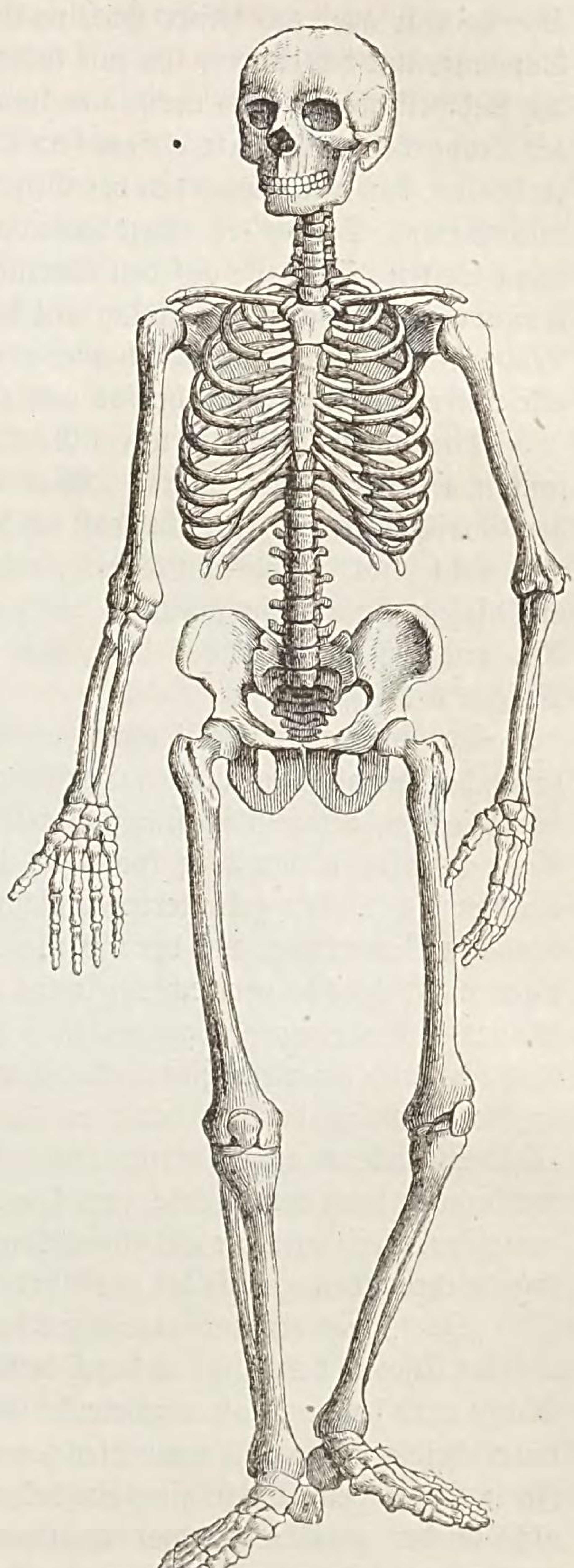
Skelet des Gorilla.

Das Fleisch des Gorilla-Affen ist zwar dunkelroth und zähe, wird aber doch von den Stämmen im Innern des Landes gern gegessen, und bei denen, welche Du Chaillu erlegte, mußte er selbst den Vertheiler machen, da seine Leute im Begriff waren, sich dabei in die Haare zu gerathen. Das Affenessen ist Geschwisterkind mit dem Menschenfressen. Du Chaillu konnte sich nicht zum Gorillabraten entschließen, obschon ihn die Noth mehr als einmal zwang, kleinere Affen zu verspeisen. Die freien Küstenneger weisen ebenfalls Affenfleisch mit Abschen zurück und überlassen es ihren Sklaven.

Ein Gorillajäger ist bei den Negern ein höchst berühmter Mann, da es viel Muth erfordert, dem starken Thiere entgegen zu treten. Alles kommt dabei darauf an, daß das Gewehr nicht versagt und der erste Schuß tödlich wirkt. Der Gorillaschädel wird als seltenes Stück dem Fetisch geweiht, aus dem Gehirn aber wird zweierlei Grigri gemacht. Der eine verleiht dem Besitzer Glück auf der Jagd, der andere macht ihn unwiderstehlich bei dem schönen Geschlecht.

Bei der unheimlichen Erscheinung, welche der Gorilla in der finstern Waldung

gewährt, bei der wirklichen Gefahr, die mit seiner Erlegung verbunden ist, darf es nicht wundern, daß die Neger sich eine Menge abenteuerliche Geschichten von diesem Affen erzählen. Wenn sie Abends bei dem lodernden Lagerfeuer ihre Pfeife rauchen, kommen haarsträubende Dinge zum Vorschein. Die Gorillas — so erzählen die schwarzen Jäger — sind sehr unverträgliche Wesen, sie dulden selbst den Elefanten nicht in ihrem Revier. Trotz seiner langen Nase und seiner großen Fänge treiben sie ihn mit Knütteln hinweg. Mit dem Leoparden machen sie ebenfalls nicht viel Federlesens und daß der Löwe in den Waldungen jenes Gebietes fehlt, schreibt man natürlich den Gorillas zu, die den König der Thiere als rebellischen Unterthanen fortprügelten. Ein Jäger erzählte Du Chaillu: „Mein Vater ging einst durch den Wald und hatte keine andere Waffe bei sich als seinen Speer. Mitten im Dickicht stand plötzlich ein riesiger Gorilla vor ihm und grinste ihn grimmig an. Als mein Vater unwillkürlich den Speer hob, machte er Miene, auf ihn zu springen; er würde den Speer auf die Seite geschlagen und ihn getödtet haben. Mein Vater entschloß sich rasch und ließ den Speer zur Erde fallen. Als dies der Gorilla sah, ließ er ihn in Frieden und kroch in das Gebüsch!“ — „Ja, ja!“ bekräftigte der Chorus der anderen Jäger; „nieder mit dem Speer! das ist das einzige Mittel, sich vor dem Gorillamann zu retten!“



Skelet des Menschen.

Bei dem Aschira-Stamme, wo Du Chaillu ebenfalls Gorillas jagte, wurden ihm die Ansichten der Neger über die Sitten des Gorilla sogar in Form von Fabeln oder Märchen vorgetragen. So theilte man ihm folgende Historien mit:

Ein hungriger Leopard ging eines Tages auf Beute aus und traf einen großen Gorilla an, der ihm eine gute Mahlzeit zu sein schien. Er kroch also vorsichtig heran und machte einen gewaltigen Sprung, um ihn zu fassen. Der Gorilla war aber auf seiner Hut, packte den Leoparden mitten im Sprunge am Schwanze und schleuderte ihn mit demselben so lange in der Luft herum, bis der Schweif abriß. Das verstümmelte Raubthier schlich sich heulend zum König der Leoparden und klagte diesem sein Leid. Voll Zorn begann derselbe so heftig zu heulen, daß alle Leoparden der Gegend herzukamen und sich nach der Ursache erkundigten. Sie hielten einen Palawer und beschlossen grimmige Rache. Von allen Seiten rückten sie auf den Gorilla los, dieser aber hatte einen mächtigen Knüppel abgebrochen und schlug mit demselben heftig um sich, so daß ihm kein Leopard nahen konnte. Endlich aber ermüdete er und nun sprangen seine Feinde alle mit einem Male auf ihn los und zerrissen ihn.

Ein andermal spazierte ein Gorilla im Walde und traf einen starken Elefanten, welcher Futter suchte. „Was thust du hier in meinem Walde?" schrie der Gorilla; „weißt du nicht, daß ich hier der König bin!" Als nun der Elefant ihm nicht sofort Gehorsam leistete, riß er einen jungen Baum aus und schlug mit diesem Knüttel so wüthend auf den Elefanten, daß derselbe todt umfiel. Am anderen Tage fanden die Jäger das große Thier und neben ihm den Prügel des Affen.

Das schöne Geschlecht wird von Grauen gefaßt, wenn ein alter Jäger erzählt, daß die alten närrischen Gorillamännchen, welche hypochondrisch den Wald durchstreifen, gelegentlich starke Vorliebe für Negerinnen an den Tag legen, die ihnen zufällig in den Weg kommen. Unentschieden bleibt es dabei, ob darin ein Beweis für den geläuterten Geschmack des Einsiedlers liegen soll, oder die boshafte Bemerkung, daß der Gorilla manche Negerin mit dem Weibchen seines eigenen Geschlechts verwechseln könne. Genug, der Jäger erzählt: „An einem schönen Sommermorgen gingen zwei Frauen in den Wald, um Holz zu suchen; plötzlich stand ein riesenhafter Gorillamann vor ihnen und ehe sie Zeit hatten, an die Flucht zu denken, hatte er die erste von ihnen gepackt und zog sie trotz alles Sträubens und Strampelns mit ins Dickicht, während die Gefährtin wehklagend nach dem Dorfe zurücklief. Nach ein paar Tagen kam aber zu allgemeinem Erstaunen die Verschwundene glücklich wieder bei den Ihrigen an und konnte ihre Abenteuer selbst ausführlicher berichten!"

„Ja", sagt ein anderer Jäger darauf, „das war ein Gorilla-Gespenst!" und der Chorus bekräftigt es durch beifälliges Grunsen. Der verwunderte weiße Mann wird belehrt, daß es zweierlei Gorillas gäbe, die man wohl von einander unterscheiden müsse. Die einen seien gewöhnliche Gorillas, die anderen Gespenster. In dem und dem Dorfe ging ein bekannter Neger einst in den Wald und kam nicht wieder zurück. Er war in einen Gorilla verhext worden. Ein Weißer würde zunächst denken, daß ihn ein Leopard verspeist habe, allein der schwarze Jäger hat eine besondere Metamorphosenlehre in seiner Naturgeschichte. „Er war ein Gorillagespenst geworden!" wiederholt der Neger, denn von dem Tage an trieb ein solches sein Wesen im Walde neben dem Dorfe. Mit keiner Waffe ist solchem Spuk etwas anzuhaben; es ist unverwundbar gegen die Büchsenkugel.

Dazu sitzt es am liebsten auf einem Baume am Wege versteckt und wenn ein Neger darunter hingeht, greift es plötzlich mit den unteren Händen herab, packt ihn am Halse, zieht ihn hinauf auf den Baum und erwürgt ihn."

Ein anderer Neger weiß zu berichten, daß einmal ein ganzes Dorf mit den Gorillas in Kampf gerathen sei. Die Affen hätten ungenirt Ernte in der Zuckerrohrpflanzung der Gemeinde gehalten und als die Bewohner des Orts herbeigeeilt seien, um ihr Eigenthum gegen die Räuber zu vertheidigen, wären die Einen getödtet worden, die Anderen verwundet in die Flucht gejagt und noch Andere als Gefangene fortgeschleppt. Nach ein paar Tagen seien die Letzteren zurückgekehrt. Die Gorillas hätten ihnen kein Leid weiter zugefügt als — ihnen die Nägel von den Fingern und Zehen abgerissen, vermuthlich zum abschreckenden Beispiel für Andere.

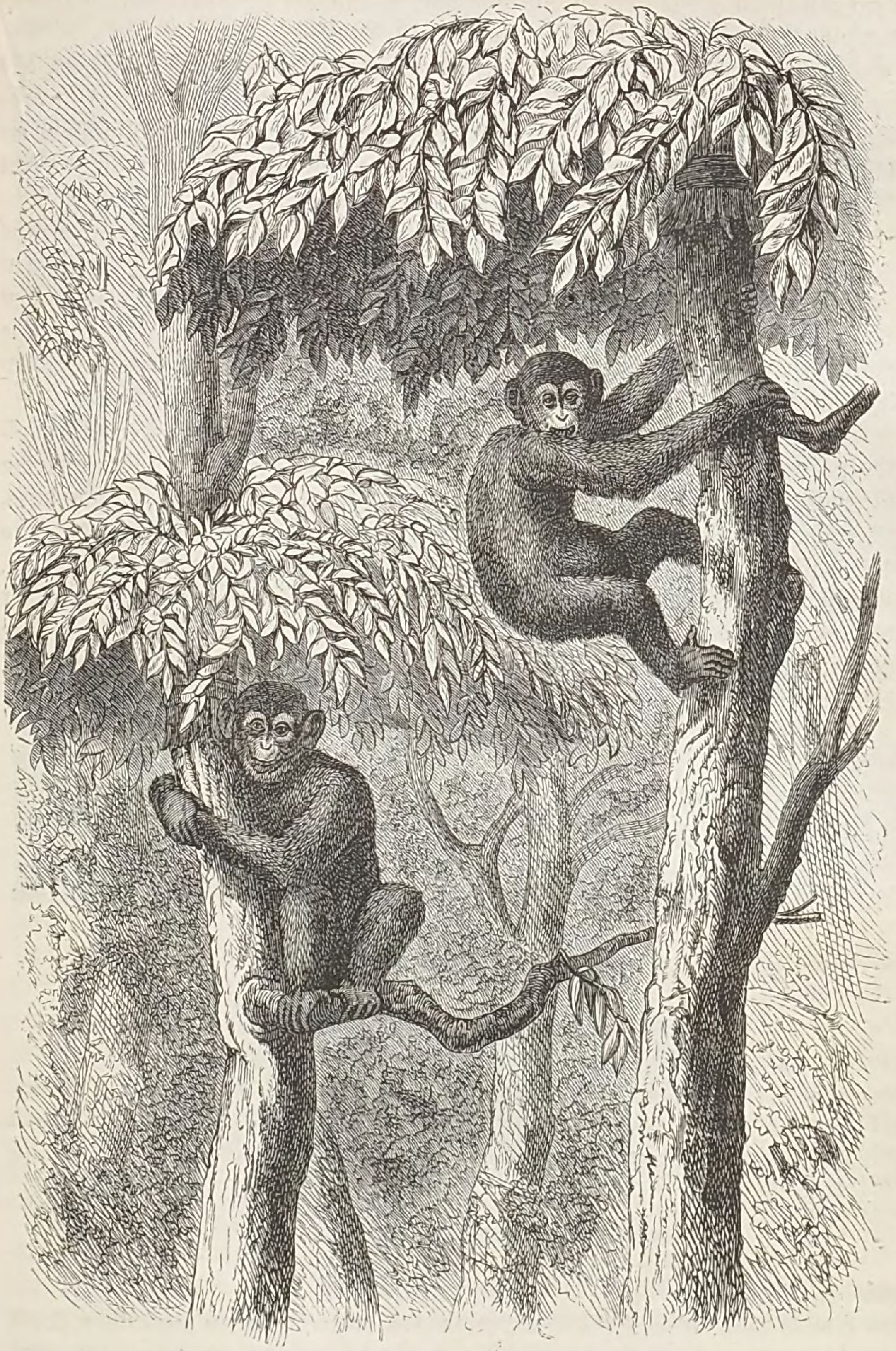
Man hat in Europa den Gorilla erst in den neueren Zeiten kennen gelernt. Wenn man von den Sagen absieht, die sich an den Bericht des Karthagers Hanno von „wilden Waldmenschen" in Afrika anschlossen, so deuten die Schilderungen des Reisenden Bodwich (1819) zuerst auf diesen Affen, sind aber durch vielerlei Unrichtigkeiten entstellt. Bowdich nannte das Thier Ingena, ein früherer Reisender, Battel (1629), hatte es Pongo genannt. Savage bezeichnete es 1847 mit dem Namen Engeena, Gautier Laboulaye 1840 als Inge ena, Fort 1852 schrieb den Namen Ngena, Admiral Penaud Ngina oder Gina und Aubry Lecomte 1854—57 Dschina, Bezeichnungen, die fast sämmtlich mit dem Namen Ngina zusammenfallen, welchen der Affe in der Mpongwesprache erhalten hat. Der erste Gorillaschädel gelangte 1847 durch den Missionar Dr. Wilson nach Boston und stellte die Existenz einer Affenart in Westafrika fest, die sich durch ihre Größe dem Menschen mehr nähert als alle bisher bekannten Affen. In demselben Jahre hatte auch der protestantische Missionar Savage sich am Gabon durch einen Sklaven zwei Gorillahäute verschafft, von denen eine in das Museum nach Paris, die andere nach Wien kam. An Professor Owen ward 1859 ein ganzer Gorilla-Leichnam in einem Rumfasse zur Untersuchung gesendet. Unglücklicher Weise war aber der Spiritus unterwegs wahrscheinlich ausgelaufen und das Thier völlig in Verwesung übergegangen. Trotzdem unternahm es Owen, das Skelet zusammen zu setzen, und verrichtete die schauerliche Arbeit an einem abgelegenen Orte, um die Nasen der fashionablen Welt nicht zu beleidigen.

Man hatte bisher mehrere größere und systematisch nahe stehende Affenarten Westafrika's mit einander verwechselt und deshalb dem Gorilla verschiedene Sitten zugeschrieben, die anderen Spezies zukommen. So erzählte man allgemein, daß er sich Häuser baue, wie ein Mensch, und gerne auf Bäume steige; ja ein New-Yorker Journal behauptete, die Gorillas lebten in ganzen Dörfern beisammen und hätten so scharfe Zähne, daß sie dem Jäger die Flinte mitten auseinander bissen, just als wenn ein Esel eine Rübe zerbeißt. Du Chaillu hat nie bei dem Gorilla eine besondere Vorrichtung zum Lager getroffen. Dagegen thut solches der Nschiego-Mbouve (Troglodytes Calvus). Du Chaillu beschreibt unter diesem Namen einen Affen mit kahlem Kopfe, den er für eine besondere Art hält, den Prof. Gray dagegen nach Prüfung der mitgebrachten Schädel und Häute nur für eine Varietät des gemeinen Schimpanse (Troglodytes niger), oder vielmehr für ein Exemplar derselben Art erklärt, das sich den Pelz mehr abgenutzt habe.

Leider sind die in Du Chaillu's Werke von diesem Thiere gemachten Abbildungen nicht nach des Autors eigenen Exemplaren angefertigt, sondern der damit beauftragte Künstler scheint es bequemer gefunden zu haben, eine Figur des gemeinen Schimpanse zu kopiren, welche Geoffroy im Jahre 1858 bereits veröffentlicht hatte. In der Pariser Sammlung befindet sich das Skelet eines Affen, durch Herrn Franquet vom Gabon aus eingesendet, das Professor Duvernoy einer neuen Affenart zuschreibt, die er Troglodytes Tschego nennt. Du Chaillu war der Meinung, daß er diesen Affen aufgefunden habe und sonach der Erste sei, welcher die Haut desselben mitbrachte und über die Sitten des Thieres berichtete. Er theilt darüber mancherlei Interessantes mit. So kam er einst in Besitz eines jungen Nschiego und fand zu seiner Freude das Naturell desselben völlig verschieden von dem des Gorilla. Während letzterer, selbst in frühester Jugend eingefangen, sich ganz unzähmbar zeigte, ward der junge Nschiego höchst zutraulich und gewöhnte sich bald an seinen Pfleger wie ein Hund. Sein Gesicht war anfänglich ganz weiß wie die Haut eines europäischen Kindes, erst allmählig ward sie gelb und schließlich schwärzlich. Für manche Speisen zeigte er eine besondere Liebhaberei und stets spielte er den aufmerksamen Beobachter, wenn die Mahlzeit zurecht gemacht wurde. War letztere fertig, so kam er herzu wie eine hungrige Katze und gab seine Wünsche durch klägliches Wimmern zu verstehen. Seine Leckerhaftigkeit machte einen geriebenen Spitzbuben aus ihm. Gerne versteckte er sich in der Nähe der Hütten und wartete es ab, bis die Bewohner derselben sich entfernten; dann aber schlüpfte er schnell in die Wohnung und verzehrte, was ihm anstand.

Der Nschiego führt im Walde ein sehr zärtliches Familienleben und die Pärchen, welche sich stets zusammenhalten, bauen gemeinschaftlich eine Art Nest oder Hütte, eigentlich nur ein Schutzdach. Sie wählen dazu einen Baum, der in etwa 7 bis 8 m. Höhe einen starken, horizontalen Ast hat, und befestigen über dem letzteren eine Anzahl Zweige mittels Lianen. Der weibliche Nschiego giebt zu und holt Material, das Männchen macht den Baumeister und flicht die Zweige in einander, bis ein regendichtes Dach fertig ist, unter welchem das Pärchen regelmäßig seine Nachtruhe hält. Den Tag über trennen sie sich wol von einander, während sie ihrer Nahrung nachgehen, am Abend aber finden sie sich unter dem Laubdach ein und dasjenige, welches zuerst ankommt, schreit gewöhnlich laut und so lange, bis sein Gespons erscheint. Wenn nach einigen Wochen das Dach schadhaft geworden, vielleicht auch die Lieblingsspeise, die in Beeren und Baumfrüchten besteht, in der Umgegend verzehrt ist, wandert das Pärchen weiter und baut abermals ein Laubdach. Es geschieht dies ungefähr nach je 10 bis 15 Tagen.

Vom Gorilla unterscheidet sich der Nschiego sofort durch seinen kahlen Kopf; Stirn und Gesicht sind unbehaart und im Alter glänzend schwarz. Sein Kinn hat einige graue Haare, als seien es die Ueberreste eines stoppeligen Bartes. Der Nschiego ist als ein Affe, der mehr auf den Bäumen sich aufhält, schon durch seine längeren Finger gekennzeichnet. Seine Mundöffnung ist auffallend weit gespalten und beim Schreien reißt er buchstäblich das Maul von einem Ohr bis zum anderen auf.



Der Nschiego-Mbouve oder nestbauende Affe.

Ein junges Thier dieser Gattung ward eine geraume Zeit hindurch in dem Jardin des Plantes zu Paris gehalten und der beigegebenen Abbildung hat eine Photographie jenes Exemplares zu Grunde gelegen.

Außer der beiden genannten Affen erlegte Du Chaillu noch ein Thier, das er unter dem Namen Kulu=Hamba für eine neue Art der großen, menschenähnlichen Affen hält, das aber nach Gray's und anderer Zoologen Ansicht ebenfalls nur ein dunkelgefärbter Schimpanse (Troglodytes niger) ist. Den Namen Kulu hat das Thier von seinem Geschrei erhalten.

Es ist eine interessante Thatsache, daß dieselbe Gegend der Erde, welche die beiden größten und stärksten Affenarten jener dem Menschen am ähnlichsten Sippschaft aufzuweisen hat, den Gorilla und den Tschimpanse, auch die kleinsten Arten derselben Familie besitzt. Die Zwergaffen (Galago), als sogenannte Halbaffen den Gespensteraffen (Lemuren) Madagaskars nahe stehend, treten hier in mehreren Spezies auf, wie wir zu erwähnen Gelegenheit hatten.

Von anderen Affen sind im äquatorialen Afrika die Meerkatzen (Cercopithecus) zahlreich vertreten und Du Chaillu erlegte mehrere interessante Arten dieser Gattung, so den Cercopitheus erythrotis, C. Campellii, C. pogonias, C. collaris und eine Art, die er C. nigripes nennt, die aber von Bennet bereits 1833 als C. pogonias beschrieben ward. Ein anderer Affe seiner Sammlung, Presbytes albigena von Gray benannt, war zwar früher schon lebend in der Menagerie der Zoologischen Gesellschaft in London gehalten worden, man hatte aber nichts über sein Vaterland erfahren können. Du Chaillu hat das Verdienst, dies letztere nachgewiesen zu haben.



Kopf des Gorilla.



Du Chaillu's Nachtlager im Walde.

V. Die Mbischo und der Munda.

Abschied von den Fan und von Mbene. Die Mbischos und die Noya-Gegend. König Alapay. Netzjagden. Baschikuay-Termiten, Ameisen, Stechfliegen u. s. w. Schlangen. Mondtänze. Kassava-Brote. Zoologische Notizen. König Apuron. Balengue und Corisco. Der Munda und der Ikoi-Creek. Die Schekiani. Der Gabon und seine Zuflüsse. Die Mpongue-Neger. Wohnungen und Sitten. Kasteneintheilung. Königsbegräbniß und Königswahl. Aussterben der Küstenstämme. Feldbau und Handel. Das Rothholz. Der Sklavenhandel der Westküste. König Baugo.

Zum Abschied schenkt der menschenfresserische Fankönig seinem Freunde Du Chaillu noch ein Messer zum Kopfabschneiden und Mbene führt seine junge Frau heim, nachdem er für hinreichenden Reiseproviant Sorge getragen hat.

Die Begleitung ist zu einer kleinen Karawane angewachsen: 20 Männer, 13 Weiber und 2 Knaben, und Mbene schlägt vor, die Vetternstraße oder, auf

Afrikanisch, den Schwiegervaterpfad zu ziehen, um freie Zeche zu erhalten. Man muß zwar unterwegs durch eine Gegend, in welcher feindlich gestimmte Schekiani's wohnen, und setzt sich deshalb in Vertheidigungsstand.

Mbene's Schwiegervater Imana, der Häuptling eines Mbischo-Klans, zeigt sich seines edeln Schwiegersohnes würdig, nimmt die ganze Schar freundlichst auf und füttert sie nach Kräften. Nach kurzer Rast wird die Reise trotz aller Regenwetter und Gewitter fortgesetzt und Nachts ähnliche Waldhütten benutzt, wie man sie schon auf der Hinreise getroffen hatte. Man gelangte glücklich nach Mbene's Residenz und des Häuptlings Einzug ward von seinen geliebten Unterthanen mit Freudengeschrei und Musketenschießen gefeiert; denn Schießen ist des Negers größter Jubel und so lange er noch Pulver hat, verleiht er seinen Gefühlen durch Knallen Ausdruck.

Während Du Chaillu's Abwesenheit hatte sich in Mbene's Stadt nicht viel geändert. Es gab fast nichts als Erdnüsse zu essen und von diesen war noch der größere Theil in der Erde und mußte über Hals und Kopf im Regen eingeholt werden. Unser Freund aß deshalb mit seinem Schutzpatron zum Abschied noch eine Freundschaftsbanane und schritt fürbaß, von Mbene's Männern geleitet. Er schlägt diesmal einen mehr südlicheren Weg ein, um noch die Ufer der Noya, des dritten Hauptzuflusses des Muni, zu besuchen.

An den Ufern der Noya nimmt Du Chaillu auf eine Woche sein Standquartier. Der Häuptling Alapay, ein alter Bekannter von der Küste her, that sein Möglichstes, dem weißen Gast das Leben angenehm zu machen. Der Ort lag reizend auf der Spitze eines Hügels, dessen steiles Ufer von den Gewässern der Noya bespült ward. Nach den andern Seiten hin war Wald, von dichten Schlinggewächsen durchwebt, unter denen die Kautschukrebe sich bemerklich machte. Die Häuser und die Bauart war ebenso, wie sie Du Chaillu bei den verwandten Stämmen bereits gefunden, nur ließ die Pflege der Reinlichkeit noch mehr zu wünschen übrig. Die Bewohnerschaft des Ortes gehörte zum Stamme der Mbischo; die Kleidung derselben beschränkte sich meist auf den schmalen Hüftenschurz, dagegen salbten sich besonders die Frauen unmäßig mit Oel ein und suchten sich durch rothe Malereien so reizend als möglich herzustellen. Die Farbe war vermuthlich ein Eisenocher, denn Eisenerze standen in dieser Gegend in ziemlicher Mächtigkeit zu Tage an. In Folge der Unreinlichkeit war auch die Atmosphäre in der Nähe der Mbischo für eines Europäers Nase keine angenehme und Du Chaillu ward, wenn er mit dem Abbalgen und Stopfen seines Wildprets beschäftigt war, und rings um ihn in seiner Hütte eine Schar der Eingeborenen neugierig kauerte, viel mehr durch die letzteren belästigt als durch seine Arbeit.

Großen Genuß gewährten dagegen dem unermüdlichen Jäger die Netzjagden, welche König Alapay zu seiner Ehre veranstaltete. Zu solchen Lustbarkeiten versammelte sich die Bewohnerschaft der ganzen Mbischo-Dörfer, die in der Umgegend lagen und welche sämmtlich mit Alapay's Ort durch gegenseitige Verheirathungen in engem Freundschaftsbunde standen. Jedes Dorf brachte seine Netze mit. Diese waren aus Baumbast und anderen Pflanzenfasern geflochten und bildeten Wände von 5 bis 6 m. Länge und Manneshöhe. Mit ihnen war ein Dickicht

im weiten Halbkreis umstellt und gegen diese Wand eine Treibjagd eröffnet, bei welcher eine Schar kleiner Hunde von angenehmem Ansehen, aber scharfem Gebell und großer Munterkeit gute Dienste leisteten. Europäische Jagdhunde, die man nach dem äquatorialen Westafrika mit überführt, sollen hier nach kurzer Zeit dem Klima unterliegen, dasselbe soll auch mit den auf Schiffen eingeführten Pferden der Fall sein.

Du Chaillu begnügt sich damit, uns zu erzählen, daß einige Antilopen und Hirsche bei diesen Jagden erlegt worden seien.

In der nächsten Nacht nach jener Jagd ward dem Reisenden die mit Anstrengung erworbene Beute von einem Feinde streitig gemacht, mit dem er später vielfach zu kämpfen haben sollte. Er lag nach des Tages Last und Hitze in seiner Hütte in festem Schlafe, als ihn plötzlich höchst schmerzhafte Bisse am ganzen Leibe weckten. In seiner Angst wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er ins Freie sprang und um Hülfe schrie. Die Mbischo's eilten mit brennenden Fackeln herbei, um den Feind zu bekämpfen, der diesen nächtlichen Ueberfall ausgeführt hatte. Es war ein Heer Baschikuays, das einen allgemeinen Angriff auf das Dorf unternommen. Diese, äußerlich den Ameisen ähnlichen Thiere erreichen zwar nur die Größe von höchstens $1\frac{1}{2}$ cm., halten sich aber in Mengen von Millionen zusammen. Sie sind rothbraun von Farbe und mit Kneipzangen bewaffnet, mit denen sie höchst schmerzhafte Bisse ertheilen können. Gewöhnlich unternehmen sie ihre Züge bei Nacht und rücken dann in einer Kolonne vorwärts, die etwa 6 cm. breit, aber vielleicht mehr als eine Stunde lang ist. Du Chaillu versichert, daß er einst einen Zug 12 Stunden hindurch ununterbrochen habe vorbeidefiliren sehen. An den Seiten des Zugs marschiren in bestimmten Entfernungen größere Thiere desselben Geschlechts, die Offiziere zu sein scheinen und auf Ordnung halten. Finden die Vordersten des Zuges ein beutereiches Plätzchen, so machen sie Halt und die ganze Linie rollt sich zu einem allgemeinen Angriffe auf. Dabei fallen sie über alle thierischen Stoffe her, gleichviel ob diese noch lebendig sind oder nicht. Was nicht die Flucht ergreifen kann, wird aufgefressen. Eine Ratte ist in wenigen Minuten getödtet und skelettirt. Selbst größere Thiere, Affen, Leoparden und Elefanten, sollen durch die kleinen Plagegeister zur wilden Flucht gezwungen werden.

Du Chaillu schleuderte, von Schmerz gepeinigt, die Kleider von sich und seine schwarzen Freunde befreiten ihn von den Insekten, die sich bereits eingebissen hatten. In seiner Hütte war nichts mehr zu retten, Alles war voll Ameisen und von dem Wildpret, das er heimgebracht, waren am nächsten Morgen nur noch die abgenagten Knochen übrig.

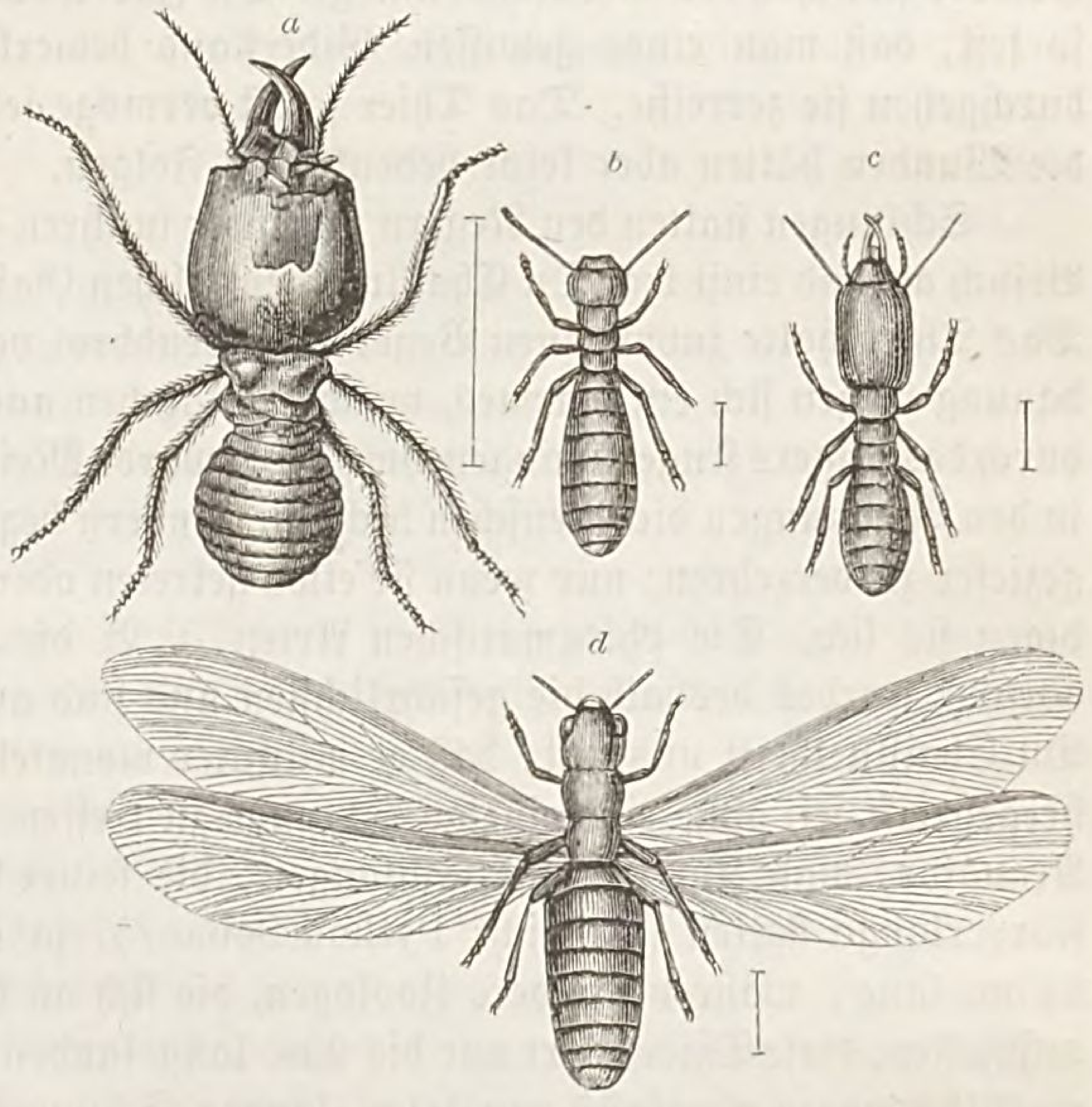
Ein gleiches Schicksal drohte aber auch den anderen Häusern und alle Hände waren deshalb beschäftigt, in möglichster Geschwindigkeit einen Cordon ums Feuer zu ziehen, der dem Weiterdringen der Scharen Halt gebot. Hat man Zeit genug, die nutzbaren Fleischvorräthe in Sicherheit zu bringen, so überläßt man zu Zeiten nicht ungern die Säuberung der Häuser einem solchen Ameisenheer. Alles Ungeziefer, klein und groß, mit dem die Wohnungen der Neger überreich gesegnet sind, so z. B. auch die fatalen Tausendfüße und Assel-Arten, ist in kurzer Zeit von den rothen Kriegern vernichtet und die Schar der Fresser

marschirt weiter. Pflanzenstoffe, also Zeuge und Holzwerk, wird von ihnen nicht berührt. Daß die Baschikuay-Thiere überhaupt Fleisch verzehren, wird vielfach bezweifelt. Ueber die Schilderung, welche Du'Chaillu von ihnen entwirft, urtheilt Walker, der seit 10 Jahren am Gabon wohnt, in nachstehender Weise. Er sagt: „Die Art von Insekten, welche Du Chaillu mit dem Namen Baschikuay bezeichnet, ist ein Thier, das unter dem Namen „der Treiber" bekannt ist, und von dem hier zwei verschiedene Arten sich vorfinden, genannt Ntyunu und Ntyunu sakoa. Ich brauche kaum zu sagen, daß die Beschreibung, welche er von dem Thiere giebt, voll starker Uebertreibungen ist. Dasselbe ist zwar lästig und lebhaft genug, greift aber nie Fleisch an, so fürchterlich er dies auch darstellt. Pflanzenstoffe dagegen werden von den Termiten, den sogenannten weißen Ameisen (Termes fatalis), um so eifriger gesucht. Ein Termitenvolk, das im Schutz der Nacht und in gewölbten, schnell gebauten Gängen anrückt, frißt selbst die Häuser auf, da diese hier nur aus Holz, Rohr und Matten bestehen, und wird deshalb noch mehr gefürchtet als die Baschikuay's. Diese Ungethüme durchbohren in einer einzigen Nacht eine Kiste aus dem härtesten Holze und verspeisen deren Inhalt, Bücher, Papier und Kleider. Es findet sich ferner in den Wohnungen gerne eine kleine Ameise in Myriaden ein und zehrt die Lebensmittel auf, die ohnedies gewöhnlich nicht in Ueberfluß vorhanden sind. In den Bäumen wohnt eine rothe Sorte und hängt ihre Nester so lose auf, daß die Thiere wie eine Wolke auf den Vorübergehenden fallen, der unvorsichtiger Weise an den Baum gestoßen. Diese Sorte bevorzugt eine bestimmte Baumart, deren große Blätter in Büscheln an den Enden der Zweige stehen. Die Ameisen kleben die Blätter zu einem kugelförmigen Körper zusammen und legen in demselben ihre Brutplätze an. Da sie gewöhnlich in großen Mengen gleichzeitig auf demselben Baum logiren, so gewährt ein solcher einen sonderbaren Anblick, den aber der Reisende am liebsten nur aus entsprechender Entfernung genießt. Selbst im offenen Sandboden lauert eine schwarze Art desselben bissigen Geschlechtes, die durch ihren Angriff Schmerzen verursacht, welche dem Stich des Skorpions nicht viel nachgeben."

Magyar's Mittheilungen über die westafrikanischen Ameisen stimmen in vielen Stücken mit denjenigen Du Chaillu's überein. Als dieser mit einer Karawane von Benguela nach Bihe reiste, ward er einst in der Nacht durch einen ungewöhnlichen Lärm aufgeweckt. Als er aus seiner Hütte trat, sah er eine Menge Leute mit brennenden Holzspänen in der Hand, welche die possirlichsten Sprünge ausführten, ihre Kleider vom Leibe rissen und dabei „Kissondi Kissondi!" schrieen. Er fand es sehr lächerlich, daß die Neger sich durch einige Ameisen zu solchem sonderbaren nächtlichen Tanze bringen ließen, und legte sich wieder zur Ruhe. Kaum hatte er sich aber ausgestreckt, als ihn heftige Stiche emporjagten. Die Reihe des Tanzens kam nun an ihn und die Schmerzen, die er am ganzen Körper empfand, waren so heftig und sinnverwirrend, daß es erst der wiederholten Aufforderung seiner Begleiter bedurfte, ehe er daran dachte, die Kleider abzuwerfen. Er nennt diese Plagegeister Formica atrox (?) und beschreibt sie als zolllange, rothaussehende Thiere, die besonders gern die höher gelegenen, aus röthlichem Thon bestehenden Gegenden bewohnen. Zur Zeit des Regens

beginnen dieselben bei nächtlicher Weile zu wandern, vielleicht vom Wasser aus ihren Bauten vertrieben. Hierbei bilden die Milliarden ein langes, geradliniges Band und fallen mit schmerzhaften Bissen jedes lebendige Wesen an, das ihre Kolonne berührt. „Selbst der Elefant“, sagt Magyar, „fürchtet sich vor den Kissondi, denn sie kriechen ihm in den Rüssel und machen ihn toll vor Schmerzen, so daß er blindlings gegen die Baumstämme rennt, sich den Rüssel zerschlägt und dann elendiglich umkommen muß.“ In die Haut des Menschen graben sie sich so tief ein, daß sie mitten entzwei reißen, wenn man versucht sie auszuziehen.

Die Verwandten der Muskitos, welche besonders die feuchten Niederungen und die Nähe der Sümpfe lieben, sind überreich vertreten und halten durch die Mannichfaltigkeit ihrer Angriffsweisen den Fremden fortwährend in Athem. So wohnt vorzüglich in den Gegenden südlich vom Aequator eine Wespen- oder Fliegenart, die Elowa y, in den dichtbelaubten Gebüschen der Ufer. Ihre Nester hängen wie Flaschen von den Aesten herab. — Die große Schar, welche ein solches Nest bewohnt, nährt sich zwar nicht von Menschenblut, ist aber sehr reizbarer Natur, und hat ein Kahn das Unglück, durch Anstoßen den Baum zu erschüttern, der das Nest trägt, so fällt die ganze Schar über die Schiffer her, um sie für die Verletzung des Hausfriedens zu züchtigen. Den nackten Eingeborenen bleibt gewöhnlich kein anderes Rettungsmittel übrig, als ins Wasser zu springen und durch Untertauchen sich aus dem Bereich der wüthenden Wespen zu bringen. Haben letztere freilich bereits ihr Opfer gefaßt, so lassen sie oft selbst unter Wasser dasselbe nicht los. Du Chaillu rettete sich vor ihren Angriffen gewöhnlich dadurch, daß er sich unter eine dicke Matte verkroch und nicht früher wieder zum Vorschein kam, als bis die Wuth der Feinde sich gelegt hatte.



Termiten.
a. Baschikuay, nach Du Chaillu's Abbildung.
b—d. Termite (Termes fatalis).
b. Arbeiterin. Larve. *c.* Soldat. *d.* Vollkommenes Insekt.
(Die bezeichneten Striche geben die natürliche Größe der Thiere an.)

Größer als die Eloway ist die Iboco, eine Verwandte unserer Hornisse. Sie sticht so tief, und wiederholt ihre Angriffe so oft, daß in kurzer Zeit dem Verfolgten Gesicht und Arme von Blut überströmt sind. Die Nschuna, die

doppelt so groß ist als unsere Hausfliege, nähert sich dem auserkorenen Opfer in aller Stille, versteht es, sich anzusaugen und voll Blut zu saufen, ohne daß der Angegriffene anfänglich es merkt; bald nachher aber beginnt die Wunde unerträglich zu brennen und zu schmerzen, als sei sie durch einen Skorpion verursacht worden. Von gleicher Größe wie sie ist die Ibolai, die bei ihren Angriffen das Gefühl hervorbringt, als werde eine lange, scharfe Nadel ins Fleisch gestochen. Die Iguguai sind kleiner, vermögen aber trotzdem genug zu quälen und durchbohren selbst die dickste Negerhaut, zum Ueberfluß noch auf lange Zeit Jucken und Brennen zurücklassend. Den Legionen Fliegen lauern zahlreiche Spinnen auf, sowol in den Wohnungen als im Freien. Du Chaillu erzählt von einer großen, gelb und schwarz gefleckten Waldspinne, die 1 bis $1\frac{1}{4}$ m. große Gewebe zwischen den Gebüschen anlegt. Die Fäden derselben, versichert er, seien so fest, daß man einen gewissen Widerstand bemerke, wenn man beim Hindurchgehen sie zerreiße. Das Thier selbst vermöge sehr schmerzhaft zu beißen, die Wunden hätten aber keine bedenklichen Folgen.

Schlangen statten den Negern mitunter in ihren eigenen Wohnungen einen Besuch ab und einst traf Du Chaillu einen solchen Gast auf seinem eigenen Bett. Das Thier hatte zuvor einen Vogel als Abendbrot verzehrt und dann der Verdauung wegen sich ein warmes, weiches Plätzchen ausgesucht, auf dem es aber durch des Jägers Kugel unangenehm gestört ward. Meistens greifen die Schlangen in den Wohnungen die Menschen nicht an, sondern begnügen sich damit, das Ungeziefer zu verzehren; nur wenn sie etwa getreten oder gedrückt werden, vertheidigen sie sich. Die phlegmatischen Arten, z. B. die Hornotter (Echidna nasicornis), werden deshalb die gefährlichsten und sind auch am meisten gefürchtet. Du Chaillu theilt uns mit, daß er mitunter monatelang in den Wäldern umhergestreift sei, ohne eine einzige Schlange zu treffen. Am Rembo, südlich vom Aequator, maß Du Chaillu Schlangen, die seiner Aussage nach 7 bis 8 m. Körperlänge hatten (vielleicht Python Sebae?), ja eine derselben war sogar 11 m. lang, während andere Zoologen, die sich an der Mündung des Gabon aufhielten, diese Thiere dort nur bis 2 m. lang fanden. Der Reisende Bowdich erzählt dagegen ebenfalls von 10 m. langen Schlangen in der Aschantigegend.

Eine interessante Scene bot unserem Reisenden eine der folgenden Nächte. Am Tage vorher war Neumond gewesen und am Abend war es in Yungulapay, so hieß der Negerort, auffallend still. Jedermann vermied Geräusch und die Unterhaltung ward nur heimlich geführt. Sowie sich aber der erste schwache Streifen des jungen Mondes sehen ließ, trat der König aus seiner Hütte hervor und hielt in der Straße entlang einen feierlichen Tanz. Er war über und über mit rothen und weißen Flecken von der Größe einer Pfirsich bemalt und diese nahmen sich auf der schwarzen Haut so abenteuerlich gespenstisch aus, daß dem Jäger beim ersten Anblick ein Gruseln überkam. Du Chaillu fand diesen Neumondtanz bei den meisten Negerstämmen, die er besuchte, konnte aber von Niemand etwas Genaueres über die Vorstellungen erfahren, die etwa damit verknüpft sind. Er vermuthet, daß die Meisten die ursprüngliche Bedeutung selbst nicht mehr wußten und diese Sitte von ihren Vorfahren überkommen hatten. Der Mondkultus scheint durch einen großen Theil Afrika's verbreitet

und vielleicht bei den meisten Negerstämmen in verschiedenen Formen gebräuchlich zu sein. Reisende trafen ihn ebenso am oberen Nil wie Livingstone bei den südlichen Völkerschaften. Meistens fand Du Chaillu, daß die Neger sich mit Kreide weiße Flecken aufmalten. Eine andere religiöse Festlichkeit, bei welcher der Mond eine Rolle spielte, lernte Du Chaillu bei dem Kamma-Volke in Gumbi am Rembo kennen. Der König der genannten Stadt war krank und da kein Doktor helfen konnte, wandte man sich an den Mond oder vielmehr an den Geist Ilogo, welcher den Mond bewohnt. Zur Zeit des Vollmondes versammelten sich die gesammten Frauen des Ortes und bildeten einen Kreis vor des Königs Hause. Sie sangen lange Bittgesänge zu Ilogo und seinem Monde, die in freier Uebersetzung etwa so lauten würden:

„Ilogo, wir bitten dich!
Sag' uns, wer hat den König beschrien?
Ilogo, wir bitten dich!
Sag' uns, was hilft ihm für Medizin?
Dein sind die Bäume in den Wäldern,
Dein die Kräuter auf den Feldern,
Dein alle Wasser in den Flüssen,
Du wirst ein Mittel für ihn wissen!
Und sollt' auf Erden keines sein,
Kurire ihn mit Mondenschein!
Hilf unserm König vor dem Tod!
O Ilogo! o Mond, o Mond!"

Sie machten dabei, um die Aufmerksamkeit des vielbeschäftigten, weit entfernten gestrengen Herrn auf sich zu lenken, den größtmöglichen Spektakel, wobei ihnen die Männer mit Trommeln und Schießen getreulich halfen. Dann setzte sich ein nervenreizbares, kränkliches Weib, die eben deshalb in den Ruf einer Prophetin gekommen war, in den Kreis, sah unverwandt in die leuchtende Mondscheibe und regte sich durch Singen und wahrscheinlich auch durch geistige Vorstellungen so auf, daß sie schließlich Krämpfe bekam und in eine tiefe Ohnmacht fiel. Jetzt, hieß es, ist ihr Geist zu Ilogo gegangen und spricht mit ihm. Die Versammlung setzt das Singen fort. Die Worte der Litanei wiederholten sich mit wenig Veränderungen.

Nach etwa einer halben Stunde kam die Somnambule wieder zu sich. Sie sah natürlich sehr angegriffen aus und erzählte der lauschenden Menge: sie sei währenddeß bei Ilogo gewesen, habe demselben die Sache vorgestellt und von ihm ein gewisses Kraut bezeichnet erhalten, dessen Saft dem König helfen würde. Wie es bei uns nun mitunter vorkommt, daß die Patienten trotz der Medizinen wieder gesund werden, so kam auch nach eingenommenem Zaubertranke die schwarze Majestät glücklich wieder auf die Beine und konnte bei nächstem Neumond dem Neugeborenen seinen Dank persönlich abstatten.

Die naturhistorische Sammlung Du Chaillu's hatte sich ansehnlich vermehrt und es war seine Hauptsorge, dieselbe nach der Küste zu schaffen, um sie einem Schiff zur Beförderung nach Amerika zu übergeben. König Alapay ging ihm dabei treulich zur Hand. Er gab ihm hinlänglich Träger und ließ ihn durch seine Weiber mit Kassava-Broten verproviantiren. Das letztere wird aus dem mehlreichen Wurzelstock der Kassava- oder Maniok-Pflanze, eines strauchartigen

Wolfsmilchgewächses (Jatropha Manihot), hergestellt, die man zerreibt oder zerstampft und durch Auspressen von dem schädlichen Safte befreit. Die Brotchen sind etwa $^1/_3$ m. lange Scheiben von 10 bis 15 cm. Breite, die über Kohlenfeuer gebacken werden und sich lange Zeit hindurch halten. Anfänglich schmecken sie leidlich, ein länger fortgesetzter Genuß wollte aber dem Franzosen durchaus nicht zusagen und bekommen.

Bei dem Marsche nach der Küste ging der Weg größtentheils durch den Wald, wieder oft auf Elefantenpfaden. Du Chaillu hält die hier lebenden Elefanten für eine besondere Spielart. Er schließt dies aus dem Elfenbein, das von ihnen gewonnen wird und das er für das beste Westafrika's erklärt. Die meisten Zähne wiegen zwischen 10 bis 25 kg., einst kam ihm aber auch ein Zahn von 55 kg. zu Gesicht. Mitunter findet man an den Elefantenzähnen Spuren, daß sie von einem Thiere benagt worden sind. Du Chaillu schreibt dies, im Glauben an die Erzählungen der Eingeborenen, einem Eichhörnchen zu, das er deshalb den Elfenbeinfresser (Sciurus eboviforus D. Ch.) nennt. Er erlegte ein solches Thier in den Ebenholzwäldern bei Obindschi's Stadt am Rembo (südl. vom Aequator). Es ward dort von den Negern Mboco genannt. Auffallend ist es, daß zwischen dem Muni und dem Gabon die Flußferde gänzlich fehlen, während südlich und nördlich davon die größeren Gewässer von ihnen wimmeln. Gleicherweise fehlen hier Löwen, Straußen, die Nashornarten, Giraffen und die meisten der Antilopen, welche Südafrika bevölkern.

Bevor Du Chaillu nach seinem Hauptquartier am Gabon zurückkehrte, beschloß er einen kleinen Umweg den Munda hinauf zu nehmen und dann über Land nach dem Ikoi-Creek zu gehen, der seine Wasser bereits in den Gabon ergießt.

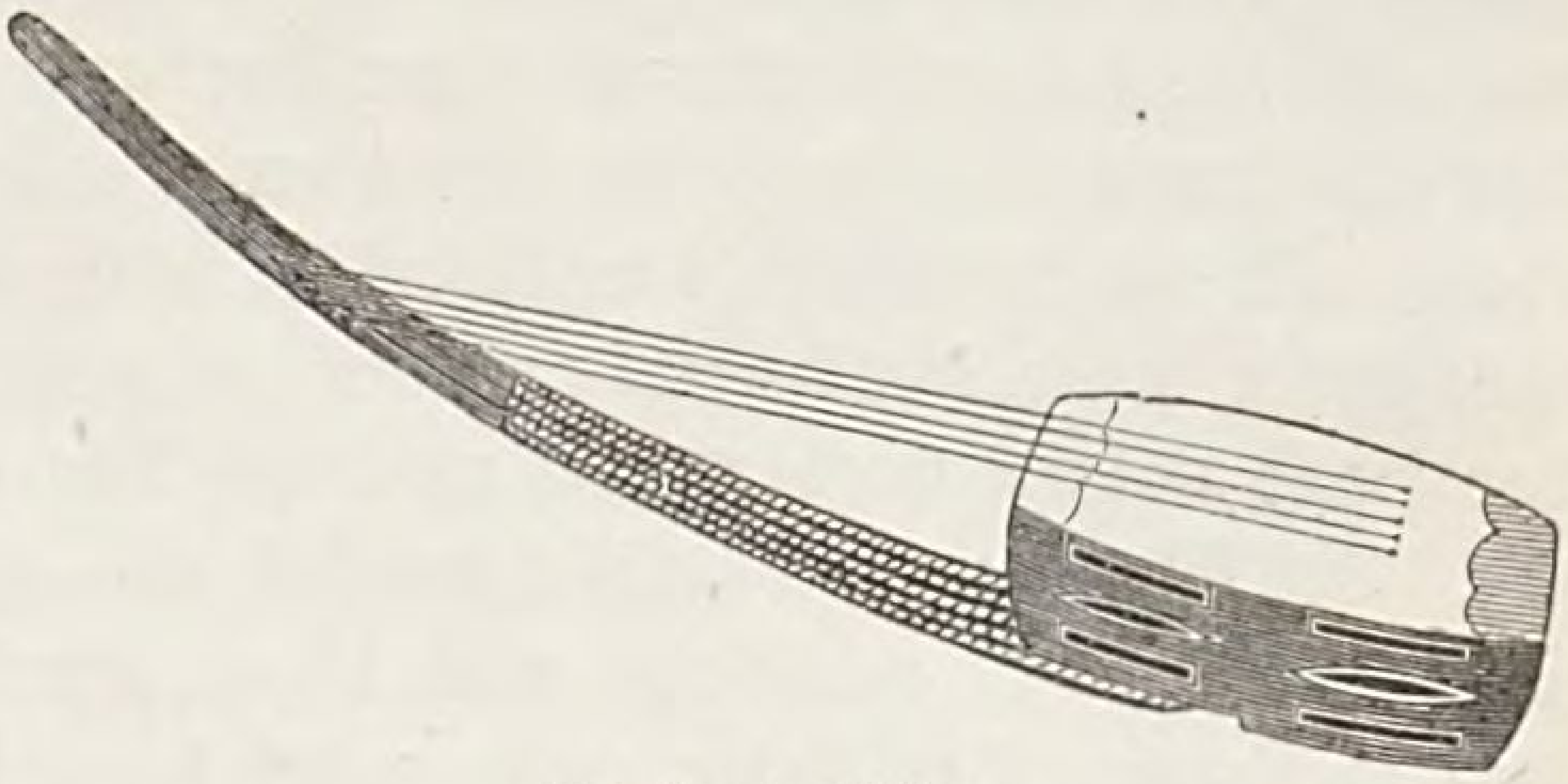
Der Munda ist ein verhältnißmäßig kleiner Küstenzufluß, ziemlich in der Mitte zwischen dem Muni und Gabon, der aber wie seine Nachbarn einen flachen Unterlauf und eine Meerbusen ähnliche Mündung erhalten hat, so daß der Einfluß der Gezeiten sich zehn deutsche Meilen weit landeinwärts geltend macht. So weit als hierdurch eine Mischung von Seewasser und Flußwasser herbeigeführt wird, reicht auch die Region der Mangrovewaldungen. Beide Ufer sind weithin damit eingesäumt und das breite Flußbett ist zur Zeit der Ebbe zur Hälfte trocken, oder besser gesagt Schlammbank. Auch im Fahrwasser selbst sind vielfach wechselnde Schlammbänke vorhanden, auf denen selbst die flachen Boote der Eingeborenen gelegentlich sitzen bleiben. Von weitem schon riecht der Reisende, daß er hier täglich ein paarmal Chinin nehmen muß.

Auf der ganzen Strecke sah Du Chaillu nur zwei Hügel am Ufer, deren einer von den Schekiani's zur Anlage eines Dorfes benutzt war. Die übrigen Negerorte liegen an den Ufern der Hinterwasser jenseit der Mangrove's und sind zur Ebbezeit gar nicht zu erreichen. Die abscheuliche Beschaffenheit der Gegend macht auf die schwarzen Bewohner auch ihren Einfluß geltend: sie sind ein schwächliches, kränkliches Geschlecht, das nur kümmerlich sein Dasein fristet. Nur für die Sumpfvögel scheint der Munda ein Paradies zu sein. Scharen von Pelikanen fischen mit großen Schnäbeln in den dunkeln Fluten, Hunderte

prächtigrother Flamingos marschiren auf dem schwarzen Schlammgrunde mit dünnen Beinen, Kraniche, Möven und andere Fischverzehrer suchen auf die mannichfachste Weise sich eine Beute zu verschaffen, während einzelne Bäume am Ufer mit Wolken schneeweißer Reiher bedeckt sind, die der Verdauung pflegen.

Die Mündungsgebiete des Muni und des Munda, sowie die Küstenstrecke zwischen beiden, sind durch den Stamm der Schekiani-Neger besetzt. Am Gabon haben diese nur den oberen Theil des Flusses inne, in südlicheren Gegenden sind sie erst das dritte oder vierte Volk von der Küste her. Sie stehen an körperlicher Schönheit den Mpongue's und den Mbenga's nach, sind auch etwas heller an Hautfarbe, besitzen aber alle schlechte Eigenschaften der Küstenvölker, die wir bereits erwähnt haben, in reichem Maße. Fortwährend sind sie unter sich und mit ihren Nachbarn in Raufereien verwickelt, zu denen das eine Mal Handelsneid, das andere Mal ein entlaufenes Weib, das die Gegenpart als edle Trojer in Schutz nimmt, Veranlassung giebt.

Nach mancherlei kleinen Abenteuern, zu denen unter anderen das Davonlaufen der sämmtlichen Begleiter gehörte, kam Du Chaillu aus der Mangrovegegend heraus und ward dadurch auch von den wüthenden Kopfschmerzen befreit, die ihn gequält.


Schekiani-Zither.

Weiter stromaufwärts erschienen die Ufer besser angebaut und waren reichlich mit Palmen und anderen schönen Bäumen bestanden. Etwa fünf Meilen weit befuhr der Reisende den Strom noch aufwärts, dann setzte er seinen Marsch zu Fuß fort, wobei er unter Anderem in der Nacht einmal wieder in ein Heer wandernder Baschikuay's gerieth und jämmerlich zerbissen ward.

Bei den Missionären, die am Ikoi-Creek sich niedergelassen haben, fand er die beste Aufnahme und erholte sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten. Von hier aus unternahm er täglich Jagden auf Vögel und Wildschweine und macht von den ersteren vorzüglich zwei namhaft, die ihm große Freude verursachten. Das eine ist eine besondere Spielart des Frankolinhuhns (Francolinus squamatus), das jeden Abend sein Geschrei im Walde hören ließ, bevor sich das Volk, eines neben dem anderen, auf den unteren Aesten eines Baumes zur Nachtruhe niederließ. Der zweite Vogel war bisher den Forschern noch unbekannt und ward seinem Entdecker zu Ehren Barbatula du Chaillui genannt. Er beschreibt ihn als ein schönes Thierchen mit blauschwarzer Brust und Kehle, scharlachrothem Kopf, schwarzen Backen und kanariengelben Seitenstreifen und eben solchen Flecken. Interessant ist die Art des Nestbaues des kleinen Vogels. Das Pärchen pickt mit vereinten Anstrengungen ein Loch von 5 cm. Durchmesser in einen Baumstamm, führt dies eben so weit in das Innere und dann gegen 10 cm. senkrecht hinab.

Das Gebiet, welches Du Chaillu zu seinem Jagdrevier gewählt hatte, ist in Bezug auf die Vogelwelt unstreitig eines der reichsten in ganz Afrika. Außer ihm haben in neueren Zeiten Franquet, Aubry-Lecomte, Fosse, Gujou u. A. hier gesammelt und gegen 400 Arten auf dem verhältnißmäßig beschränkten Raume der Gabongegend aufgefunden.

Vom Ikoi-Creek setzte Du Chaillu seinen Stab fürbaß nach dem Gestade der Gabon-Bucht und begrüßte dort seine alten Freunde, bei denen er ehedem schon manches Jahr gelebt und von denen wir weiter oben schon im Allgemeinen geredet haben.

Du Chaillu spricht geläufig die Sprache des Mpongue-Volkes, das hier wohnt, er zählt unter dem letzteren viele Bekannte und sogar einige Freunde, die er uns als schwarze Gentlemen vorstellt. Hier wohnte er ehedem bereits vier Jahre hindurch bei seinem Vater und hier fand er in der Missionsstation jedesmal gastfreie Aufnahme, wenn er von seinen Jagdzügen zerrissen und ausgehungert oder fiebersiech zurückkam.

Die Mündung des Gabon haben gegenwärtig die Mpongue-Neger inne, weiter landeinwärts wohnen Schekianistämme und bis zum Krystallgebirge mögen, nach Du Chaillu's Meinung, noch gegen ein Dutzend kleine Stämme wohnen, die alle mehr oder weniger Vortheile von dem Handel zu ziehen suchen, der zwischen dem Innern des Kontinents und der Küste geführt wird. Auf die Art und Weise, wie dieser Tauschverkehr stattfindet, und auf die damit verbundenen Nachtheile haben wir bereits aufmerksam gemacht. Besuchen wir jetzt einmal an der Hand unseres kundigen Führers die Mpongue's in ihrer Behausung!

Der Mpongue-Ort besteht, wie fast alle anderen, aus einer einzigen geraden Straße von 130 m. Länge und 13 m. Breite, zu deren beiden Seiten die Häuser liegen. Nur selten zweigen sich kurze Seitengassen ab. Die Häuser sind viereckig, die größeren von ihnen haben 33 m. Front und 7 m. Tiefe; sie sind aus Bambus gebaut, mit Matten aus Palmblättern gedeckt und haben ein schmuckes Aussehen. Die Flur in ihrem Innern besteht aus festgeschlagenem Lehm und wird stets reinlich gehalten, ebenso auch die Straße. Ein solcher Ort zeigt einen höchst vortheilhaften Unterschied im Vergleich mit den schmuzigen, kreisrunden Lehmhütten der Stämme am Niger und in Senegambien.

Die Mpongue's, die wir auf der Straße wandeln sehen, erscheinen uns als ein hübscher Menschenschlag; sie erinnern uns an die Mandingos und ihre Physiognomien sind so hübsch, wie ein Negergesicht nur sein kann. In der Bekleidung werden wir sehr an den lebhaften Verkehr mit civilisirten Nationen erinnert. Die Männer tragen auf dem Haupte einen Strohhut, mit Ausnahme des Königs, dem das Recht reservirt ist, einen seidenen Pariser oder New-Yorker Hut zu tragen. Die meisten Mpongue's sind mit einem Kattunhemd bekleidet, über welches sie ein viereckiges Stück Zeug werfen, das bis zu den Knöcheln herabreicht; ihr höchstes Ideal von Glück ist es jedoch, sich eine mit Tressen besetzte Uniform mit blanken Knöpfen zu verschaffen, nebst dem dazu gehörigen Wehrgehäng. Die Frauen begnügen sich meist mit einem Lendentuch, das bis unter die Kniee herabgeht, schmücken sich aber außerdem mit Unmassen von messingenen Ringen an Armen und Beinen. Riesig große Ohrringe dürfen nicht

fehlen und je mehr Parfümerien bei der Toilette verwendet werden können, desto schöner findet man es, ist aber in Bezug auf die Qualität der letzteren nicht gerade wählerisch.

Das Benehmen der Mpongue's verräth einen auffallenden Schliff. Sie sprechen nicht selten etwas Englisch, Französisch und Portugiesisch, verstehen nicht nur sehr gut diese drei europäischen Nationen sofort zu unterscheiden, sondern wissen auch auf schlaue Weise den Eigenthümlichkeiten derselben beim Verkehr sich anzupassen und ihnen zu schmeicheln. Einer der Wohlhabenden führt uns vielleicht in sein Haus. Hier treffen wir Glasfenster und Spiegel, Tische und Stühle und sonstige Dinge europäischer oder amerikanischer Arbeit, sogar eine Uhr.

Die Mpongue's halten sich selbst für den intelligentesten Negerstamm der ganzen Küste, sind aber der Zahl nach sehr zusammengeschmolzen. Sie achten streng auf Sonderung der Klassen nach ihrer Abstammung und zählen gegen 300 Mpongue's von reinem Blut, welche die Aristokratie repräsentiren. Ihnen zunächst folgen die Abkömmlinge von Mpongue-Vätern und Müttern aus benachbarten Stämmen, deren etwa 800 sein mögen, dann folgen die Kinder von Mponguemännern und Sklavinnen, Bambai genannt; dies sind gegen 1000. Die niederste Kaste bilden die Sklaven. Jeder Ort steht unter der Herrschaft eines Häuptlings, dem man in den größeren Niederlassungen, den Städten, den Namen König beilegt. Der letzteren giebt es am Gabon gegenwärtig vier. Die Stadt trägt den Namen des Königs und jeder neue Herrscher erbt mit der Würde seines Vorgängers auch dessen Namen. Ueber Bagatellsachen entscheidet der König selbst, bei wichtigeren Angelegenheiten beruft er aber den Rath der Volksältesten zu einer Versammlung, einem Palawer.



Kopfputz einer Mpongue-Frau.

Beim Begräbniß eines Königs verfährt man höchst geheimnißvoll. Man hegt die Ansicht, daß die Nachbarstämme zu einer besonderen Macht gelangen würden, wenn es ihnen glückte, sich den Kopf eines solchen Verstorbenen zu verschaffen und sich daraus einen Fetisch zu verfertigen. Es wird deshalb ein Scheinbegräbniß veranstaltet und während der Zug der Leidtragenden, dem sich die ganze Bewohnerschaft des Ortes anschließt, den scheinbaren Leichnam nach seinem Grabe geleitet und über dem letzteren die übliche Trauerflagge, aus Kattunstücken bestehend, aufhängt, bringen zuverlässige, verschwiegene Männer den wirklichen Todten an einem Orte zur Bestattung, der von ihnen streng verborgen gehalten wird.

Während der siebentägigen allgemeinen Trauer bezeichnet die Volksstimme den Nachfolger. Die Königswürde ist keineswegs erblich, sondern geht über auf denjenigen reinblütigen Mpongue, der durch Reichthum und geistige Fähig-

keiten den übrigen am meisten imponirt. Ein Freund Du Chaillu's, Njogoni, ward auf diese Weise zum Regenten von Glaßtown erhoben. Die Ceremonien, welche mit einer solchen Königswahl verknüpft sind, möchten wenigen Fürsten Europa's behagen, sie sind rein im Negergeschmack gehalten. So ging Freund Njogoni am Morgen des verhängnißvollen Tages am Meeresufer spazieren, er ahnte nichts von der bevorstehenden Standeserhöhung oder wußte sich trefflich so zu stellen, daß er nichts davon wisse. Da umringt ihn plötzlich ein tobender Volkshaufe, seine lieben Landsleute und Freunde, und Alt und Jung beginnt auf ihn loszuschlagen und ihn mit Fußtritten, Knüffen und Püffen zu traktiren. Diejenigen, welche nicht an ihn selbst kommen können, speien ihn an und schütten eine Sintflut von Schimpfwörtern über ihn aus, verfluchen und verwünschen ihn, seine Mutter, Vater, Großeltern bis in die graue Vorzeit hinauf. Zwischenein schreit man ihm zu: „Jetzt können wir dich noch schimpfen und schlagen, wir können noch mit dir machen, was wir wollen; noch bist du nur unseres Gleichen und nicht unser König. Bald, wenn du unser König sein wirst, müssen wir nach deiner Pfeife tanzen!" Njogoni fühlt also schließlich eine halbe Stunde lang zum letztenmale gründlich, wie es einem Unterthanen zu Muthe ist, und wird währenddeß nach der Wohnung des früheren Königs geknufft. Dort endlich gebietet ein Alderman Schweigen und feierliche Ruhe lagert über dem Volke. Er deklamirt mit obligatem Pathos: „Wir wählen dich, Njogoni, hiermit feierlichst zu unserem König! Volk der Mpongue! siehe hier deinen neuen Herrscher!" Ein Staatsbeamter bringt den Seidenhut des verstorbenen Königs und man setzt Njogoni diesen auf. „Vivat der neue König Glaß!" tobt die Menge. Acht Tage lang schmaust und trinkt, tanzt und singt das Volk und setzt dabei dem gesalbten Haupte innerlich mit Rum eben so dick zu, wie vordem seinem Rücken mit Püffen, bis der Rum zu Ende ist und sich der Gesammtstaat in einen allgemeinen Katzenjammer auflöst.

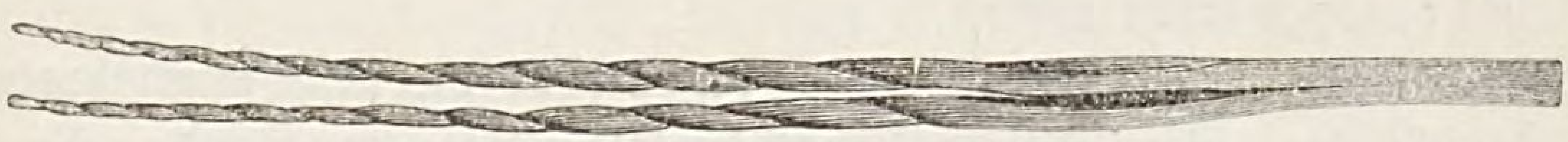
Es ist eine auffallende Erscheinung, daß manche Küstenstämme, trotzdem daß sie von dem für die Europäer so verderblichen Klima nichts zu leiden haben, doch sich an Kopfzahl verringern und dem Aussterben zugehen. Von einem ehedem zahlreichen Stamme, den Ndina's, waren zur Zeit Du Chaillu's Gegenwart nur noch drei Personen übrig und auch die Mpongue sind schon auf die oben angegebene geringe Menge zusammengeschmolzen. Es wirken hierbei zwei Ursachen gleichzeitig. Stirbt ein freier Mann, besonders ein angesehener, so muthmaßt man sofort Behexerei und die Zauberdoktoren sind gewöhnlich flink bei der Hand, durch allerlei Hokuspokus die Missethäter ausfindig zu machen. Dieses sind meist mißliebige Personen und fallen dann unter einer greulichen Volksjustiz oder werden im besten Falle als Sklaven an die Weißen verkauft. Beim Tode von Häuptlingen ist es auch hier gebräuchlich, einige Sklaven am Grabe des Verstorbenen zu opfern, damit letzterer mit würdiger Begleitung ins Jenseits einziehe.

Der Hauptgrund für die geringe Kinderzahl scheint in den ehelichen Verhältnissen zu liegen. Vielweiberei ist allgemein und da bei Ehebündnissen die Handelspolitik, wie schon angedeutet, bedeutend im Spiele ist, so wird mitunter ein Mädchen, das die Mutter noch auf dem Arme trägt, einem Graukopf ange-

traut und diesem im 9. oder 10. Jahre vor erlangter Reife übergeben. In Folge dessen ist Unfruchtbarkeit bei den Mpongue-Frauen eine häufige Erscheinung.

Der Ackerbau wird Weibern und Sklaven überlassen, er ist eines freien Mpongue-Mannes unwürdig. Man legt die Pflanzungen stets in einiger Entfernung von den Wohnungen an und bestellt sie in der rohesten und nothdürftigsten Weise. Als vorzüglichste Nährpflanzen baut man Mais, Bananen, Yams, Bataten, Kassaven, Kürbisse, Erdnüsse und rothen Pfeffer (Capsicum), — Gewächse, welche theils von Amerika aus übergesiedelt worden, theils einheimisch sind. Ananas und Zuckerrohr gedeihen gut, es würde der fruchtbare Boden aber auch Baumwolle, Kaffee, Tabak und die meisten anderen Tropengewächse unter diesem günstigen Klima hervorbringen, wenn die Bewohner den nöthigen Fleiß auf ausgedehntere Anpflanzungen verwenden wollten. Es könnte leicht ein eben so solider als einträglicher Handel darauf gegründet werden, wenn nicht die Mpongue daran gewöhnt wären, von den Spesen der Spedition zu zehren. Vor etwa 20 Jahren wurden durch den Missionär Wilson versuchsweise Kaffeepflanzungen angelegt, die herrlich gediehen sind.

Der Umgang mit den Europäern hat die Mpongue in Bezug auf Fleischspeisen etwas wählerischer gemacht als ihre Landsleute im Innern. Sie verzehren zwar Antilopen und Wildschweine, sowie auch Waldvögel, weisen aber Krokodilbraten, Affen, Ratten u. dgl. mit Verachtung zurück, höchstens überlassen sie dergleichen ihren Sklaven.



Peitsche aus Flußpferdhaut für Frauen und Sklaven.

Elfenbein bildet den werthvollsten Artikel des Speditionshandels und das hier eintreffende soll, nach Du Chaillu's Meinung, das werthvollste der ganzen Westküste sein. Er schätzt die Menge, welche jährlich von Banko bis Loango ausgeführt wird, auf 75,000 kg. Von Ebenholz mag am Gabon jährlich gegen 40,000 kg. in den Handel kommen. Kopal, der ebenfalls auf den Markt gebracht wird, ist nur von geringerer Güte und in kleineren Mengen zu haben; ansehnlicher dagegen ist der Vertrieb von Kautschuk, Wachs und Rothholz.

Das Rothholz (Barwood oder Camwood) stammt von einem Baume, den die Eingeborenen Ego nennen und der im Gebiet des Gabon selbst in großen Mengen gefunden wird. So traf ihn Du Chaillu oft am Ikoi-Creek zwischen dem Gabon und dem Munda. Der Baum ist ansehnlich groß und entwickelt eine schöne Krone aus zahlreichen Aesten. Seine Blätter stehen zu fünf an einem Blattstiele und haben eine lichtgrüne Färbung. Sie sind ganzrandig, auf ihrer Oberseite glänzend und verkehrt eirundlich, nach dem Grunde hin verschmälert. Die Blüten sind Schmetterlingsblumen von weißer Farbe und stehen in einer aufrechten Rispe beisammen. Die Staubgefäße sind länger als die Blumenblätter und verleihen deshalb dem Blütenstand ein sehr hübsches Ansehen. Als Früchte trägt der Baum Hülsen.

Die Neger am Gabon haben so wenig Vorstellung vom Großhandel, daß sie sich selten dazu verstehen Vorräthe anzulegen. Gewöhnlich wartet man erst, bis

ein Schiff eingelaufen ist, das Rothholz verlangt. Hat etwa der Häuptling des Dorfes vom Kapitän den Auftrag übernommen, die Ladung herbeizuschaffen, so entwickelt sich auf eine Zeit lang ein ziemlich reges Treiben und alle Hände sind mit der Gewinnung des Barwoods beschäftigt. Alt und Jung zieht in den Wald, Bäume werden gefällt, von Aesten und Rinde befreit und in handsame Scheite zerspalten. Diese haben gewöhnlich 1 m. Länge und wiegen 7 bis 10 kg. Der 5 cm. dicke Splint ist unbrauchbar und wird abgehauen. Das Beschwerlichste ist der Transport, der durch die Weiber auf den Schultern besorgt werden muß, wenn man nicht einen Flußarm oder Creek zur Verladung in Booten benutzen kann.

Das Rothholz steht verhältnißmäßig niedrig im Preise; 5 Dollars für 100 Scheite ist schon ein hohes Gebot, das der Kapitän thun kann; deshalb sind die Neger nicht gerade dafür begeistert und schwärmen viel lebhafter für Elfenbein, das sie von ihren Nachbarn beziehen.

Der Ego=Baum wird von den Botanikern als Bavia nitida bezeichnet und zu den Schmetterlingsblütlern gerechnet. In Deutschland kommt dies afrikanische Rothholz nur selten in Gebrauch, trotzdem es dem üblichen Fernambuk an Güte nicht nachsteht. Die Farben, welche man mit demselben in England erzeugt, sollen an Schönheit und Haltbarkeit diejenigen aus dem letztgenannten brasilianischen Farbholze übertreffen. Das Camwood enthält 23 Prozent schön-rothen Farbestoff, der sich seiner harzigen Natur wegen in Wasser sehr schwer, in Alkohol dagegen leicht auflöst.

In früherer Zeit war der Sklavenhandel die beste Einnahmequelle der Küstenhändler. Die Sklaven gingen denselben Weg von Hand zu Hand aus dem Innern nach der Küste, wie jede andere Waare, und bestanden theils aus Kriegsgefangenen, theils aus solchen, die irgend eines Verbrechens wegen verurtheilt waren. Mitunter kam freilich auch geradezu Menschenraub vor. An der Küste hatten theils die Eingeborenen theils Weiße größere Sklavenfaktoreien, sogenannte Barakun's, eingerichtet und der Ort am Gabon, in dessen Mission sich Du Chaillu vorzugsweise aufhielt, führte noch seinen Namen von jener ehemaligen Bestimmung. Eine solche Sklavenfaktorei nimmt einen ansehnlichen Raum ein. Sie besteht aus mehreren Höfen, die durch Palissadenwände von einander getrennt und mit einer gegen 4 m. hohen Mauer aus scharf zugespitzten Palissaden umgeben sind. Innerhalb der Höfe gewähren zahlreiche Bäume Schutz gegen die Sonnenstrahlen und schuppenähnliche Hütten nehmen die Sklaven während der Nacht auf. Anständigere und solider gebaute Häuser dienen den Beamten und ihrem bewaffneten Gefolge als Wohnung. Die männlichen Sklaven leben in einem besonders stark verwahrten Hofe beisammen, die Sklavinnen und die Kinder sind wieder in einem besonderen Hofe. Bohnen und Reis bilden die Hauptnahrung der Gefangenen und es ist auffallend, wie leicht die Schwarzen bei dieser Kost, die sie hier reichlich erhalten, dick und rund werden. Die Meisten finden sich bald in ihr Schicksal und singen und tanzen gelegentlich, sobald sie nur satt sind; nur die Neuangekommenen werden gewöhnlich eine Zeit lang von der Furcht gepeinigt, daß die Weißen sie mästeten, um sie schließlich zu verspeisen. Du Chaillu erzählt, im Innern wäre der Glaube allgemein, daß die Weißen die

Sklaven zum Braten verwendeten, und es sei ihm mehr als einmal passirt, daß ihm ein Häuptling, der ihm eine besondere Freude habe machen wollen, einen Sklaven zugesandt habe mit dem Bedeuten: er möge denselben schlachten und zu seinem Mittagsbrote verwenden. Mit Ausnahme eines Lendenschurzes gehen die Sklaven beiderlei Geschlechtes nackt. Die Männer werden gewöhnlich zu 6 durch eine dünne Kette aneinander geschlossen, welche durch die Ringe eiserner Halsbänder geht. Man sichert sie dadurch gegen das Entlaufen, denn es ist ein unerhörter Fall, daß unter einem halben Dutzend Sämmtliche darüber einig würden, zu entlaufen. Für Reinlichkeit wird durch ein gelegentliches Seebad gesorgt und für Kranke ist ein besonderes Haus als Lazareth eingerichtet, das gut gelüftet und mit geeigneten Lagerstätten versehen ist. Mit dem Begräbniß eines Sklaven wird freilich wenig Umstände gemacht. Ein Zug seiner Leidensgefährten trägt den nackten Leichnam nach einem bestimmten abgelegenen Orte an der Küste und wirft ihn dort auf den Sand neben die Knochenreste der früher Angekommenen. Nach wenig Tagen thun dann die Raubthiere und Vögel das Ihre.

Die Sklaven der Eingeborenen haben meist ein erträgliches Loos. Viele von ihnen sind verheirathet und leben mitunter entfernt von den Wohnungen ihrer Herren in selbstgebauten Dörfern beisammen. Es liegt ihnen die Bestellung der Plantagen ob, und die einzige Verpflichtung gegen ihre Gebieter beschränkt sich darauf, daß sie letztere mit einem Theil der Ernte versorgen müssen. Andere werden auch als Jäger angestellt, erhalten einen Antheil der Beute und liefern bestimmte Stücke, z. B. die Elefantenzähne, ihren Herren ab. Du Chaillu traf auf seinen Wanderungen an der Küste wiederholt auf solche Sklavendörfer (die Dr. Barth in Adamaua ganz in ähnlicher Weise fand), in denen die Bewohner in so glücklicher Weise zu leben schienen, als es Neger sich nur wünschen. Sie hatten reichliche Nahrung und alte Bursche mit weißen Wollköpfen lagen behaglich vor den Thüren ihrer Hütten und rauchten ihre Pfeife Tabak.

Bei einer seiner Jagdpartien lernte Du Chaillu am Kap Lopez noch einen Negerfürsten kennen, der durch den Sklavenhandel in den Stand gesetzt wurde, eine Art halb barbarischen, halb civilisirten Prunkes in seinem Hofstaat zu entfalten. König Bango, so hieß er, hatte sein Schloß auf dem Gipfel eines Hügels in Sangatana errichtet und seine eigene Wohnung von einer solchen Anzahl Nebengebäude seiner Angehörigen umgeben, daß dieselben einen ansehnlichen Ort für sich bildeten. Die meisten seiner spezielleren Unterthanen wohnten dagegen über die ganze Gegend zerstreut und zwar des Sklavenhandels wegen. In einer geschlossenen Stadt am Seestrande beisammen lebend, hatten sie die Zündkugeln der englischen Kriegsschiffe zu fürchten; indem sie sich aber in einzelnen Gehöften über die ganze Gegend vertheilten und dabei theilweise in Wald und Pflanzungen versteckten, waren sie gegen diese Vertilger des Sklavenhandels ziemlich gesichert.

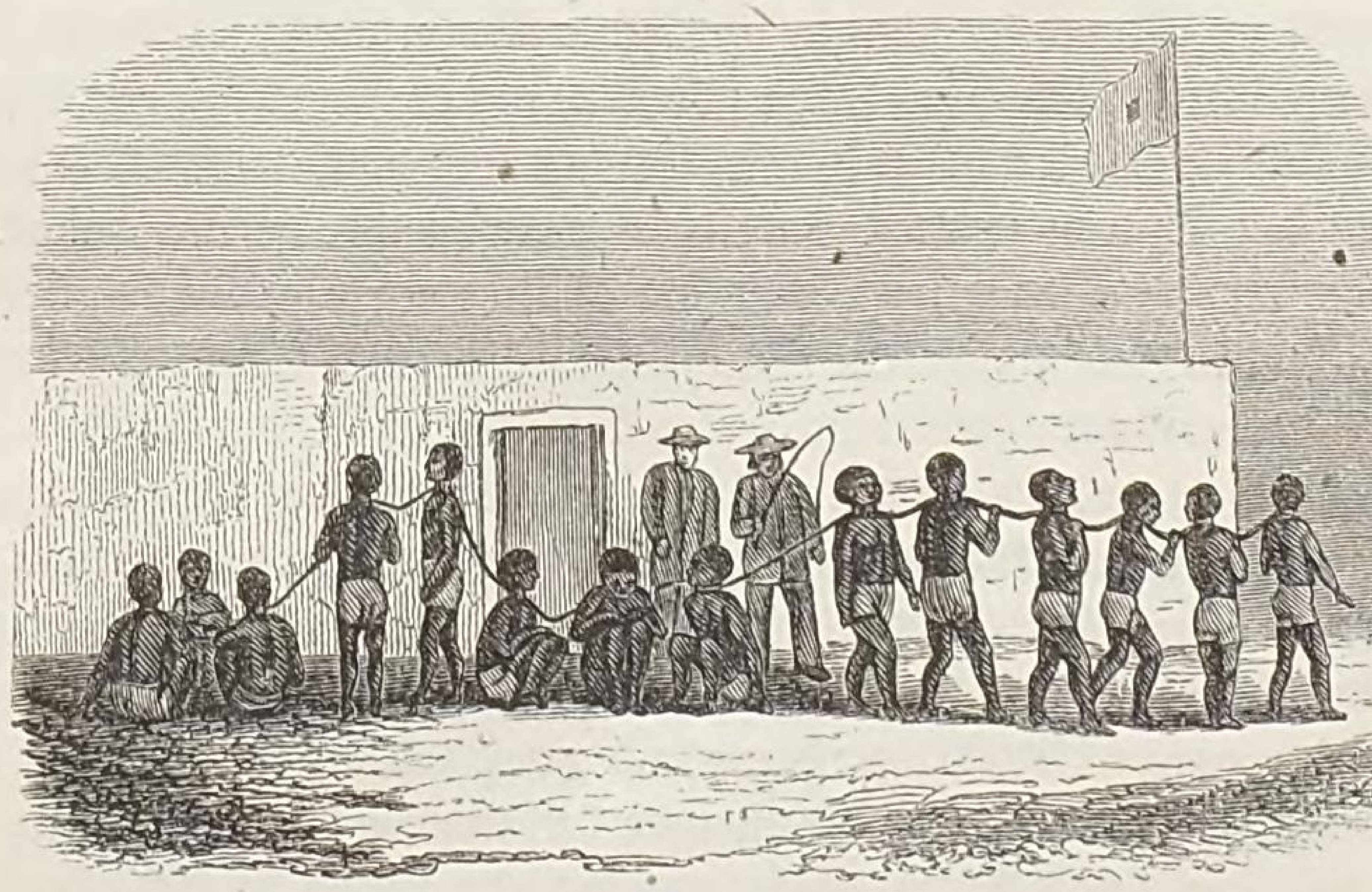
König Bango hatte in seinen jungen Jahren ein gut Stück der Welt gesehen. Er hatte Brasilien besucht und zwei Jahre sogar in Lissabon gelebt. So suchte er denn auch in seiner Hofhaltung die civilisirte Art des Fürstenlebens nachzuahmen, freilich mit einer starken Dosis Negerpfeffer und in seine Landesart

übersetzt. Seine Hauptsorge war ein wohlbesetzter Harem und er hatte es darin bis auf 300 Frauen gebracht. Wie viel er Kinder hatte, wußte er nicht, da dies Frauensache war; er vermuthete aber, daß es gegen 600 seien.

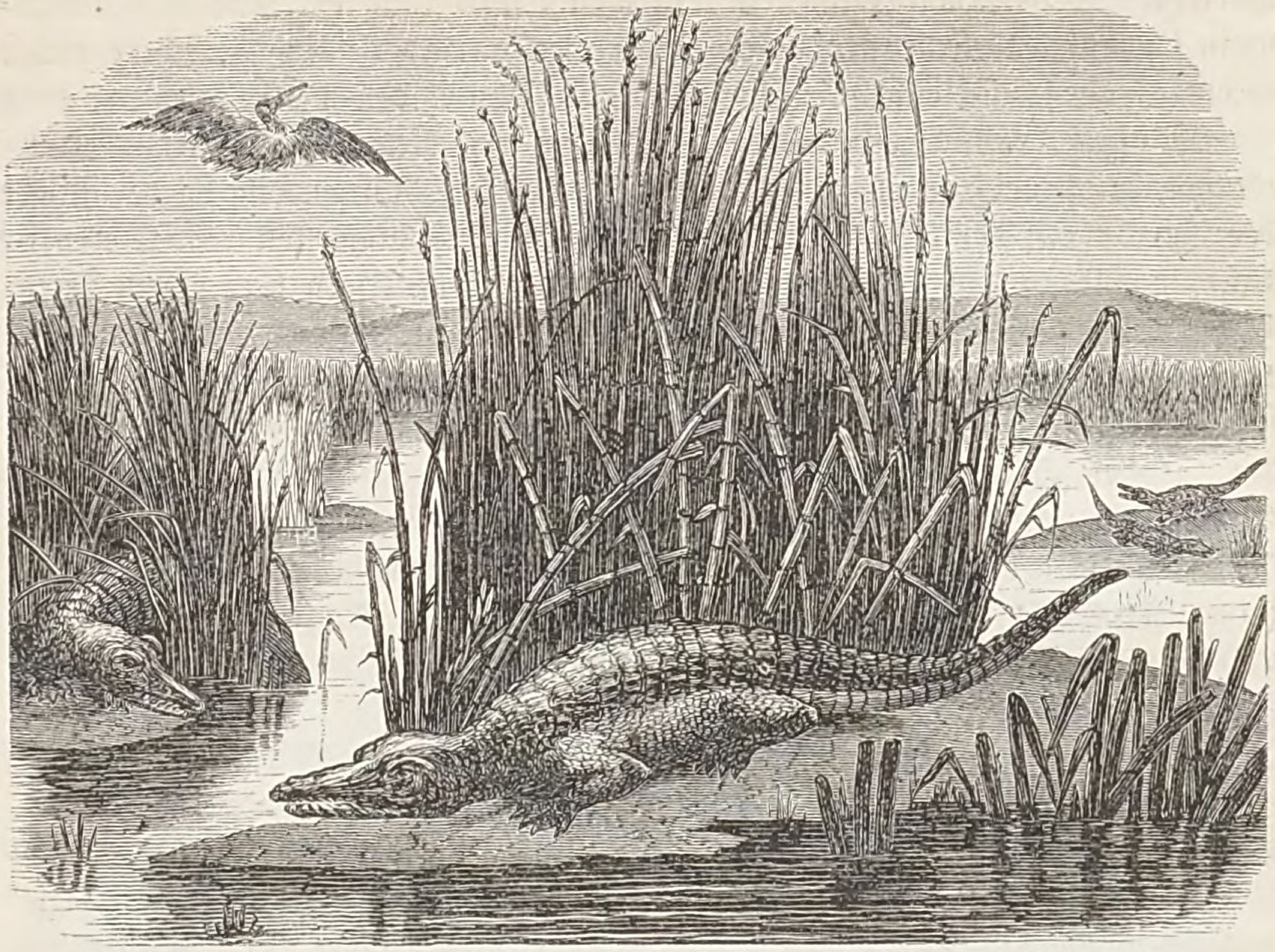
Bango's Wohnung enthielt Sopha's und eine Menge andere Möbel europäischen Stils, dabei aber auch eine solche Menge von Ratten, daß die berühmte Katze Wittington's hier noch einmal hätte gute Geschäfte machen können. Se. Majestät trug einen mit breiten Goldtressen besetzten Leibrock, so daß er einem fürstlichen Lakai sehr ähnlich sah; dabei verlieh er seinem Haupte bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Glorie durch eine goldene, mit Steinen besetzte Krone, deren er mehrere als Geschenke von reichen Sklavenhändlern besaß und deren eine Du Chaillu auf 1000 Dollars an Werth taxirte. Seinem Besuch zu Ehren veranstaltete er auch einen Hofball. Ein Faß mit Rum vertrat die Stelle des Champagners. Die Hofkapelle ward durch ein paar Trommeln im Stil der Fan-Pauken ersetzt und vom allgemeinen Gesang des Harems begleitet. Der Text des Liedes war so ziemlich übereinstimmend mit unserem deutschen

„Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht —"

Je sechs und sechs schwarze Schöne traten dann in der Mitte des Saales auf und tanzten eine Art spanischen Fandango, freilich in sehr erhöhter Potenz. Ab und zu stärkten sie sich hierzu durch einige kleine Schnäpse. Se. Majestät mußte sich leider bei den meisten seiner Herrlichkeiten mit dem bloßen Zusehen begnügen, da die eine Hälfte seines Körpers vom Schlagfluß gelähmt war.



Gefesselte Sklaven im Barakun.



Am Anenge-See. (Krokodile.)

VI. Die Kamma-Gegend und ihre Bewohner.

Das Flußsystem der Kamma-Gegend. Vogelreichthum. Der Anenge-See. Jagdfreuden und Leiden. Krankheiten. Die Kamma. Krankenkuren. Afrikanische Doktoren und Geister. Götterlehre und Erbschaftsregeln. Regierungsform. Gumbi. Gottesgerichte. Der Mbundutrank. Die Bakalai. Wanderleben. Todesfurcht. Hungersnoth. Guamba. Manga-Jagd. Fischfang. Rundah. Wohnungen. Friedensgericht. König Obindschi. Ebenholz. Der Elfenbein-Fetisch. Frauen-Gottesdienst und Frauenstellung. Musikinstrumente.

Diejenigen Reisen Du Chaillu's, welche ihn im Jahre 1858 am weitesten nach dem Innern führten, fallen auf die Südseite des Aequators. Er hat sich hier am Kap Lopez und in der sogenannten Kamma-Gegend an der Mündung des Fernand Vaz lange Zeit hindurch aufgehalten und zahlreiche Jagdzüge landeinwärts ausgeführt, wie er schon durch die Menge seiner Beutestücke beweist.

Wir unterlassen es, hier dem Leser alle einzelnen Jagdabenteuer aufzuführen. Statt dessen fassen wir das Wichtigste über die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Negerstämme südlich vom Aequator zusammen. Die Kamma's (Kommi) und Bakalai hat Du Chaillu genauer kennen gelernt.

Das Kap Lopez bildet die äußerste flache Landspitze eines ausgedehnten Deltagebietes, das durch die Flüsse Ovenga und Rembo erzeugt wird. Der erstere ist der größere von ihnen; Du Chaillu will weit im Innern seinen mittleren Lauf noch als mächtigen Fluß getroffen haben, oder wenigstens einen

Hauptzufluß desselben, den er Apingifluß nach dem anwohnenden Volksstamm nennt. Der Rembo oder Rembo Ovenga ist der südlichere jener Ströme. Er scheint einen Theil seines Wassers durch den Kammakanal dem Meere zuzuführen, den größeren Theil aber mit dem Npulunay zu vereinigen, der seinerseits als ein Arm des Ogobai gilt. Eine weite Strecke fließt der Rembo mit der Küste parallel und ist an einigen Stellen dem Ozean so nahe, daß man das Getös der Brandung an seinen Ufern vernehmen kann. Der Ogobai zertheilt sich in eine große Menge Arme, die unter sich wieder in mannichfache Verbindung treten. Sie sind nur noch unvollständig bekannt und scheinen ihren Lauf mehrfach zu verändern. Zur Zeit des Hochwassers nach dem großen Sommerregen sind die ganzen niedrigen Landflächen zwischen ihnen völlig unter Wasser gesetzt und deshalb mit Mangrovewäldern, hie und da mit Palmen bedeckt und für kein lebendes Wesen bewohnbar als für Sumpfthiere, Krokodile, Schlangen und Stechfliegen. Der Nazareth, Mexias und Fernand Vaz, die man früher geneigt war als besondere Ströme anzusehen, sind nur drei Mündungen jenes Flußnetzes.

Die Witterungsverhältnisse können nach Du Chaillu's Mittheilungen nicht einfacher gedacht werden. Die Regen folgen genau dem Stande der Sonne. Die trockene Jahreszeit entspricht unserem Winter. Die Luft wird während der Nacht ziemlich kühl. Das hunderttheilige Thermometer sinkt bis auf 17—16° und bei ihrer einfachen Toilette haben die Neger wol Ursache, ein hochloderndes Feuer in ihren luftigen Bambushütten zu unterhalten. Es treten dann durch Erkältungen leicht Fieber ein, an denen die Eingeborenen ebenso zu leiden haben wie die Fremden, nur daß sie sich leichter wieder davon erholen. Dies gilt für die Monate Juni, Juli und August. Die Flüsse haben dann einen tiefen Stand, sie lassen da, wo sie vordem das Land überschwemmten, weite Sumpflachen zurück und im Flusse selbst drängen sich die Fische nach den tieferen Stellen zusammen. Die Wasservögel finden reichliche Nahrung und während sonst die trockene Zeit in den Tropenländern gerade diejenige ist, in denen das Thierleben zurücktritt, entfaltet es sich hier an der sumpfigen Küste in einer Ueppigkeit, welche das Herz des Jägers entzückt.

Pelikane ziehen herdenweise auf den Strömen dahin und brauchen nur den Kopf ins Wasser zu stecken, um ihren großen Kehlsack voller Fische wieder herauszuziehen. Reiher und Ibisarten, Flamingos, Möven und zahlreiche Enten bedecken die schlammigen Ufer und bloßgelegten Sandbänke oder jagen sich in der Luft in reichen Schwärmen. Da jetzt auch die Zeit der Blumen und der Insekten ist, so tummeln sich die Bienenfresser in größter Rührigkeit. Besonders ist eine hübsche Art dieses Geschlechtes am Fernand Vaz häufig, die mit ihrer brennend rothen Brust im Sonnenschein wie ein Feuerfunke leuchtet. Die sandigen Abhänge an den Ufern dieses Stromes sind von den Höhlen ganz durchlöchert, welche dieser Vogel bis über 1 m. tief hineingräbt, um dort zu brüten und seine Nachtruhe zu halten. In der Nähe der Wohnungen wimmelt es von großen Mengen Webervögel (Sycobius nigerrimus), von denen zwei verschieden gefärbte Arten friedlich neben einander nisten. Es ist ein allerliebster Anblick, die flinken Vögelchen arbeiten zu sehen. Da sie im Laufe

des Jahres mehreremal brüten, je 2 Eier, für jede Brut aber neue Nestarbeit nöthig haben, so sind sie fast ununterbrochen thätig. Du Chaillu versichert, daß er an einem großen Baume in der Nähe seiner Wohnung am Rembo gegen 2000 solcher Nestbeutel gezählt habe. Das Gras der weiten Prairieflächen, die nächst dem Strande sich ausdehnen, vertrocknet gegen das Ende der regenlosen Zeit und eine Anzahl Baumarten haben ihre Blätter verloren. Mit dem September tritt die Regenzeit ein und währt in wechselnder Stärke bis zur letzten Hälfte des Dezember. Dann folgt bis Anfang Februar eine kürzere trockene Zeit und im März und April treten vorzugsweise die gewaltigen Gewitterstürme auf, durch welche die afrikanische Westküste berüchtigt ist.



Du Chaillu auf der Ochsenjagd.

Das Land südlich vom Gabon ist viel fruchtbarer als jenes auf der Nordseite desselben, daher auch durchschnittlich wildreicher, natürlich mit Ausnahme der dichter bevölkerten Landstriche.

Auf den Wiesenflächen der Kammagegend, die von Gebüschen und Waldgruppen unterbrochen sind, erlegte Du Chaillu mehrere Gorilla's. Hier ward

ihm ein zweijähriger junger Affe dieser Gattung gebracht, den er mit Waldbeeren und den saftigen Blattrippen der wilden Ananas ernährte, der sich aber unzähmbar zeigte und nach einigen Tagen starb. Ein zweiter, noch jüngerer Gorilla, noch Säugling, starb noch viel früher, da ihm keine Milch geboten werden konnte. Der wilde, kurzhörnige Ochs (Bos brachyceros), der im Körperbau die Mitte zwischen dem Hausochsen und den Antilopen hält, zieht bei nächtlicher Weile in ganzen Rudeln auf die Prairie; am Tage sucht er ein verstecktes Ruheplätzchen im Walde. Dieser Ochs, den die Neger Niare nennen, nähert sich an Größe und Schwere unseren kleineren Rindviehrassen, hat aber längere und schärfere Klauen. Der Kopf ähnelt mehr demjenigen eines Hirsches, das Maul ist schwarz, die Ohren sind lang, spitz und mit langen, seidenartigen Haaren besetzt. Der übrige Körper ist röthlich, bei den Niare-Kühen etwas heller als beim Bullen. Die schwarzen Hörner sind nur 25 bis 30 cm. lang, nach hinten gebogen und am Grunde mit runzeligen Ringen versehen. Der Schwanz trägt am Ende eine Haarquaste. Wird das Thier verwundet, so stürzt es wüthend auf seinen Feind und Du Chaillu erlebte es, daß einer seiner Jäger von solchem wilden Burschen in die Luft geschleudert und übel zugerichtet wurde. Das Thier ward 1837 bereits durch Prof. Gray beschrieben, unter dem Namen „Naire" (Bos brachyceros). In Sierra Leone heißt es Buschkuh. Durch Dr. Rüppell ward es ebenfalls als ein Bewohner Abessyniens bekannt und scheint sonach einen großen Theil Afrika's zu bewohnen. Es ist keineswegs so unzähmbar, als Du Chaillu meint, da er nur wilde und noch dazu durch die Jagd aufgereizte Exemplare sah. Im Zoologischen Garten (Surrey Zoological Gardens) bei London befand sich mehrere Jahre lang ein Thier dieser Art, das später nach dem Jardin des Plantes in Paris kam und das eben so zahm und zutraulich war wie unser gewöhnliches Rind. Ueber seine Lebensweise hat vorzüglich der Holländer Pel, der sich längere Zeit an der Goldküste aufhielt, vielerlei Interessantes berichtet.

Es glückte Du Chaillu, auch eine Haut des äthiopischen Moschusthieres (Hyomoschus aquaticus) zu erhalten, welches der einzige Vertreter dieser interessanten Thiergruppe in Westafrika ist.

Unter den Antilopen ist vorzugsweise die Bongo-Antilope (Trogelaphus albovirgatus), welche Du Chaillu erlegte, ein für die Zoologen interessanter Fund. Sie ist zwar bereits im vorigen Jahrhundert schon von Afzelius beschrieben worden und erhielt 1836 von Ogilby den Namen Antilope euryceros. Der letztgenannte Forscher hatte seine Beschreibung gemacht nach einem Kopfe, den Leutnant Allen aus der Bai von Biafra mitbrachte. Jener Kopf war aber auch das Einzige, was man von dem Thiere in Europa bis dahin gesehen, und Du Chaillu hat das Verdienst, das erste Fell mitgebracht zu haben.

Elefanten sind selten in der Kammagegend, da ihnen vielfach der Zähne und des Fleisches wegen nachgestellt wird und die Küstenneger sie leicht mit Hülfe ihrer Schießgewehre fällen. Von Raubthieren macht sich der Leopard bemerklich, Löwen fehlen, dagegen treten Schakale (Canis mesomelas?) und gestreifte Hyänen auf.

Einen längeren Jagdausflug machte Du Chaillu vom Kap Lopez aus in das Gebiet des Nazareth, eine zweimalige Jagdfahrt im Boote nach dem Anenge-See. Um zu dem letzteren zu gelangen, ruderte er mit angemessener Begleitung den Npulunay (einen Arm des Ogobai) hinauf und bog dann in einen Seitenzweig des Flusses ein, der den Abfluß des Sees bildet und ebenfalls den Namen Anenga führt. Dieser ward schließlich so eng und seicht, daß man kaum im flachen, schmalen Boote weiter konnte und Mühe hatte, sich durch das Pflanzendickicht hindurch zu arbeiten, das ihn überwucherte.

Zur trockenen Jahreszeit liegen im See zahlreiche Schlammbänke bloß und bieten großen Krokodilherden erwünschte Plätzchen, um sich zu sonnen. Nicht wenige der gepanzerten Ungeheuer maßen $6\frac{1}{2}$ m. Länge. Ein anderes krokodilähnliches Ungeheuer von $2\frac{1}{3}$ m. Länge, von den Negern Ogata genannt, bewohnt die Ufer des Sees und gräbt sich dort Höhlen mit zwei Eingängen in den Sand, um sich während des Tages zu verstecken. Auch eine Schildkrötenart, Izomba (Aspidonectes aspilus) der Eingeborenen, hält sich im Anenge auf, die Du Chaillu für ein unbekanntes, wenigstens noch unbeschriebenes Geschöpf hält.



Bongo-Antilope (Trogelaphus albovirgatus).

Die Sandhügel in der Nähe der Lagune zeigen viele Schlupflöcher von Stachelschweinen. Die Gewässer des Sees bieten Ueberfluß an Fischen und die Wälder in seiner Umgebung sind von Unmassen der Kautschuk liefernden Schlingreben durchflochten.

Muskitos waren in unendlichen Mengen am Anenge und Du Chaillu traf ein verlassenes Dorf, dessen Bewohner vermuthlich wegen dieser Insekten ihre Wohnungen im Stiche gelassen hatten.

Als besondere Prachtstücke seiner Beute hebt Du Chaillu zwei Hühnervögel hervor. Das eine ist ein blauschwarzes Haubenhuhn, über und über mit weißen und blauen Augenflecken geschmückt, das man in den etwas von der Küste abgelegenen Waldungen häufiger hört als sieht. Es ist außerordentlich scheu, verräth sich aber durch seinen heiseren Ruf. Am Abend sammelt es sich zu ziemlich starken Völkern in den Baumkronen und hält

dort gemeinschaftliche Nachtruhe. Wird es vom Jäger gestört, so zerstreut sich der Schwarm sofort nach allen Seiten hin und fliegt dabei ziemlich gewandt. Das andere Huhn hat viel Aehnlichkeit mit dem Haushuhn, hält sich nur paarweise zusammen und scheint fortwährend auf der Wanderschaft begriffen zu sein. Es ist schwarz und das Männchen hat einen scharlachrothen Kopf.

Die Eingeborenen theilten als Jagdregel dem Franzosen ihre eigene Methode mit: „Wenn wir", sagten sie, „einen Tag auf der Jagd gewesen sind, so ruhen wir danach zwei Tage aus. Haben wir drei Tage hinter einander jagen müssen, so ruhen wir eine ganze Woche. Du hingegen gehst Tag für Tag jagen und ruinirst dadurch deine Gesundheit!" Du Chaillu ward inne, daß sie nicht ganz Unrecht hatten. Er bekam einigemal so heftige Fieberanfälle, daß er selbst an seinem Aufkommen verzweifelte und zu desperaten Mitteln seine Zuflucht nahm. Er erzählt, daß er im Ganzen gegen 50 Fälle von Fieber gehabt und manchmal während eines Tages 60 Gran Chinin in drei Dosen verschluckt habe. Wollte selbst dies nicht fruchten, so setzte er noch eine Gabe von Fowlers Arsenik lösung zu und behauptet, davon gute Dienste verspürt zu haben.

Das Völkchen, welches die Küstengegend zwischen Kap Lopez und Kap St. Katharina bewohnt, nennt sich selbst Kommi, von den Weißen wird es gewöhnlich Kamma bezeichnet. Die Kamma haben in den meisten Stücken die größte Aehnlichkeit mit den Mpongue's, nur sind sie weniger geistig befähigt als diese. Sie wohnen in einer Anzahl kleiner Ortschaften an der Küste und an den Ufern des Rembo entlang und kennen keine höhere Seligkeit, als eine Faktorei für einen weißen Händler in ihrer Mitte zu haben. Auf diese Vorliebe baute Du Chaillu seine Pläne. Von seinem Mpongue-Freunde, dem obenerwähnten König Glaß, war er an einen Geschäftsverbündeten Ranpano empfohlen, dessen Ort an dem Vereinigungspunkte des Npulunay mit dem Rembo lag. Er versah sich mit bedeutenden Mengen der beliebtesten Tauschartikel: Kattun, Schießgewehre, Schießpulver, Messingringe, Ketten, Spiegel, Blättertabak u. s. w., außer denjenigen Dingen, die zu seinem eigenen Lebensbedarf gehörten, so daß er ein ganzes Küstenfahrzeug mit seinen Reichthümern befrachten konnte. Ein Neger, der Portugiesisch verstand und im Besitz eines Sextanten war, machte den Kapitän. Die Matrosen waren ebenfalls Schwarze, fast jeder von einem anderen Stamme, so daß eine babylonische Sprachenverwirrung stattfand. Nachdem man durch einen Tornado vom Kurse verschlagen worden und ein gut Stück weiter südlich gekommen, als man beabsichtigte, fragte man sich endlich zurecht und lief in den Fernando Vaz ein.

Der nächste größere Ort, den man in Sicht bekam, war Elinde und der Beherrscher dieser Stadt bot Alles auf, um Du Chaillu zu bewegen, sich bei ihm niederzulassen. Dieser aber blieb starrköpfig dabei, bei Ranpano sein Standquartier zu nehmen, und da die Leute von Elinde das Schiff mit Beschlag belegten, wäre es fast zwischen ihnen und Ranpano zu ernsthaften Händeln gekommen. Jede Partei zog ihre Befreundeten als Helfershelfer herbei und es standen sich in wenig Tagen zwei Bootflotten gegenüber, deren schwarze Bemannung durch weiße und rothe Farbe die Uniformen ersetzt hatten. Beide Theile suchten sich durch Schreien, blinde Schüsse und grimmige Geberden zu überbieten und zu fürchten zu

machen; schließlich schreckte Du Chaillu die Leute von Elinde mit der Drohung, er werde einen Kriegsdampfer requiriren und mit Kartätschen feuern lassen.

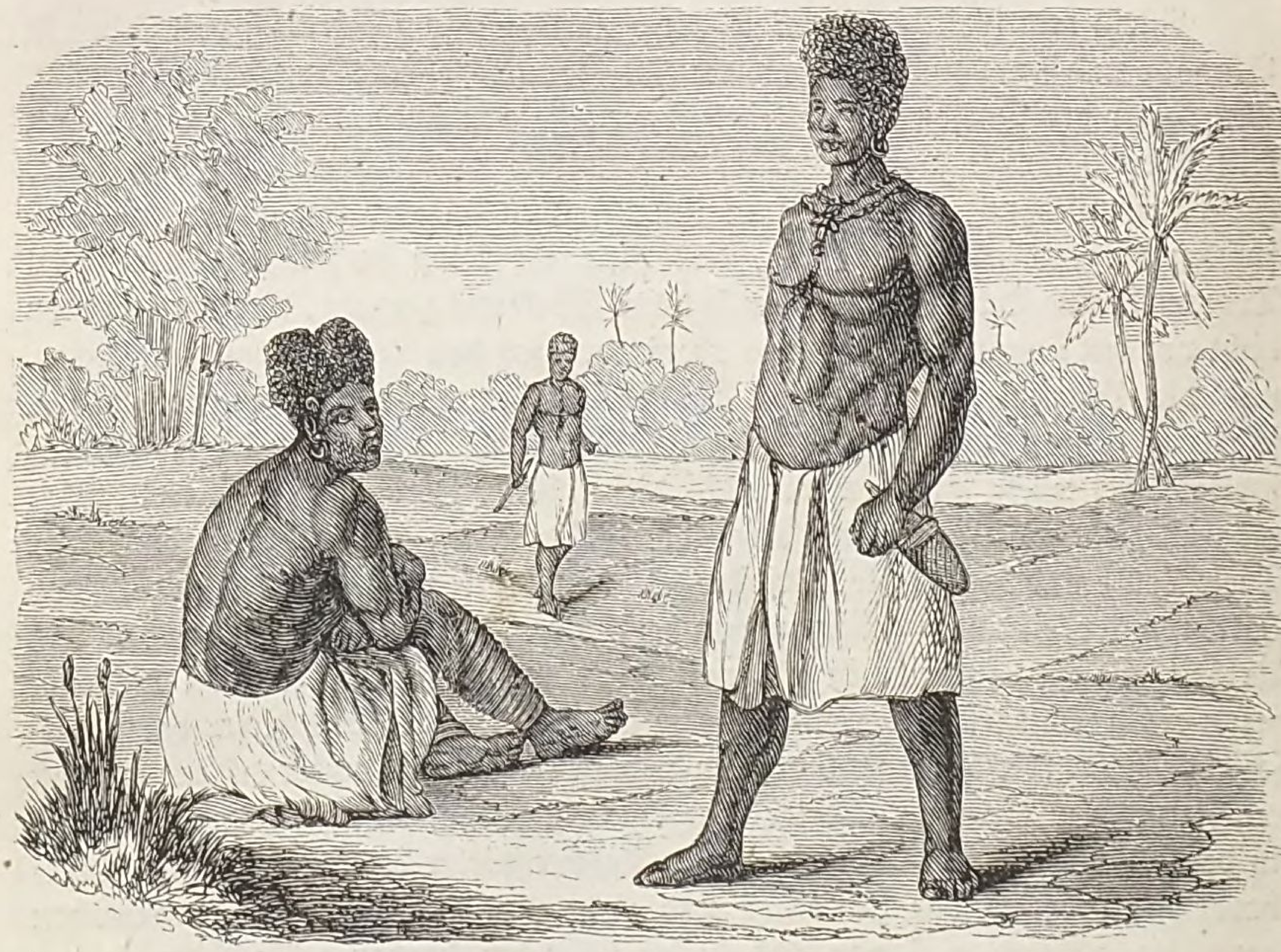
Bei Ranpano's Dorf errichtete er mit Hülfe der Kamma's eine Anzahl Bambushütten für seinen Bedarf und taufte diese Niederlassung Biagano oder Washington. Hier ließ er das Hauptdepot seiner Waaren und speicherte auch das Elfenbein, Ebenholz und den Kautschuk auf, welche er einhandelte. Die Umgebung des Orts war allerliebst. Von dem kleinen Hügel herab, auf dessen Spitze Biagano stand, hatte man eine hübsche Aussicht auf Wiesengrund und auf den breiten Strom, in dem sich Scharen von Flußpferden tummelten und gelegentlich ihre Privathändel ausfochten. Des Nachts kamen die großen Thiere bis auf 50 Schritt zu Du Chaillu's Wohnung heran. Du Chaillu erlegte auch einzelne dieser mächtigen Geschöpfe.

Allein kein irdisches Glück ist ohne Trübsal; so ward auch das Leben in Biagano und Ranpano's Dorfe durch einen unangenehmen Zwischenfall getrübt. Ein Neger des Dorfes, der in seinen besten Jahren stand, ward plötzlich krank, kein Mensch wußte warum. Alle Befreundete vermutheten, daß ein böser Geist, ein Dämon, ein Teufel in ihn gefahren sei und ihn quäle, und versuchten deshalb alles Mögliche, das plagende Ding herauszutreiben. Mit Trommeln und Ketten ward ein gräßlicher Spektakel gemacht, Gewehre wurden dicht vor den Ohren des Patienten abgefeuert, um den Teufel herauszuschrecken, und die Uebrigen, welche nicht im Besitz lärmender Instrumente waren, schrieen, sangen und tanzten aus Leibeskräften. Man setzt diesen Höllenspektakel bei einem Kranken fort, bis dieser besser wird oder — stirbt. Womöglich zieht man in ernsten Krankheitsfällen einen Zauberdoktor zu Rathe. Diese Leute sind die Aerzte, Priester und Rechtsgelehrten in einer Person und halten unter einander pfiffig genug zusammen. Bevor einer derselben sein Urtheil abgiebt, sucht er in schlauer Weise zu erforschen, ob man vielleicht schon einen Kollegen in derselben Sache angegangen und was dieser darin entschieden habe. Er hütet sich, dem zu widersprechen. Mitunter erklärt er, daß ein Feind dem Kranken allerlei Dinge: Lederstücke, Knochen, Eisen u. dgl., in den Leib gehext habe. Gleich einem Taschenspieler bearbeitet er mit scheinbarer Anstrengung den Patienten und zieht zum Erstaunen der Anwesenden dann die genannten Dinge aus dessen Gliedern hervor. Nachdem so der Zauber gelöst ist, verordnet er Arzneitränke, in deren Folge mitunter Genesung eintritt. Jene Leute besitzen eine ausgedehnte Kenntniß der Gewächse ihrer Heimat, halten dieselbe aber unter sich streng geheim und legen auch den Negern gegenüber größeres Gewicht auf den sonstigen Hokuspokus, als auf die zugleich angewendeten Salben und Getränke. Du Chaillu selbst erzählt einen Fall, daß einer seiner Begleiter plötzlich von einer eigenthümlichen Hautkrankheit befallen, und von einem Gefährten mittels einer gekauten Wurzel eben so schnell wieder geheilt worden sei.

In dem oben erwähnten Krankheitsfalle trat des Patienten Tod ein und ward mit Zetergeschrei und Heulen dem ganzen Orte kund gethan. Jedermann wußte, daß ein größerer Hexenmeister vorhanden sei, dessen geheime Mittel kräftiger gewesen als die Beschwörungsformeln, und es galt, diesen schlimmen

Kunden ausfindig zu machen, dessen Macht über Jedes Haupte gleich einem Damoklesschwert drohte. Es ward nach einem Zauberdoktor geschickt. Ein solcher steigt um so höher im Ansehen des Volkes, je weiter er her ist, gerade wie bei den Propheten anderwärts auch. Die Kamma's requirirten einen berühmten Doktor vom Anenge-See und holten ihn in einem Boote herbei.

Er kam. Der öffentliche Versammlungsplatz ward zu seinem Empfang hergerichtet und der Doktor nahm auf einem Kasten Platz, in welchem allerlei Krimskrams: Knochen, Vogelschnäbel, Thierklauen u. dgl., als Zaubermittel staken. Er selbst hatte sich so schauerlich aufgeputzt als möglich. Das Gesicht war weiß angestrichen — für seine schwarzen Landsleute ein eben so grauenvoller Anblick, als wenn sich bei uns Einer mit schwarzgemaltem Gesicht präsentirt.



Kamma-Mann und Weib.

Die Augenlider waren roth gefärbt, ein rother Streifen ging über Stirn und Nase herab, ein zweiter rings um den Kopf herum, und auf jedem Backen war ebenfalls ein großer rother Klex. Von jeder Schulter ging ein breiter weißer Streifen nach der Hand herab, und die eine Hand war ganz weiß angestrichen. Hierzu kam eine Menge angehangener Plunder, der als Zaubermittel diente, eine Halskrause von Gras, lange Vogelfedern auf dem Kopfe, Kästchen und Lederbeutel mit Geistern, an Riemen auf die Brust herabhängend, ein Menge Lederstreifen von den Fellen verschiedener Thiere und ein Gürtel mit Klingeln um den Bauch. Eine Anzahl anderer Dinge lagen um ihn herum, so ein Korb mit Knochen von Giftschlangen, eine Glocke, um böse Geister fortzujagen, und ein Ochsenhorn, in welchem gute Dämonen ein Unterkommen finden konnten u. s. w.

Ein Gehülfe unterstützte ihn, indem er fortwährend mit einem Prügel ein Bret bearbeitete. Nachdem sich der Herr Doktor mit Knochenrasseln, Klingeln und Schreien hinlänglich angestrengt hatte, verkündete er der lauschenden Menge das Ergebniß seiner Forschungen. Der Bruder des Verstorbenen mußte ihm die Namen aller Bewohner des Dorfes hersagen, und der Doktor sah währenddeß in den Spiegel. Er erklärte, daß unter den Genannten Keiner sei, welcher den Tod auf seinem Gewissen habe; allein es hause außerdem ein schlimmer Geist im Orte, und wenn man hier wohnen bliebe, würde sich derselbe noch manches Opfer auslesen.



Ein Hexenmeister der Kamma.

Unser Jäger argwöhnte zwar von vornherein, daß der buntbemalte Doktor ihm irgend einen Streich spielen möchte, dachte aber doch nicht, wie bedenklich die Folgen jenes Orakelspruchs werden könnten. Am nächsten Tage sah er zu seinem Schrecken, daß alle Bewohner in Ranpano's Dorf ihre Siebensachen zusammenpackten, ihre Hütten abbrachen und, den Häuptling an der Spitze, davonzogen, um sich in sicherer Ferne von dem verwunschenen Platze neu anzubauen. Nach vielem Zureden brachte es Paul Du Chaillu

endlich dahin, daß eine Anzahl kühner Männer sich bei ihm wieder anbauten, um im Schutz seines Revolvers dem Dämon zu trotzen.

Solcher todbringenden Teufel oder Götter haben die Kamma mehrere, zwei derselben genießen aber eine besondere Verehrung. Man geht dabei von dem Grundsatz aus, daß man demjenigen Gott am meisten den Hof macht, den man am meisten fürchtet. Der eine derselben heißt Abambu, der andere, etwas bessere, wird Mbuirri genannt. In der Stadt Aniambia besuchte der Reisende den heiligen Platz, an welchem beiden Göttern besondere Tempel errichtet waren. Das Haus des Abambu war eine Bambushütte von 2 m. im Geviert und 2 m. Höhe, in welcher von dem Priester ein ewiges Feuer unterhalten und fortwährend für neue Speise für die Gottheit gesorgt wurde. Rothe und weiße Farbe lag für die Andächtigen bereit, um sich beim Gottesdienste vorschriftsmäßig anzumalen.

Gerade der Abambu ist es, der nach der Meinung der Kamma das meiste Unheil anstiftet; außer ihm treibt aber auch noch ein scheußliches Nachtgespenst, Onenqua genannt, in den Wäldern sein Wesen und ermordet jeden Wanderer, dem es in der Finsterniß begegnet. In bestimmten Walddistrikten schreibt man dergleichen Höllenspuk auch alten Weibern zu, die sich als Hexen etablirt haben. Je nach den Bedürfnissen und dem Geschmack der Kamma wechseln auch die Götter in den Ortschaften ihre Rollen, Namen und Gestalten. So fand Du Chaillu in Sangatana am Kap Lopez neben des Königs Wohnung drei Fetischhäuschen, die fünf Gottheiten enthielten. Die vornehmste der letzteren war Pangeo, verheirathet mit Aleka. Dies Götterpaar hatte die spezielle Sorge für des Königs Wohl überkommen, vorzüglich während der Nacht die Stadt zu bewahren vor allem Uebel. In dem zweiten Häuschen wohnte ebenfalls ein Götterpaar: Makumbi und Abiala, bei welchem aber die Dame die Oberhand hatte und zum Zeichen ihrer Herrschaft ein geladenes Pistol in der Hand hielt. Der dritte Gott, Numba, der Neptun der Kamma's, war noch Junggesell und hat alle Neger zu bewahren, die im Schiffe das Meer befahren.

Die Götzenbilder sind eben so roh aus Holz gearbeitet als plump verziert, werden aber so hoch gehalten, daß Du Chaillu nur einmal eines derselben käuflich an sich bringen konnte. Der Häuptling Damagondai am Anenge-See verschacherte das Idol seiner Sklaven, während letztere in den Plantagen arbeiteten, und erzählte ihnen bei ihrer Rückkehr, die Göttin sei davon gelaufen, er habe sie sehen in den Wald gehen.

Ueber das Verbleiben des Menschengeistes nach dem Tode sind die Vorstellungen dieser Neger ziemlich unklar. Die nächste Zeit nach dem Ableben hegt man Furcht vor den Verstorbenen. Man glaubt, der Geist fordere Speise und drohe mit Unheil, wenn man ihn nicht gebührend berücksichtige; fragt man aber einige Zeit nachher die Leidtragenden nach ihren Abgeschiedenen, so lautet der Refrain stets dahin: „Mit dem Tode ist Alles vorbei! Es ist aus mit ihm!“ —

Das Beerdigen des Leichnams geschieht gewöhnlich in sehr ungenügender Weise. Es wird ein Loch in den Sand gescharrt und der Todte so oberflächlich

bedeckt, daß er meist schon nach wenig Nächten von den Raubthieren hervorgesucht und verzehrt wird. Bei einigen Stämmen, z. B. auf Corisco, wird der Leichnam auf einen Stuhl festgebunden, mit seinem besten Geschmeide behangen und so eingesenkt. Am Fetischplatz, an der Mündung des Nazareth, den Du Chaillu auch besuchte, traf er die Leichname der Vornehmen in Särgen offen aufgestellt, rings um sie die geweihten Kostbarkeiten, von denen Niemand etwas anzurühren wagt, desgleichen die Leichen der beim Begräbniß geopferten Sklaven. Oft genug werden aber die Kostbarkeiten von den Verwandten vor der Bestattung beiseite gebracht.

Nachdem die Trauerzeit vorbei ist, folgt die Erbvertheilung in festlicher Weise. Alt und Jung aus der Sippschaft schmaust bei Rum und Palmenwein, die Hütte des Verstorbenen wird abgebrochen, das Rohrwerk auf einen Haufen getragen und zu einem mächtigen Feuer verwendet. Da der Hauptreichthum der Lebenden in Weibern und Sklaven besteht, welche durch ihrer Hände Arbeit die Männer ernähren, so wird auch das werthvollste Stück der Erbschaft durch diese gebildet. Sie gehen in den Besitz der Brüder oder sonstiger nahen Verwandten über. Die Kinder bleiben gewöhnlich unberücksichtigt, um so mehr, als man ja über ihre eigentliche Abstammung selten ganz im Reinen sein kann. Für die Wittwen ist also der Tag der Erbtheilung zugleich ein neues Hochzeitsfest und sie strengen sich in Negermanier an, so liebenswürdig als möglich zu erscheinen.



Götzenbild der Sklaven am Anenge-See.

Die Sklaven haben bei einem solchen Wechsel der Herren selten viel zu befürchten. Sie werden durchschnittlich leidlich behandelt, da man fürchtet, im anderen Falle von ihnen behext, d. h. wahrscheinlich vergiftet zu werden. Daß die Neger im Stande sind, letzteres zu thun, erfuhr Du Chaillu an seinem eigenen Koch, der ihm ein paar Eßlöffel voll Arsenik in die Hühnersuppe gerührt hatte. Zum Glück für ihn war die Dosis zu stark und wurde deshalb sofort durch Erbrechen wieder beseitigt. Sie war aus dem Giftvorrath entnommen, den Du Chaillu zum Präpariren seiner Thiere bedurfte.

Das Sklavenwesen und der Sklavenhandel ist in diesen Gegenden so innig mit den Anschauungen des Volkes verschmolzen, daß bei allem Handel und Tauschverfahren, bei Strafen und Besteuerungen der Sklave die Münzeinheit bildet, wie bei uns das Pfund Silber. Kann man nicht mit Sklaven baar zahlen, so wird ein Gleichwerth in Elfenbein, Ebenholz u. dgl. erlegt. Der Werth der Frauen und die Schönheit derselben wird gleicherweise nach Sklaven berechnet. Je weiter landeinwärts, desto geringer ist der Preis eines Sklaven im Verhältniß zu den europäischen Artikeln. Du Chaillu giebt an, daß er bei den Apingi nur ein Siebentel von jenem an der Küste betrage.

Frauen steigen in demselben Grade in der Achtung ihrer Eheherren, als sie zahlreiche Kinder erhalten, und die Geburt eines Knaben wird vom ganzen

Dorfe gefeiert. Leider ist auch bei den Kamma wie bei den Mpongue das zu frühe Verheirathen der Mädchen gebräuchlich und infolge dieser Unsitte ist Unfruchtbarkeit zur Regel geworden.

Gehorsam ist des Weibes erste Pflicht! und dieser Standpunkt wird ihm in zweifelhaften Fällen mit Hülfe der Hippopotamuspeitsche deutlich gemacht, so daß die Andenken dieses Unterrichts mitunter zeitlebens als Narben verbleiben.

Die Regierungsform ist eine ganz patriarchalische. Derjenige, welcher durch Alter, Reichthum und Verstand den Uebrigen am meisten imponirt, wird zum Häuptling gewählt. In manchen Orten beschränkt sich die Wahlfähigkeit auf bestimmte Familien, keineswegs trifft die Wahl aber stets den Sohn des verstorbenen Fürsten, sondern öfter noch dessen Bruder oder andere Seitenverwandte. So bedeutungsreich der Reichthum bei den Negern aber auch deshalb ist, so sind doch mancherlei Gefahren damit verbunden, wenn der Bevorzugte es nicht gleichzeitig versteht, sich die Gunst des Volkes und insonderheit der Herren Doktoren zu verschaffen. Ohnedies trifft ihn leicht der Verdacht, mit Teufels Hülfe seine Schätze erlangt zu haben, und es wird ihm dann als Hexenmeister der Prozeß gemacht, bei dem sich die näheren Verwandten aus Erbschaftsrücksichten gern in lebhaftester Weise betheiligen.

In den nach dem Innern gelegenen Ortschaften der Kamma fand Du Chaillu eine eigenthümliche Art bei den Eingeborenen, den Reichthum zur Schau zu tragen. Zur Aufbewahrung der verschiedenen Güter bedient man sich hölzerner Kisten, die mittels Vorlegeschlösser, meist amerikanischer Fabrikation, verschlossen gehalten werden. Jeder vornehme Mann betraut seinen zuverlässigsten Sklaven mit der Würde eines Schatzmeisters und Kammerherrn und verpflichtet denselben, die sämmtlichen Schlüssel im Bunde mit sich herumzutragen. Je mehr Schlüssel, desto mehr Kasten, so folgert man, — desto reicher ist auch der Besitzer. Die Eitelkeit soll freilich dabei manchmal mehr Kisten und Schlüssel herbeischaffen, als nöthig sind.

Der östliche Punkt, bis zu dem die Kamma in das Innere sich ausgebreitet haben, ist nach Du Chaillu's Angaben die Stadt Gumbi am Rembo, 15 deutsche Meilen in gerader Entfernung von der Küste gelegen. Der Häuptling Quengeza, welcher aus der angesehenen und mächtigen Abuya-Familie stammte, war ein eben so zuverlässiger, als thatkräftiger und geistig geweckter Mann. Er hatte Du Chaillu in Biagano besucht und eingeladen und sendete schließlich einen seiner Söhne, um ihn abzuholen.

Die Fahrt stromauf auf dem Rembo schildert der Reisende so behaglich als möglich. Der Fluß bekommt höhere Ufer, die gut bebaut und abwechselnd bewaldet sind. Die Hitze ist freilich sehr groß und Du Chaillu will Mittags im Schatten mehr als 48° C. genossen haben — man ist aber eben in Afrika. Ohne weitere Fährlichkeiten kommt man in Gumbi an und wird von Alt und Jung, den König an der Spitze, mit ungeheurem Hurrah empfangen. Singen, Tanzen, Trommeln und Schießen, Essen und Trinken! Alles zu Ehren des weißen Mannes, der nun „Quengeza's weißer Mann“ ist.

Am meisten Erstaunen erregen Du Chaillu's schlichte Haare, nächstdem das Perkussionsschloß seines Gewehres und sein Colt'scher Revolver.

Von Handelsgütern hat er ein ganzes Boot voll mitgebracht, darunter allein ein Posten von 7000 m. Kattun. Er beabsichtigt jedoch keineswegs diese Herrlichkeiten zu verschenken, sondern will dafür Ebenholz, Elfenbein, Wachs und Kautschuk eintauschen. König Quengeza geht freudig auf den angebotenen Handel ein und trifft Veranstaltungen, die nöthigen Artikel herbeizuschaffen. Währenddem geht unser Jäger fleißig dem Waidwerk nach und lernt das Leben und Treiben seiner schwarzen Freunde mit den zahlreichen Schattenseiten kennen.

Trotz der gesegneten und kräftigen Regierung Quengeza's war selbst die Hauptstadt Gumbi nicht frei von Teufeleien. So hatte man seit geraumer Zeit schon die Entdeckung gemacht, daß die Hauptstraße, welche von dem Palaste des Königs, d. h. seiner Hütte aus Baumrinde, nach dem Flußufer in gerader Richtung führte, in gefährlichster Weise verhext worden war. Jedermann wußte genau, wenn Se. Majestät diesen Weg hinab gehen würde, so würde dies seinen unvermeidlichen Tod zur Folge haben. Schließlich ward es Quengeza doch zu unbequem, jedesmal einen Umweg nach dem Wasser nehmen zu müssen. Er citirte deshalb einen Doktor, der möglichst weit her war, um den kranken Weg zu kuriren. Die Sache war ziemlich schwierig und umständlich. Die allergrößte Stille ward anbefohlen, kein Wörtchen ward gehört, alle Feuer und Lichter mußten ausgelöscht werden. Die Männer mußten sich auf dem Marktplatze versammeln, alle Uebrigen hatten strengen Hausarrest. Es war eine stockfinstre Nacht, und der Doktor begann seine Beschwörungsformeln im tiefsten Dunkel. Auf seine geheimnißvollen Anreden antwortete der Chorus der versammelten Gemeinde, bis endlich um Mitternacht die eigentliche Austreibung des Straßengespenstes stattfand. Der Doktor rannte mit Zetergeschrei von Hütte zu Hütte und fragte: ob der Geist sich hinein geflüchtet habe, und da er allenthalben verneinende Antwort erhielt, so erklärte er feierlich die Straße für gesund und für den König passirbar. Große Festbeleuchtung folgte der Finsterniß. Das unvermeidliche Freudenschießen, Palmweintrinken, Singen, Tanzen und Schmausen machte natürlich den Beschluß.

Das Justizverfahren in Gumbi und überhaupt bei den dortigen Negerstämmen hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem, was in unserem Vaterlande in der sogenannten guten alten Zeit gebräuchlich war. Man überläßt in irgend schwierigen Fällen die Entscheidung über Recht oder Unrecht Gottesurtheilen, von denen man mehrere Arten hat.

Ein Knabe behauptete, daß ein gewisser Mann einen Kahn beschädigt habe. Der Verklagte beantragte eine Entscheidung durch den Fetisch. Der Zauberdoktor oder Priester, der offenbar zu seinen Gunsten gestimmt war, füllte einen Topf halb voll Oel und zündete dies an. Dann warf er einen Messingring in die Glut und verlangte von dem Buben, er solle diesen hervorziehen. Da letzterer das rothglühende Beweisstück nun schnell wieder fallen ließ, weil er sich die Finger verbrannte, so schrie alle Welt: „Er hat gelogen!“ und sprach den Beschuldigten los.

Selten laufen die Untersuchungen aber so harmlos ab wie diesmal, da in den meisten ernsteren Fällen der M b u n d u trank zu Hülfe genommen wird, vorzüglich wenn es sich um eine Entscheidung in Hexenprozessen handelt.

Mit den Gewächsen Guinea's hat sich zwar unser Jäger nicht weiter

abgegeben, als dieselben zu seinem Lebensunterhalt unentbehrlich waren, und sich daher mit Bananen, Maniok, Erdnüssen, Melonen, Ananas, spanischem Pfeffer u. dgl. begnügt; die Mbundupflanze hat ihn aber doch in dem Grade interessirt, daß er wenigstens ein paar Blätter und einige Wurzelstücke derselben in die civilisirte Welt mitgenommen hat. Mit diesen kann freilich der Botaniker nicht so viel anfangen wie der Grigri-Mann. Es läßt sich nach denselben nur vermuthen, daß jenes Gewächs wahrscheinlich zu der Familie der Loganiaceen gehört und dem Brechnußstrauch (Strychnos nux vomica) verwandt sein mag. Das ganze Verfahren, welches bei seiner Verwendung beobachtet wird, sowie die Wirkungen, die der ausgezogene Wurzelsaft hervorbringt, erinnert stark an den Giftbaum (Tanghinia venenifera), der auf Madagascar beim Gerichtsverfahren gebräuchlich ist.

Der geheimnißvolle Mbundutrank wird von der zerriebenen Wurzel des Mbundustrauches bereitet, die man mit Wasser ausziehen läßt. Das aufgegossene Wasser soll dabei schäumen und eine rothe Farbe annehmen. In kleinen Gaben wirkt er betäubend und berauschend, und die Priester verwenden ihn, um sich dadurch in einen Zustand der Begeisterung zu versetzen, in welchem sie dann über Schuld oder Unschuld der Verklagten entscheiden oder verborgene Missethäter bezeichnen. In stärkeren Dosen wirkt er tödtlich. Der Vergiftete sinkt schon wenig Minuten nach dem Genusse todt um, mit blutigem Schaum vor dem Munde. Die Zauberdoktoren erwerben sich ihre Autorität bei dem Volke vorzüglich dadurch, daß sie unbeschadet größere Mengen des Mbundutrankes zu sich nehmen können. Es liegt hierbei die Vermuthung nahe, daß sie sich allmählig an den Genuß desselben gewöhnen, wie ja bekannt ist, daß Personen bedeutende Mengen Spiritus, Opium, Arsenik, Brechnuß u. s. w. zu sich nehmen können, nachdem sie sich allmählig daran gewöhnt haben. Gleichzeitig erkennt man, wie wichtig es für den Verklagten ist, den Herrn Doktor günstig zu stimmen, da es von diesem abhängt, den Trank schwach oder stark herzurichten. Bei den südlicheren Stämmen, die Magyar besuchte, fand dieser denselben Trank als Gottesgericht in Gebrauch; er ward dort Bulongo genannt und aus der Wurzel des Ongajebaumes bereitet. Auf kleine Gaben erfolgte in leichter Weise Erbrechen, gegen die heftige Wirkung einer stärkeren Dosis gab der Doktor ein anderweitiges Geheimmittel, das Brechen hervorrief.

Du Chaillu erlebte, wie er erwähnt, in Gumbi eine greuliche Mordscene, bei welcher der Mbundutrank eine Hauptrolle spielte.

Es war ein angesehener Einwohner von Gumbi in seinen besten Jahren nach kurzem Krankenlager gestorben, und der allgemeinen Neger-Logik zufolge mußte Hexerei hierbei im Spiele sein. Von einem entfernten Stamme ward ein Doktor herbeigeholt, der, nachdem er sich im Geheimen hinreichend darüber unterrichtet, welche Personen die allgemeine Volksstimme oder der Stadtklatsch als Verdächtige bezeichnete, ein öffentliches Gottesgericht veranstaltete. Durch einen kräftigen Schluck vom Mbundutrank versetzte er sich selbst in die gehörige Begeisterung und bezeichnete dann die vermutheten Missethäter nach Art der Kartenschläger und Wahrsager. „Ein schwarzes Weib, so und so aussehend,

wohnt in einer Hütte da und da. Sie hat den Verstorbenen vergiftet!" Der Pöbel, der jedem Wort mit der größten Aufregung folgt, stürzt mit Wuthgeheul fort, um das betreffende Opfer gefesselt herbeizuschleppen. Einer sucht den Andern an Eifer zu übertreffen, da Jeder dadurch ein ähnliches Geschick von seinem eigenen Haupte abzulenken meint. Der Teufelsdoktor war diesmal nicht mit einem Thäter zufrieden, er bezeichnete drei verschiedene Frauen als höchst verdächtig und begründete zugleich seine Anklage. Die erste Beschuldigte war Okandaga, die Schwester eines Führers von Du Chaillu, ein junges Mädchen, das in herzzerreißender Weise den Schutz des weißen Mannes anrief.



Hinrichtungsscene in Gumbi.

Du Chaillu versichert, daß er vor Wuth über seine Ohnmacht geweint habe. Der Ankläger behauptete, sie habe vor einigen Wochen den Verstorbenen um Salz gebeten und da dieser ihr solches verweigert, schlimme Worte gegen denselben fallen lassen. Die zweite Verklagte war eine Nichte des Todten, ein Weib von würdevollem Benehmen, das im Vertrauen auf seine Unschuld dem öffentlichen Ankläger mit schwerer Rache drohte, wenn der Mbundutrank ihr gutes Recht an den Tag bringen würde. Sie war sehr verdächtig geworden, da sie keine Kinder hatte, ihr verstorbener Verwandter aber deren besaß. Man vermuthete, daß sie ihren Vetter beneidet und sich dadurch zu einer verbrecherischen Handlung habe hinreißen lassen. Die dritte Verklagte war eine Sklavin des

Verstorbenen, Mutter von sechs Kindern. Man fand sie dringend verdächtig; denn sie hatte vor Kurzem von ihrem Herrn einen Spiegel zum Geschenk begehrt, diesen aber nicht erhalten und ihm deshalb gegrollt. Ein Geschworenengericht, aus Bewohnern von Gumbi gebildet, würde alle Drei bestimmt „schuldig" befunden haben. Dem üblichen Untersuchungsgange zufolge überließ man die Entscheidung dem Mbundutranke.

Die drei Verklagten wurden gemeinschaftlich mit dem Doktor und den Henkern in einem großen Kanoe in die Mitte des Flusses gefahren und hier die ersteren genöthigt, den Giftbecher zu trinken. Es geschah, wie vorauszusehen. Die Dosis war so stark, daß alle Drei umsanken, sofort in Stücken zerhauen und in das Wasser geworfen wurden.

Einem solchen Verfahren gegenüber, das stark an die Hexenprozesse erinnert, die ehedem in unserem Vaterlande Mode waren, möchte die Sitte mancher Negerstämme noch lobenswerth erscheinen, dergleichen vermeintliche Hexen und Hexenmeister auf den Sklavenmarkt nach der Küste zu transportiren.

Dicht in der Nähe von Gumbi hat der Negerstamm der Bakalai zahlreiche Niederlassungen. Er ist eine der wanderlustigsten westlichen Horden und findet sich deshalb durch alle übrigen Stämme des ganzen Gebietes zerstreut.

Ein Hauptbeweggrund zu jenen Wanderungen ist die Gespenster- und Todesfurcht. Stirbt in einem Dorfe ein Mann in seinen besseren Jahren plötzlich, so bemächtigt sich Aller schon die größte Unruhe. Folgt solchem Todesfalle ein zweiter ähnlicher Art, so vermag nichts mehr die Gemeinde zu halten. Alle Habseligkeiten werden zusammengepackt, Weiber und Sklaven dienen als Lastthiere, die bewaffneten Männer decken den Zug, und die Reise geht ins Unbestimmte fort, bis man einen Ort findet, der nicht von einem Dämon bewohnt zu sein scheint.

Mit der Todesfurcht und dem Wanderleben der Bakalai hängen die meisten ihrer sonstigen Eigenthümlichkeiten innig zusammen. Du Chaillu behauptet, daß sie alte schwache Leute, deren Tod nahe vorauszusehen wäre, aus ihren Dörfern forttrieben, so daß dieselben in der Wildniß umkämen. Vermuthlich trifft ein solches Schicksal nur diejenigen, welche ohne alle nähere Verwandte stehen und sonst noch mißliebig sind. Ist eine Horde zum Wandern veranlaßt, so läßt sie die mit Mühe angelegten Plantagen zurück, ohne ernten zu können, und Hungersnoth ist unvermeidliche Folge. Letztere macht sich bis zu einem bestimmten Grade während einiger Monate selbst bei ruhigem Verlauf der Dinge in jedem Dorfe bemerklich. Man baut als Hauptnahrungsgewächs den Maniok, dessen Wurzelknollen das Kassavamehl hergeben. Die Neger sind durchschnittlich so sorglos, daß sie bei reichlicher Nahrung nicht nur verschwenderisch mit der Speise umgehen, sondern auch, wenn die Gelegenheit sich bietet, ihre Vorräthe für Glasperlen und anderen Tand verschleudern, ohne an die Zukunft zu denken. Die vorjährige Ernte ist deshalb regelmäßig früher aufgezehrt, ehe die neue Frucht reif ist, und man ist gezwungen, zu Waldbeeren und sonstigem kümmerlichen Ersatz seine Zuflucht zu nehmen. Du Chaillu führt an, daß man dann eine Art Brot aus dem Samen einer wild

wachsenden Mangoart herstelle, das zwar nicht unangenehm schmecke, als Nahrungsmittel ihm aber doch nicht habe behagen wollen. Die Bakalai sind gewandte Jäger und entwickeln beim Waidwerk ähnliche Künste wie die Rothhäute Amerika's; aber in dichter bewohnten Gegenden ist das Wild in gleichem Grade seltener, und es stellt sich dann bei den Negern noch ein eigenthümlich krankhafter Heißhunger nach Fleisch ein, den man Guamba nennt. Der stärkste Mann wird, sobald ihn der Guamba befällt, schwach, nervös und kleinmüthig. Kann er sich in Besitz von Fleisch setzen, so erfaßt ihn aber eine thierische Wuth. Er zerreißt es roh in Stücke und verschlingt es gleich einer wilden Bestie, und man könnte wol zu der Ansicht kommen, daß dieser Fleischhunger in Gesellschaft mit dem Verzehren der großen Affenarten die fatale Brücke zum Menschenfressen gebildet habe.



König Obindschi in seinem Sorgenstuhl.

Du Chaillu erzählt, daß er und seine Leute von dem Guamba befallen worden seien, da sie längere Zeit hindurch nur unzureichende Pflanzenkost gehabt hatten. Mit um so größerem Jubel ward in solchem Falle der glückliche Jäger begrüßt, der etwa durch die Erlegung eines Elefanten ein ganzes Dorf mit Fleisch versorgte. Einen solchen gesegneten Tag verlebte Du Chaillu bei Akaka's Stadt, in dessen Nähe ein schilfbewachsener See oder Hinterwasser, der Niembai, mit dem Rembo zusammenhängt. Man fuhr, begleitet von einem erfahrenen Zauberdoktor, in einem flachen Kanoe beim Anbruch des Tages nach dem Niembai und legte sich im Geröhricht an einer Stelle auf die Lauer, an welcher man ein eigenthümliches Wildpret, das Manga, vermuthete. Der Doktor, welcher ein schlauer Praktiker war, streute auf das

ruhige Wasser ziemlich dick ein Pulver, das er in einer Tasche bei sich führte, über dessen Beschaffenheit und Herkunft er aber unserem Franzosen nichts verrieth. Man hielt sich hinter dem Schilf möglichst still, und es währte nicht lange, so kam ein großes Geschöpf aus der Tiefe zum Vorschein, das zu dem Geschlechte der Manatis gehörte und von den Eingeborenen Manga genannt ward. Es schien durch das Zauberpulver angelockt und vertiefte sich so in das Schmausen dieses Köders, daß man ihm mit dem Kanoe nahe genug kommen und es harpuniren konnte. Die Bakalai's hatten ihre Harpune mit einem Tau eigener Fabrik ebenso gesichert, wie es die Walfischjäger zu thun pflegen, und waren ihres Erfolges gewiß. Die Beute war zwar nach erhaltener Wunde sofort untergetaucht, das Bedürfniß nach frischer Luft zwang das Thier aber, nach einigen Minuten wieder an die Oberfläche zu kommen, und hier verschied es bald infolge von Blutverlust. Das erlegte Thier maß $3^1/_2$ m. in der Länge und mochte gegen 750 kg. schwer sein. Seine glatte, dicke Haut war sparsam mit Borsten von einem bis zwei Centimeter Länge besetzt. Der Körper war wie bei allen Manati-Arten sehr plump, die Augen klein. Das Fleisch übertraf an Wohlgeschmack sogar noch den Schweinebraten und lieferte unserem Reisenden einen ansehnlichen Reiseproviant.

Sobald die Zeit der Hochwasser vorbei ist, haben diejenigen Bakalaistämme, die in der Nähe der Flüsse wohnen, gewöhnlich Ueberfluß an Fischen. Beim Zurücktreten der Gewässer in das gewöhnliche Flußbett bleiben links und rechts Teiche zurück, in denen sich die Fische in demselben Maße zusammendrängen, als die Wasser verdunsten und verlaufen. Die Bakalai sammeln sich dann in großen Scharen an dergleichen Weihern und schaffen das Wasser mit Schöpfgefäßen noch schneller beiseite, bis sie die hülflosen Thiere mit den Händen greifen können. Was von der Beute nicht sofort verschmaust wird, räuchert man und verwahrt es für kommende Tage.

Trotz des vorhin erwähnten Fleischhungers enthalten sich doch manche Familien gewisser Fleischsorten, die für sie ebenso rundah, d. h. verboten sind, wie vielerlei Dinge für die Südseeinsulaner tabu. Du Chaillu erzählt, daß einst ein vornehmer Neger bei ihm zu Tisch gewesen und sich geweigert habe, von dem vorgesetzten Büffelfleisch zu genießen. Auf seine Frage, warum er den Rinderbraten verschmähe, habe er zur Antwort erhalten: Ehedem hätte eine Ahnfrau des Clan, dem der Häuptling angehörte, ein Büffelkalb zur Welt gebracht, und deshalb sei Büffelfleisch für die ganze Nachkommenschaft rundah. Wenn dagegen gesündigt werde, so würden alle Frauen des Clans von demselben Unheil betroffen und der ganze Stamm würde sich also in Büffel auflösen. Da Du Chaillu noch nicht von der Echtheit dieser Schlußfolge überzeugt schien, theilte ihm der Neger ernsthaft mit, er könne ihm ein Weib zeigen, dessen Großmutter ein Krokodil geboren habe. Bei Frauen, welche ihrer Entbindung entgegen sehen, tritt noch eine gesteigertere Sorgfalt ein. Du Chaillu erzählt, daß selbst die Männer derselben sich gehütet, währenddem Gorillafleisch zu verzehren, aus Besorgniß, es möge dies für die Reinblütigkeit ihrer Nachkommenschaft unangenehme Folgen haben.

Das Wanderleben und die Jagdzüge machen die Bakalai ziemlich rauflustig.

Sie gerathen leicht unter einander und mit ihren Nachbarn in Händel und verfahren dabei in derselben hinterlistigen, heimtückischen Weise, wie wir bereits bei anderen Stämmen geschildert haben. Die Furcht, welche die Bakalai vor dem Dunkel der Nacht für gewöhnlich besitzen, erreicht dann ihren Höhenpunkt, so daß sie womöglich jede Nacht selbst ihre Schlafstelle verändern, um gegen feindliche Kugeln gesichert zu sein. Ihre Hütten lassen freilich nicht viel Wechsel zu, denn bei 4 m. Länge haben sie nur kaum 3 m. Tiefe und sind dazu noch in zwei Abtheilungen getrennt. Ein höchst wichtiger Umstand für die Bakalai und alle ihre Negerstämme liegt darin, daß sie kein Getreide bauen, weder Reis, noch Mais, noch Negerkorn, wie solches doch am Niger bereits gewöhnlich ist. Es fehlt ihnen deshalb nicht nur an geeigneter Speise, die unbeschadet sich lange aufbewahren läßt, sondern sie entbehren auch das starke und fügsame Stroh jener Gräser, das sich als Bau- und Bedachungsmaterial eben so reinlich wie angenehm zeigt. Sobald die Bambusrohre des Küstengebietes aufhören, sind die Bewohner auf Baumrinde angewiesen, mit welcher die Wände verwahrt werden.

Uebergroße Reinlichkeit kann den Bakalai so wenig zum Vorwurf gemacht werden, wie ihren Frauen. Ihr Körperbau ist zwar nur von mittlerer Größe und zeigt den völligen Negertypus, besitzt aber dabei ein angenehmes Ebenmaß und eine Kraftfülle, welche ihre Gestalten mitunter sogar schön erscheinen lassen. Das Geheimniß des Waschens mag aber bei ihnen noch nicht entdeckt worden sein; dagegen reibt man den Körper fleißig mit dem Fett vom Butterbaum (Bassia Parkii) ein, von den Bakalai Njavi-Oel genannt. Es ist dies vorzüglich von Vortheil, wenn die Haut durch den Sonnenbrand in einen entzündlichen Zustand versetzt worden ist. Außerdem dient dasselbe Pflanzenfett als Pomade. Zu diesem Behuf wird Yombo-Pulver zugesetzt, dessen Herkunft unser Reisender nicht weiter verräth. Die Neger finden ein solches Parfüm unübertrefflich, während der Franzose den Geruch abscheulich nennt. Oelpalmen sind in dieser Gegend oberhalb Gumbi selten und sollen sich erst weiter landeinwärts bei den Aschiri wiederfinden. Die Kleidung der Bakalai ist sehr einfach und beschränkt sich auf den üblichen Lendenschurz. Viele bedienen sich zur Anfertigung desselben eines Zeuges, das aus einer Pflanzenfaser verfertigt ist, welche die weiter landeinwärts wohnenden Aschira-Neger ziemlich sauber herzustellen verstehen. Den Aermeren genügt eine Matte aus Gras, welche sie selbst flechten, Wohlhabendere prunken mit einem Läppchen Kattun, das sie sich durch Tausch von der Küste verschafft haben.


Zweig vom Maniok (Jatropha Manihot).

Die Bakalaistämme östlich von Gumbi hatten sich auf Veranlassung des Königs Quengeza in diesen Distrikten angesiedelt. Es hält ein Wohnungs-

wechsel bei den Negerstämmen schon deshalb gar nicht schwer, weil Eigenthumsrecht in Bezug auf Grund und Boden dort ein unbekannter Begriff, Freizügigkeit also in höchster Potenz vorhanden ist. Nur um den Sitz an Flußufern giebt es mitunter Händel, da mit einem solchen des Speditionsgeschäfts wegen zahlreiche Vortheile verknüpft sind. Die Kamma hatten am oberen Rembo den streitbaren Bakalai die rechte Flußseite überlassen. Die Raufereien waren seit längerer Zeit durch die kräftige Hand Quengeza's niedergehalten worden. Er hatte ein Friedensgericht eingeführt, vor dem alle Streitigkeiten geschlichtet wurden. Diese bezogen sich außer den gewöhnlichen Liebeshändeln besonders auf Eigenthumsvergehen und wurden durch den Rath der Alten in regelrechtem Palawer entschieden. Quengeza entwickelte dabei eine große Menschenkenntniß und sah es den Sprechern meist schon an der Nase an, ob sie logen oder die Wahrheit sagten.

Bei Obindschi, einem Chef der Bakalai, der ein gut Stück stromaufaufwärts von Gumbi am Rembo wohnte, genoß Du Chaillu nach seiner Schilderung wieder reiche Jägerfreuden, nebenbei freilich zur Abwechselung auch Fieber- und Hungersnoth. Der alte Obindschi war überglücklich, zur Zeit in Besitz eines weißen Geistes zu sein, und that alles Mögliche, demselben zu Gefallen zu leben, so weit es seine geringen Mittel überhaupt hergaben. Er ging sogar so weit, daß er es gegen die Etikette erklärte, gewisse kleine Insekten, an denen die Neger Ueberfluß haben, in Du Chaillu's Gegenwart ums Leben zu bringen, „denn, schrie er den Betreffenden zu, Ihr macht meinen weißen Mann krank, wenn Ihr das thut!“ Ein alter Häuptling aus dem Innern, dem er einen solchen Anstands-Sermon hielt, erwiederte ihm mit unerschütterlicher Ruhe: „Ich habe solches gethan all mein Lebtag; jetzt bin ich zu alt, um andere Künste zu lernen!“

Hatte man sich bei König Obindschi hinlänglich ausgeruht, wobei dieser selbst in seinem primitiven Sorgenstuhl den Gästen mit gutem Beispiele voran-gang, wie Figura zeigt (S. 361), so wurden Ausflüge nach den Ebenholzwäldern unternommen, in denen zahlreiche Bakalai beschäftigt waren, für Du Chaillu's Rechnung Holz zu schlagen.

Der geschätzte Ebenholzbaum wächst nicht in der Nähe der Flüsse, sondern in den höher gelegenen Bergwäldern, auch bildet er keine geschlossenen Bestände, sondern kommt nur in kleinen Trupps zerstreut unter anderen Holzgewächsen vor. Es gehört deshalb immer ein gewisses Spürvermögen dazu, größere Mengen desselben aufzufinden, und dann selbst sind noch nicht alle Stämme gleich brauchbar. Jüngere Bäume enthalten stets nur ein weiß aussehendes Holz; bei älteren bildet das weiße Holz die äußere Splintschicht und der Kern zeigt sich schwarz. Selbst bei Stämmen von $^2/_3$ m. Durchmesser wird das schwarze Holz noch vielfach von weißen Streifen durchsetzt und ist erst bei 1 m. dicken Bäumen gleichmäßiger gefärbt. Es kommen zwar nicht wenige Ebenholzbäume bis zu 2 m. Durchmesser vor, diese sind aber häufig selbst bis in die Aeste hinauf von Höhlungen durchsetzt. Selbst die älteren Bäume haben einen weißen Splint von Handdicke.

Der Ebenholzbaum ist ein stattliches Gewächs. Sein Stamm steigt bis

7 und 10 m. gerade auf, ehe er Seitenzweige aussendet. Seine dunkelgrünen, langen und scharf zugespitzten Blätter geben ihm ein schönes Ansehen. Das im Handel vorkommende schwarze Holz, das unter dem allgemeinen Namen Ebenholz geht, stammt von vielerlei Bäumen nahe verwandter Gattungen, besonders von Arten des Genus Diospyros und Maba. Die ostindischen Bäume sind andere als jene auf Madagascar und beide weichen wieder von denen Westafrika's ab. Es sind bisher vorzüglich zwei aus diesem Gebiete als Ebenholzlieferanten bekannt: Diospyros senegalensis und Maba Guineensis.

Bei einem solchen Streifzuge, den Du Chaillu mit seinen schwarzen Jagdgenossen unternahm, kam er in ein Bakalaidorf, dessen Bewohner sämmtlich in die Wälder gegangen waren, um Holz zu fällen. Hühner und Ziegen, die in der Gegend die einzigen Hausthiere bilden, spazierten auf eigene Faust in der Straße umher und alle Hütten waren offen. Zu stehlen gab es freilich nicht viel; trotzdem befremdete es Du Chaillu, daß er keinen Ortswächter fand, wie er es in anderen Distrikten gewöhnlich getroffen hatte. Da machten ihn seine Genossen aufmerksam auf ein Götteridol, das von hoher Stange herab auf alle Hütten herniedersah. Es war eine roh gearbeitete Menschengestalt, aus einem Stück Ebenholz geschnitzt, mit einigen Grasbüscheln bekleidet und mit einer kupfernen Nase und eben solchen Augen aufgeputzt. Dies Götzenbild war mit dem Schutz der Stadt betraut und wirkte besser als ein Strohmann im Erbsenfeld gegen die Spatzen; denn kein Neger der Nachbarschaft würde es wagen, die geringste Kleinigkeit zu entwenden, aus Furcht, sich die Rache des großen Fetisch zuzuziehen.

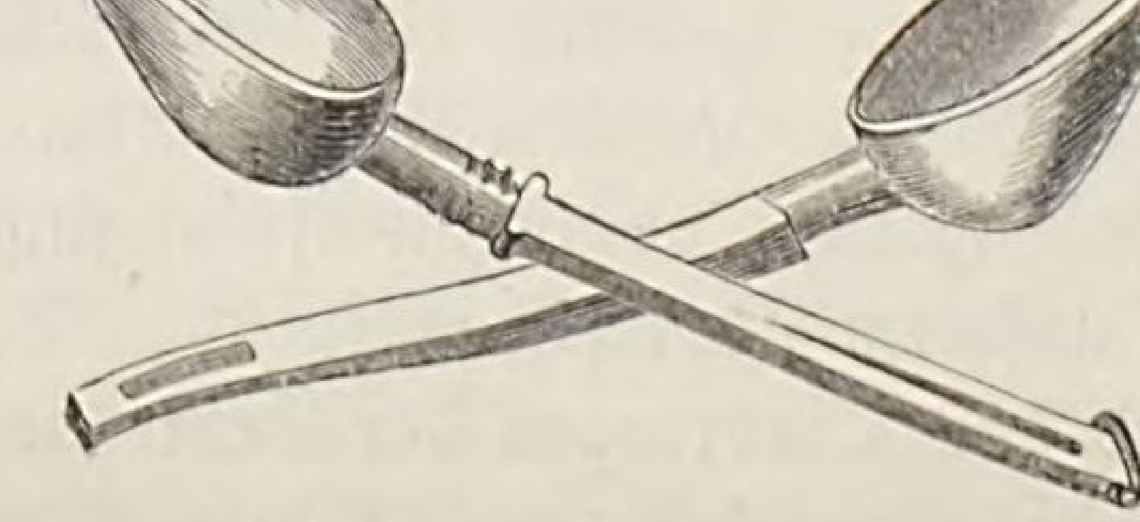
In einem jener Orte versichert Du Chaillu auch einen besonderen Kultus getroffen zu haben, der ausschließliches Privilegium der Frauen war. Kein Mann durfte sich dem Heiligthume nahen, während das gesammte weibliche Personal des Fleckens die heiligen Gebräuche verrichtete. Du Chaillu's Neugierde war hinreichend aufgestachelt, so daß er den Versuch wenigstens wagen wollte, das Mirakel zu belauschen. Nachdem die Frauen sich von dem Fetischhause entfernt und nach dem Walde gegangen waren, um dort ihre Mysterien fortzusetzen, schlich er sich an das verbotene Heiligthum heran und lugte hinein, sah aber weiter nichts als einige Haufen geweihten Krimskrams auf dem Boden liegen und ein paar grundhäßliche nackte alte Weiber um dieselben kauernd. Letztere waren zunächst in Andacht versunken, entdeckten aber bald genug den unberufenen Späher und brachten durch ihr Zetergeschrei das ganze Frauenheer herbei. Dieses umlagerte tumultuirend die Hütte des Franzosen und verlangte Bußzahlung für den Frevel und wurde nur durch Geschenke beruhigt, welche Du Chaillu's Freunde statt dessen bezahlten, da er sich weigerte, solches zu thun. Bei den im Süden Westafrika's wohnenden Kimbunda-Negern traf Magyar ebenfalls ein Fest, das die Frauen vorzugsweise anging. Es war dies das Kanye-Fest, das etwa unserem Erntefest entspricht. Da bei den Negern das Bestellen des Feldes und das Einbringen der Ernte ausschließlich Sache der Frauen ist, so gilt auch das Erntefest zunächst nur für sie. Sie ziehen dann mit Festgeschenken zu derjenigen Hausfrau, welche die reichlichste Ernte gethan

hat und tragen dabei Fahnen und Blumenkränze. Den bösen Geistern (Kilulu) werden einige Hühner geopfert, damit sie den künftigen Feldfrüchten keinen Schaden zufügen, und dann beginnt das Singen und Tanzen, Essen und Trinken. Der eigentliche Kanye-Tanz ist schon nicht der anständigste, auf den Abend wird die Sache aber schlimmer. Man ruft die Männer herbei, Musiker stellen sich ein, in der Mitte des Platzes wird ein hochloderndes Feuer angezündet, und das reichlich vorhandene Bier (Kimbombo) bringt bald die Begeisterung auf ihren Gipfelpunkt. Ein Weib sucht das Andere an Ausgelassenheit zu überbieten, und erst die anbrechende Morgenröthe macht den zügellosen Ausschweifungen ein Ende, die drei Nächte hindurch wiederholt werden.

Die Stellung der Frauen ist bei den Bakalai eben so wie bei allen ihren Nachbarn. Sie müssen außer den Küchenverrichtungen die Plantagen besorgen und so ihre gestrengen Herren nähren, die ihnen mit der Geißel Gehorsam und gebührende Aufmerksamkeit gelegentlich einschärfen. Sie steigen in den Augen ihrer Eheherren in demselben Grade im Werthe, als sie dieselben mit zahlreichen Nachkommen beschenken. Beim Tode des Mannes werden die zurückgebliebenen Weiber von den näheren Verwandten als Erbschaft angenommen, und die Bakalai machen sich kein Bedenken daraus, die Wittwen ihrer Brüder und Väter zu heirathen, während sie es für lasterhaft halten, außerdem eine Frau aus demselben Dorfe zu freien.

Außer den früher schon beschriebenen Negerinstrumenten haben die Bakalai bei den Hochzeiten und ähnlichen festlichen Gelegenheiten noch eine Art Zither mit vier Saiten und eine Harfe mit acht, die gar nicht übel klingen. Geübte Sänger und Spieler geben auf denselben meist klagende Lieder zum Besten und unterhalten Nächte hindurch die aufmerksam zuhörende Versammlung.

Unter den Bakalai traf Du Chaillu den einzigen Taubstummen an, welcher ihm während seines langen Aufenthaltes in Afrika vorgekommen. Er nimmt hierbei diejenigen Neger aus, welche in Folge hohen Alters schwerhörig geworden waren. Von Buckeligen lernte er zwei Burschen kennen, beide verschmitzte, listige Gesellen, einen Blinden erinnert er sich dagegen nie gesehen zu haben, wohl aber mehrere Idioten. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die Albinos, die mitunter bei den Negern angetroffen werden und dem Europäer um so widerwärtiger erscheinen, da die Schwarzen sie mit ihm auf gleiche Stufe zu stellen pflegen.





Haarputz der Aschira-Frauen.

VII. Die Aschira.

Reise nach dem Aschira-Lande. Flußfahrt und Gebirgsübergang. Die Aschira-Gegend. Der weiße Geist. Olenda. Das Aschira-Volk. Weberei. Feldbau. Liamba-Rauchen. Ngumbi Andele. Cynogale velox. Warzenschweine. Nkumu. Nabuali. Haar-Fetisch.

Nach den scheußlichen Mordscenen in Gumbi, nach den düsteren Bildern, welche uns Du Chaillu bei den Bakalai von Hungersnoth und Aberglauben, Gespensterfurcht und Kriegsleid entworfen hat, entrollt er vor unseren Augen im Aschiralande ein Gemälde landschaftlicher Reize voll, belebt von einem Völkchen mit patriarchalischen Sitten, kräftig an Körper, arbeitsam und geschickt, friedlich unter sich und mit ihren Nachbarn.

Von Gumbi aus ging die Fahrt in Booten den Rembo stromauf; Begleiter und Tauschartikel waren in genügender Menge mitgenommen. Die Wälder hier droben am Flusse und ebenso an den Ufern eines Seitenstromes, den man nachher verfolgte, waren prächtig. Zur trockenen Jahreszeit lebt und webt es im Walde von Vögeln, einer schöner als der andere. Papageien fliegen in Schwärmen von Hunderten durch die Baumkronen. Hübsche kleine Affenarten und allerliebste Eichhörnchen necken und jagen sich in den Zweigen. Ueber dem fischreichen Gewässer spähen brillante Königsfischer und machen sich unter einander die Beute streitig. In nicht wenigen jener fliegenden und kletternden Waldbewohner begrüßt der glückliche Jäger bisher noch unbekannte Geschöpfe und ist selig in dem Gedanken, daß jener hübsche Vogel (Muscipeta du Chaillui), der sich auf dem Busch schußgerecht bietet, in den Büchern der gelehrten Welt seinen eigenen Namen für ewige Zeiten tragen wird. In diesem Hochgenuß können die Stechfliegen kaum beachtet werden, so wenig wie die Giftschlangen, die als Memento mori neben diesen Schätzen Wache halten und alle mysteriösen Geschichten vom Bezaubern durch den schlimmen Blick wieder hervorrufen.

Weil aber nichts schwerer ist zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen, so folgt zur Abwechselung eine solenne Prügelei, in welche die Mannschaft eines seiner Boote mit einem Boot aus der Nachbarschaft geräth. Knüppel

aus schwerem, festem Holze von über 7 m. Länge spielen dabei die Hauptrolle und geben dem Reisenden schlagende Belege von der Dauerhaftigkeit der Negerschädel. Die überwundene Partei zieht sich schließlich zurück und wird von den Spottliedern der Sieger verfolgt: „Euer Häuptling wandelt auf Elefantenfüßen durchs Leben! Sein Bruder trägt sein Haupt auf einem Ochsennacken! Eure Weiber sind schmuzige Hexen!“ u. s. w.

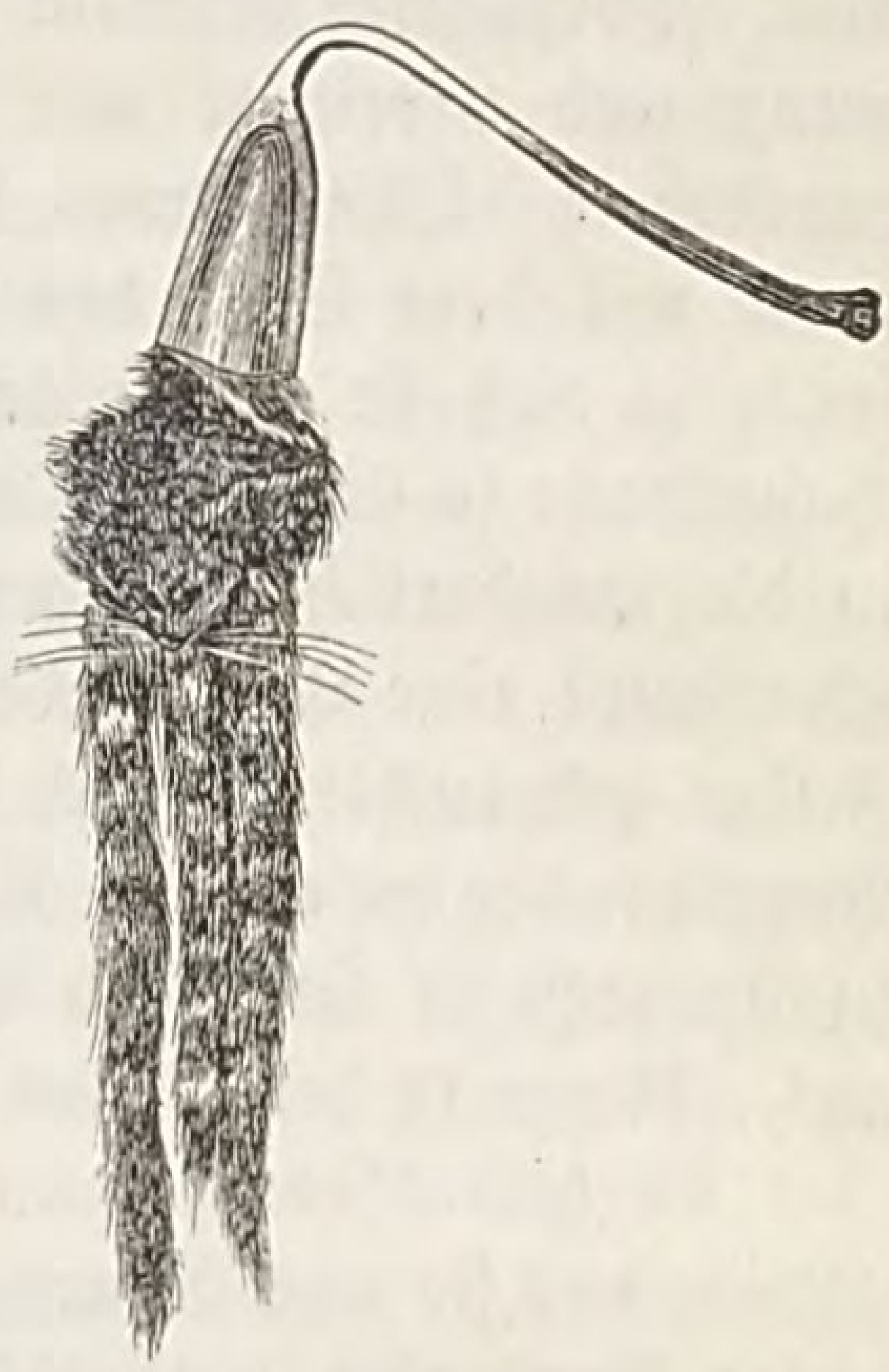
Jetzt wird endlich der Fluß verlassen und die beschwerliche Fußwanderung beginnt, bei welcher Du Chaillu seine Leichtfüßigkeit wie bei seiner Reise ins Fan-Land glänzend bekundet. Man steigt bergauf, und je höher man kommt, desto größer werden die Felsblöcke. Zwischen ihnen wendet sich der Zug der Packträger entlang wie eine Schar schwarze Ameisen zwischen mächtigen Kieselsteinen. Ebenholzbäume sind in Menge vorhanden und umspannen mit starken Wurzeln die Felsen des Grundes wie mit Riesenklauen; dazwischen tritt aber eine neue Baumart auf, von den Negern Induna genannt, die an Größe mit dem Baobab wetteifert, der hier fehlt. Du Chaillu versichert, daß manche Stämme, die er gemessen, einen Durchmesser von beinahe 3 m. erreichten.

Endlich war die Höhe des Scheidegebirges unweit des Ndgewho-Gipfels erstiegen, und man sah nach Osten auf die herrlichen Gefilde des Aschira-Landes hinab. Eine weite Prärie, gegen 12 deutsche Meilen lang und über 2 Meilen breit, lag vor den Reisenden ausgebreitet. Der fruchtbare Grund war sanft wellenförmig gebildet, von zahlreichen Wasseradern durchrieselt. Diese entsprangen von Bergketten, welche ringsum das Gefilde umsäumten, und vereinigten sich in dem Owingi-Flusse, der nach dem Norden dem Rembo zueilte. Die ganze Ebene war gut bebaut und mit 150 bis 200 größeren oder kleineren Ortschaften der Aschira-Leute bedeckt. Die wallenden Grasflächen, von der Sonne bereits gebleicht, kontrastirten hübsch mit den dunkelgrünen Bananen und Baumgruppen und erinnerten Du Chaillu an die Reize einer europäischen Kulturlandschaft.

Der Empfang, welcher dem Franzosen hier zu Theil ward, war weit mehr als patriarchalisch gastfreundlich. Die Aschira hatten bisher stets gehört, daß das Elfenbein, Roth- und Schwarzholz so wie sonstige Handelsgüter nach der Küste geschafft würden, um an den „weißen Mann“ verkauft zu werden. Vom weißen Manne kamen als Gegenzahlung zu ihnen Perlen, Spiegel, Schießgewehre und Pulver, Kattune und Messingringe, genug alle jene Dinge, deren Besitz eine schwarze Schöne und ihren Hausherrn zu glücklichen, reichen Leuten macht. Der unbekannte weiße Mann, dem diese Herrlichkeiten entstammten, war in der Vorstellung der meisten Aschira zu einer einzigen Persönlichkeit geworden, die in einer Art Vetterschaft zum großen Fetisch stand, nur noch viel mächtiger als die schwarzen Geister sein mußte, da diese ihren Dienern nichts von solchen Kostbarkeiten bescherten. Nun verkündete plötzlich Du Chaillu's Führer den erstaunten Hinterwäldlern: „Seht, hier ist der weiße Mann, von dem die großen Schätze stammen, der Flinten und Ohrringe macht, der Schießpulver und weiße Perlen hat! Er ist weit her gekommen, um die Aschira zu besuchen, die er liebt!“

Kinder und Weiber ergriffen zunächst die Flucht, denn nach ihrer Meinung verspeiste ja derselbe weiße Mann auch die sämmtlichen Sklaven, die jährlich nach der Küste geschafft wurden. Der Häuptling des nächsten Dorfes aber hatte glücklicher Weise so klare Vorstellungen von den Bedürfnissen eines „weißen Geistes", daß er ihm zunächst eine bequeme Hütte einräumte, damit derselbe seine wunden Füße ausruhen könne, und daß er dann seine Untergebenen ermahnte, gehörig Mundvorrath herbeizuschaffen. Er ging ihnen hierbei selbst mit gutem Beispiele voran und bald war Ueberfluß an Bananen, Hühnern und Maniok da und auch Ziegenbraten fehlte nicht.

Nachdem über Nacht sich die erste Furcht gelegt, machte Du Chaillu den guten Leuten das Vergnügen, eine Stunde lang durch die Straße des Ortes zu spazieren, damit Alle ihn besehen und vorzüglich seine Haare bewundern konnten, die wegen ihrer abweichenden Beschaffenheit das meiste Staunen erregten. Niemand wagte es aber dabei, dem fremdartigen Wesen in die Augen zu schauen, aus Furcht, ein Unglück davon zu tragen.



Kendo. Szepter des Aschira-Häuptlings.

Nächstdem betrachtete man auch seine Taschenuhr mit besonderem Respekt. Ihr unablässiges Ticken ließ sich nur dadurch erklären, daß ein eigenthümlicher Fetisch in ihr wohne, der als ein spiritus familiaris die Wache Tag und Nacht über den Fremden hatte. Noch wunderbarer dünkte ihnen natürlich eine Spieldose mit dem musizirenden Teufel drin; nächstdem wurden die Zündhütchen seiner Gewehre und der Revolver angestaunt, letzterer als ein Ding, mit welchem man so oft schießen könne als man wolle, ohne von Neuem laden zu brauchen.

Nachdem sich Du Chaillu hinlänglich restaurirt und mit seinen freundlichen Wirthsleuten für die Zeche mit einer entsprechenden Menge Kattun sich abgefunden hatte, folgte er der Einladung Olenda's, der eine Art König des ganzen Aschira-Landes war und im Süden der Landschaft residirte. Kurz nachdem er den Ort erreicht hatte und mit seinen Begleitern im Gemeindehause untergebracht worden war, verkündete eine Art Kuhglocke das Nahen des Herrschers. Diese Glocke, Kendo genannt, ist von Eisen, mit einem Griff aus gleichem Metall und mit diversen Thierschwänzen geziert; sie dient bei den meisten Negerstämmen jener Gegenden als Szepter und Zeichen der Häuptlingswürde. Bei ihrem Klange trat feierliche Stille ein, und ein uralter Neger erschien mit einem Wollkopf so weiß wie Schnee und sonderbaren weißen und rothen Farbenmalereien im Gesicht und am Leibe versehen. Es war Olenda; mehrere seiner Söhne, fast wiederum Greise, begleiteten ihn. Er begrüßte den Fremdling mit dem mysteriösen Gruße, den Du Chaillu bei mehreren Häuptlingen in Gebrauch fand: „Ich bin," sprach er, „wie der Fluß Orenga und kann nicht entzwei geschnitten werden. Aber ich bin auch wie die Flüsse Nrimbai und

Orenga, die sich mit einander vereinigen. So ist mein Körper eins, und nichts vermag ihn zu zertheilen!" Der alte Olenda gerieth noch mehr in Extase als der vorerwähnte Häuptling. „Ich bin so alt geworden," sprach er zu dem versammelten Volke, „und habe mancherlei wunderbare Dinge in der Welt gesehen, aber nie ist mir eine so unerhörte Erscheinung zu Augen gekommen als jetzt, da ich diesen „weißen Geist" bei uns begrüße! Man wird es den späten Nachkommen erzählen und wird zu den Enkeln sprechen: Wisset, es war zur Zeit des Königs Olenda, als der weiße Mann uns besuchte!" Dann folgten herzliche Begrüßungen und Ermahnungen an das Volk wegen guter Verpflegung der Fremden. Außer den Vorräthen an gewöhnlichen Lebensmitteln überlieferte Olenda dem Franzosen auch ein paar fette Sklaven, um sie zu einem solennen Mittagsbrot zu verwenden, und war erstaunt, als dieser dergleichen Delikatessen ablehnte.

Die Aschira sind von tiefschwarzer Hautfarbe, viel dunkler als ihre Nachbarn, die Bakalai, übertreffen letztere aber noch weit an schönem Körperbau. Vorzüglich verdient das „schöne Geschlecht" hier wirklich diese Bezeichnung und vereinigt mit hübschen Formen angenehme Bewegung und Gewandtheit. Ohne etwas Negerei geht es freilich nicht ab. Der Leib wird gern mit dem Saft des Camholzes roth angestrichen, die Zähne spitz gefeilt, so daß sie beim Lächeln ziemlich leopardenmäßig ausschauen, und das Haupthaar so stark mit Oel und ähnlichen Ingredienzen getränkt, daß es sich in die wunderlichsten Formen bringen läßt. Die bizarrsten Haartouren sind überhaupt eine Lieberhaberei aller Negerstämme. Bei den Aschiras ist eine Frisur gebräuchlich, durch welche das Haar die Gestalt eines Dreimasters oder Napoleonshutes erhält. Es kostet nicht wenig Arbeit, eine derartige Toilette kunstgerecht in Stand zu bringen; sie hält aber dann auch eine geraume Zeit aus. Ringe in den Ohren, an Armen und Beinen fehlen auch nicht.

Verheirathete Frauen und Männer pflegen sich in ein weites Gewand zu hüllen, das sie aus Pflanzenfasern anfertigen. Sie verfahren bei Herstellung dieses Grastuchs in ähnlicher Weise wie beim Flechten der Matten und wissen dem fertigen Zeuge durch Kochen mit Beeren und Baumrinde auch eine schwarze Färbung zu verleihen. Zum Nähen bedienen sie sich gleichfalls dauerhafter Pflanzenfasern und behelfen sich in Ermangelung von etwas Besserem dabei mit hölzernen Nähnadeln (siehe das Schlußbild S. 372). Du Chaillu theilt mit, daß Baumwolle im Aschiralande eben so wildwachsend wie angebaut vorkomme; anderwärts finden wir auch angeführt, daß die Neger von Guinea die Fasern der Sanseviera guineensis, eines zu der Familie der Aloë gehörigen Gewächses, zu Gespinnsten verwenden. Nach Du Chaillu's Mittheilung soll das Garn der Aschira von einer Palmenart stammen, welche nur allein hier vorkommt.

Unverheirathete Personen beiderlei Geschlechtes gehen nackend, mit einziger Ausnahme des Lendenschurzes, und ihre Sittlichkeit darf deshalb nicht nach europäischen Anstandsbegriffen bemessen werden. Aus demselben Zwirn, dessen sich die Aschiraleute zum Nähen bedienen, verstehen sie auch mittels einer Art Häkelarbeit Kopfbedeckungen herzustellen, die ganz sauber aussehen.

Die Wohnungen und Straßen werden sehr reinlich gehalten. Die ersteren sind mit Baumrinde bekleidet und auffallend klein. Unser Gewährsmann erklärt diesen Umstand daraus, daß die Aschira das Holzwerk, das als Baumaterial dient, aus ansehnlichen Entfernungen auf ihrem Rücken herbeizuschaffen haben, da es ihnen wie allen ihren Nachbarn an Lastthieren fehlt. Jedes Häuschen hat an der Vorderseite eine Art Verandah, die als Küche benutzt wird. Alle Wohnungen eines Ortes bilden eine zweireihige Straße, welche sich an den Enden leicht verschließen läßt.

Der Feldbau wird gewöhnlich von den Frauen und Sklaven betrieben und Erdnüße, Bananen, Yam und Zuckerrohr, sowie auch Tabak werden in mehr als ausreichenden Mengen erzeugt. Vorzüglich große Bananenpflanzungen breiten sich in der Nähe der Niederlassungen nach den bewaldeten Hügeln hin aus. Die tiefer gelegenen Flächen bilden ein prächtiges Weideland für die Ziegen, die hier so zahlreich gehalten werden, daß die Nachbarstämme die Aschiragegend geradezu das Ziegenland nennen. Außer dem Tabak raucht man aber auch Hanfblätter, dort Liamba genannt, eine Sitte, die sich nicht blos, wie Du Chaillu meint, bei den Aschira und ihren nächsten Nachbarn, den Apingi, sondern noch bei zahlreichen anderen Negerstämmen vorfindet und einen Beleg dafür giebt, daß nicht wenige Kulturgewächse vom fernen Osten her eingeführt sind. Der Hanf dieser Gegend ist dieselbe Spezies wie der ostindische und persische, dessen Harz als Hadschisch seit lange in Ruf gekommen. Das Rauchen der Blätter bringt einen starken Rausch hervor. Anfänger sollen schon nach wenigen Zügen mitunter betrunken umfallen, alte Liambaraucher dagegen nicht selten vom Wahnsinn ergriffen werden und zu Grunde gehen. Du Chaillu meint, daß das Hanfrauchen sich immer weiter verbreite und arge Zerrüttungen unter den Negern anrichte. Derjenige, der sich einmal an diesen Genuß gewöhnt habe, vermöge selten sich wieder von demselben loszureißen.

Mit Kindern sind die Aschira reichlicher gesegnet als die Küstenstämme, da sie streng darauf halten, daß die Mädchen sich nicht vor erlangter Altersreife verheirathen. Gewöhnlich hat auch bei ihnen ein Mann mehrere Frauen.

An mancherlei Aberglauben fehlt es auch bei den Aschira nicht und Du Chaillu traf mehr als einen leer stehenden Ort an, den die Bewohner wegen eines Todesfalles aus Gespensterfurcht sofort verlassen hatten. In den Wohnungen war einem aus Holz geschnitzten Fetischmännchen die Aufsicht über das Wohl der Familie anvertraut.

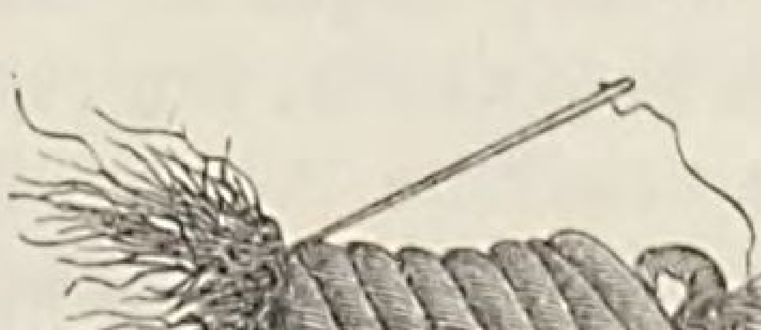
Von Olenda's Ort aus unternahm Du Chaillu mehrere Exkursionen nach den Grenzgebirgen, die aber sämmtlich unglücklich abliefen. Im Süden jagte er an den Abhängen des Ngumbi Andele, den er auf 1000 m. schätzt, und erlegte dabei die schon früher erwähnte Art des Warzenschweines, die er wegen der hellen Färbung ihres Gesichtes Phacochoerus albifrons tauft. Er sagt, daß das Thier durch die großen Warzen an den Seiten der Backen, so wie durch die langen Haare um die Augen und die Quasten auf den Ohrspitzen einen sonderbaren Anblick gewähre. Der übrige Leib dieses Schweines ist mit einem röthlichen Haar bedeckt. Auf diesem Ausfluge erlegte Du Chaillu ferner

den Cynogale velox, ein Thier, das bisher noch nicht bekannt war. Das angeführte Geschöpf ist nach Du Chaillu's Ansicht dem Cynogale Benetti, dem bärtigen Mampalon auf den Sunda-Inseln, nahe verwandt, und würde dann zu den viverrenartigen Raubthieren gehören wie die Zibethkatze. Es ernährt sich von Fischen und anderen Wasserthieren und hält sich deshalb gern an den Flußufern auf, verfolgt aber eben so geschickt die Vögel und ihre Eier in den Baumkronen und verzehrt die Früchte der letzteren.

Im Norden des Aschiralandes erhebt der Nkumu Nabuali sein Haupt in die Wolken, ein Berg, dem unser Reisender ein Höhe von 4000 m. zuschreibt und auf dessen Entdeckung er sich sehr viel zu Gute thut. Er versichert uns, daß von diesem Berge aus eine Bergkette, die er auf seiner Karte mit zahlreichen Gipfeln ziert, bis zu den Quellen des Nils ginge, und schlägt für diesen, den ganzen Erdtheil halbirenden Alpenzug den Namen Nkumu Nabuali-Gebirge vor. Für die Zuverlässigkeit dieser geographischen Entdeckung führt er die Aussagen der Negersklaven an, die aus dem Innern des Landes gebracht werden.

Der gloriose Nabuali fand sich leider so dicht mit Bäumen und Gestrüpp bewachsen, daß unser Waidmann mit seinen Begleitern den Gipfel desselben nicht zu erreichen vermochte. Die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen, man fürchtete einen Zusammenstoß mit feindlich gesinnten Bakalai und trat mit wunden Beinen, zerrissenen Kleidern und hungrigem Magen den Rückzug an. Unterwegs nährte man sich kümmerlich von Waldbeeren, verspeiste nebenbei einen erlegten Leoparden und kam halbtodt bei den Fleischtöpfen Olenda's wieder an. Hier stärkte und erholte sich Du Chaillu jedoch bald und tröstete sich darüber, daß es ihm nicht möglich gewesen war, den großen Rembo mit seinem berühmten Wasserfalle Samba Nagoschi zu erreichen. Er bereitete sich vor zu seinem letzten kühnen Zuge ins tiefe Innere, nach dem Lande der Apingi bis in die Nähe der Aschongo.

Du Chaillu hat es erleben müssen, daß man in Europa seine Zuverlässigkeit als Entdecker in Zweifel gezogen; daß man sogar behauptete, er habe das Land der Aschira und der Apingi ebensowenig wie jenes der Fan überhaupt betreten. Aber er ist später glänzend gerechtfertigt worden. Seine Berichte haben sich als durchaus wahr erwiesen. Für dieses geringe Vertrauen der meisten seiner Zeitgenossen kann er sich mit der Begeisterung trösten, die ihm seine Aschirafreunde entgegenbrachten. Erzählt er doch selbst, daß, als sein Diener ihm einst das Haar geschnitten und die Abfälle auf die Straße geworfen, Jung und Alt sich darum gerauft, da solches einen ganz guten Fetisch abgeben solle!



Aschira-Zwirn und hölzerne Nähnadel.



Brücke über den Ovigi.

VIII. Die Apingi.

Reise nach dem Rembo Apingi. Afrikanische Brücke. Eine Apingi-Stadt. Feste Wohnsitze. Weber und Schneider. Apingi-Frauen. Ehescheidungen. Du Chaillu als König. Sklavenverhältnisse. Die Sapadis. Stromfahrten. Der große Wasserfall. Gebirgsreise. Rückkehr nach Amerika.

Im Dezember, während der Regenzeit des Aschiralandes, trat Du Chaillu die Reise nach dem Lande der Apingi an, zu der am weitesten nach dem Innern gelegenen Gegend.

Er hatte anfänglich mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, welche ihm die Häuptlinge der Aschira machten. Trotzdem daß er von ihnen bisher als der „weiße Geist“ gefeiert worden war, fürchteten sie doch, er möge bei seinen Entdeckungsreisen nach dem Innern sehr materielle Zwecke verfolgen und ihnen den Speditionshandel aus den Händen zu winden suchen, den sie zwischen den Apingi und den Bakalai unterhielten, und der außer den früher genannten Produkten sich auch noch auf die Grastücher der Apingi erstreckte. Nachdem endlich der Rathsbeschluß die Erlaubniß gegeben und die nöthigen

Träger besorgt worden waren, wandten die Reisenden ihr Antlitz gen Osten, wateten zunächst durch die Niederung, die stellenweise in Sümpfe umgewandelt worden war, so daß den Wanderern das Wasser nicht selten bis an den Gürtel ging und jedes Ausgleiten ein unfreiwilliges Bad nach sich zog; nach diesem begann ein eben so beschwerliches Erklimmen des Gebirges.

Man kam an den Ovigi, einen brausenden Bergstrom von 30 m. Breite, der infolge des heftigen Regens hoch angeschwollen und gefährlich zu passiren war. Ein paar Bäume hatten die Stelle von Brückenpfeilern zu versehen, ein paar andere umgehauene stellten die Brücke selbst dar, waren aber gegenwärtig überflutet. Eine Liane, von einem Ufer zum anderen gezogen, bildete das Geländer, und das Leben der Passagiere hing also buchstäblich an einem Faden. Dazu mußte sich Du Chaillu sagen lassen, daß fast kein Jahr verginge, in welchem nicht einige Menschen mit fortgespült würden und ertränken. Ganz ähnliche Brücken hatte Ladislaus Magyar bei seiner Reise nach Bihe ebenfalls zu passiren. Er bewundert die Gewandtheit und Anstelligkeit, mit welcher die Neger eine solche Brücke herzustellen und — zu passiren wissen. Kommt eine Karawane an einen Fluß, der überbrückt werden soll, so werfen sich, wenn das zum Bau nöthige Holz sich etwa am anderen Ufer befindet, sofort einige Neger ins Wasser, kämpfen als geschickte Schwimmer gegen die mitunter heftige Strömung, fällen Bäume und setzen in gleichmäßigen Zwischenräumen die Pfeiler ein. Auf dieselben legen sie eine doppelte Balkenreihe und über diese möglichst dicht Querstangen. Alles dies binden sie mit Hülfe von Baumbast und Schlingranken zusammen und bringen an einer Seite der Brücke an den emporragenden Aesten der Pfeiler auch noch ein Tau als Geländer an. Trotz des Schwankens gehen die belasteten Träger mit Keckheit und Unerschrockenheit sicher hinüber. Für den Europäer, der an dergleichen Passagen nicht gewöhnt ist, wird die Sache natürlich am Unheimlichsten, wenn der Fluß beim Hochwasser die Brücke überflutet. Magyar sagt, er habe oft auf dem Meere beim Sturm den Mastbaum erklettert und mit Seelenruhe in den Kampf der schäumenden Meereswogen hinabgeschaut; als er aber eine solche Brücke über einen 40 m. breiten Fluß habe passiren müssen, die fußhoch überflutet war und nur das Geländer zeigte, da habe er am ganzen Körper gezittert und würde bestimmt schwindelnd in den reißenden Strom gestürzt sein, wenn ihm nicht sein schwarzer Begleiter beigestanden hätte.

Du Chaillu kam mit seinen Gefährten glücklich ans jenseitige Ufer. Auf fatale Tagemärsche folgten noch unangenehmere Nachtlager. Der Boden war naß, die Regendächer, die man an den Haltplätzen der Karawanen vorfand oder selbst erst bauen mußte, gewährten sehr unzureichenden Schutz gegen die greulichen Ungewitter, welche fast alle Nächte mit Blitzen, Wassergüssen und Wirbelstürmen losbrachen. Hatte man am Tage sich zu hüten vor Giftschlangen, die am Wege sich gelagert, und vor den Gorillas, deren Brüllen mitunter ziemlich nahe sich hören ließ, so ward man in der Nacht noch peinlicher gequält durch Stechfliegen, die zwar auch neue Arten, also für Du Chaillu interessant waren, aber noch viel schmerzhafter stachen als die verwandten Sippschaften der Küstenstriche. Durch den Rauch des Feuers ließen

sie sich keineswegs abhalten. Ein andermal ward die Gesellschaft aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt durch das Kampfgeschrei eines wilden Ochsen und eines Leoparden, welcher letztere auf seiner Beute sitzend vorbeijagte.

Auf die Gebirgsreise folgt wieder ein Marsch über sumpfige Prairie und durch dichte Waldungen. In den letzteren trifft man mit Remandschi, dem König der Apingi, zusammen und wird mit großem Jubel empfangen. Leider hat Seine schwarze Majestät in dem Waldlager nichts zu beißen und zu brocken; nur zahllose Stechfliegen giebt es, und es wird deshalb die Reise nach der eigentlichen Stadt des Königs, die jenseits des Rembo Apingi, d. h. des Flusses der Apingi liegt, beim Anbruch des nächsten Tages sofort angetreten. Hier war Speise die Fülle: Bananen, Maniok, Ziegen, Hühner und für den weißen Geist — ein fetter Sklave zum Braten!

Beim Kredenzen von zubereiteten Gerichten beliebt der Ueberbringer vorzukosten, um zu beweisen, daß nichts „in die Suppe" geworfen worden ist, was eine Bezauberung, d. h. Vergiftung, beabsichtige. Jeder anständige Apingi verlangt die Beachtung dieser Etikettenregel selbst von seiner Gemahlin, der also, wie es scheint, doch nicht immer zu trauen ist.

Der Gebrauch des Giftes ist bei den Negern eines der schlimmsten Uebel und geht mit dem Glauben an Zauberei Hand in Hand. Alle Vorkommnisse, welche der rohe Neger sich nicht sofort zu erklären vermag, gelten ihm als Zauberwerke. Der Regen, welcher zur ungewöhnlichen Zeit fällt, ist Zauberei und sein Ausbleiben wird ebenfalls dadurch veranlaßt. Die Wirkungen des Giftes auf den Körper sind ebenfalls räthselhaft, deshalb Zauberei. Unter den Begriff Zauberei fallen eine außerordentlich große Menge eingebildeter und wirklicher Verbrechen und Vergehen, so daß es schwer hält, sich gegen den Verdacht zu schützen, dieser Teufelskunst theilhaftig zu sein, und gleichwol giebt es in den Augen des Negers kein größeres Verbrechen, als der Zauberei verdächtig zu sein. Man thut deshalb alles Mögliche, um selbst den Schein dieses Verbrechens von sich fern zu halten. Würde der Hausherr oder sein Gast nach der genossenen Mahlzeit krank werden, so fiele sofort der Verdacht auf die Hausfrau, Gift in die Speisen gethan zu haben. Sie würde durch die Stimme des Volks zum Orakeltranke verurtheilt werden und als ein Opfer der gebräuchlichen Justiz fallen. Es ist deshalb natürlich, daß jede Frau Alles aufbietet, einen solchen Verdacht zu vermeiden, und keine Speise aufträgt, von welcher sie nicht in Gegenwart der Gäste selbst etwas genießt.

Bei einem Erkrankungsfalle der Angehörigen ist es den Frauen nicht leicht gemacht, sich von jedem Verdachte der Schuld frei zu halten. Zeigt eine derselben Gleichgültigkeit, so ist sie sehr stark verdächtig; ist der Ausdruck ihres Schmerzes aber zu lebhaft, so meint man sofort, sie suche ihre Schuld hinter einer erheuchelten Theilnahme zu verbergen, und hält sie wiederum für eine Zauberin. Es gilt also auch hier die weise Mittelstraße zu halten und die Negerinnen machen im Leidtragen eine förmliche Uebungsschule durch.

In einigen Punkten weichen die Apingi auffallend von den Nachbarstämmen ab. Sie verlassen ihre Ortschaften nicht leicht, und ein Schwarzer zeigte Du Chaillu Fruchtbäume neben seiner Hütte, die noch von seinem

Großvater herstammten. Mit dieser Vorliebe für feste Wohnsitze hängt auch die Baumkultur zusammen, die in der Umgebung der Apingidörfer im Schwunge ist. Oelpalmen sind in großer Anzahl vorhanden und versorgen die Neger mit Reichthum an Oel, das sowol zur Bereitung der Speisen als auch zum Einreiben der Haut dient. Die Haut der Neger hat bekanntlich eine eigenthümlich sammetartige Beschaffenheit, wird aber, wenn sie längere Zeit nicht eingeölt worden ist, leicht rauh und rissig. Das Waschen mit Wasser ist bei den Apingis ein unbekanntes Ding, und so ist denn der Geruch in einer stark bevölkerten Hütte ein keineswegs angenehmer.

Einen für Afrika sehr fremdartigen Anblick bietet ein Gang durch die Straße einer Apingi-Stadt dadurch, daß man hier vor den Häusern arbeitende Männer sieht. Der wichtigste Industriezweig ist die Weberei. Das Zeug, sogenanntes Grastuch, wird wie bei den Aschira aus Fasern hergestellt, die eine Palmenart liefert. Man fertigt es in zweierlei Größen, entweder von 1 m. Länge und $^2/_3$ m. Breite oder in Stücken, die $^2/_3$ m. lang und $^1/_3$ m. breit sind. Letztere bilden vorzugsweise die Handelswaare. Solche Stücke werden zu 20 bis 30 in ein Packet geschnürt und an die Nachbarstämme verkauft. Sie gelangen auf diese Weise bis zu den Küstenvölkern und werden von denselben mit Recht sogar den Kattunen vorgezogen, welche die Weißen in den afrikanischen Handel bringen. Zum eigenen Bedarf nähen die Apingi 6 bis 9 dieser Stücke mittels einer hölzernen Nadel und Zwirn von denselben Palmenfasern zu einem Kleidungsstück zusammen, das sie Ndengi nennen und mit welchem die jungen Stutzer unter ihnen Parade machen, indem sie es mit derselben Würde in Falten über die Schulter werfen, wie ein römischer Ritter ehedem seine Toga. Sie verstehen es auch, diesen Zeugstoffen Färbungen zu geben, die wenigstens ihrem eigenen Geschmacke entsprechen. Die Apingi haben ferner eine Art Eisenindustrie, stehen aber betreffs dieser nicht auf derselben hohen Stufe wie die menschenverzehrenden Fan. Sie beschränken sich vorzugsweise auf die Herstellung derjenigen Instrumente, die sie für ihren eigenen Bedarf nöthig haben. Zu verwundern ist es dabei — wenn anders die Angaben unseres Gewährsmannes zuverlässig sind — daß sie sich noch nicht bis zur Verfertigung einer Nähnadel verstiegen haben. Die Geräthschaften eigener Fabrik stimmen in einem Punkte bei allen Negern der Westküste bis zum 20.° südl. Br. überein. Die Hacken zur Feldarbeit, Beile, Streitäxte u. dgl., die eines hölzernen Stieles bedürfen, haben niemals ein Auge oder Oehr, d. h. eine Oeffnung, durch welche das Holz bequem gesteckt werden könnte, sondern besitzen statt dessen eine Spitze. Diese Spitze wird in die Handhabe eingetrieben und setzt wiederum sehr zähe, dauerhafte Holzarten voraus, über welche wir durch Du Chaillu aber nichts erfahren.

König Remandschi stellte in honetter afrikanischer Art seinem Gaste den ganzen Harem zur Disposition. Du Chaillu begnügte sich damit, eine der ältesten und häßlichsten Frauen als Köchin und Haushälterin zu engagiren. Er wollte den Negern ein Beispiel geben, daß die Weißen höhere Ansichten von den ehelichen Verhältnissen hätten, merkte aber bald, daß er dadurch in nichts gebessert war. In den Augen der Apingi war er mit der Köchin verheirathet,

und nach wenig Tagen stellten sich ihm die ganzen Verwandten der Frau feierlich als Schwäger und Vettern vor, dankten dem weißen Geiste für die Ehre, die ihnen dadurch widerfahren, gaben aber auch zu verstehen, daß sie erwarteten, er werde seine neuen Verwandten durch möglichst viele Geschenke erfreuen.

Auf die Schätze ihres Gastes hatten es nicht nur die Apingi abgesehen, sondern es waren sogar — wie Du Chaillu versichert — aus der Entfernung von 50 Stunden Häuptlinge herbeigekommen und hatten zahlreiche Sklaven mitgebracht, um die Herrlichkeiten nach Hause zu tragen, die sie zu erhalten hofften.



Eine Apingi-Familie.

Remandschi stellte in der großen Gemeindehalle, einem geräumigen Schattendach, dem versammelten Volke seinen Gast vor und übertrug demselben feierlich die Herrscherwürde, indem er ihm die übliche Kuhglocke als Szepter einhändigte. Unmittelbar darauf erklärte er aber auch: „Du bist der weiße Geist, von dem die zahlreichen Herrlichkeiten kommen, die wir für unsere Waaren erhalten, — so mache uns nun einen Haufen schöne Perlen, so hoch als jener hohe Baum, dazu erfreue die Herzen deiner Unterthanen mit Messingringen, Ketten, Kupferplatten, Schießgewehren u. dgl." Du Chaillu's Versicherung, daß er nicht im Stande sei, solches zu thun, fand keinen Glauben; wußte man doch, daß der Weiße zwei sehr mächtige Geister bei sich hatte: einen, seine Taschenuhr, die Tag und Nacht für ihn wachte, und einen zweiten,

seine Spieldose, die singen könnte. Man meinte, er wolle eben nicht, und war mißgestimmt, bis der Palmenwein die allgemeine Heiterkeit wieder herstellte.

Eines Tages befand sich Du Chaillu gerade bei seinem Freunde Remandschi, als ein Sklave herzukam, seine Hand auf das Haupt desselben legte und ausrief: „Vater, ich erwähle dich zu meinem Herrn!“ Es ist dies ein Gebrauch (hier das Bongo genannt), durch welchen das Verhältniß des Sklaven zu ihren Herren im Innern Afrika's sich ganz anders gestaltet, als es etwa in Amerika der Fall ist. Hat ein Sklave einen gestrengen Herrn, bei dem es ihm nicht gefällt, oder fürchtet er wegen eines Vergehens eine besondere Strafe, so entflieht er zu einem anderen, wo möglich mächtigeren Herrn und überliefert sich diesem als Sklaven. Man findet dies ganz in der Ordnung, so daß von dem alten Besitzer hierüber weder Schadenersatz noch sonst eine Genugthuung verlangt wird. Nur muß sich der Sklave hüten, in der nächsten Zeit in die Nähe seiner ehemaligen Herrschaft zu kommen. War er verheirathet, so folgt ihm seine Familie in das neue Verhältniß nach. Es wird hierdurch gleichzeitig unmöglich gemacht, etwa die Sklavenfamilien durch Verkaufen der Frau zu trennen, denn geschähe dies, so würde der Sklave seinem Weibe bald selbst nachfolgen. Die Herrschaften werden hierdurch ferner gezwungen, ihren Sklaven das Leben so angenehm als möglich zu machen, und müssen dieselben viel mehr berücksichtigen, als dies in Europa Herrschaften mit ihren Dienstboten nöthig haben. Dieser Gebrauch, die Herren eigenmächtig wechseln zu können, scheint sich an der ganzen Westküste Afrika's vorzufinden.

Wie in Ostafrika den Reisenden viel erzählt wird von einem Menschenstamme mit langen Schwänzen, der fern im Innern wohne, so muß im Westen der Fremde fortwährend hören von den Sapadis, einem Volke im Innern, welches statt anständiger Menschenfüße gespaltene Hufe besitze. Du Chaillu kam, weil er Stiefeln trug, sogar in den Verdacht, einen solchen eigenthümlichen Schmuck zu besitzen, und mußte die Zweifler durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen. Ob jene Sage vielleicht durch eine Fußbekleidungsweise irgend eines Stammes, oder, wie Du Chaillu meint, durch bloße phantastische Träumereien der Neger entstanden sein mag, läßt sich nicht entscheiden. Gehen ja doch bei den Negern im Innern selbst über die Weißen mancherlei sonderbare Gerüchte. Die Einen behaupten: die Weißen hätten gar kein Land, sondern wohnten nur auf dem Meere in Schiffen; Andere glauben, daß diejenigen Weißen, welche die Handelsgüter verfertigten und daheim blieben, nur ein Auge besäßen und zwar wie Odysseus' Kyklope mitten auf der Stirn.

Du Chaillu entschloß sich endlich zur Rückreise. Vorher aber ließ er auf dem höchsten Baume der Nachbarschaft die Flagge der Vereinigten Staaten aufziehen und auf einem zweiten diejenige Frankreichs. Dann kehrte er zurück, verabschiedete sich von Remandschi, nach einigen Tagen von seinem Aschirifreunde Olenda und erreichte über Gumbi heimwehkrank und von allen möglichen Plagen gequält, sein geliebtes Biagano am Fernando Vaz, wo er Vögel ausstopfte und seine Reise beschrieb, bis ein Schiff ihn mit seinen Schätzen aufnahm und ihn über Gabon nach Amerika trug.



IX. Du Chaillu's Reise ins Aschangoland 1865.

Olenda. Wasserfälle des Nembo Nguyai. Ein Gottesgericht. Die Apono, Ischogo und Obongo.

Bereits haben wir angedeutet, welche heftige Angriffe Du Chaillu über seine Reiseberichte auszustehen hatte, wie er für einen Lügner erklärt und seinen Erzählungen alle Glaubhaftigkeit abgestritten wurde. Selbst ein Mann wie Heinrich Barth trat gegen ihn auf, während Petermann und Peschel in Deutschland seine Glaubhaftigkeit vertheidigten und — Recht behielten. Er aber wollte zeigen, was er vermochte und begab sich 1863 abermals nach dem Fernando Vaz ins Land der Kommi-Neger, um, diesmal mit guten Instrumenten versehen, tief nach Osten vorzudringen.

Während Du Chaillu's Abwesenheit in Europa hatten die Komminneger unter Vorsitz ihres Königs Olunga ein gesetzliches Verbot erlassen, daß kein Fremder mehr, sei es nun ein Mpongee oder ein Europäer, den Fernando Vaz oder den Ogobai aufwärts ins Innere des Landes reisen solle. Durch dieses Verbot hofften die Küstenstämme sich den Alleinhandel mit den Europäern sichern zu können und die direkten Verbindungen der binnenwärts sitzenden Bevölkerung mit der Küste abzuschneiden. In Anbetracht aber, daß Du Chaillu nur ins Innere reiste, um Thierbälge und Thierskelete zu erbeuten, also nicht um Handel zu treiben, wurde von der „Nationalversammlung“ der Kommi beschlossen, das Gesetz nicht auch auf ihn zu erstrecken. Im September 1864 ging er also zu Schiff den Fernando Vaz,

welcher weiter im Innern Rembo, d. h. der Strom, genannt wird, begleitet von seinem getreuen und hochherzigen Freunde Quengueza, dem König der Kommi und „Oberherrn des Rembo", bis nach Obindschi hinauf. Ehe man dieses Dorf erreichte, gelangte man im Fluß an ein Pfahlwerk, welches die Eingeborenen errichtet hatten, um die Schiffahrt des Rembo zu unterbrechen. Quengueza's Entrüstung über diese Dreistigkeit war insofern eine gerechtfertigte, als ihm die Oberherrlichkeit über den Fluß gebührte, und er ließ daher auch ohne Weiteres das Hinderniß von seinen Leuten aus dem Wege räumen. Von Obindschi schlug die Karawane eine südöstliche Richtung nach Olenda ein. Olenda ist ein Ortsname, und auch der Name eines Negerfürsten, den Du Chaillu von seiner früheren Reise her kannte und mit dem er befreundet worden war. Vor Olenda's Dorf besuchte unser Verfasser zunächst die Wasserfälle des Rembo Nguyai. Der Weg führte ihn über das Gebiet der streitbaren und verrätherischen Bakalai. Er erreichte ohne Fährlichkeiten den Nguyai und auf diesem die Stromschnellen und Wasserfälle.

Afrika ist der Welttheil der Katarakten; nirgends anders sind die Erscheinungen so häufig, daß größere Flüsse über Stufen herabstürzen, als gerade dort. Die Fälle des Nguyai sind ziemlich malerisch, da die Ufer des Stromes mit tropischem Hochwald umgeben sind, sonst aber nichts weniger als großartig. Der stärkste der Fälle, von den Eingeborenen Fugamu genannt, hat nur einen Sturz von 5 m. Zwar ist der Strom dort 150 m. breit, da aber eine herausspringende rothe Granitklippe den Wasserfall zerspaltet und man vom linken Ufer nur die eine Hälfte übersehen kann, so wird dadurch der Eindruck der herabstürzenden Wassermasse sehr beeinträchtigt.

Von Olenda aus machte Du Chaillu auch einen Ausflug nach dem Adingodorf, am Fuße der Oreregebirge, von dem er aber nichts Näheres mittheilt, weil er die Oertlichkeit schon in seinem ersten Buche genau beschrieben hatte. Sonst bemerkt er noch, daß er bei den Aschiranegern in und um Olenda seit seiner sechsjährigen Abwesenheit große Rückschritte wahrnehmen mußte; namentlich vermißte er die frühere Reinlichkeit und Betriebsamkeit, wodurch sich die Aschira sonst vor ihren Nachbarn ausgezeichnet hatten. Das jüngere Geschlecht hatte das Abfeilen der Zähne aufgegeben und eben so waren die ehemaligen Haartrachten verschwunden und zwar durch die Moden unter den Kommi-Negern verdrängt worden. Diese letztere Beobachtung ist höchst bedeutsam, denn sie zeigt uns, daß die beschreibende Völkerkunde bisher zu viel Werth auf die körperlichen Ornamente der halbgebildeten Menschenstämme gelegt hat. Dieselben erscheinen aber wenigstens ähnlichen Wechselfällen unterworfen wie die Trachten der Kulturvölker.

Schon hoffte Du Chaillu, von Olenda gegen Osten nach dem noch unbekannten Inneren aufbrechen zu können, als ihm plötzlich ein Feind entgegentrat, auf den er nicht gefaßt war. Es verbreitete sich nämlich die Kunde, daß in einer nahen Ortschaft eine Krankheit ausgebrochen sei, welche den Eingeborenen noch völlig unbekannt war. Es währte nicht lange, so zeigte sie sich auch in Olenda, und als ihr erstes Opfer fiel die Gemahlin des Häuptlings selbst. Es war der Ausbruch der schwarzen Blattern. In dieser kritischen

Lage bewährte sich König Quengueza als ein muthiger Freund. Obgleich ihn Du Chaillu bestimmte, nach der Heimat zurückzukehren, wollte er doch nicht von seiner Seite weichen. Seinen kleinen Lieblingssklaven, Namens Rigoli, welcher angesteckt worden war, ließ er neben sich in seiner Hütte schlafen und pflegte ihn eigenhändig. Erst auf erneuertes Drängen von Du Chaillu kehrte er endlich nach dem Kommilande zurück. Kaum war er fort, so steigerte sich die Bösartigkeit der Seuche. Den Tod alter Leute betrachten die Neger als einen nothwendigen Naturverlauf; der plötzliche Tod jüngerer Leute oder eines Häuptlings, selbst wenn er alt ist, wird stets den Zauberkünsten irgend eines Böswilligen zugeschrieben. Nun lag es sehr nahe, daß die abergläubischen Neger das Auftreten der Blattern mit Du Chaillu's Gegenwart in Verbindung brachten. Es währte nicht lange, so erlag der Krankheit Mpotu, der Neffe und muthmaßliche Nachfolger des Häuptlings. Bald nachher erkrankte Olenda selbst und starb in der dritten Nacht, obgleich Du Chaillu ihn mit aller Sorgfalt gepflegt hatte. Glücklicher Weise waren die Verwandten verständig genug, dem Reisenden keine Schuld beizumessen, da sie sich von der Aufrichtigkeit seiner Theilnahme am Krankenbett des alten Mannes überzeugt hatten. Seine Leiche wurde nach Landesbrauch in einem Haine im Freien beigesetzt und ihr unter anderen brauchbaren Dingen auch ein Regenschirm, den man von den Reisenden erbettelt hatte, in die Ewigkeit mitgegeben.

Erst Mitte März 1865 konnte Du Chaillu seine Reise fortsetzen, zunächst nach Mayolo's Dorf. Die Beschaffenheit des Landes änderte sich nicht. Man hat sich nämlich jenen Theil Afrika's als ein Grasland zu denken mit zerstreutem Baumwuchs, unterbrochen durch größere und kleinere Wälder. An Wasser ist nirgends Mangel und längs der Flußläufe findet sich stets hoher Baumwuchs. Der Boden liegt durchschnittlich etwa hundert Meter über dem Meere, wo nicht Bergketten ihn durchziehen. Mayolo, der Häuptling der Landschaft Otando, erwies sich als ein kräftig gebauter und höchst aufgeweckter älterer Mann, der, was unter Negern billig auffallen muß und ein günstiges Zeichen von Gesittung ist, halb und halb unter dem Pantoffel seiner jungen Frau stand. Ein häuslicher Streit, dem Du Chaillu beiwohnte, entsprang daraus, daß die junge Gebieterin dem Tabak ihres Herrn Gemahls in ihrem gütergemeinschaftlichen Bewußtsein mehr als billig zugesprochen hatte. Der ergrimmte Mayolo drohte ihr die Pfeife zu entziehen, worauf sie wiederum das Rohr der Pfeife beanspruchte, weil sie es in die Ehe mitgebracht hatte, ja sie drohte sogar ihrem Herrn zu entlaufen, weil ihr körperliche Züchtigungen bevorstanden. Wir lernen aus diesem Vorfall, daß die Frauen sich schon bis zu einer Gleichberechtigung im Hause aufgeschwungen haben. Auch nehmen sie es nicht gleichgültig hin, wenn eine Untreue der Männer ihnen kund wird. Ein Weib ertappte einst in Du Chaillu's Gegenwart ihren Mann auf einer Verabredung mit einer anderen Frau und forderte diese nach Ortsgebrauch dadurch zum Zweikampfe heraus, daß sie ihr Dengui (Hüftenschurz) ablegte. Die andere that ein Gleiches und nun fielen sich beide Damen mit Fäusten, Zähnen und Nägeln an, bis sie unser Verfasser mit Gewalt trennte. Der einzige unheimliche Zug dieser sonst gutartigen Neger ist ihre Hexenfurcht, mit

welcher die Gottesurtheile durch den Giftbecher in Verbindung stehen. Wir machen unsere Leser nochmals aufmerksam, daß südlich vom Aequator allen Negerstämmen diese tragische Prozeßform eigenthümlich ist, daß ihr Burton auch in Ostafrika, am Tanganyickasee, Livingstone am Nyassasee begegnet sind, und daß sie sich südwärts bis zur ethnographischen Grenze zwischen Neger- und Kaffer-(Beschuanen) Stämmen erstreckt. Kurze Zeit nach Du Chaillu's Eintreffen war Mayolo erkrankt, aber wieder genesen; dafür rafften die Blattern bald darauf seine erste Gemahlin und einen seiner Neffen hinweg. Sogleich erhob sich ein Geschrei nach einem Gottesgericht. Der Häuptling befahl daher, am anderen Morgen sich nüchtern zu versammeln. Als dies geschehen war, zeigte sich sehr bald, daß die Volksstimme drei der Neffen Mayolo's und seine muthmaßlichen Nachfolger böser Zaubereien beschuldigte. Giftwurzeln (Mbundu) wurden geschabt, mit Wasser gemischt und der Saft den drei Neffen zum Trinken gereicht. Eine lautlose Stille folgte. Das Blut schoß in die Augen der Angeklagten, ihre Glieder zitterten, und mit Anstrengung hielten sie sich aufrecht, denn sobald eines der Opfer umsinkt, wirft sich der bewaffnete Pöbel auf den Unglücklichen und zerreißt ihn in Stücke. Plötzlich lief ein Schauer über den Leib des einen Neffen, gefolgt von einem heftigen Erbrechen, durch welches er sich des Giftes wieder entledigte. Das nämliche wiederfuhr bald darauf dem zweiten und dem Dritten der Angeklagten. Der Wahrspruch des Gottesgerichtes lautete also auf unschuldig, und es kam jetzt die Reihe des Gifttrinkens an den Medizinmann, welcher den Verdacht der Zauberei zuerst ausgesprochen hatte, und auf gottesgerichtlichem Wege nun beweisen mußte, daß es im guten Glauben geschehen war. Er trank auch unglaubliche Mengen des Giftes, die er mit Leichtigkeit wieder erbrach, da diese Leute von Jugend auf an dieses Geschäft sich gewöhnt haben.

Zum Abschied von Mayolo's Dorf gab Du Chaillu den Bewohnern einige europäische Wunder zum Besten. Großes Entsetzen erregte ihnen seine Spieluhr, dagegen befreundeten sie sich viel leichter mit einer Ziehharmonika; auch ließen sie sich von Du Chaillu Schläge mit einer galvanischen Batterie geben und riefen dazu: Eninda! So nennen sie nämlich die elektrischen Fische, die in den dortigen Gewässern ziemlich häufig sind. Den Beschluß aller vorgezeigten „Fetische“, welche der Oguizo (Geist, Gespenst, Genius) zeigte, machte ein großer Magnet, der alle ihre Waffen und eisernen Geräthschaften an sich zog.

Am 30. Mai brach unser Reisender gegen Osten nach dem Gebiete der Apono auf, welches er auf seiner früheren Reise nicht betreten hatte. In Muendi, dem ersten Dorf dieses ihm neuen Stammes wurde er von dem Häuptling Ntschiengain freundlich empfangen. Die Ortschaft selbst bestand aus einer 18 m. breiten und 447 m. langen Straße, deren saubere Hütten, mit einer kleinen Verandah auf der Vorderseite versehen und mit einem 2 ½ m. hohen Dach gedeckt, getrennt von einander standen. Die dortigen Frauen erklärt Du Chaillu für die hübschesten, die er in ganz Afrika angetroffen habe, namentlich zeichneten sie sich durch die Zierlichkeit der Hände und Füße aus. Die Männer dagegen „verschönern“ sich durch das Ausbrechen

der beiden oberen mittleren Scheidezähne und durch das Spitzfeilen der beiden nächsten.

Auf Fährbooten überschritt der Reisende den Rembo Nguyai.

Am anderen Ufer führte der Pfad des Entdeckers an drei Ortschaften von Ischogo-Negern vorüber, die zwischen den Apono angesiedelt, eine ethnographische Insel bilden. Hinter ihnen saßen wieder Apono.

Die Apono, auf deren Gebiete man sich befand, gehören wie die Otando und die Aschango zu der Familie der Aschira, und ihnen allen ist die Aschirasprache gemeinsam; die Ischogo dagegen zählen zu einer anderen Negerfamilie und reden eine völlig verschiedene Sprache. Die Apono ziehen sich die oberen mittleren Scheidezähne aus und feilen alle übrigen spitz. Außerdem tätowiren sich die Frauen auf den Wangen, der Brust und dem Unterleib. Von ihren Nachbarn werden die Apono als ein kriegerischer Stamm gefürchtet; im Kampf bedienen sie sich als Waffen der Speere, eiserner Säbel mit hölzernen Handgriffen, ruthengeflochtener Schilde, der Bogen und Pfeile, welch' letztere vergiftet werden. Eisenerze (wahrscheinlich Raseneisenstein) finden sich überall auf ihren Prärien und werden mit Holzkohlen ausgeschmolzen. Sonst sind die Apono ein ehrliebender Volksstamm, der seine Versprechen erfüllt und sich auch durch Reinlichkeit auszeichnet. Das Dorf Mokaba bestand aus 130 längs einer geraden Gasse vertheilten und vereinzelt stehenden Hütten, hinter denen sich Fruchtgärten befanden, wo zugleich Ziegen, Schweine und Hühner eingepfercht gehalten wurden; Mokaba war, beiläufig bemerkt, das einzige Dorf, wo Du Chaillu Schweinszucht antraf.

Der weitere Marsch gegen Osten führte unseren Reisenden auf das Gebiet der Ischogo, und er bemerkte sogleich, daß er sich unter einem völlig verschiedenen Negerstamme bewegte. Das erste Ischogodorf, Namens Igumbi, zählte nicht weniger als 191 Hütten und war überhaupt die größte Ortschaft, die er auf der Reise berührte. Auf dem Marsche nach dem nächsten Ziele, Yengue, der durch einen dichten Wald führte, stieß Du Chaillu zum ersten Male auf die verlassenen Behausungen der Obongo, eines zwerghaften Negerstammes, von dem wir später noch hören werden. In Yengue selbst wurde gerade ein merkwürdiges Fest, Mpaza, gefeiert, nämlich die Freisprechung einer Frau, welche Zwillinge geboren hatte. Die Neger betrachten nämlich einen solchen Vorfall als eine Unheilsdrohung. Die unglückliche Mutter muß eine eigene Hütte bewohnen und jeder Verkehr mit ihren Nachbarn, ja selbst mit ihren Verwandten, wird ihr verboten. Auch die Zwillinge werden von den anderen abgeschlossen, ferner dürfen alle Kochgeräthe und Wassergefäße der heimgesuchten Familie von Niemandem berührt werden. Dies währt volle sechs Jahre, nach welchen man annimmt, daß der böse Zauber seine Kraft verloren habe, worauf dann das Interdikt der Mutter und der Zwillinge unter Veranstaltung einer großer Festlichkeit aufgehoben wird.

Die Ischogo sind ein wohlgebildeter Negerstamm und namentlich die Frauen sehr gut gewachsen; nur schade, daß sich beide Geschlechter, gleich ihren Nachbarn, die oberen mittleren Schneidezähne ausbrechen. Höchst auffallend waren die Haartrachten der Frauen, denen Du Chaillu die Bezeichnung von

Chignons giebt. Es wird nämlich aus alten Stücken Zeug eine Rolle gebildet, die entweder senkrecht vom Scheitel wie ein Thurm aufsteigt oder wagrecht vom Hinterkopf absteht, oder endlich zwischen beiden Richtungen die Mitte hält. Um jene Walze wird das Haar sorgfältig geflochten, und ist ein solcher Chignon korrekt angefertigt worden, so dauert er wohl ein paar Monate. Geschickte Haarkünstlerinnen erhalten ein hohes Honorar, denn der Bau eines klassischen Chignon erfordert eine volle Tagesarbeit geschickter Hände. Wer dieses Honorar nicht zahlen kann, der muß sich verpflichten, als Gegenleistung selbst einen Chignon zu flechten. Höchst bedeutsam ist es, daß Du Chaillu sechs Jahre zuvor diese Mode bei den Ischogo's nicht angetroffen hatte, daß sie also in der Zwischenzeit erfunden worden sein und rasch Anklang gefunden haben muß. Das Haar, welches nicht im Chignon Verwendung findet, wird abgeschoren mit einem selbstgefertigten Rasirmesser von Stahl, welches auf Schieferplatten scharf geschliffen wird. Die Dörfer der Ischogo, meist 150 bis 160 Hütten zählend, liegen an breiten, rein gehaltenen Straßen und zeichnen sich durch Sauberkeit aus. Die Thüren der Hütten sind in hübschen Mustern mit weißen und schwarzen Punkten auf rothem Grund bemalt, aber nur 1 m. hoch, so daß man auf den Knieen hineinkriechen muß. Statt der fehlenden Thongeschirre bedient man sich der Kalabassen (Flaschenkürbisse) sowie wasserdicht geflochtener Körbe. Die Ischogo sind ein friedfertiger und gewerbetreibender Volksstamm, und namentlich zeichnen sie sich durch ihre Webereien und gewürfelten Zeuge aus, indem sie ihre Garne mit Absuden aus vegetabilen Farbmitteln färben; nur das Schwarz erzielen sie mit Hülfe von Eisenoxyden. Das Garn gewinnen sie aus den Blättern von Palmen, deren Fasern mit den Fingern nicht ohne große Geschicklichkeit abgelöst werden. Die Männer sind es ausschließlich, welche die Stoffe weben, und sie nähen sie auch zusammen, um aus den Bongos, wie die Zeuge genannt werden, Denguis oder Hüftenröcke zu verfertigen.

Das Land, welches man weiter nach Osten durchzog, wurde immer gebirgiger und waldiger. Die Aneroiden gaben rasch nach einander 400 bis 500 m. absolute Erhebung an; das Thermometer, welches auf den Steppen bis zu 27° R. sich erhoben hatte, zeigte am 25. Juni um Mittag nur 18°, und vor den Wanderern erhoben sich gegen Osten die Bergketten zu immer höheren Stufen. Je weiter man ins Innere drang, desto roher erschienen die Ischogo, und bezeichnend war es, daß die Kommineger von der Küste auf die Eingeborenen des Hinderlandes mit tiefer Geringschätzung herabschauten. Einer von ihnen erhob sich einmal, als der Neffe eines Ischogohäuptlings sich neben ihm niederließ, denn „er könne es nicht neben einem Menschen aushalten, der so übel rieche"; auch protestirten sie dagegen, daß Du Chaillu sie für Stammesangehörige von Negern betrachten wolle, die sich die Zähne feilten und die Haut mit rother Farbe bestrichen. In einem der nächsten Dörfer wohnte der Entdecker dem Gottesdienst im Mbuiti-Haus bei. Die Mbuiti oder die Schutzpatronin war eine obscöne weibliche Holzfigur, viel roher gearbeitet als das ähnliche religiöse Mobiliar der Küstenstämme. Die Feierlichkeit selbst bestand in einem afrikanischen Vokal- und Instrumentalgetöse, an welchem drei Trommeln und eine Harfe sich betheiligten.

In der Nähe von Niembuai, einem Aschangodorfe, gab es im Walde Behausungen von Obongo oder Zwergen. Die Aschango führten unseren Reisenden bereitwillig zu der nächsten Ansiedelung, die eigentlich nur aus niedrigen Lauben bestand und gänzlich verlassen worden war. Beim weiteren Suchen im Walde stieß man jedoch bald nachher auf ein zweites Lager, welches noch bewohnt war, doch hatten sich die Zwerge furchtsam geflüchtet. Nur eine alte Frau und einen jungen Burschen traf man noch verkrochen unter einer der Laubhütten und beschenkte beide mit Glasperlen. Du Chaillu setzte seine Besuche noch mehrmals fort, und endlich gelang es ihm, die Schüchternheit der „Zwerge" soweit zu überwinden, daß sie sich, freilich mit Zittern und Zagen, messen ließen. Es waren sechs Frauen, die sich dieser Untersuchung unterzogen. Die kleinste von ihnen maß 1 m. 30 cm., die größte 1 m. 52 cm., und der junge, aber erwachsene Mann 1 m. 37 cm. Die Hautfarbe der Obongo ist ein schmuziges Gelb. Ihr Vorderhaupt ist niedrig und schmal, und die Jochbeine dringen stark vor, auch lag in ihren Blicken eine unbezähmbare Wildheit. Das Haupthaar wächst in kurzen, gekräuselten Büscheln, auch waren die Brust und die Schenkel des jungen Mannes mit Wolle bedeckt, und die Aschango versicherten, daß dies überhaupt bei den meisten Obongomännern der Fall sei. Die Bildung der Hände und Füße, sowie das Größenverhältniß der vorderen Gliedmaßen zum ganzen Körper erschienen normal, und nur die Beine fielen durch ihre Kürze auf.

Da die Obongo beständig unter einander heirathen und keine Blutnähe scheuen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir sie nur als einen verschlechterten Menschenschlag zu betrachten haben. Sie bekleiden sich mit den abgelegten Denguis oder Hüftenröcken, die sie von den Aschango erbetteln, und beerdigen ihre Todten in hohlen Bäumen. Sie ernähren sich von der Jagd, besonders durch Aufstellen von Fallen, oder, wenn es an Wild mangelt, von Wurzeln und wilden Früchten. Ihr Jägerleben bedingt eine nomadische Lebensart, doch wechseln sie nur die Reviere auf einem begrenzten Waldgebiet. Weit im Inneren soll es noch andere Obongos geben, die, wie die Zigeuner bei uns, zwischen den anderen Negerstämmen zerstreut leben. In ihrer Sprache haben jene Obongo, welche Du Chaillu sah, viele Aschangowörter aufgenommen; im Grunde aber reden sie eine gesonderte Sprache.

Wir möchten an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, daß Georg Schweinfurth am Hofe des Monbutta-Königs Mansa in Innerafrika Angehörige des Zwergvolkes der Akká zu beobachten Gelegenheit fand, welche im Bereiche jenes Landes unter 1 bis 2° nördl. Br. wohnen. König Munsa schenkte seinem Gaste einen Akká-Burschen von 15 bis 16 Jahren, Namens Sewue, den Schweinfurth 1½ Jahre lang bis zu seinem Tode genau beobachten und über seine Landsleute befragen konnte. Diese Akkás offenbaren eine so nahe Verwandtschaft mit den eben erwähnten Obongos, und in dem von Dr. Gustav Fritsch „Die Eingeborenen Südafrika's" auf das sorgfältigste beschriebenen Buschmännern, daß man in ihnen allen die versprengten Reste einer afrikanischen Urrasse erkennen muß. So wird die geheimnißvolle Rede von einem Pygmäenvolke zur Wahrheit, die seit den Tagen Homer's sich durch die Schöpfungen griechischer und römischer

Poesie zieht, und deren Wohnsitze schon Aristoteles an die Quellen des Nil verlegt. Ein östlicher Zweig der großen afrikanischen Zwergrasse dürfte in dem Volke der Doko zu suchen sein, von denen uns die Sennárreisenden Krapf, C. Harris, Hartmann u. A. berichten. Es sind die Dokos, kleine, braune Leute, welche nach einer Aussage auf Bäumen, nach einer anderen in kleinen Laubhütten leben sollen. Man bezeichnet sie als sehr geschickte Jäger, die sich vergifteter Pfeile bedienen und deshalb sehr gefürchtet sind. Ihres boshaften Charakters wegen sind sie als Sklaven nicht beliebt.

Am 5. Juli brach der Entdecker von Niembuai wieder auf. Anfangs senkte sich der Pfad in ein Thal hinab, stieg aber bald wieder bei Mongon bis 830 m. abseits Erh. Die Aschango, durch deren Gebiet die Karawane sich jetzt bewegte, reden die Aschirasprache, unterscheiden sich aber nur wenig von den Ischogo, brechen auch wie diese sich die oberen Vorderzähne aus, feilen die anderen spitz und rupfen sich außerdem noch die Wimpern und Augenbrauen aus. Rother Puder, womit man die Haut beschmiert, wird von beiden Stämmen gebraucht. Das Hochland, welches sie bewohnen, ist hügelig und waldig, und dort sollte am 21. Juli der Entdecker sein äußerstes Ziel, Mu-a-u Kombo, erreichen. Die Bewohner von Mu-a-u Kombo gehörten einem anderen Clan der Aschango an, wie diejenigen, mit denen man bisher zu thun hatte. Anfangs fand man Schwierigkeiten, Träger zu miethen, endlich schienen sie auf Du Chaillu's Werbungen einzugehen. Am Nachmittag entleerte sich jedoch das Dorf, denn die Aschango hielten, wie man richtig errieth, eine geheime Berathung. Angeblich konnten sie sich nicht entschließen, den Verfasser weiter gegen Osten zu begleiten, weil sie mit dem nächsten Aschangodorf in Fehde lebten. Du Chaillu sendete deshalb drei Kommi seiner Leibwache in der Richtung aus. Sie stießen allerdings auf Bewaffnete, aber diese ergriffen bei ihrem Anblick die Flucht. So war die Zeit unverrichteter Dinge bis zum 26. Juli verstrichen. An diesem Tage erschienen vier Botschafter der feindlichen Ortschaft in Kriegstracht, aber mit Bananenblättern in den Händen, um den Bewohnern von Mu-a-u zu erklären, daß sie es als einen Kriegsfall betrachten würden, wenn man „das Gespenst" (Oguizi) nach ihrem Dorfe führe. Der Häuptling Kombo hielt unseren Reisenden in seiner Hütte versteckt, damit ihn die Botschafter nicht sehen sollten, er selbst aber hieß die Kommineger zur Einschüchterung der Abgesandten ein Scheinscharmützel mit ihren Schießgewehren ausführen. Dies geschah und ein unglücklicher Zufall wollte, daß die Flinte des tapferen Igala zu niedrig angeschlagen wurde, so daß die Kugel einen der Botschafter niederstreckte. Die Bestürzung war auf beiden Seiten groß, da nach den Rechtsansichten der Neger jeder Todtschlag, selbst der unverschuldete, nur durch den Tod des Urhebers gesühnt werden kann. Die Kriegstrommeln wurden gerührt, und es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Aschango den Todtschlag als eine Nationalsache zu rächen gedachten. Du Chaillu sammelte seine Leute, vertheilte eilig Kriegsvorräthe und die werthvollsten Gegenstände seiner Habe unter sie, um zum Rückzug gerüstet zu sein. Doch nahm er vorher einen Vorrath Perlen, sowie Zeuge und breitete beides auf die Straße aus, um es als Sühne für den Gefallenen anzubieten. Einer der angesehenen

Einwohner kam auch herbei, um ein Palawer (mündliche Verständigung) vorzuschlagen, aber plötzlich erscholl ein Weheruf aus einer der Hütten und ein Weib sprang heraus in tiefster Bestürzung. Die Unglückskugel war nämlich nicht blos durch das Gehirn des Botschafters geflogen, sondern auch noch durch die dünnen Wände der Hütte gedrungen und hatte dort eine Frau getödtet. Krieg! Krieg! erscholl es nun von allen Ecken. Der Rückzug wurde jetzt unverzüglich angetreten und nicht zu früh, denn bald schwirrten die Geschosse der Aschango den Abziehenden nach. Igala erhielt eine Wunde in das Bein und Du Chaillu ein Geschoß in den Finger, welches bis zum Knochen einschnitt. Die Kommineger waren mit größter Kaltblütigkeit durch das Dorf gezogen, ohne zu feuern; als sie aber in den Wald gelangten, beschleunigte die Furcht ihre Schritte, und endlich flüchteten sie, indem sie zugleich einen Theil der aufgeladenen Habseligkeiten, darunter unersetzliche Photographien, Tagebücher, Flaschen mit seltenen Thieren u. s. w. in den Busch warfen. Um sie zum Stehen zu bringen, befahl Du Chaillu Halt! und Kehrt! Man ließ die Feinde sich nähern, und als sie sichtbar wurden, sendete ihnen der Entdecker und einer der Kommineger Kugeln zu. Zwei Feinde sanken und die Verfolgung gerieth dadurch ins Stocken. Es währte jedoch nicht lange, so hörten die Flüchtigen, daß ihnen von Neuem nachgesetzt werde. Die Feinde waren ihnen bald wieder auf den Fersen, und ein scharfer Schmerz in der Hüfte belehrte Du Chaillu, daß er abermals getroffen worden sei, und zwar diesmal von einem Pfeil. Dieser war, wie sich später ergab, vergiftet gewesen, da er aber durch den ledernen Pistolengurt des Entdeckers gefahren war, ehe er ins Fleisch drang, so hatte sich am Leder das Gift abgestreift. Igala hatte sich sogleich wieder den Feinden zugewendet und den Bogenschützen, der seinen Herrn getroffen, niedergestreckt. Bald nachher verbarg sich der tapfere Neger hinter einen Baum und ließ die anderen fortziehen. So wie sich die Verfolger näherten, sprang er vor und schoß den nächsten Bogenschützen nieder. Die Flüchtlinge näherten sich jetzt dem Dorfe Mobana, und wie sie erwarteten, standen dort alle Krieger bereits unter Waffen. Sie umgingen daher Mobana, dessen Bewohner sich alsbald ihren Verfolgern anschlossen. Die Flucht ging immer bergauf, bergab. Bei der nächsten günstigen Gelegenheit blieben wieder zwei Kommi zurück, warteten auf die Nachsetzenden und feuerten ihre Gewehre ab, diesmal nur einen Gegner verwundend. Du Chaillu, der sich durch den Blutverlust ermattet fühlte, sah ein, daß man den Rückzug nicht länger in gleicher Art fortsetzen könnte, sondern die Feinde zurückschlagen müsse. Wiederum war es Igala, der sich mit einem zweiten Kommineger in den Hinterhalt legte, Du Chaillu dagegen verbarg sich mit dem Rest seiner Leibwache unter einem Gebüsch weiter vorwärts. Als ein dichter Haufe der Verfolger nahe genug herangekommen war, erhoben sich die beiden Kameraden und feuerten. Ein Aschango sank todt nieder, ein anderer fiel schwer verwundet. Jetzt sprang Du Chaillu mit den Seinigen hervor und bei ihrem Anblick wichen die Aschango zurück.

Man hatte sie jetzt wirklich abgeschüttelt, denn wenn sie auch eine Zeit lang die Verfolgung fortsetzten, so blieben sie doch immer weiter und weiter zurück. Auch wurde das Land immer offener. Du Chaillu ließ bei Einbruch

der Nacht die Seinigen rasten, ohne daß sie weiter gestört worden wären. Um Mitternacht weckte Du Chaillu seine Leute, denn es galt jetzt, in aller Stille ein gefährliches Défilé zu durchschreiten. Vor ihnen lag nämlich das Dorf Niembuai, und die einzig gangbare Straße führte durch die lange Gasse dieser Ortschaft hindurch. Gefechtbereit, mit gespannten Gewehren schritten sie in der Mitte zwischen den Häusern hindurch. Alles schien zu ruhen; nur in einer einzigen Hütte ließ sich noch ein Harfenspieler hören; schon hatte man das Ende der Gasse erreicht, als diese plötzlich durch einen hellen Feuerschein erleuchtet wurde. Es war der Häuptling des Ortes, welcher aus einer Hütte trat, den Erschreckten aber die freundlichen Worte zurief: „Seid Ihr des Oguizi Leute? Geht! Geht! wir wollen keinen Krieg mit Euch!" Der alte Mann hatte sie erwartet, um ihnen durch das Dorf zu leuchten, worauf sie übrigens froh waren, daß sie es im Rücken hatten. Als der Morgen des 27. Juli graute, zündeten sie bei einem Maniokfelde ein Feuer an und rösteten sich etliche Wurzeln zum Frühmahle, dann aber setzten sie schleunig ihren Rückmarsch fort. Ein Mißgeschick wollte es, daß sie, an einem Doppelwege angekommen, den unrechten Pfad einschlugen und ihren Irrthum nicht eher gewahrten, als bis sie sich vor einem völlig fremden Dorfe befanden. Der Häuptling nahm sie indessen wohlwollend auf und ließ ihnen ein Mahl aus Hühnern und Bananen kochen. Dort holte sie Maguga ein, einer ihrer vormaligen Aschangoführer, den Du Chaillu früher vor schweren Mißhandlungen geschützt hatte, und der nun aus Dankbarkeit ihnen nachgeeilt war, um sie auf Seitenwegen zunächst nach Mongon zu bringen. Unter seiner Führung überschritten sie am 30. Juli das letzte Aschangodorf und hielten sich erst jetzt in völliger Sicherheit.

Die Gutartigkeit der Ischogo und der westlichen Stämme bewährte sich jetzt in der Stunde der Prüfung. Du Chaillu war nicht mehr der reiche Mann, der Glasperlen und bunte Zeuge mit vollen Händen ausstreute, er wurde aber dennoch mit der größten Aufmerksamkeit aufgenommen, ja selbst als er nach Dilolo kam, dem Dorfe, welches sich früher seinem Durchzuge widersetzt hatte, luden ihn die Bewohner, welche ihr damaliges Betragen bereut haben mochten, zu einem Besuche ein.

Die Kommineger waren überall gefeierte Helden und mußten ihre Kriegsthaten erzählen. So lange sie sich noch auf dem Aschangogebiet befanden, übertrieben sie nur mäßig, wenn sie die Zahl der gefallenen Feinde auf 18 angaben; je mehr man sich aber der Küste näherte, desto höher stiegen die Ziffern und lauteten zuletzt auf 150 Todte und Verwundete. Am Rembo (Fernando oder Fernand Vaz) hatte das Ewiwa, wie die Neger die Blattern nannten, furchtbare Verheerungen angerichtet, Ortschaften, ja ganze Stämme waren ausgestorben, und ehe Du Chaillu das Land verließ, erreichte ihn die Kunde, daß die Seuche abermals unter entfernteren Stämmen wieder ausgebrochen sei.

Bald nach seiner Ankunft an der Küste warf ein englisches Handelsschiff vor dem Fernand Vaz Anker, und mit ihm kehrte der Entdecker 1865 nach England zurück.



Frauen vom Stamme der Galos und ein Zögling aus dem Seminar der Fetischpriester.
(Nach einer Photographie.)

X. Serval's Reise auf dem Ogowaï.

Nazareth. Dambo. Die Galos. Die Bakalais. König Jondogowiro. Die heiligen Inseln im Jonanga See.

Der eigentliche Hauptstrom des äquatorialen Westafrika ist der mächtige Ogowaï; wo seine Quellen liegen, wissen wir heute noch nicht. Walker hat ihn 1866 bis zu 11° 30′ östl. L. von Greenwich verfolgt und dort erkundigt, daß er von Nordosten komme. Seine Mündung, welche ein weitverzweigtes Delta bildet, liegt unter dem 1.° südl. Br. Die Reisen Du Chaillu's berührten den Ogowaï nicht, wol aber seine südlichen Zuflüsse. Um daher mit diesem mächtigen Strome, wenigstens in seinem unteren Laufe, bekannt zu werden, müssen wir uns auf eine andere Autorität stützen. Dies ist der französische Marineleutnant Serval, welcher im Jahre 1862 im Dampfer „Pionier", begleitet vom Schiffsarzt Griffon du Bellay, den Ogowaï bis 10° 30′ östl. L. von Greenwich aufwärts fuhr.

Am 18. Juli, mitten in der trockenen Jahreszeit, kamen sie in den Nazareth (Nazaré), der um mehr als 2 m. gefallen war und noch immer seichter wurde. Am anderen Morgen saß der „Pionier", etwa 60 Meilen von der Einfahrt, auf einer Sandbank fest.

So blieb nichts übrig, als einen Kahn zu besteigen. Mit einem solchen konnte man natürlich nur langsam vorwärts kommen und war von dem guten oder bösen Willen der Eingeborenen abhängig.

Der Häuptling im Dorfe Dambo hieß Ngowa Akaga; er benahm sich sehr gut und besuchte am Abend den Watanga, d. h. das große Schiff der Weißen. Sein Erstaunen über Alles, was er sah, war doch nur mäßig; auch in seinen Lobeserhebungen lag einige Zurückhaltung und das war sehr löblich, denn was der Schwarze sehr lobt, darnach ist er habgierig. Er gab eine seiner Piroguen her und einige Matrosen. Die nun beginnende Fahrt dauerte volle drei Wochen.

Weit und breit am Flusse waren die Leute in Bewegung; neugierig waren sie sehr und Geschenke wollten sie auch haben; jeder Häuptling machte Anspruch darauf, die Weißen bei sich zu sehen; Nichtbeachtung galt für Beleidigung. Die weißen Männer waren an dem wichtigen Dorfe Arumbe vorbei gerudert, weil sie dasselbe nicht bemerkt hatten, und rasteten dann etwas weiter stromauf. Bald erschienen ein halbes Dutzend Nachen mit Bewaffneten; sie verlangten, daß umgekehrt werden solle; fast gleichzeitig kam eine Flotille von obenher aus einem anderen Dorfe, an welchem die Europäer vorüber fahren mußten. Zwischen beiden Theilen erhob sich ein sehr lautes und heftiges Palawer. Man einigte sich dahin, daß Arumbe während der Rückfahrt besucht werden solle; aber so viel war nun ausgemacht, daß in jedem Dorfe vorgesprochen werden mußte.

Die Reisenden befanden sich nun inmitten des Stammes der Galos (Gallois). Er ist der wichtigste am Ogowaï und scheint von den übrigen verschieden zu sein, redet aber so ziemlich dieselbe Sprache. Was an Ackerbau vorhanden ist, gleicht genau dem am Gabon. Doch ist der Feldbau ungemein spärlich; nur dann und wann wird der Boden ein wenig aufgekratzt und besamt.

Die Eingeborenen kennen gar kein Mineral, nicht einmal Eisen. Ihre Waffen und Werkzeuge bekommen sie durch Vermittelung der Handelsleute an der Küste aus den Schiffen und Faktoreien der Europäer, oder von den ostwärts wohnenden Aschebas, welche, gleich den Fans, Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten verstehen.

Die Sandbänke am Ufer boten eine eigenthümliche Erscheinung dar, kreisrunde Aushöhlungen von merkwürdiger Regelmäßigkeit, von etwa $1\frac{1}{4}$ m. Durchmesser und $\frac{1}{2}$ m. Tiefe. Die meisten lagen, des niedrigen Wasserstandes wegen, frei. Diese Löcher gräbt ein hier sehr häufig vorkommender Fisch, der Cendo, mit seiner gehörnten Schnauze, um seinen Rogen darin abzulegen.

Serval wollte den Ogowaï bis zu dem Punkte hinauf fahren, wo er durch die Vereinigung des Okanda und des N'guniai gebildet wird. Dort hoffte er neuen Stämmen zu begegnen, z. B. den Eninkas, welche direkte Verbindungen mit den Zuflüssen des Gabon haben, und vielleicht auch mit den Oschebas, welche manches Uebereinstimmende mit den Fans aufweisen.

Aber die Reise wurde immer unsicherer, das Volk immer gieriger nach den verschiedenen europäischen Waaren, welche in der Pirogue geborgen waren. Schon in Arumbe hatten die Neger in allem Ernste berathen, ob sie zur Gewalt schreiten und den Kahn plündern sollten; sie beschlossen, mit den Leuten im großen Dorfe Bomblieh gemeinschaftliche Sache zu machen und den Raub

zu theilen. Von weiterem Vordringen konnte nun keine Rede mehr sein, und Serval fuhr zurück, um den See (Eliva) Jonanga zu besuchen, von welchem die Leute am Ogowaï, namentlich die Galos, so viele wunderbare Dinge erzählten. Dort ist das eigentliche Heiligthum ihrer Religion; dort könne man seltsame Erscheinungen sehen. In den Wolken schwimmen große Fahrzeuge der Weißen, welche am Kap Lopez vorüber fahren, also in einer Entfernung von etwa 35 deutschen Meilen. Dort wohnen gewaltige, mißtrauische Geister, und wenn ein Nichteingeweihter sich den heiligen Inseln, auf welchen sie hausen, nahen will, dann schlägt sein Fahrzeug um und er selber findet seinen Tod. Daß die Reisenden Tanganis, weiße Leute seien, ändere nichts, vielmehr sei die weiße Haut doppelt gefährlich. Diese und ähnliche Dinge wurden weit und breit erzählt, auch am Ngomo, dem Fluß oder Kanal, mittels dessen der Jonanga-See seinen Abfluß in den Ogowaï hat. Zuerst im See kommt man nach der Insel Asinghibuiri, wo übernachtet wurde.

Der See bietet ein unbeschreibliches Schauspiel dar; er ist auf ungemein mannichfaltige Weise aus- und eingezackt, und in jeder Bucht fällt von den Uferbergen ein Gießbach hinab, welcher das Wasser der umliegenden Höhen dem See zuführt. Aber kein einziger von den vielen Zuflüssen ist irgend wie bedeutend. In der trockenen Jahreszeit hat der See etwa 4 bis 6 m. Tiefe und das Wasser ist klar und durchsichtig, während jenes im Ogowaï überall eine ganz eigenthümliche, röthliche Färbung zeigt. Auf der Ostseite steigt das Gelände rasch empor und in mehrere Stufen bis zu den Aschaukolobergen an, welche den Horizont schließen. Durch diese bricht sich der Ogowaï seine Bahn.

Der Pflanzenwuchs an den Ufern ist wunderbar prächtig, die Obasbäume sind herrlich und Kautschuk-Lianen in Menge vorhanden; dagegen erscheint die Oelpalme selten. Der Uferrand ist grasbewachsen, dicht am Wasser steht eine niedliche Hemerocallis mit weißer Blüte; nirgends Schilf oder andere derartige Gewächse, welche stagnirendes Wasser und schlammigen Boden andeuten. Wahrscheinlich ist die Gegend am See gesund.

Aber sie wird nur spärlich bewohnt von Galos; weiterhin jenseits der Aschankoloberge wohnen die Aschiras. Mit zweien von diesen trafen die Reisenden zusammen; die Stirn war schmal und trat weit zurück, das Gesicht knochig und ohne allen Ausdruck von Intelligenz. Uebrigens verfertigen sie den größten Theil der feinen und weichen Matten, welche im Handel als Matten von Loango oder Loanda vorkommen. Die Aschiras feilen die Zähne spitz.

Auf den bewaldeten Abhängen der Aschaukoloberge wohnen die schon früher erwähnten Bakalaïs. Dieselben sind kriegerisch, schleppen den Sklavenhändlern manche Aschiras zu und lassen die Anwohner des Flusses nur in Ruhe, weil sie dieser als Mittelsleute für den Verkehr mit der Küste bedürfen. Sie haben nur zwei Dörfer am See inne; Asinghibuiri wird von Galos bewohnt, und dort fanden die Fremden eine recht gute Aufnahme.

Die Insel Arumbe umschließt die heiligen Stätten der Galos-Religion; sie allein ist bewohnt und erfreut sich eines besonderen Vorrechts. Auf ihr werden die Fetischpriester für das ganze Volk erzogen und gebildet, dort ist das Seminar für die Geistlichen, und der König hat in religiösen Dingen viel zu sagen.

Die Fremden wurden bei ihrer Landung von etwa zehn solcher Seminaristenknaben empfangen; diese sahen ganz intelligent aus, waren aber sonderbar aufgeputzt (siehe unsere Anfangsvignette). Sie trugen einen Schurz wie die Bakalaïs, der über den Hüften vermittels eines aus weißen Perlen verfertigten Gürtels befestigt war; auch hatte er Verzierungen von Perlen aus rother Chenille; von dem ausgeschweiften Rande hingen Büschel blauer Glasperlen und Schellen herab. Den übrigen Schmuck zeigt unser Bild sehr deutlich. Die Ringe an Armen und Beinen sind von Messing.

Diese Seminarkleidung trägt der junge Fetischlevit bis er 17 oder 18 Jahr alt geworden ist; dann wird er in die Geheimnisse der Religion eingeweiht und „sieht den Fetisch". Bis daher war es auch seine Pflicht, sich von allem weiblichen Umgange fern zu halten, nun aber, wenn er Priester geworden ist, verläßt er die heilige Insel und verkehrt mit der Welt wie jeder Andere.


König Jondogowiro.

Die Reisenden erhielten zwei Fetischseminaristen zur Begleitung nach dem Dorfe Arumbe, wo der König schon des fremden Besuches harrte. Er prangte in seiner besten Galakleidung, welche auf unserer Abbildung getreu wiedergegeben ist. Der Himmel weiß, woher die Uniformstücke gekommen waren; — Epauletten von gelber Wolle mit spinatgrünen Punkten; auf den Messingknöpfen drei über einander liegende Kanonen mit der Umschrift: „Ubique". Seine Majestät trug nämlich eine vor manchen Jahren schon in Ruhestand versetzte Generalsuniform, so weit die obere Körperhälfte in Betracht kommt; weiter abwärts sahen die Sachen allerdings etwas dürftiger aus, namentlich wenn man bedenkt, daß Jondogowiro nicht blos König, sondern zugleich eine Art von Papst oder mindestens Erzbischof in jenen Landen ist. Ein zweiter Oberpriester, der in Religionsangelegenheiten eigentlich noch mehr zu sagen hat, wohnt in einem Dorfe am Ogowaï und kommt nur selten nach Arumbe. Er sowol wie der König gehören Priesterfamilien an, und Jondogowiro hat eine Base des Oberfetischpriesters zur Frau genommen, während der letztere eine Tochter des Königs zur Hauptfrau nahm.



Die Heiligen Inseln im Jonanga=See. (Nach einer Zeichnung von Griffon du Bellay.)

Beide vornehme Damen sind auf unserer Anfangsvignette sehr genau dargestellt; was besonders an ihnen auffällt, das ist der eigenthümliche Kopfputz, welcher sich von jenem der Gabonesinnen ganz und gar unterscheidet.

Die beiden Eilande prangen im üppigsten Grün und spiegeln sich fast

magisch ab in dem krystallklaren Wasser; sie sind ein Paradies für die unzähligen Vögel, welche dort ungestört nisten können.

Der kleine alte König mit seiner Generalsuniform, deren hoher Kragen ihm bis über die Ohren reichte und deren Aermel etwas zu kurz waren, stand auf und streckte seine Arme zunächst gegen die Pelikane aus, die auf solche Weise eine religiöse Huldigung empfingen. In der linken Hand hielt er die Schelle, das Zeichen seiner priesterlichen Macht und Würde, mit der anderen zerkrümelte er einen Brotkuchen, warf die kleinen Stücke ins Wasser und redete dann die Geister an: „Hier sind weiße Leute. Sie sind hergekommen, um euch zu sehen. Macht sie nicht krank; sie bringen euch Geschenke. Laßt sie nicht sterben, sondern gesund an den Gabon zurückkommen."

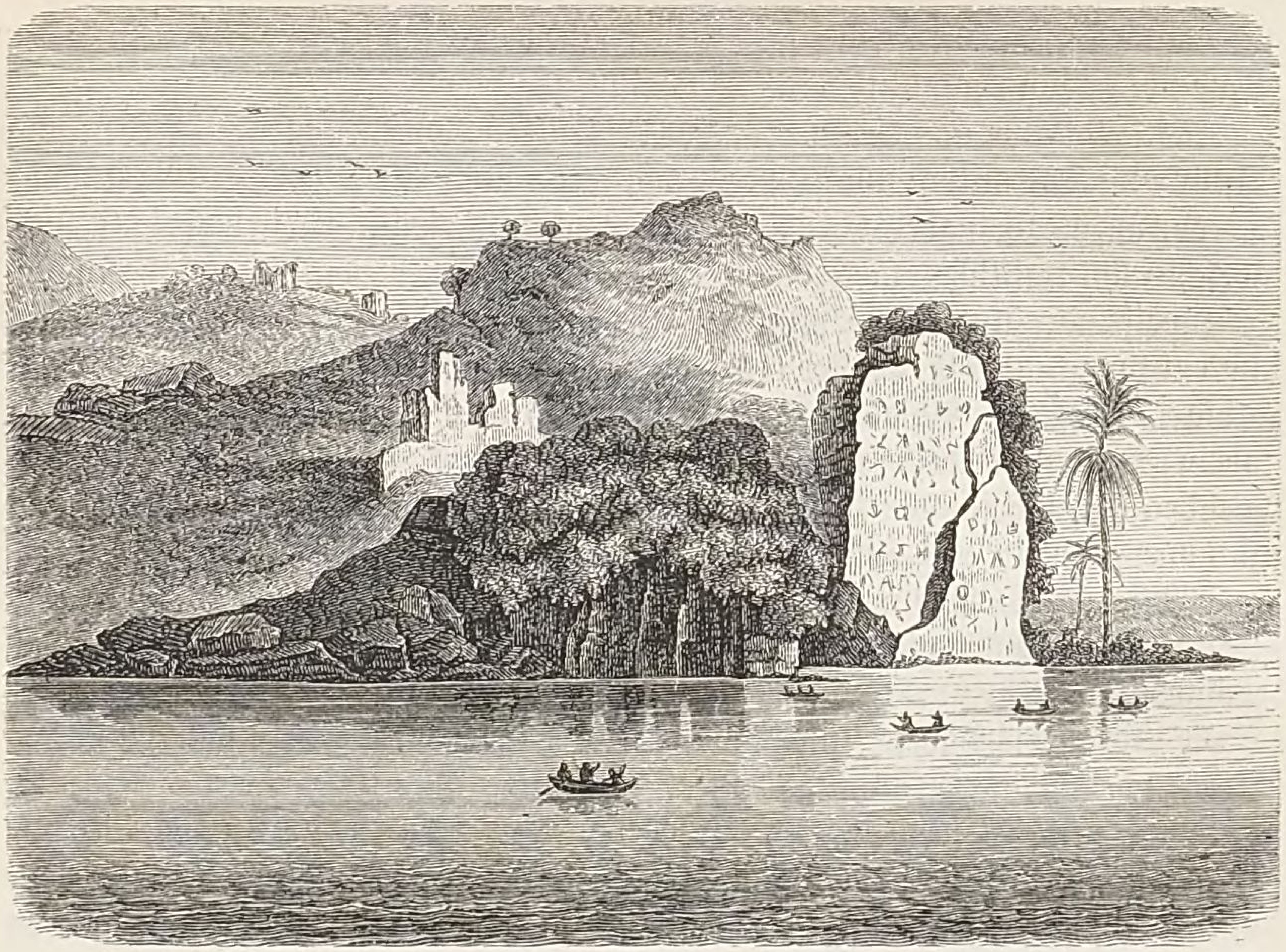
Das einfache Gebet schien aufrichtig gemeint zu sein, es half aber nicht in allen Stücken, denn Serval bekam doch das Fieber. Nach der Zerkrümelung des Kuchens füllte Jondogowiro seinen Mund mit Atugu, d. h. mit Branntwein, welcher durch die Europäer in jene Gegenden gelangt, und spritzte denselben dann in die Luft.

Die Inseln selbst wurden von den weißen Männern nicht betreten, denn dieses Vorrecht gehört ausschließlich den großen Fetischmännern. Sie fuhren im Kahn um dieselben herum und kamen dann an den Eingang zu einem Kanal, durch welchen der Jonanga mit noch einem kleinen See, dem Eliva Widangu, in Verbindung steht. Bei der Einfahrt in diesen Kanal bemerkt man die oben erwähnten nauskopischen Erscheinungen, welche aber, wie die Leute sagen, nur während der Regenzeit vorkommen; ganz aus der Luft ist die Sache nicht gegriffen. Wenn man sich während der Regenzeit bald nach Sonnenaufgang vor dem Eingange zum Kanal mit dem Gesicht nach Westen richtet, dann bemerkt man in den Wolken weiße Gestalten, und in diesen will man Schiffe erkennen, die am Kap Lopez vorbeisegeln. Die Leute behaupten, man könne deutlich sehen, wie sie manövriren, die Segel einziehen und Kanonen abfeuern. Plötzlich verschwinde Alles wieder. Vielleicht erklärt sich das aus einer eigenthümlichen Luftspiegelung; jedenfalls handelt es sich um ein Phänomen, welches die Eingeborenen mit abergläubiger Ehrfurcht erfüllt.

Der Ausflug nach den heiligen Inseln war recht lohnend und dankbar gewesen. Die Reisenden nahmen Abschied von den Leuten in N'Dembo, fuhren wieder den Ogowaï hinab und besuchten noch einen kleinen See, den Nioge, welcher unweit vom Dorfe Avanga Wiri liegt. Bis dorthin wohnen Galos; dann folgen Stämme, welche in unmittelbarem Verkehr mit der Küste stehen.

Die Leute von Arumbe hatten sich verabredet, den Weißen so viel als möglich abzupressen und den Steuermann zu bestrafen, denn sie wähnten, es sei dessen Schuld gewesen, daß der Kahn, ohne anzulegen, an ihrem Dorfe vorbeigefahren. Deshalb fuhr man nun während der Nacht an Arumbe vorüber und war bei Sonnenaufgang schon am Bandu oder Bango. Dieser bildet den ersten großen Flußarm, welcher sich am linken Ufer des Ogowaï von diesem abzweigt und zum Meere strömt. Er bildet die südliche Grenze des Delta.

Serval besuchte nun noch den Anenge-See, den wir durch Du Chaillu bereits kennen, und kehrte dann nach den französischen Niederlassungen an der Küste zurück.



Fetischfelsen an der Mündung des Congo.

XI. Congo und Angola.

Katholische Missionen. Heilmethoden. Ambriz. Geschichte des Reiches Congo. Hunt und Bastian am Congo. Das Königreich Loango.

Der großartige Entdeckungseifer, welcher die Portugiesen im 15. Jahrhundert beseelte, führte sie zur Zeit des Infanten Heinrich, welcher alle diese Reisen leitete, auch bis über den Aequator hinüber, und einer ihrer tüchtigsten Schiffer, Diego Cam war es, der im J. 1484 die Küsten Congo's und Angola's auffand und für seinen König, Johann II., in Besitz nahm.

Portugal hatte lange Zeit die großartigsten Erwartungen auf Afrika gesetzt und die Fortschritte, welche seine Herrschaft hier machte, berechtigte auch dazu. Südafrika war für die Portugiesen dasselbe, was gegenwärtig Ostindien für die Engländer ist. Portugiesische Expeditionen durchzogen schon vor Jahrhunderten jene Gebiete, die heutzutage neu entdeckt werden müssen. Treu seiner engherzigen Politik, verschloß es alle Nachrichten, welche über das Innere des geheimnißvollen Erdtheils durch seine Gesandten und Kaufleute über die Binnenländer gesammelt wurden, in den königlichen Archiven hinter Schloß und Riegel. Manche Karte, mancher Bericht aus alter Zeit mag vielleicht noch dort ruhen oder vermodert sein. Man trug sich allen Ernstes mit dem kühnen Plane: von Loanda aus eine Kette kleiner Festungen quer durch den ganzen Erdtheil zu ziehen, die Besitzungen der Westküste auf diese Weise mit Mozambik im Osten zu verbinden und dann nach Süden vorzugehen. Einige vierzig

deutsche Meilen rückte man auch von Loanda aus nach dem Innern in dieser Weise vor, dann unterblieb die Weiterführung.

Die Länder, von denen die Rede ist, besitzen einen fruchtbaren Boden und ein für die Vegetation günstiges Klima, wenn auch das letztere in den Küstenstrecken auf die Gesundheit des Europäers nachtheilig wirkt. Es ist hier ein Gebiet, welches sich trefflich zum Anbau der meisten Tropenerzeugnisse geeignet hätte. Die meisten westindischen Obstsorten gedeihen hier, und bei hinreichendem Fleiß und entsprechender Ausdauer würde Westafrika Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Kakao, Ingwer, Muskatnüsse, Pfeffer und wahrscheinlich noch mancherlei andere werthvolle Artikel im Ueberfluß erzeugt haben. Der Schatz von Droguen, welchen die einheimische Flora birgt, ist noch gänzlich unerschlossen und würde sich durch Anbau eingeführter Gewächse noch haben vermehren lassen.

Wie es die Spanier in ihren amerikanischen Besitzungen beliebten, so trieben es die Portugiesen in Afrika. Das ungesunde Klima der Küste ließ die Kolonien als Straforte erscheinen, nach denen man die Verbrecher und mißliebige Granden sendete, und kaum Einer dachte daran, den Wohlstand des Landes durch eine vernünftige Kultur zu heben. Für Unterricht der Neger in den Künsten der Europäer, Herstellung von Gewebstoffen, Färbereien, Metallbearbeitung u. s. w., geschah nichts; das Einzige, was der ankommende Europäer wünschte, war: möglichst bald reich zu werden, um den ungesunden Erdtheil möglichst bald wieder verlassen und die gewonnenen Schätze daheim genießen zu können.

Der Sklavenhandel erschien den Portugiesen Jahrhunderte lang als die ergiebigste Goldquelle ihrer afrikanischen Kolonien. Der verderbliche Einfluß dieses Menschenhandels verbreitete sich Hunderte von Meilen weit bis ins Herz des unglücklichen Erdtheils. Anstatt mit energischer Hand dem Räuberwesen und der Fehdesucht der Negerstämme entgegenzutreten, beförderten die Portugiesen durch den Sklavenhandel dieselben, und nur das Elfenbein war außer der Menschenwaare etwa noch gesucht.

Je länger ein solches verderbliches Handelssystem dauerte, desto zerstörender mußte es wirken, und nachdem es mehrere Jahrhunderte gepflegt worden ist, läßt sich nicht so leicht der zerrüttete Zustand aller Verhältnisse wieder aufbessern, noch herbeiführen. Die Sklaverei war zwar von jeher in Afrika gebräuchlich, wir haben aber mehrfach Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie höchst verschieden der Zustand der Haussklaven bei den Negern von jenem ist, den die Handelssklaven zu erwarten haben.

Gleichzeitig mit den Handelsinteressen verfolgten die Portugiesen in ihren Kolonien die Einführung der christlichen Religion, d. h. der äußeren Formen derselben. Zahlreiche Mönche aller Orden kamen ins Land und suchten einander durch die Zahl der Tausende zu überbieten, welche sie getauft hatten. Würde man den Schwarzen den Kern des Christenthums, die Liebe, gegeben, dieselbe ihnen mehr noch durch das eigene Beispiel als durch das bloße Wort nahe geführt haben, es wäre eine Wohlthat für die Völker gewesen, und die segensreichen Folgen würden nicht ausgeblieben sein. Der Neger hat von Haus aus das Gefühl, daß der Weiße ihm in Bezug auf Intelligenz und

moralische Kraft weit überlegen ist, und ordnet sich in beiden Punkten ihm bereitwillig unter. Wir finden nirgends erzählt, daß dies von den Dominikanern, Franziskanern u. s. w. berücksichtigt worden sei. Ihnen kam es darauf an, durch die Taufhandlung die Neger dem Namen nach zu Christen zu machen. An demselben Tage, an welchem der Missionär in einen Negerort eintrat, taufte er einige Hunderte oder Tausende, lebte der festen Ueberzeugung, dadurch eben so viele Seelen für den Himmel erobert zu haben, und gedachte vielleicht nebenbei der Bischofswürde oder der Heiligsprechung, welche seiner für den Eifer warte, den er zeige. Der Neger ist wie ein Kind: das Neue reizt ihn, das Beispiel steckt an. Warum sollte er sich nicht taufen lassen? — Der tiefe Sinn der symbolischen Handlung blieb ihm verschlossen.

War die Negergemeinde getauft, so schritt man zum Bau einer Kirche oder wenigstens einer Kapelle, errichtete Kreuze und Heiligenbilder, hielt feierliche Hochämter ab und stellte prunkende Prozessionen an. Dem äußeren Ansehen nach hatte das Land ein ähnliches Gepräge wie ein christlich katholischer Staat, im Wesen war Alles beim Alten geblieben. Der Neger hatte zu seinen hundert Fetischen noch einige neue erhalten, auf ein paar mehr konnte es nicht ankommen. Die christlichen Heiligen stellte er mit seinen Kilulus auf gleiche Stufe. Diente er äußerlich den durch die Fremden ihm angepriesenen Geistern, so versäumte er in seiner Hütte die alten Hausgötter nicht, um nicht ihren Zorn auf sich zu laden; ja er besuchte das verborgene Waldheiligthum, den Fetischfelsen und Götterbaum, und stellte sich mit dem einheimischen Priester wo möglich noch freundlicher, als mit dem fremden Mönch, da er des Ersteren Zauberkünste noch mehr fürchtete, als das Fegefeuer und die Kirchenbuße des Letzteren.

Die innere Welt des Negers blieb gänzlich dieselbe nach der äußeren Einführung des Christenthums, wie vordem. Seine Träume, seine Seelenlehre, seine Gespensterfurcht, seine Leidenschaften, Rechtsbegriffe blieben unverändert, höchstens übte er sich etwas mehr in der Verstellungskunst. Zu den tausend Zaubermitteln und Grigris kamen die christlichen Reliquien hinzu. Die Wunder, welche die Mönche vor den schwarzen Naturmenschen produzirten, die Blut weinenden Marienbilder, Krankenheilungen u. dgl., erschienen sogar matt und unbedeutend gegenüber den Kunststückchen, welche die eingeborenen Zauberer zu Tage förderten. Die äußere Schale des Christenthums, der unbedeutende Flittertand gewisser Formen, hing wie ein Mantel äußerlich um die Schultern der Völker, vom eigentlichen Wesen des Christenthums hatten die Neger nicht die blasseste Ahnung. Es war ihnen entweder niemals nahe geführt worden, oder sie hatten es nicht erfaßt.

Eines der großartigsten Beispiele dieser Art von Christianisirung eines Volkes bietet die Geschichte des Reiches Congo, das nördlich an Angola grenzt. Zwei Jahrhunderte hindurch war hier die katholische Konfession in allen Formen eingeführt, wie sie in den europäischen Ländern gebräuchlich. Es fehlte nichts als — das Christenthum selbst.

Pater Carli taufte, während er sich in der Hauptstadt Bemba (einer Provinz Congo's) aufhielt, täglich 8 bis 10 Kinder, manchmal sogar 20,

innerhalb zweier Jahre gegen 2700. Ein einziger Missionär in Chiovachianza soll in wenig Tagen 5000 Kinder getauft haben, ein anderer in Sogno binnen einem Jahre 12,000. Pater Merolla erzählt, daß er einst an einem Tage 272 und in weniger als fünf Jahren mehr als 13,000 getauft. Er berichtet ferner, daß ein anderer Missionär 50,000, ein dritter während eines zwanzigjährigen Wirkens sogar mehr als 100,000 getauft habe.

Die Missionäre setzten fast in jedem Dorfe einen Beichtstuhl ein, ließen die Neger den Rosenkranz beten, lehrten ihnen das Kreuz schlagen und hingen ihnen Denkmünzen und Kreuze an. Sie versuchten vielen heidnischen Gebräuchen, welche sie vorfanden, eine christliche Bedeutung unterzuschieben, da sie es nicht für möglich hielten, selbige auszurotten. So war es Sitte, den neugeborenen Kindern bereits einen Gürtel mit Zaubermitteln umzubinden, um das Leben und die Gesundheit derselben zu erhalten. Die Missionäre verordneten: man müsse jenen Gurt aus den Palmenblättern herstellen, die am Palmsonntage geweiht wurden, und christliche Reliquien daran befestigen. Natürlich erblickte der Neger nur eine andere, im günstigsten Falle bessere Sorte von Fetisch darin. Statt der Fetische, welche man bisher an den Besitzungen und Fruchtfeldern als Schutzmittel aufgestellt hatte, ließen die Missionäre Kreuze errichten, die in den Augen der Neger dieselben Dienste zu verrichten hatten.

Von den Tugenden und Vorzügen der Christen bemerkten die Neger nicht viel; hingegen kopirten sie treulich alle Laster derselben und fügten sie denen noch zu, welche sie selbst bereits besaßen.

Die Mönche lebten der festen Ueberzeugung, das Land völlig zu einem christlichen gemacht zu haben, und gingen, von Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, eben so weit, wie sie es in europäischen Ländern mitunter thaten. Sie begnügten sich nicht, gegen die heidnischen Priester und Gebräuche zu predigen, sondern zogen mit Gewaltmitteln gegen dieselben zu Felde. Die Ersteren nannte man Zauberer und Hexenmeister, ließ nach ihnen kundschaften, sie einfangen, hinrichten oder verbrennen. Im günstigsten Falle verhandelte man sie als Sklaven. Der genannte Pater Merolla berichtet mit besonderer Genugthuung, daß er einst einen gefangenen Zauberer mit den Stricken seines Ordens eigenhändig bearbeitet und dabei den heiligen Michael und die übrigen Heiligen angerufen habe, an dem Vergnügen Theil zu nehmen!

Selbst gegen die Häuptlinge und Fürsten wandten sich die Priester und tyrannisirten dieselben durch Kirchenbuße und geistliche Zucht. Sie erreichten schließlich Dasselbe, was sie auch in Japan ihrer Zeit erreicht hatten: allgemeine Empörung des verletzten Volks. Ein Pater widerlegte einem Negerfürsten die Zweifel, welche derselbe gegen die Wunderkraft der Taufe geäußert hatte, mit Ohrfeigen, andere Häuptlinge mußten an den Kirchthüren im Bußhemd ihre Verstöße gegen die Vorschriften ihrer Beichtväter abbitten. So lange Portugal mit gewaffneter Hand die Geistlichen schützen konnte, ging die Sache. Das Volk verbarg seinen Groll und verstellte sich so gut als möglich. Als aber das Mutterland mit seinen eigenen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte und den Kolonien es überlassen mußte, sich selbst zu helfen, zerfiel das ganze Gepränge gleich einem Kartenhause.

Die Häuptlinge waren die Ersten, welche offene Feindschaft zeigten, und das gesammte Volk folgte ihrem Beispiel noch lieber als ehedem. Die Missionäre waren eben dabei, mit Gewaltmitteln die Vielweiberei abzuschaffen, als der Sturm gegen sie losbrach. Einige der Brüder wurden erschlagen und in der Wuth aufgefressen, andere vergiftete man, noch andere ließ man mitten in den unwirthlichen Waldungen in Stich, nach denen man sie gelockt hatte. Sie kamen im Elend um oder wurden eine Speise der Raubthiere.

In Angola selbst ist zwar ein solcher scharfer Rückschlag nicht erfolgt, da hier die bewaffnete Macht der Geistlichkeit fortwährend noch eine Stütze bietet; der Einfluß, welchen der Bischof in San Paola de Loanda und die ihm beigesellten Priester ausüben, mag sich aber kaum über die eigentliche Stadt hinaus erstrecken. Letztere wird von etwa anderthalb Tausend Weißen und etwa 6 bis 7000 Farbigen bewohnt und ist verhältnißmäßig gesund. Die gegenwärtige Kenntniß des Heilverfahrens bei Fieberanfällen hilft auch besser über die Einwirkung der klimatologischen Einflüsse hinweg als die alten Methoden.

Die Portugiesen machen neuerdings mehrfache Versuche, einen Theil ihrer alten verloren gegangenen Macht wieder zu erlangen. So haben sie z. B. Ambriz in Besitz genommen und daselbst ein Fort errichtet. Dieser kleine Negerstaat liegt zwischen Loanda und der Mündung des Congo, und an der Küste desselben ward bis in jüngere Zeiten ein lebhafter Sklavenhandel getrieben, außerdem auch von amerikanischen Kaufleuten Elfenbein und Kupfererz verladen.

Bisher haben die Portugiesen stets vergeblich versucht, die ihnen nahe wohnenden raublustigen Bergneger zu bändigen. Diese zogen sich bei Annäherung militärischer Kolonnen in ihre natürlichen Felsenfestungen zurück und fanden an den Völkern des Innern stets bereitwilligen Rückhalt.

Die glänzendsten Aussichten eröffneten sich für die Portugiesen, wie wir bereits andeuteten, ehedem im Königreich Congo, das im Jahre 1485 entdeckt wurde. Jenes Gebiet liegt zwischen dem gleichnamigen Flusse (Zaire) und Loanda und bildet ein Viereck von ungefähr 46 deutschen Meilen in der Richtung von Nord nach Süd und 80 Meilen nach dem Innern. Als man mit dem Reiche Congo bekannt wurde, war es aus sechs Provinzen zusammengesetzt: Sogno, Bamba, Bemba, Batta, Pango und Sundi, die von besonderen Häuptlingen regiert wurden. Sämmtliche gehorchten zwar einem gemeinschaftlichen Könige, aber keineswegs so unbedingt, wie es etwa bei Gouverneuren nach europäischen Einrichtungen der Fall ist. Die Provinz Bamba war etwa eben so groß, wie ganz Sizilien. Sie lag Angola am nächsten. Sogno war die größte aller Abtheilungen, bildete das hauptsächlichste Grenzgebiet und besaß die Mündung des Congoflusses. Die Provinz Bemba war südlich davon gelegen, war zwar der Ausdehnung nach geringer, erhielt aber besondere Wichtigkeit dadurch, daß es die Hauptstadt des ganzen Landes besaß. Diese hieß San Salvador bei den Portugiesen. Da dieser Ort auf dem Gipfel eines hohen Berges gelegen und deshalb den erfrischenden Winden ausgesetzt war, zeigte sich das Klima für die Europäer weniger verderblich als an der Küste. Es ließen sich hier zahlreiche portugiesische Kaufleute und

Priester in der Nähe des Königs nieder und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts soll der Ort gegen 40,000 Einwohner gezählt haben. Das Königsschloß war vermuthlich mit durch Hülfe der Portugiesen gebaut worden. Es hatte steinerne Umfassungsmauern und war sonst vorwiegend aus Holzwerk aufgeführt. Zur Zeit, als der Einfluß der Portugiesen am stärksten war, standen hier außer einer Hauptkirche noch zehn kleinere. Die Portugiesen landeten gewöhnlich am Congo und setzten von hier aus nach San Salvador ihren Weg zu Lande fort. Längs der ganzen Straße waren einige kleine Festungen zum Schutz eingerichtet. Von den übrigen Städten des Landes waren die Hauptstädte der Provinzen Sogno und Bamba die wichtigsten, die freilich kaum mehr als 6 bis 800 Häuser, dabei aber doch mehrere Kirchen und Klöster, enthielten.

Diego Cam war der Erste, der, wie bereits erwähnt, im J. 1484 in den Congo einlief und von den Anwohnern der Ufer Kunde von dem anstoßenden Reiche und dessen Hauptstadt erhielt. Sofort kehrte er nach Portugal zurück, um daselbst die wichtige Entdeckung zu verkünden. Er brachte sein Vaterland in große Aufregung; man sandte ihn zu einer neuen Expedition nach dem Congo aus und gab ihm auch sofort einige Mönche mit, um die Neger taufen zu lassen. Man kam mit dem König der Schwarzen in gutes Vernehmen, veranlaßte ihn, die christliche Religion anzunehmen, und beschenkte in freigebiger Weise die Negerhäuptlinge mit den Titeln: Marquis, Grafen und Barone. Diese Bezeichnungen, sowie einige als Schutzmittel gegen Bezauberung angesehene Schmuckkreuzchen sind das Einzige, welches heutzutage noch an die Einwirkung der Europäer in Congo erinnert.

Der erste König von Congo, den die Portugiesen kennen lernten, hatte sich zwar bereitwillig der Taufe unterzogen; als aber die Mönche von ihm verlangten, er solle seine Frauen und Nebenfrauen bis auf eine abschaffen, mißfiel ihm diese Anmuthung so stark, daß er lieber zum Fetischmus zurücktrat. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Don Alphonso. Dieser fügte sich den Mönchen in bereitwilligster Weise, begnügte sich mit einer angetrauten Frau und versuchte auch die christliche Ehe bei seinen Unterthanen einzuführen. Hierdurch erregte er aber, wie natürlich, viel Unzufriedenheit im Lande, sein Bruder Pasanquitamar machte sich dies zu Nutze, stellte sich an die Spitze der Konservativen und brachte es zum offenen Bruch. Ein blutiger Bürgerkrieg entstand. In der Hauptschlacht, die zwischen den Heeren der feindlichen Brüder geschlagen ward, siegte das Mönchthum über den Fetischmus. Gleich beim Anfange des Kampfes erschien der heilige Jakob als himmlischer Helfer bei dem Heere des Königs und verhalf diesem zur nöthigen Begeisterung und zum Triumphe. Der rebellische Bruder ward gefangen und, da er sich nicht bequemte, Christ zu werden, hingerichtet. Sein ebenfalls gefangener Feldherr ließ sich taufen und ward zur Strafe für seine frühere Hartnäckigkeit verurtheilt, für alle Diejenigen, die in San Salvador künftig getauft würden, das nöthige Wasser herbeizutragen.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts ward das Reich Congo durch seine kriegerischen Nachbarn an den Rand des Verderbens gebracht. Jene Völkerschaften,

die Giaghis, welche nach Wilson's Meinung mit den Fan viel Aehnlichkeit zu haben scheinen, schlugen das Congoheer, erstürmten die Hauptstadt und brannten dieselbe nieder. Der König flüchtete sich mit dem Rest seiner Getreuen auf die Pferde-Insel im Zaire. Da legte sich Dom Sebastian, König von Portugal, ins Mittel, schickte 600 bis 800 portugiesische Soldaten unter Führung des Dom Francisco Guovea, ließ dieses Heer durch einige Hundert Mann aus Angola verstärken, und so gelang es, die wilden Horden nach hartnäckigen Kämpfen wieder über die Grenzen zu drängen. San Salvador ward aufgebaut, und ein halbes Jahrhundert hindurch nahm die Entwickelung des Staates einen erfreulichen Fortgang.



Congoneger mit den Stammesnarben.

Der König von Congo wollte den Portugiesen aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste die Provinz Sogno in die Hände spielen; der Häuptling aber, unter dessen Herrschaft dieselbe stand, und welcher den Titel Graf von Sogno führte, war damit nicht einverstanden, bestritt dem König das Recht, seine Grafschaft verschenken zu dürfen, und widersetzte sich mit den

Waffen in der Hand dem Versuche des Herrschers, mit Gewalt seinen Willen durchzuführen. Im ersten Gefecht, welches geliefert wurde, fiel zwar der Graf von Sogno, allein sein Sohn war eben so energisch wie der Gebliebene, setzte den Kampf fort, schlug die Königlichen, nahm den König und eine Anzahl Portugiesen gefangen und ließ die Letzteren hinrichten, da sie sich weigerten, als Sklaven zu dienen. Der König ward freigelassen, begann seine Feindseligkeiten von Neuem und wandte sich um Hülfe nach Brasilien an den Prinzen Moritz, welcher sich dort als Agent der Holländer aufhielt. Wahrscheinlich mit demselben Schiffe gingen aber auch Gesandte des Grafen von Sogno an denselben Prinzen ab und bewogen ihn durch ihre Geschenke, sich neutral zu verhalten. Die beiden kriegführenden Parteien setzten den Kampf noch eine geraume Zeit fort, Sogno behauptete aber seine Unabhängigkeit und verfolgte anfänglich alle portugiesischen Missionäre mit großer Erbitterung. Erst beim Eintritt eines neuen Grafen von Sogno gewannen die Mönche wieder festen Fuß in der abtrünnigen Provinz. Später entstanden Mißhelligkeiten zwischen einem der folgenden Könige von Congo und den Portugiesen selbst, die zu offenen Kämpfen führten. Hierdurch ward aber die ohnehin nicht kräftige Königsmacht völlig geschwächt, das Land zerfiel in einzelne Herrschaften, und als die Portugiesen nicht mehr vom Mutterlande aus Unterstützung erhielten, wandte sich, wie bereits angedeutet, der lange verhaltene Groll der Großen und des Volkes gegen sie. Die Missionäre wurden verjagt, die Kirchen zerstört und die alte Religion statt des aufgedrungenen Christenthums wieder eingeführt.

Im Anfange dieses Jahrhunderts versuchten es die Engländer, den Congo zu erforschen, um vielleicht darauf weitere Unternehmungen zu basiren. Kapitän Tuckey drang in die Mündung des Zaire ein. Dieser ansehnliche Strom theilt sich, wie die meisten Flüsse der Westküste, bei seinem Einfluß ins Meer in mehrere Arme (drei), und dieses Delta ist sumpfig, mit Mangrovewaldungen besetzt und ungesund. Es wird selbst von den Negern wenig besucht, und nur in der besseren Jahreszeit lassen sich einige Fischer hier nieder, welche sich ihre Schlafhütten auf hohen Pfählen errichten. Die zahlreichen Palmen liefern Wein, und an Wasservögeln, Flußpferden und Elefanten fehlt es auch nicht.

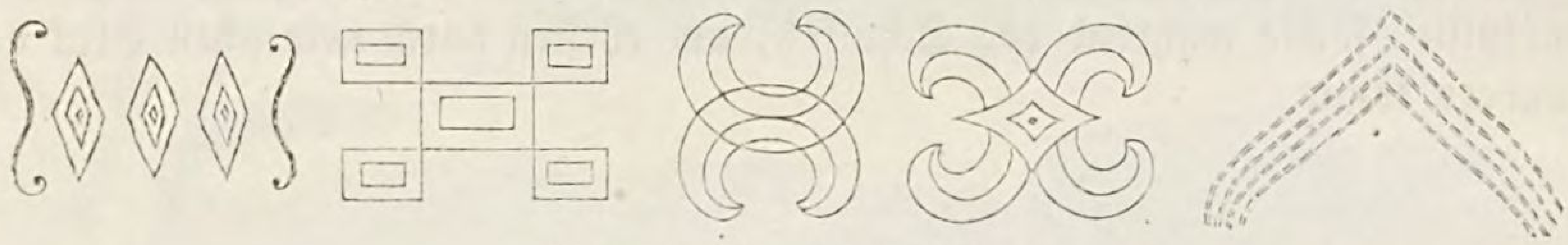
Weiter stromauf ist das Ufer von zahlreichen Negerdörfern besetzt (siehe eines derselben am Anfang dieses Kapitels abgebildet). In den Fahrzeugen drang Tuckey bis zu dem ersten Katarakt vor.

Im Jahre 1857 beschiffte Hunt, Kapitän des Dampfers „Alecto“, den Congo. Er bediente sich dazu seiner Schiffsboote und hatte sich die Untersuchung des Flußtheiles von Punta de Luisa aufwärts als Ziel gesetzt. Nach einer viertägigen Fahrt erreichte er die ersten Stromschnellen, die sich bei jeder neuen Biegung des viel gewundenen Flusses wiederholten. Es kostete viel Arbeit, die Boote über dieselben hinwegzuziehen. Schließlich geboten die großen Fälle von Gallalo Halt. Hier war keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Fahrzeuge hinüberzuziehen, und an beiden Seiten stiegen die Flußufer 2 bis 300 m. hoch so schroff und unnahbar empor, daß auch eine Landung

unmöglich wurde. Da gleichzeitig die Lebensmittel zu Ende waren, sah sich Hunt mit seinen Leuten zur Rückkehr gezwungen.

In demselben Jahre ward das Königreich Congo von Adolf Bastian besucht, welcher in der Hauptstadt San Salvador oder Ambassi der augenblicklichen Königin seine Aufwartung machte, in ihr aber ein ganz gewöhnliches Negerweib fand. Rings um die Herrscherin war als letzter trauriger Rest der früheren Halbkultur ein zerlumptes Negergesindel, das sich gegenseitig als Herzöge, Grafen, Marquis u. s. w. titulirte und mit angehangenen Kreuzen brüstete, die sie als Christusorden bezeichneten. Bastian hatte sich von Loanda aus nach Ambriz begeben und dann über Schemba-Schembe Salvador erreicht. Seinen Rückweg nahm er über Bembe, das die Portugiesen der Kupferminen wegen neuerdings in Besitz genommen haben, und erreichte dann Ambriz.

Den Landstrich nördlich vom Congo und bis Mayumba nennt man zwar das Königreich Loango, er bildet aber keine abgeschlossene Monarchie, sondern wird von einer Anzahl Gemeinden bewohnt, die unter sich unabhängig sind.



Stammeszeichen der Kabinda.

Der Ort Loango ist keine geschlossene Stadt, sondern besteht aus einer ganzen Anzahl dicht bei einander liegender Dörfer, die zusammen vielleicht gegen zehntausend Einwohner zählen mögen. Sie sind bekannt als geschickte Leute, verstehen hübsche Matten zu flechten und feine Gewebe aus Baumwolle und anderen Pflanzenfasern herzustellen. Eben so wissen sie zierliche Holzschnitzereien, als Löffel, Gefäße u. dgl., zu machen, und diesem Kunstsinn ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß man hier eine größere Menge von Götzenbildern antrifft, als bei den anderen Stämmen der Westküste. Vielleicht sollen die Mehrzahl dieser Statuen und Büsten Nachbildungen der verstorbenen Vorfahren sein. Der Feldbau berücksichtigt besonders den Moniok, Yam, Bataten.

Lange Jahre hindurch haben die Bewohner von Loango mit den Portugiesen in engem Verkehr gestanden, vorzüglich des Sklavenhandels wegen, der von hier aus stark betrieben wurde. Damals, als das benachbarte Königreich Congo christianisirt wurde, ließen sich auch in Loango mehrere Missionäre nieder, und Pater Merolla erzählt, daß der König von Loango nebst seinem ganzen Hofstaat von 300 Personen in der Mitte des 17. Jahrhunderts zum Christenthum bekehrt worden sei. Eine große Menge der geringeren Unterthanen folgte dem erlauchten Beispiele nach, kehrte aber eben so schnell zu den Gebräuchen ihrer Väter zurück, als ein anders gesinnter Monarch den Thron einnahm.

Ein ansehnlicher Ort dieses Küstengebietes ist Kabinda, eine Stadt von etwa zehntausend Seelen oder mehr, mit hübschem Hafen und einer regsamen

Bevölkerung, die es versteht, so schöne Boote zu zimmern, daß dieselben sich dreist mit den englischen messen dürfen.

Die königliche Residenz ist in Boaco. Dies soll eine große Stadt sein, 6 bis 8 Meilen landeinwärts gelegen. Der erste Beamte des Königs, durch dessen Hand alle Handelsgeschäfte gehen müssen, wohnt dem Gestade nahe.

Die Person des Königs gilt als geheiligt und genießt eines abergläubischen Ansehens. Kein Mensch darf sich unterstehen, zuzusehen, wenn die schwarze Majestät ißt oder einen Trunk nimmt. Für die Befriedigung jedes dieser beiden Bedürfnisse sind angeblich besondere Hütten eingerichtet; in der einen darf nur gespeist, in der anderen nur getrunken werden. Begiebt sich der König nach einer derselben, so verkündigt es ein Bote vorher mit großem Geschrei, und Jedermann zieht sich in seine Hütte zurück, um dem Herrscher ja nicht zu nahe zu kommen. Man erzählt, daß sogar der Lieblingshund eines Königs sofort todtgeschlagen worden sei, weil er sich unterstanden, seinem Herrn ins Gesicht zu sehen, während derselbe aß. Diese Scheu, sich beim Essen und Trinken ansehen zu lassen, hat ihren Grund in der Meinung der Schwarzen, daß Jemand dem Anderen während der Befriedigung dieser Bedürfnisse, sowie während des Schlafes, am ehesten durch neidischen Blick bezaubern könne.

Was hinter den Landschaften liegt, die wir in diesem Kapitel kurz den Lesern vorführten, ist vollkommen unbekanntes Land. Tuckey ist am Congo am weitesten landeinwärts gedrungen bis 15° 30′ östl. L., aber auch dort war noch der Congo ein gewaltiger Strom. Seine Verfolgung bis zur Quelle, die in den von Livingstone 1868 bis 1871 aufgefundenen Seen zwischen 24 und 28° östl. L. von Greenw. und 12 und 2° nördl. Br. mit Bestimmtheit zu suchen, ist die Aufgabe der Expeditionen, welche wir in der Einleitung zu diesem Werke erwähnt haben.





Mundombe=Neger in der Maisplantage.



XII. Ladislaus Magyar in Benguela.

Ladislaus Magyar's frühere Schicksale. Die Kimbunda=länder. Der Koanza. Kisama. Mupinda. Sumbe. Benguela. Dombe. Die Bihe=Karawane. Tipoia. Kissongo. Aufbruch nach Bihe. Der Katumbela=Fluß. Karawanenlager. Die Seeküste und ihre Vegetation.

Wir wenden uns abermals weiter südlich an der portugiesischen Westküste Afrika's, wo das Vordringen in das Innere allerdings etwas leichter als am Congo ist, aber nur dann ausgeführt werden kann, wenn der Reisende in einem gewissen Grade sich den Anschauungen der heidnischen Völker, die er besucht, anzubequemen vermag. Der Ungar Ladislaus Magyar bestätigt dies durch die Erfolge, mit denen seine Bemühungen im Erforschen der Westküste gekrönt worden sind. Er hat umfassende Forschungen über die Länder und Völker angestellt, die sich vom 3.° südl. Br. bis zum 20.° südl. Br. erstrecken. Zugleich bestätigt Magyar des hochverdienten Livingstone's Entdeckungen aufs Glänzendste und widerlegt die Zweifel mancher Geographen in Bezug auf die Zuverlässigkeit derselben. Es waren Magyar in Afrika nur die Berichte und Karten zu Gesicht gekommen, welche der Missionär vorläufig als Reisenotizen nach Europa hatte gelangen lassen. Da die Routen beider Reisenden sich mehrfach kreuzten, so hatte Magyar sich beeilt, die in jenen flüchtigen

Mittheilungen vorhandenen Irrthümer durch seine Angaben zu berichtigen, und letztere stimmten interessanter Weise genau mit den Veränderungen überein, die Livingstone selbst bei Herausgabe seines eigentlichen Reisewerkes vorgenommen hatte. So hatte Jeder des Anderen Zuverlässigkeit bestätigt, ohne solches zu beabsichtigen.

Ladislaus Magyar gehört zu den seltenen Naturen, welche sich die Erforschung eines unbekannten Ländergebietes zur Lebensaufgabe stecken und dies, ohne die Unterstützung ihrer Souveräne oder gelehrter Gesellschaften, ja ohne den aufmunternden Zuspruch derselben, aus eigenen Mitteln und durch eigene Willensstärke ermöglichen.

Aus Szabadka (Theresiopel) in Ungarn gebürtig, ward er durch Paul Kiß veranlaßt, 1840 nach Fiume zu gehen, um sich in der Marineanstalt daselbst zum Seeoffizier auszubilden. Im Jahre 1843 war er Marinekadet und machte auf österreichischen Schiffen verschiedene Seereisen. So kam er nach Südamerika, trat dort in den Dienst der Argentinischen Republik und bekleidete die Stelle eines Marineleutnants. Die Flotte, welcher er angehörte, wurde im Kampfe mit der Republik Banda Oriental d'Urugay vernichtet, und der zerrüttete Zustand der Argentinischen Union gewährte Magyar keine Aussicht, sich hier irgend eine Stellung zu erringen, die seinen Fähigkeiten und Wünschen angemessen gewesen wäre. Ein Jahr lang hielt er sich in Brasilien auf, ohne einen bestimmten Zweck dabei zu haben. Er scheint sich hier mit den Naturgegenständen dieses Landes, mit der Pflanzen- und Thierwelt so weit vertraut gemacht zu haben, als dies nach dem Gesammteindruck einem Laien möglich ist. Daher schreibt es sich jedenfalls, daß er bei seinen späteren Reisen in Afrika in den dort vorhandenen Gewächsen und animalischen Geschöpfen dieselben Arten zu finden glaubt, die er auf der gegenüber liegenden Seite des Ozeans getroffen hat, und sie in bester Meinung, aber jedenfalls dem größeren Theile nach irrthümlich, mit den wissenschaftlichen Namen benennt, die der brasilianischen Flora und Fauna eigenthümlich sind. Er erklärt jedoch selbst, daß er hierin durchaus nicht als wissenschaftliche Autorität auftreten wolle.

Nachdem er Brasilien verlassen, nahm er wieder Dienst auf verschiedenen Schiffen und lernte im Laufe zweier Jahre die Westküste des äquatorialen Afrika's ziemlich genau kennen. Er hatte sich hierbei sowol mit der natürlichen Beschaffenheit dieses Gebietes, als auch mit den daselbst wohnenden Völkerschaften vertraut gemacht, freilich auch durch das mörderische Klima seine Gesundheit so sehr zerrüttet, daß er ernstlich daran denken mußte, günstiger beschaffene Gegenden aufzusuchen, um sich zu erholen. Er hoffte dies dadurch zu erreichen, daß er sich nach dem südlicher gelegenen Benguela wandte, um von hier aus in das gesundere Innere einzudringen. Magyar schätzte die Zahl der Einwohner von Benguela bei seiner Ankunft auf 3000.

Nach den Mittheilungen des Dr. Heinrich Wawra, der in den Jahren 1857 und 1858 Benguela besuchte, enthält die Stadt nur etwa 1500 Einwohner, unter welchen mindestens drei Viertheile eingeborene freie Schwarze sind und ein großer Theil der Weißen auf die 100 Mann der Besatzung kommt. Seit der Sklavenhandel abgeschafft worden ist, hat sie außerordentlich

abgenommen und zeigt gegenwärtig diesen Verfall schon im äußeren Ansehen. Der größte Theil der Häuser ist unbewohnt. In vielen hübsch angelegten europäischen Gebäuden haben sich Neger eingenistet und das Aeußere derselben nach ihrem barocken Geschmacke verunziert. Trinkwasser, Maniok, Mais und das Schlachtvieh erhält man von dem zwei Meilen entfernten Katombela, alles Uebrige wird aber durch Handelsschiffe theils von Brasilien, theils von Portugal aus zugeführt. Regelmäßige Postverbindung mit Europa ist nicht vorhanden. Der Elfenbeinhandel, welcher den bedeutendsten Gewinn abwirft, ist durch eine amerikanische Gesellschaft gepachtet worden. Als Zahlmittel sind eine besonders für dieses Gebiet geprägte portugiesische Münze und Papiergeld an der Küste im Gebrauche, weiter landeinwärts dagegen Kauris. Die meisten Bewohner sind zwar dem Namen nach Katholiken, haben aber eine Menge heidnischer Gebräuche beibehalten. Der schlimmste Feind Benguela's ist unstreitig das Klima, welches Fieber und Dysenterie erzeugt, die beide selbst die Neger wegraffen.

Magyar entwirft ein grauenvolles Bild von der Wirkung des Klimas auf den Körper des Weißen. Er sagt: „Ein 25jähriger Mann, wenn er sich durch einen zweijährigen Aufenthalt, gewöhnlich nach vielen Leiden, endlich akklimatisirt hat, sieht wie ein 35jähriger Mann aus; bleibt er aber acht oder neun Jahre hindurch fortwährend hier, so nimmt er gewöhnlich die Gestalt eines körperlich und geistig gebrochenen Greises an, mit weißen Haaren, ausgefallenen Zähnen, eingesunkenem Gesicht." Binnen 10 bis 12 Jahren stirbt die europäische Generation gewöhnlich gänzlich aus.

Der Theil Westafrika's, an dessen Küste Benguela liegt, wird von einer Anzahl Negerstämmen bewohnt, die zwar unter sich oft in Feindschaft und blutiger Fehde leben, ihrer Sprache und ihren Sitten nach aber doch einem Gesammtvolke angehören, welches Magyar mit dem Namen Kimbunda bezeichnet. Hierzu gehören alle Distrikte, die vom Koanzastrome umschlossen werden. Dieser hat seine Quelle ungefähr 70 deutsche Meilen von der Küste entfernt im Innern ziemlich unter gleicher südlicher Breite mit Benguela (13°), fließt zunächst in einem gegen 2000 m. über dem Meere gelegenen Hochlande bis fast zum 9.° südl. Br. und nimmt dann einen Lauf von Ost nach West an, um sich an der Grenze der portugiesischen Besitzungen, unweit Loanda, in den Atlantischen Ozean zu ergießen.

Das weite Gebiet, das von diesem Strome in einem ausgedehnten Bogen eingeschlossen ist, steigt von der Küste her terrassenförmig auf. Mehrere Bergketten, z. B. das Lingi-Lingi und das Djamba-Gebirge, bezeichnen die verschiedenen Stufen und verleihen sowol dem Klima und den landschaftlichen Scenerien als auch den Produkten angenehme Abwechselung.

Der Küstenstrich ist vorherrschend sandig, wasserarm und so drückend schwül, daß es selbst ein Neger hier heiß findet. Im Hochsommer (Januar) steigt die Glut bis auf 52° C. in der Sonne, im Schatten bis 42° C., und Bodenkultur ist nur an den Stellen möglich, wo Flüsse und Bäche Gelegenheit zur Bewässerung der Felder bieten.

Im nördlichsten Gebiet, zwischen den Flüssen Koanza und Longa, in

dem der Stamm der Kisama wohnt, ist die Küstenlandschaft sehr spärlich bevölkert und die Dürre selbst im Hügellande so groß, daß die hier vorkommenden Affenbrotbäume in origineller Weise als Cisternen verwendet werden. Diese Baumriesen faulen von selbst gern innen aus, während sie oben unbeschadet fortgrünen; die Kisamas erweitern die Höhlungen und benutzen dann das Wasser, das sich in der Regenzeit darin sammelt, später zu ihrem eigenen Bedarf. Als die Portugiesen von Loanda aus einen Kriegszug gegen dieses Volk unternahmen, wurden sie dadurch zum Rückzug gezwungen, daß die Eingeborenen die Wasservorräthe auslaufen ließen und dann über die halbverschmachtete Armee herfielen.

In diesem Distrikt befindet sich ein Steinsalzlager, das einen großen Theil der Nachbarländer mit Salz versorgt und unerschöpflich ist. Man bricht das Salz in säulenförmigen Stücken von anderthalb Spannen Länge und packt deren beim Transport je fünf zu einer Last zusammen.

Die in den höher gelegenen Gegenden wohnenden Kisama bauen ihre Ortschaften in die Felsschluchten; auch die Hauptstadt jenes Bezirks, Kitel Kamasching, ist in derselben Weise angelegt.

Das Land der Mupinda zwischen den Flüssen Longa und Kuro wird zur Regenzeit dadurch bewässert, daß diese Ströme ihre Ufer auf weite Strecken überschwemmen. Hiermit hängt auch der Reichthum an Elefanten zusammen, der diesen Distrikt vor den benachbarten auszeichnet. Die Flüsse und Sumpflachen sind von Flußpferden und Krokodilen bevölkert.

Vom Kuvo an bis in die Nähe von Benguela wohnen die Sumbe, ebenfalls ein Stamm des Kimbundavolkes, berühmt durch ihre besondere Geschicklichkeit im Schwimmen. Hier haben die Portugiesen in Nowo Redonto und Aegypten festen Fuß gefaßt und einige mit Kanonen versehene Werke errichtet.

Die nächste Umgebung Benguela's wird von den Mundombe bewohnt, südlich von diesen hausen die Mukuando und andere nahe verwandte kleinere Stämme bis zum Kap Negro. Die Mundombe sind ein kräftiger Menschenschlag von hübschem Körperbau, nur nach unseren Begriffen entsetzlich unreinlich. Statt des Waschens mit Wasser reiben sie, wo möglich jeden dritten Tag, den Körper mit Fett oder Butter ein, das Haupthaar desgleichen. Die Weiber flechten das letztere in Zöpfe, die sie gleich Ammonshörnern an den Seiten des Kopfes aufwickeln. Zur Kleidung wählen sie am liebsten europäische Kattune, tränken diese aber vor dem Gebrauche so stark mit Fett, daß sie an den Körper ankleben. Ihre Hütten sind eben so unbehaglich und würden bei uns kaum einem Feldhüter genügen. Sie sind kaum eine Klafter hoch und aus Holzstäben zusammengebaut, die mittels eines Anwurfs von Lehm gedichtet werden. Ihr Grundriß ist kreisförmig, die Thür hat nicht mehr als vier Quadratspannen, doch trotz dieses beschränkten Raumes und der ohnehin herrschenden Hitze wird hier stets ein Feuer unterhalten, dessen Rauch durch das Eingangsloch hinauszieht.

Die Mundombe beschäftigen sich theils mit Ackerbau, theils mit Viehzucht. Am fruchtbarsten ist die Gegend um Dombe, südlich von Benguela,

die durch mehrere Flüsse hinreichend Bewässerung erhält; jedoch beschränkt sich die Feldwirthschaft fast nur auf Maniok, etwas Mais und Bohnen und wird, wie bei allen Negern, den Frauen und Sklaven überlassen, die als einzige Werkzeuge eine breite Hacke und einen Spaten haben. Mit dem hier erzeugten Maniokmehl werden auch die europäischen Faktoreien versorgt, die in ihrer näheren Umgebung selten ausreichende Anpflanzungen besitzen.

Die viehzüchtenden Mundombestämme haben ihren Reichthum vorzugsweise in Rinderherden, deren Milch sie jedoch nicht genießen. Sie sind gleichzeitig eben so kühne Jäger als Räuber, und haben die Portugiesen zu vielfachen ernstlichen Kämpfen gezwungen, bis sie der Uebermacht der europäischen Waffen erlegen sind.

Benguela und die übrigen europäischen Faktoreien hatten ihren Glanzpunkt zur Zeit des Sklavenhandels, gegenwärtig aber beschränkt sich der Handel auf Eintausch von Elfenbein, Wachs, Orseille und Kopalgummi gegen Kattune, Schießpulver, Flinten, Feuersteine, Branntwein, Glas, Porzellan, Perlen und andere Gegenstände europäischer Industrie. Die Mundombe sind zwar seit langen Zeiten mit Portugiesen und anderen weißen Nationen in Berührung gekommen, haben denselben jedoch nur etwaige Untugenden, keineswegs aber etwas von ihren guten Gebräuchen, abgelernt. Sie wohnen in derselben elenden Weise wie früher, sind ebenso der Arbeit und jedem industriellen Fortschritt abhold geblieben und haben nur das Branntweintrinken und die höheren Grade der Unzucht kennen gelernt. Ein Rausch infolge von Branntweingenuß gilt als etwas Ehrenhaftes, und dem ankommenden gesitteten Europäer kann kaum ein ekelhafteres Schauspiel begegnen, als wenn er in den Straßen einem Brautzug der Mundombes begegnet, welcher die Keuschheit der Braut dem Meistbietenden anträgt, um durch den hierdurch erzielten Gewinn die Kosten des Hochzeitschmauses zu erübrigen.

In Benguela treffen im Laufe des Jahres eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer Karawanen ein; von Bihe kommen gewöhnlich zwei derselben an, die mitunter aus 3000 Personen bestehen und bedeutende Quantitäten Elfenbein und Wachs nach der Küste bringen. Mit einer solchen Karawane mußte Magyar seine Reise unternehmen, denn allein oder mit einer geringen Anzahl von Begleitern nach einem irgend entfernten Orte zu gelangen, ist bei den räuberischen Sitten jener Völkerschaften eine Unmöglichkeit.

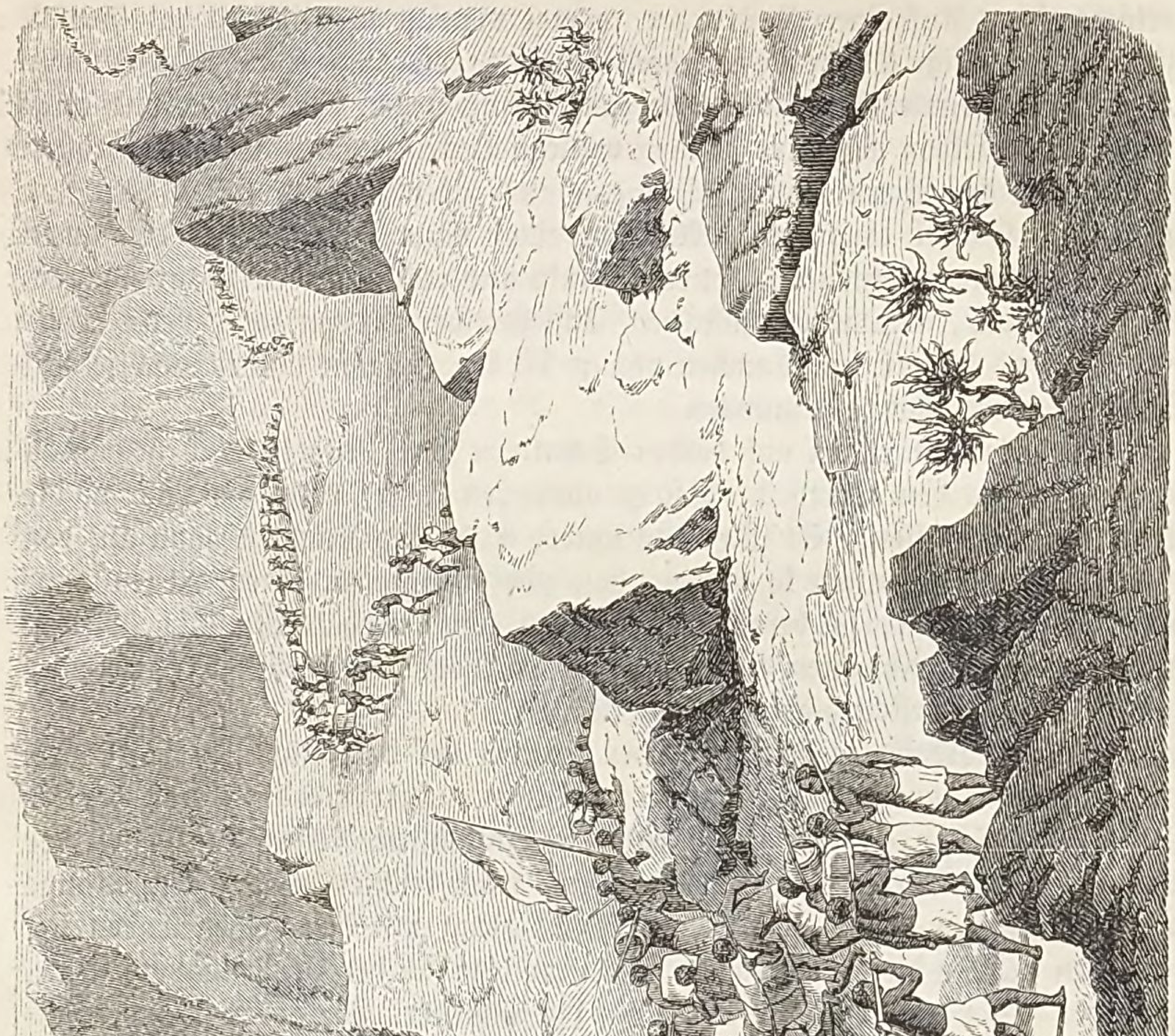
Dergleichen Karawanen kommen im Innern auf eigenthümliche Weise zu Stande. Sie werden gewöhnlich von einem oder mehreren Vornehmeren und Reicheren veranlaßt. Ein solcher versammelt seine angesehenen und unternehmenden Verwandten in seiner Wohnung und trägt ihnen seinen Reiseplan vor, das Ziel der Reise, sowie die Handelsspekulationen, welche dabei verfolgt werden sollen. Findet sein Vorschlag ihren Beifall, so übernehmen sie zugleich die Verpflichtung, die nöthigen Lastträger und Reisegenossen zusammen zu bringen. Sie zerstreuen sich im Lande und machen in den verschiedenen Ortschaften bekannt, daß der und der angesehene Mann die Reise nach dem und dem Orte vorhabe und hierzu Träger und Genossen suche. Sie hüten sich hierbei sorgsam, irgend Jemand namentlich zur Betheiligung aufzufordern.

Würden sie solches thun, und der Betreffende erlitte unterwegs an seinen Gütern oder an seiner Person irgend einen Unfall, so würden er oder seine Verwandten schließlich von Demjenigen Schadenersatz oder im Fall seines Todes ein bedeutendes Blutgeld verlangen. Sie sagen: „Hättest Du ihn nicht dazu aufgefordert, so würde ihm das Unglück nicht widerfahren sein, folglich trägst Du die Schuld davon!“

Diejenigen, welche nun Lust haben, in irgend einer Weise sich an der Reise zu betheiligen, gehen dann selbst zu dem Chef der Karawane und erkundigen sich nach dem Tage des Aufbruchs und sonstigen Einzelnheiten. Wollen sie als Lastträger dienen, so verständigen sie sich über den Lohn und die Art der Last. Gehören sie einem anderen Stamme an, so befragen sie wol auch vorher ihren Kimbanda, den Wahrsager, über den günstigen Ausgang der Reise, indem sie eine Ziege zum Opfer bringen. Der Urtheilsspruch fällt meistentheils günstig aus. Der Priester bestreicht einzelne Stellen des Körpers des Opfernden mit dem Blute des Thieres und giebt ihm einen Zeuglappen, den er dem Stammeshäuptlinge vorzeigt, um durch einige Geschenke dessen Erlaubniß zur Mitreise zu erkaufen. Der Häuptling malt sodann mit Kreide auf Stirn oder Arme des Bittstellers sein Zeichen und giebt ihm beim Abschiede ein Stück derselben Kreide mit, um jene Chiffre auffrischen zu können, im Fall der Regen sie verlöschen sollte. Niemand wagt auf eigene Faust eine solche Paßkarte zu fälschen, denn man ist überzeugt, daß die Kilulu, die rächenden Geister, ein solches Verbrechen mit schweren Strafen heimsuchen werden.

Am bestimmten Tage treffen alle Theilnehmer des Zuges in der Wohnung des Unternehmers ein. Dieser pflanzt mitten auf dem Versammlungsplatze seine Fahne auf, deren Farbe er nach seinem Geschmack wählt, da die einzelnen Völker keine Nationalfarbe besitzen. Rund um die Fahne werden die Waarenballen gelegt und geöffnet, damit sich Jedermann von dem guten Zustande der Güter überzeugen kann, und dann setzt der Chef der Versammlung in einer langen Rede nochmals den Zweck und speziellen Plan der ganzen beabsichtigten Reise auseinander. Schließlich fordert er die Anwesenden auf, frei und ohne Rückhalt etwaige Bedenken öffentlich auszusprechen, damit keinerlei Verantwortlichkeit auf dem Anführer laste, wenn irgend Einem ein Unfall widerführe. Schon während der Rede sind Beifallsrufe laut geworden, und der Schluß wird gewöhnlich mit Jubelgeschrei und Versicherungen allgemeiner Zustimmung erwiedert. Hierauf schlachtet der Kimbanda (Wahrsager) einen Ochsen als Opfer und weissagt aus den Eingeweiden desselben den Erfolg der Reise. Da ihn der Chef durch Geschenke vorher günstig gestimmt hat, so fällt der Orakelspruch in den meisten Fällen günstig aus. Die Träger nehmen ihre Ballen auf, und zur bestimmten Zeit trifft man im Karawanenlager wieder zusammen.

Die Wege sind in dem ganzen Gebiet Westafrika's vom Aequator an bis zum 20. ° südl. Br. von solcher Beschaffenheit, daß sie nur von Fußgängern passirt werden können. Die oftmals nur 1 bis 2 Spannen breiten Pfade winden sich steile Bergketten hinauf und hinab, ziehen sich gleich dünnen Linien über Sumpflöcher und durch dicht verwachsene Wälder und haben da, wo sie auf Flüsse treffen, nur in den selteneren Fällen leidliche Brücken.



Magyar's Reise über die Bimba-Berge.

Meistens muß der Wanderer durch die Flut waten oder bei größeren Strömen auf Kahn oder Floß übersetzen.

Bei den Karawanenzügen sind keinerlei Lastthiere gebräuchlich; Waaren,

Lebensmittel und Reiseutensilien, Alles wird von Trägern auf den Schultern fortgeschafft. Auf einen Lastträger rechnet man gewöhnlich 32 kg. Gepäck. Zeuge und sonstige Kleiderstoffe schnürt man in viereckige Bündel zusammen, umwickelt diese mit Wachsleinwand zum Schutz gegen den Regen und näht außen um dieselben noch eine stärkere wollene Decke. Zum bequemeren Tragen bedient sich der Neger zweier Stangen aus zähem, festem Holz, die etwa anderthalb Klafter lang sind. An dem einen Ende bindet er sie zusammen und am entgegengesetzten schnürt er sie links und rechts an den Waarenballen. Elefantenzähne, Branntweinfäßchen, Schießpulver werden auf dieselbe Weise verpackt, das letztere in Tönnchen von je 10 kg. Flinten bindet man je acht Stück zu einem Packete zusammen.

Die Stangen ruhen auf beiden Schultern des Trägers und gewähren ihm unterwegs den Vortheil, daß er ausruhen kann, ohne die Last an die Erde legen zu müssen. Er stützt das untere Ende der Stangen dann auf den Boden. Sind die Lasten so schwer, daß zwei Träger zu einem Gegenstande erforderlich werden, so bekommen dieselben einen verhältnißmäßig höheren Lohn, da bei der schlechten Beschaffenheit der Wege eine größere Anstrengung und viel mehr Vorsicht hierbei erforderlich ist.

Sind wohlhabende Reisende oder Frauen bei dem Zuge, so trifft man auch Anstalten, um dieselben tragen zu können. Hierzu bedient man sich der Rede oder Tipoia, die gewiß eine der einfachsten Reisegelegenheiten der Welt ist. Diese Vorrichtung besteht nur aus einer leichten, aber festen Stange von hinreichender Länge, an der ein Stück Zeug mit den beiden Enden fest gebunden ist. In diese Hängematte setzt oder legt sich der zu Transportirende, und zwei Neger nehmen die Stange auf die Schulter. Sie geben das Marschtempo sich durch Gesang an und gehen dabei mit kleinen, aber schnellen Schritten. Auf weitere Strecken halten es die Träger freilich nicht aus, und es ist nöthig, deren sechs bis acht auf Reserve zu haben, um öfter wechseln zu können. Geht der Weg steil hinauf oder hinab, führt er durch dichtverwachsenen Wald oder über schwankenden Moorboden, so bleibt dem Reisenden meist weiter nichts übrig, als auszusteigen und zu Fuße zu gehen, so daß ihm jene ziemlich theure Bequemlichkeit vielleicht kaum auf dem vierten Theile der Reise zu Gute kommt.

Die Stricke, mit denen die Lasten umwunden und befestigt werden, sind aus dem Baste des Affenbrotbaumes (Adansonia digitata) gefertigt, den die Kimbunda Imbundero nennen.

Gewöhnlich nimmt die Karawane auch eine Anzahl Bewaffneter in Sold; außerdem führen die Meisten ihre Flinten, Dolche, Wurfspieße und Keulen bei sich. Die letzteren sind entweder aus festem, schwerem Holz, oder aus Rhinozeroshorn gearbeitet, ähneln einem tüchtigen Reisestock und haben an einem Ende einen verdickten Kolben, der nicht selten mit zierlicher Schnitzerei versehen ist. Da außerdem Jeder noch einen Vorrath von Lebensmitteln und die Matte zum Nachtlager zu tragen hat, so beläuft sich das Gesammtgepäck eines Lastträgers immer auf nahezu einen Centner.

Geht der Reisezug nach einem der inneren Länder, das noch Reichthum

an Elefanten besitzt, so schließen sich gewöhnlich zahlreiche Elefantenjäger an. Eine solche Karawane bleibt gewöhnlich ein volles Jahr aus, und während die Kaufleute Halt machen, um den Austausch der Waaren zu betreiben, vertheilen sich die Jäger und erlegen Elefanten, deren Elfenbein sie entweder sofort umtauschen oder mit zurückbringen.

Beim Marsche selbst zieht ein bewaffneter Trupp eine ansehnliche Strecke der großen Karawane voraus und meldet dieselbe in den Ortschaften an, welche in der Nähe der Lagerplätze liegen. Die Häuptlinge der letzteren beeilen sich, die nöthigen Lebensmittel herbei zu schaffen, und erhalten für ihre Mühe dann ein entsprechendes Geschenk, das sich in demselben Grade steigert, als der Betreffende mächtig und angesehen ist. Die Karawanen, welche nach der Küste hin ziehen, führen gewöhnlich Waaren bei sich, die den Häuptlingen weniger wünschenswerth erscheinen. Sie empfangen deshalb ihre Geschenke lieber von der zurückkehrenden Karawane in europäischen Artikeln. Aus diesem Grunde ist aber auch der Reisezug gezwungen, rückwärts genau denselben Weg einzuschlagen, wie auf der Hinreise, und ein Abweichen von dieser Regel wird als ein Versuch betrachtet, die Häuptlinge um den Gewinn zu betrügen, der ihnen zukommt. Dieselben werden sofort ihre ganze Macht aufbieten, ein solches Verfahren zu rächen und, von allen ihren Nachbarn unterstützt, die Karawane überfallen und plündern.

Kommt der Reisezug in Benguela an, so vertheilen sich die einzelnen Trupps, sowie sie eintreffen, sofort bei ihren Bekannten. Die ersten drei Tage bringt man mit Essen und Trinken zu und erholt sich weidlich von den Strapazen, dann folgt der Austausch der Waaren, wobei möglichst viel gefeilscht wird, besonders in Bezug auf die Qualität der Gewebstoffe, die man in Empfang nimmt.

Sobald die nächste Karawane aus Bihe eintraf, wandte sich Magyar sofort an den Chef derselben und theilte ihm mit, daß er beabsichtige, sich dem Zuge anzuschließen und sich in Bihe häuslich niederzulassen. Er ward mit Freuden angenommen, denn eine Karawane, bei welcher sich ein Europäer befindet, wird von den Räuberhorden, deren Länder man passirt, stets mehr gefürchtet und weniger belästigt. Magyar erhielt die besten Rathschläge über die Waaren, mit denen er sich zu versehen habe, sowie über anderweitige Erfordernisse.

Das Wichtigste unter den letzteren war die Beschaffung eines Kissongo, einer Person, welche Haushofmeister und Leibwächter gleichzeitig ist und deshalb möglichst zuverlässig sein muß. Es ward Magyar ein junger Kimbunda aus Bihe für diesen Posten empfohlen und, nachdem man sich über die Entschädigung dafür geeinigt, die Annahme mit den gebräuchlichen Formalitäten vollzogen.

Die Verwandten versammelten sich bei dieser Gelegenheit um die beiden Kontrahirenden, und Magyar hatte seinem Kissongo dreimal die Frage vorzulegen: ob er gewillt sei, ihm treu mit Gut und Blut zu dienen, seine Waaren in Obacht zu nehmen und im Nothfalle für seinen Herrn selbst das Leben zu lassen! Eben so oft erfolgte die feierliche Antwort. Hierauf übergaben die Verwandten dem Ungar den Kissongo, warfen dabei eine Patrone zur Erde und

gelobten: wenn ihr Vetter nicht seinem Herrn treu dienen würde, ihn in Gefahr verließe, anstatt mit ihm zu sterben, so würden sie mit der Patrone einen solchen Frevel rächen. Der Kissongo selbst übergab Magyar ebenfalls eine Patrone, die mit seinem Blut oder statt desselben mit rother Farbe bestrichen war, und forderte ihn auf, ihm die Kugel durch die Brust zu jagen, wenn er unzufrieden mit ihm sei. Magyar beschenkte sodann die Versammlung mit Zeugen und Patronen, und mit einem kleinen Schnaps ward die allgemeine Verbrüderung schließlich besiegelt.

Magyar mußte sich seinerseits verpflichten, dem Kissongo von Zeit zu Zeit bestimmte Quantitäten Zeug als eine Art Löhnung und im Falle seines Todes seinen Verwandten ein Manngeld zu zahlen, das aus zwei Rindern, einem Faß Branntwein, einem Faß Pulver und 6 bis 8 Sklaven beiderlei Geschlechts oder einem Aequivalent dafür bestehen sollte.

Neben dem Kissongo nahm Magyar einen Kalei, d. h. Dolmetscher, in Dienst, der durch einen Eid bei seinem anhängenden Fetisch (Gazellenhörnern) verpflichtet wurde. Dann kaufte er noch drei Sklaven zu seiner Bedienung. Ohne diese würde es nicht möglich sein, irgend angenehm zu existiren. Ein freier Diener würde sich z. B. nie dazu verstehen, für seinen Herrn Speise zu bereiten oder ihm in Krankheitsfällen nur einen Trunk Wasser zu reichen, — „denn", sagt er, „wenn der Herr stürbe, so käme ich in Verdacht, ihn vergiftet zu haben, und würde deshalb hingerichtet werden." — Wollte ein Herr von seinem freien Diener z. B. verlangen, daß dieser ihm das Waschwasser forttragen solle, so würde derselbe nicht nur den Gehorsam verweigern, sondern sogar eine bedeutende Strafzahlung für die ihm angethane Schmach beanspruchen.

Am 15. Januar 1849, also im Hochsommer jenes Gebietes, brach Magyar mit der Karawane von Benguela auf, begleitet von seinem Kissongo, dem Dolmetscher, sechs Tipoia-Trägern und einigen Bewaffneten, die er zum besondern Schutz gegen Räuber gemiethet hatte.

Der erste Theil des Weges führte durch das glutheiße, sandige Küstengebiet, in welchem Sandhügel und Dünen ein förmliches Wüstenbild boten, das nur durch das Tosen der starken Brandung einiges Leben erhielt.

Allmählig verlor man das Gestade des Meeres aus den Augen; das Land ward hügeliger, und die Pflanzenwelt trat reichlicher auf und grüne Gebüsche säumten die Dünenzüge. Abermals ward ein Hügelzug überstiegen, und man sah ein weites, grünes Thal voll schattiger Bäume vor sich, durchschlängelt von einem silberblinkenden Flusse. Es war der Katumbela-Fluß, den man zu passiren hatte. Der Uebergang der starken Karawane über denselben bei dem gleichnamigen Dorfe ward auf einigen Flößen bewerkstelligt und nahm sehr viel Zeit in Anspruch.

Die Karawane hatte sich noch nicht in der Weise geordnet, die später eingehalten werden mußte. Ihre Mitglieder waren in Trupps von verschiedener Größe angelangt und eben noch beschäftigt, das zahlreiche Gepäck und die Waarenballen hinüberzuschaffen. Die Flößen (Bimba's), deren man sich als Fähren bediente, waren aus zusammengebundenen Bambusrohr gefertigt und so klein, daß nur drei bis vier Personen mit ihrem Gepäck jedesmal darauf

Platz fanden. Die Neger selbst verstanden es meisterhaft, sich die Passage durch Drängen und Stoßen und die wildeste Unordnung zu erschweren, so daß Magyar im Voraus sah, es würden Stunden nöthig sein, ehe die Reihe zur Ueberfahrt an ihn kommen könnte. Er machte deshalb zum bösen Spiel gute Miene und nahm seine Flinte, um einen kleinen Jagdausflug an den Ufern des Flusses entlang zu machen.

Das südliche Ufer des Katumbela ist niedrig und beim Hochwasser den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Hier waren mehrere Gärten angelegt und durch dichte Dornenhecken gegen unberufene Eindringlinge geschützt. Magyar fand die Vegetation üppig und infolge dessen auch das Thierleben reichlich vertreten. Fast alle tropischen Obstarten gedeihen hier: Orangen, Mango, Guaven und Akajubäume — fast alle ursprünglich westindische und südamerikanische Fruchtbäume — bildeten hier förmliche Haine. Einen lieblichen Gegensatz zu der Oede der Wüstenstrecke, welche man soeben durchwandert hatte, boten hier die zahlreichen Vögel, die im Gebüsch und in den dichtbelaubten Baumkronen lustig ihr Wesen trieben. Durch lieblichen Gesang machte sich eine Art Kanarienvögel (Fringilla angolensis) und die Viuva (Fringilla paradensis) angenehm bemerklich. Dazwischen kreischten Perlhühner und verriethen ihre Verstecke, und niedliche Papageien (Psittacus passerinus) flogen hell pfeifend in ganzen Scharen vorüber.

Rings um das Kulturland breiteten sich mehrere Sumpflachen und Tümpel aus, die dicht mit hohem Röhricht bewachsen waren. Hier wimmelte es von Sumpf- und Wasservögeln; ganze Scharen von Löffelreihern wateten im Schlamme und suchten mit den rothen Schnäbeln nach Würmern und prachtvolle Flamingos waren wie Soldaten in Reih und Glied aufmarschirt und reizten den jagdlustigen Weißen. Die Nähe der Menschen schien aber die Thiere bereits mit der Tragweite der Feuerwaffen vertraut gemacht zu haben, denn kaum näherte sich ihnen Magyar einige Schritte, so zogen sie sich eiligst in weitere Entfernung zurück. Weiterhin schwammen zahlreiche Völker Wildenten. Der Jäger versuchte sie zu beschleichen, die aufmerksamen Kibitze (Vanellus caienensis) erhoben aber sofort ein gellendes Lärmgeschrei und warnten das Wild, so daß er hier nicht zum Schuß kommen konnte.

Viehherden weideten auf den Sumpfwiesen und zwischen ihnen spazierten violette Pirolen in großer Menge. Sie mußten als Ziel dienen, um doch einen Schuß thun zu können; außerdem fielen einige rothschnäbelige Schneidervögel der Jagdlust zum Opfer, und schließlich lieferte auch noch eine vorüberfliegende Bisam-Ente etwas für die Feldküche. Nach fünfstündigem Marsche kam Magyar wieder bei der Fähre an, immer noch früh genug, um nicht unter die Letzten zu gehören, die übergesetzt wurden.

Am anderen Ufer des Katumbela schlug man das erste Nachtlager auf. Das eigenthümliche Leben und Treiben einer solchen großen Negerkarawane erregte Magyar's Interesse in hohem Grade und erinnerte ihn lebhaft an die Scenen, welche eine wandernde Zigeunerhorde und das Lager derselben darbietet. Die erste Rast ward unweit Katumbela gehalten. Aus dem Orte waren Schweine, Ziegen und Hühner in Menge herbeigeschafft. Es ward geschlachtet und am

offenen Lagerfeuer gebraten. Weniger Bemittelte begnügten sich mit getrocknetem Fleisch und sprachen dabei der Branntweinflasche so lange zu, bis der Geist sie zum Tanze trieb. Händeklatschend und singend führten sie in Bocksprüngen einen wilden Fandango auf, während andere ihrer Kameraden daneben bereits schnarchend in festem Schlafe lagen. Weiterhin waren ein paar Geschäftsverbündete beim Theilen der eingehandelten Waaren uneins geworden und suchten sich gegenseitig ihre Rechte mittels der Streitkolben deutlich zu machen. Andere legten sich beschwichtigend ins Mittel, so daß die Streitenden nur mit zertrümmerten Glasperlen ihres Haarputzes davon kamen, während phlegmatische Naturen dicht dabei in stoischer Ruhe ihre Waarenballen bequemer schnürten. Die Reicheren stolzirten mit den neuen Kleidern, welche sie in Benguela eingekauft hatten und bei deren Auswahl sie auf möglichst schreiende, bunte Farben gesehen. Gefällige Negerinnen aus dem benachbarten Orte suchten durch auffällige Tracht und Benehmen die Aufmerksamkeit der Wohlhabendern auf sich zu ziehen, um womöglich etwas von den Herrlichkeiten zu erschnappen.

Am nächsten Tage folgte ein höchst beschwerlicher Marsch über die erste Bergkette (Bimba-Berge, S. 411), deren vulkanische Gesteine groteske Formen boten und nur hie und da Dornengestrüpp und einige Aloestauden (Kassonere) zeigten. Der Weg führte nicht selten steil hinauf und hinab und ward durch die losen Kiesel, die ihn bedeckten und welche bei jedem Schritte nachgaben, äußerst ermüdend. Zu beiden Seiten gähnten stellenweise tiefe Abgründe, und gebleichte Menschenknochen mahnten den Wanderer an das Schicksal, welches seiner wartete, wenn er ermattend hier zurückbliebe. Die ganze Karawane bildete einen unabsehbaren Zug, da es bei der Beschaffenheit des Weges nur möglich war, Mann hinter Mann zu marschiren. Jeden Augenblick gerieth aber der Marsch ins Stocken, da einmal hier ein Lastträger stolperte oder mit seinem Ballen niederfiel, dort ein anderer anhielt, um Etwas an seinem Gepäck in Ordnung zu bringen. Hinter dem Gebüsch lugte allerlei bewaffnetes, verdächtiges Räubergesindel hervor und musterte die Stärke und Armirung des Reisezugs, berechnend, ob ein offener Angriff auf denselben Erfolg haben könne, oder ob man sich mit dem Wegschnappen Ermüdender begnügen müsse, die etwa zurückblieben.

Magyar hatte anfänglich, da ihm diese Marschweise nicht behagte, den Versuch gemacht, die Spitze der Karawane zu erreichen, aber nachdem er eine Stunde lang sich abgemüht, hatte er dadurch weiter nichts erlangt, als daß er von seinen Dienern abgekommen war, die Wasser und Lebensmittel trugen, und erst in der späten Nacht, als das mit Dorngestrüpp bestandene Bissongi-Thal erreicht ward, fand er sich halbverschmachtet wieder zu ihnen. Als er, der Kimbundasprache noch unkundig, im Lager nach seinen Leuten forschte, hatte er unwillkürlich mehreremal das portugiesische Fragewort: Como? gebraucht, und sofort benutzten dies die Neger, denen sein eigner Name noch unbekannt war, um ihm den Spitznamen „Herr (Enganna) Como" anzuhängen, der ihm denn auch für späterhin verblieb.



Uebergang der Karawane über den Katumbela.

XIII. Magyar's Reise nach Bihe.

Upa-Katarakt. Katarakt von Kahi. Vulkan Mulando-Zambi. Die Gazellenhörner. Land der Kissandschi. Neue Karawanenordnung. Magyar als Chef. Räuberunwesen. Gesandtschaft und Kriegserklärung. Das Kriegslager der Bailunda. Das Lingi-Lingi-Gebirge.

Die Reise durch das zu immer ansehnlicheren Höhen sich erhebende Gebirgsland ward zwar stellenweise beschwerlich genug, bot aber dabei auch eine solche Abwechselung und so viel herrliche Scenerien, daß Magyar durch sie geistig und körperlich sehr erfrischt wurde und manchen Tag kaum eine Ermüdung trotz der Fußwanderung verspürte.

Schon als man den oberen Lauf des früher überschrittenen Katumbela berührte, hatte man an dem Upa-Katarakt einen prächtigen Anblick. Der genannte Fluß hat bis zu seinem Sturze eine Breite von nahe 100 m., plötzlich wird er aber durch zwei nahe aneinander tretende Felsen bis auf 8 m. zusammengedrängt und stürzt hier in wildem Schäumen wie in einen Trichter 20 m. tief hinab, in der dann folgenden Schlucht zahlreiche kleinere Fälle bildend. Schöne Schattenbäume am Ufer laden den Wanderer ein, das prächtige Schauspiel mit Muße zu betrachten.

Aehnliche Wasserfälle bietet der Westabhang des Gebirgslandes viele. Als den schönsten bezeichnet Magyar den Katarakt von Kahi, in dem nördlicher gelegenen Mupindalande. Dieser Fall wird vom Flusse Mudschindschi gebildet am Abhange des Gebirgszugs von Hama. Der wasserreiche Fluß drängt sich dort ebenfalls zunächst in einen Felsspalt zusammen und tost so in wildem Jagen eine unter 80 Grad geneigte Felsplatte etwa 5 m. tief hinab, zerschellt dann auf einem quervorliegenden Felsriff und sprüht, größtentheils in Wasserdampf und Nebel zerstäubend, abermals 5 m. senkrecht hinunter, so daß die ganze Fallhöhe 100 m. beträgt. Das Brausen dieses Sturzes soll bis auf eine Entfernung von über 4 Meilen zu hören sein.

Die Bergzüge von Bimba, welche die Karawane bisher überschritten, tragen nach Magyar's Angabe ganz den Charakter eines vulkanischen Ursprungs; damit stimmen auch die Schwefellagen überein, die sich sowol in der Landschaft Sumbe wie im Gebiete der Mundombe (S. 408) südlich von Benguela finden, die aber eben so wenig wie die dort ebenfalls vorkommenden Kupferadern bis jetzt ausgebeutet werden. Unweit Dombe entspringt auch eine starke Schwefelquelle. Der einzige gegenwärtig noch thätige Vulkan, von welchem Magyar Kenntniß erhielt, befindet sich im Lande der Libollo, jener Landschaft, welche sich östlich an das Gebiet der Kisama anschließt und im Norden vom Koanza umflossen wird. Er ist bei den Eingeborenen unter dem Namen Mulondo-Zambi, d.h. der Geisterberg, bekannt und besitzt, wie die meisten Vulkane, eine kegelförmige Gestalt. Aus seinem Gipfel, der weit die kahlen Höhlen seiner Umgebung überragt, brechen von Zeit zu Zeit Dampfwolken und Feuersäulen von etwa $3\frac{1}{2}$ m. Höhe hervor. Dies wiederholt sich stoßweise mehrere Male nach einander, bis nach 10 Minuten eine längere Pause eintritt. Rings um den Krater ist dann ein starker Schwefelgeruch zu verspüren. Die Eingeborenen bezeichnen den Berg als den Wohnort ihrer Verstorbenen, wagen deshalb nicht ihm zu nahen.

Unter den Felspartien, die Magyar bei seiner Weiterreise traf, war besonders die Gruppe Binga Yam Bambi, d.i. die Gazellenhörner, sehr interessant. Es sind dies zwei völlig gleich gebildete, schlanke und hohe Granitsäulen, die sich auf einem Gebirgsknoten von 1150 m. über Meer (der ungefähren Höhe unseres Brockens) in einer Entfernung von etwa 30 Meilen von der Küste erheben und eine weithin sichtbare Wegmarke bilden.

Der Pfad führte theils durch Bergschluchten mit rieselndem Wasser und üppigem Pflanzenwuchs, theils über Felsenhalden mit Dornengestrüpp, theils endlich über Hochebenen, die von üppigen Gräsern bedeckt wurden. Je weiter man nach Osten vorrückte, desto mehr machten sich auch die tropischen Gewittergüsse bemerklich. Gewöhnlich am Nachmittag zogen sich die von der Sonne aufgesogenen Nebel zu finstern Wolkenballen zusammen. Grelle Blitze erhellten blendend das Dunkel, und die Bergketten verstärkten den krachenden Donner in einer Weise, die selbst das Herz des kühnen Mannes mit Bangigkeit füllte. Ab und zu fehlte es auch nicht an Hagel von der Größe der Haselnüsse, bis sich gewöhnlich die Wuth des Unwetters in einen sanft rieselnden Nachtregen auflöste. Der Morgen war dann kühl und erfrischend. Die ganze Vegetation

athmete Ueppigkeit und troff von Wasserperlen, durch welche die Wanderer bei heiterem Himmel gewöhnlich noch ein Frühbad erhielten, bis die höher steigende Sonne sie trocknete und ihre vom Frost geschüttelten Glieder wärmte. Gleichzeitig stiegen aber auch aus den Thalgründen neue Nebel auf, mit ihren grauen Schleiern prächtige Gegensätze zu dem dunkelgrünen Wald und den buntblumigen Wiesen bildend, und am Abend wiederholte sich dasselbe Schauspiel.

So wie man mit dem Eintritt in das Land der Kissandschi diese fruchtbare und bewohnte Gegend erreicht hatte, änderte sich auch Manches in der Marschweise der Karawane. Am Abend wurden befestigte Lager bezogen und Schlafhütten errichtet, die vor dem Regen schützten. Die bewaffnete Vorhut hielt streng darauf, daß Niemand dem Zuge voreilte, und bewachte zur Nachtzeit das Lager, denn man war keinen Augenblick sicher, daß man von einer Räuberbande angegriffen würde. Die Kissandschi und ihre Nachbarn, die Leute von Selles und Ganda, lieben dergleichen Zeitvertreib und versammeln sich mitunter in Scharen zu mehreren Tausenden, um irgend einen Handstreich auszuführen. Ihre Wohnungen legen sie gern in schwer zugänglichen Felshöhen an oder kleben sie gleich Adlerhorsten an die Granitketten; dabei sind sie kühn und kräftig, und mit Flinten, Messern, Wurfspießen und Keulen gut bewaffnet. Ja, sie dehnen ihre Raubzüge sogar bis in die Nähe der portugiesischen Küstenplätze aus und veranlaßten dadurch den Gouverneur von Benguela, im Jahre 1853 einen Kriegszug gegen sie zu unternehmen. Er hatte zu diesem Zwecke sich mit Kaluama, dem Fürsten von Bailundo (im Nordosten von Kissandschi), verbündet, und Letzterer rückte mit 12,000 bewaffneten Kriegern ein. Vier Monate wüthete ein erbitterter Guerillakampf, — dann mußte sich Kaluama mit dem Rest seines geschlagenen Heeres zurückziehen und alles Blutvergießen hatte zu keinem Resultate geführt.

Dem Gebrauche gemäß hatte von dem Augenblicke an, wo die Karawane das Land der Kissandschi betrat, Magyar den Oberbefehl zu übernehmen, denn, sagte man, die Räuber wagen es nicht so leicht einen Zug anzugreifen, der von einem Europäer angeführt ist. Sie fürchten die Energie der Weißen, von der sie hinlänglich durch die Erfahrung belehrt sind. Magyar selbst überzeugte sich bei seinen späteren Reisen, daß sie wol Ursache dazu haben. Als er eines Tages (1852) am Fluß Hetala, im Lande Kilengues, sein Lager aufgeschlagen hatte, kamen plötzlich sein Kissongo und einige seiner Begleiter mit entsetzter Miene zu ihm und forderten ihn auf, ihnen zu folgen. In geringer Entfernung traf er einen ungeheuer großen wilden Feigenbaum, dessen weit ausgebreitete Aeste statt der Früchte Menschenschädel trugen, während ringsum auf dem Boden gebleichte Skelete lagen. Etwas weiterhin fand er die Ueberreste eines befestigten Lagers, an dessen abweichenden Einrichtungen er sofort erkannte, daß es nicht von einer Karawane, sondern von einer starken Räuberbande bewohnt gewesen war. Hier fehlte es ebenfalls an Menschengebeinen nicht. Später erfuhr Magyar die Geschichte dieses Ortes. Ein portugiesischer Mulatte aus Loanda, Luiz Gama de Almeida, hatte mit zahlreichen Bewaffneten eine bedeutende Menge Elfenbein transportirt und unweit jener berüchtigten Stelle gelagert. Seine Leute hatten, durch die frischen Fußspuren geleitet, das starke Räuberlager im Walde entdeckt

und die 2000 Mann starke Karawane umzingelte sofort das Lager der Strauchritter. Letztere wurden durch wohlgezielte Flintenschüsse aufgeschreckt, wehrten sich zwar wie Verzweifelte, streckten aber, nachdem ihr Anführer, ein wegen seiner Grausamkeit berüchtigter Räuber, Kalukango, gefallen war, die Waffen. Gama de Almeida ließ 70 der bekanntesten Raubgesellen enthaupten und allen Uebrigen außer den Waffen Nasen und Ohren abnehmen. In dieser Verfassung schickte er sie nach Hause. Da ihr Weg aber 8 Tage lang durch unbewohnte Gegenden führte, werden wenige heimgekommen sein.

Als Karawanenchef hatte sich Magyar Kenntniß von allen Gütern zu verschaffen, welche die Reisenden mit sich führten, und dann von denselben die Stücke zu entnehmen, die nöthig waren, um alle Häuptlinge zu befriedigen, an deren Wohnort man vorbeikam. Täglich mußte er außerdem die Wache zu sich beordern und derselben für den folgenden Tag Instruktionen ertheilen, wobei er übrigens von dem bisherigen Führer treulich unterstützt wurde. Diese Wachsoldaten hatten ihrerseits die Verpflichtung, für ihn im Lager die Schlafhütte zu bauen, und Magyar hatte Sorge zu tragen, daß sie am Ende der Reise einen Ochsen dafür zur Belohnung erhielten.

Magyar hatte kaum sein Amt angetreten, als auch schon sich Boten des nächsten Häuptlings der Kissandschi einstellten, ihm einen Ochsen als Geschenk und eine freundliche Einladung zum Besuch brachten. Bei allen solchen Gelegenheiten ist es gebräuchlich, daß die Ankommenden sich an einer leicht in die Augen fallende Stelle niedersetzen und warten, bis sie zuerst begrüßt werden. Auch der Hauswirth grüßt seinen Gast zuerst, und Letzterer entfernt sich nachmals, ohne Abschied zu nehmen. Der allgemeine übliche Gruß besteht darin, daß man in die Hände klatscht, dabei „Bokuetu! d. h. Friede sei mit dir!" ruft und dies dreimal nach einander wiederholt. Wird von dem Angekommenen diese Ceremonie nicht wiederholt, so gilt dies als Zeichen von feindlichen Absichten. Frauen ist es verboten, mit Bokuetu zu grüßen.

Der Herr der Kissandschi präsentirte sich in einem langen rothen Rocke mit breiten Silbertressen, einem abgetragenen Generalshut und mit einem langen Stock mit großem Silberknopf, täuschend einem Portier ähnlich, nahm übrigens die Abgabe der Karawane und Magyar's Privatgeschenk huldreichst an und gab der ganzen Versammlung bedeutend viel Kimbombo, d. h. Maisbier, zum Besten. Das ganze Publikum gerieth bald in ungeheure Heiterkeit und tanzte die halbe Nacht hindurch bei den Klängen der geliebten Marimba, die eine vervollkommnete und vergrößerte Handscha ist.

Ein zweiter Besuch, den man nach einigen Tagen erhielt, drohte unangenehmer zu werden. Einige vollständig bewaffnete, schön gebaute Neger im Kriegsschmuck ließen sich vor dem Lager nieder und erwiederten den Friedensgruß nicht, den man ihnen bot, sondern fragten nach dem Führer der Karawane. Sofort eilte Jedermann mit den Waffen zur Volksversammlung (Olongo). Die Fremden stellten sich vor als Boten des Fürsten (Soba) von Kubala und überreichten Magyar einen in portugiesischer Sprache geschriebenen Brief. In letzterm behauptete jener Fürst, es seien ehedem Leute aus seinem Lande mit der Bihe-Karawane nach Benguela gezogen, bis jetzt aber noch nicht wieder zurück-

gekommen, deshalb zweifelsohne von den Biheern beraubt und ermordet worden. Infolge dessen verlange er von der Karawane als Blutgeld 500 Stück Baumwollenzeuge, 100 kg. Pulver, 10 Fässer Branntwein u. s. w., und drohte im Weigerungsfalle mit Krieg und Plünderung.

Da Magyar in diesem kitzligen Falle nicht wußte, wie er sich zu verhalten habe, so überließ er dem früheren Karawanenchef Mursza den Vorsitz, und dieser brachte durch seine geschickten Fragen, die einem europäischen Rechtsanwalt alle Ehre gemacht hätten, die Boten bald aus der Fassung. Besonders drang er darauf, daß vor allen Dingen die Impembas der angeblich Vermißten vorgezeigt würden, jene mit dem Opferblut getränkten Zeugstreifen, ohne deren Ueberbringung kein Fürst einem Unterthanen die Erlaubniß zur Reise ertheilt.



Empfang im Lager der Bailunda.

Die Boten wußten sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß sie zum Zeichen der Kriegserklärung die zerrissene Patrone Mursza vor die Füße warfen und sich unter allgemeinem Gezische und Kriegsruf davon trollten. Die Karawane setzte sich in Kampfbereitschaft, die Wächter verabredeten bestimmte Signale, welche sie sich zupfiffen, um mitzutheilen, ob sich etwas Verdächtiges zeige oder nicht. Die Träger der Patronentaschen lockerten die Deckel und hielten sich zum Vertheilen der Munition bereit, während Jeder seine Waffen zur Hand nahm. Nach wenigen Tagen kam die Karawane zu dem Herrn von Kubala und ward von demselben so freundlich aufgenommen, als ob nichts vorgefallen sei. Ueber den erwähnten Drohbrief befragt, erklärte er jene Boten für Betrüger, allein die

Reisenden waren der Ueberzeugung, daß er das Ganze angestiftet habe, um einen Prellversuch zu wagen. Wäre die Karawane schwach oder nicht muthig genug gewesen, so würde er wahrscheinlich keinen Augenblick Anstand genommen haben, sie auszuplündern.

Größeres Bedenken als die erwähnte Gesandtschaft erregte eine Nachricht, welche einige Tage später durch einen befreundeten Häuptling der Karawane mitgetheilt wurde. Man erfuhr, daß ein Heer Bailunda-Krieger sich dicht am Karawanenwege gelagert habe. Dasselbe solle zwar auf einem Raubzuge gegen die Muhumba begriffen sein, als es jedoch von dem Herannahen der Karawane Kunde erhalten, habe es Halt gemacht. Boten, welche man der Karawane vorausschickte, fanden die Mittheilung bestätigt und versetzten dadurch Alle in die größte Aufregung. Die Einen riethen zum Kampfe gegen die Wegelagerer, die Anderen zu einer Verschanzung, die Dritten zum Abweichen vom gewöhnlichen Wege. Der Kampf war aber eben so riskant wie das Beziehen eines befestigten Lagers, in welchem man in kurzer Zeit durch den Mangel an Lebensmitteln in eine verzweifelte Lage kommen würde. Das Umgehen der Karawanenstraße dagegen gab dem Fürsten von Bailunda nach der allgemeinen Anschauungsweise sogar das Recht zu einem allgemeinen Angriff auf die Reisenden, bei welchem er von seinen Nachbarn unterstützt worden wäre. Es wurde also ein Mittelweg eingeschlagen. Man sandte eine Botschaft an den Befehlshaber des Kriegesheeres und ließ um freien Durchzug gegen ein angemessenes Geschenk bitten. Würde er nun das Gesuch abschlagen oder seine Forderungen unverschämt hoch stellen, so wolle man eiligst gegen ihn marschiren und sein Lager mit gewaffneter Hand überfallen, ehe er einen Angriff vermuthe.

Die rückkehrenden Gesandten brachten zu allgemeiner Freude den dreimaligen Friedensgruß und die Versicherung des Feldherrn, daß dieser nichts Feindliches gegen die Karawane im Schilde führe, sondern sie nur um einige Dinge ersuche, an denen er zufällig Mangel leide. Hierauf folgte das Register von Branntwein, Zeugen, Schießpulver, Feuersteinen u. s. w., das zwar ansehnlich genug, aber für die starke und reiche Karawane leicht zusammenzubringen war.

Gleichzeitig hatte der Feldherr es sich ausgebeten, daß der weiße Führer der Karawane ihm die Geschenke persönlich überbringe, auch für dessen Sicherheit zwei Frauen zu Geiseln angeboten. Da es einmal nicht anders ging, willfahrtete Magyar diesem Verlangen, obschon er recht gut wußte, daß es einem Negerhauptmann auf ein paar Meineide gerade nicht ankommt, wenn er dadurch seine Habgier befriedigen kann. Gleich am nächsten Morgen machte er sich mit einer Anzahl Begleitern und den Geschenken auf den Weg nach dem Kriegslager und fand dasselbe aus vier großen Abtheilungen bestehend und das Feldherrnzelt durch eine hohe rothe Fahne gekennzeichnet.

Nachdem er länger als eine halbe Stunde hatte warten müssen, empfing ihn der Feldherr Kanduko-Lombeaganda. Es war dies ein Schwiegersohn des Königs von Bailunda, ein starker, hoher und verhältnißmäßig schöner Mann. Ihn umstanden seine Leibwächter, der Dolmetscher, Haushofmeister und der Stuhlträger. Es genießen in jenen Gegenden nur die Vornehmen das

Recht, sich auf einen Stuhl zu setzen, und lassen sich deshalb dieses Zeichen ihrer Würde stets durch einen Sklaven nachtragen. Der Europäer gilt ihnen von vornherein für ebenbürtig mit dem einheimischen hohen Adel.

Rings um den Führer standen ferner die Hauptleute der Kriegshorden in dichtem Gedränge und eine ganze Schar Weiber, die den Fürsten begleiteten. Die Krieger glänzten von Fett und waren gut bewaffnet, eine große Anzahl führten Feuergewehre. Ihr Haupthaar war zu einem künstlichen Geflecht, dem Epunta, verarbeitet, das genau einem Dragonerhelm glich und oben mit zahlreich eingeflochtenen glänzenden Muscheln geschmückt war. An den Seiten der Schläfen hingen Haarflechten herab, mit weißen und rothen Glasperlen ausgeputzt. Der Feldherr hatte um seine Hüften einen Gürtel aus weißem Baumwollenzeug geschlungen und damit ein weites, wallendes Gewand zusammengefaßt, das weiß und rothstreifig war. Ueber die Schultern hing ihm ein Stück blauer Kattun statt Mantel, und die Arme waren bis zu den Elnbogen mit Kupferringen bedeckt. Der Krieger hielt zuerst eine Ansprache an seine Scharen, und die Vissandschispieler begleiteten seine Worte mit leisen Akkorden. Dann erst wandte er sich an die Fremden, klatschte zweimal in die Hände und begrüßte sie mit dem üblichen Bokuetu. Er erklärte ihnen offen, daß seine Offiziere ihm allerdings den Vorschlag gemacht hätten, die Karawane abzufassen und von ihren Lasten zu befreien, allein er sei der intime Freund, der Kissoko, eines weißen Mannes, und schon deshalb wäre es für ihn eine moralische Unmöglichkeit, einen Reisezug zu belästigen, der von einem Stammverwandten seines Kissoko angeführt würde.

Kissoko-Freundschaft zu schließen, ist ein origineller Gebrauch bei jenen Völkern, der selbst mit religiösen Feierlichkeiten verknüpft ist. Die beiden Freunde, welche ein solches Bündniß mit einander eingehen wollen, versammeln an einem bestimmten Tage ihre Verwandten nebst dem Zauberdoktor. Nachdem man sich durch Maisbier (Kimbombo) in die nöthige Begeisterung versetzt hat, verwundet der Priester (Kimbanda) jeden der Freunde am linken Arme und fängt das Blut in einer Schale mit Kimbombo auf. Diesen Kissoko-Trank genießen Beide, indem sie sich dabei umarmen. Von diesem Augenblicke an herrscht zwischen Beiden die vollständigste Gütergemeinschaft, selbst in Bezug auf die Weiber. In Gefahren steht Einer für den Andern selbst mit Aufopferung des Lebens ein.

Als die Karawane das Land Kassandschi, das wir bereits erwähnten, verließ und auf die obengenannten Gazellenhörner zuging, führte der Weg durch das sehr interessante Thal des Flusses Kubale. Die Schilderung, welche uns Magyar von dieser Gegend entwirft, erinnert vielmehr an westindische oder brasilianische Wildnisse, als an die Scenerien, die man im Allgemeinen in Afrika zu finden gewöhnt ist. Beide Seiten des Thales wurden durch ansehnliche Bergzüge gebildet, und die Felsenbarren, die sich gleich Rippen querüber legten, nöthigten den Fluß häufig zu prächtigen Wasserfällen und Stromschnellen. Ebenso ertönte aus den Seitenthälern ununterbrochen das Plätschern von Gießbächen, die sich mit dem Kubale vereinigten. Da, wo das Thal sich ansehnlicher weitete, waren die feuchten Wiesenflächen mit dem mannshohen Sabale-Grase dicht bedeckt, das den Reisenden wegen seiner scharfen Blätter sehr beschwerlich ward und sie häufig im Gesicht und an den Händen verwundete.

Der größte Theil des Flußthales war dagegen von üppigem Urwald erfüllt, und die meisten Bäume von Schmarotzergewächsen bedeckt, welche Magyar an die Tillandsien, Bromelien, Bignonien und Kakteen Brasiliens erinnerten. Schlinggewächse mit prächtigen Blüten bildeten reizende Guirlanden, spannten sich von Baum zu Baum und versperrten oft den Weg so dicht, daß die Lastträger große Mühe hatten, mit ihren Stangen durchzukommen.

Nachdem man das Thal des Kubale verlassen, hatte man bis an den Fuß des Lingi-Lingi-Gebirges eine weite Hochebene zu passiren, die nur durch die Thalsenkung unterbrochen wurde, in welchen der Kalmanda, ein Nebenfluß des Balomba, strömte. Der Boden war theils thonig, und dann, durch den anhaltenden Regen aufgeweicht, sehr schwierig zu überschreiten, theils ward er steinig und sandig. Wo letzteres der Fall war, trat stellenweise Waldung auf, die übrige Hochebene war mit kurzem Gras und blühenden Kräutern bedeckt und von Singvögeln belebt. Auf manchen Strecken machte sich ein Gewächs sehr unangenehm bemerklich, das Magyar mit dem einheimischen Namen Ongote benennt. „Dieses Gewächs", sagt er, „ist eine Spanne hoch; die zarten, biegsamen Zweige desselben haben kleine, ovale, hellgrüne, fleischige Blätter, die Wurzeln verzweigen sich in allen Richtungen, und die knorrigen Stämme ziehen 3 bis 5 cm. hoch über dem Erdboden dahin, so daß man jeden Augenblick darüber stolpert. Da, wo es vorkommt, verdrängt es beinahe vollständig die nützlicheren Grasarten."

Die kräuterreiche Hochfläche war stellenweise von Wild belebt. Herden von Büffeln (Pakassa), Zebras, Quaggas (Gelenge) und Antilopen (Palanka) weideten hier friedlich, bis sie durch die herannahende Karawane stutzig wurden und sich in den Wald zurückzogen.

Das Büffelfleisch ist trotz alles Kochens stets zähe und von etwas bitterem Geschmack. Bei tüchtigem Appetit, nach anstrengender Fußwanderung, läßt es sich dagegen wol verzehren. Ein einziges Thier hat ziemlich das Doppelte vom Gewicht eines gewöhnlichen zahmen Ochsen.

Da, wo der Boden sich hob und deshalb trockener ward, zeigten sich einzelne Waldungen, ganz abweichend von den vorhin geschilderten. Sie waren aus hochstämmigen, schlanken und schönen Bäumen zusammengesetzt, die ihre Aeste völlig wagerecht ausstreckten und in einander verschlangen. Der Waldboden war mit einem grünsammtenen Teppich von zartem Grase bedeckt und völlig frei von Unterholz, so daß man weit zwischen die Baumsäulen hineinschauen konnte. Es trat hier eine Menge niedlicher und schönblühender Kräuter auf, die den herrlichsten Duft verbreiteten und sehr an die Flora des Kaplandes erinnerten.

Ein eigenthümliches Wildpret der afrikanischen niederen Jagd bilden die Heuschrecken. Ein großer Schwarm dieser Thiere, der sich gleich einer Wolke über die Reisenden legte, ward mit Jubelgeschrei begrüßt. Die Lastträger legten ihre Bürden ab und füllten die leergewordenen Vorrathssäcke mit lebendiger Speise, die sie am Abend beim Lagerfeuer rösteten und damit die Umgebung in einer Weise durchräucherten, die für die Nase eines Europäers sehr unangenehm war.

In der Nähe der Wohnorte bewegte sich der Zug durch ausgedehnte Pflanzungen von Nährpflanzen. Der Mais erreichte hier noch die doppelte Höhe eines Mannes, daneben waren Maniok, Kartoffeln, Bohnen und Kürbisse, und auch der Tabak war nicht vergessen. Man sieht, daß sich hierbei Gewächse befinden, die von der Küste aus als ursprünglich amerikanische zu den Stämmen des Innern gelangt sind.

Die Reise über das Lingi-Lingi-Gebirge schildert Magyar in den lebhaftesten Farben. Die Genüsse, welche der ununterbrochene Wechsel der Scenerie darbot, überwogen bei Weitem die Beschwerlichkeiten und Anstrengungen der Bergfahrt. Anfänglich folgten die Reisenden dem Thale des Balombo und hatten einen dichten Urwald mit Schlinggewächsen zu passiren. Dann trat der Pfad ins Freie und wand sich im Zickzack die Höhe des Gebirges hinauf, oft am Rande tiefer Schluchten entlang laufend. Die Berggipfel ringsum zeigten die verschiedenartigsten, grotesken Formen. Einige derselben waren mit Nadelholzbäumen bedeckt, die an den schroffen Seiten in zahlreichen Etagen hinaufkletterten. Andere waren fast ganz vom Pflanzenwuchs entblößt und trugen nur wenige dickfleischige Stauden wie Aloearten und ähnliche, welche Magyar an Agaven, Bromelien und Kakteen erinnerten. Aus der Tiefe der Schluchten schallte das Brausen der Gießbäche, und die zahlreichen Singvögel erfreuten die Bergsteiger mit ihrem angenehmen Gezwitscher.

Die Höhe des Gebirges wird durch die gegen 1600 m. über Meer befindliche Bergebene von Kiabera gebildet, von welcher man nach allen Seiten hin die entzückendste Fernsicht hat. Im Westen ziehen sich die Gebirge von Kiakka und Kubala und ähneln mächtigen dunkeln Flecken auf der endlosen, tieferen Ebene. Im Norden ragen aus dem Flachlande von Bailunda gleich Riesensäulen die vereinzelten, pyramidenförmigen Gipfel der „Amba". Im Osten erhebt sich das Djamba-Gebirge, das an Höhe die Lingi-Lingi-Kette noch übertrifft, und im Süden schließen wie ein Zug bläulicher Wolken die Ketten von Hambo und Kingolo die Rundsicht. Die Ortschaft Kiabera, aus etwa 160 Rohrhütten bestehend, liegt auf dem Gipfel eines kegelförmigen einzelnen Piks, der sich noch über das Plateau erhebt.

Zwischen dem Lingi-Lingi-Gebirge und dem östlicher gelegenen Djamba-Gebirge befindet sich das Land Hambo, das zwar nicht gerade groß, aber wegen des kriegerischen und räuberischen Sinnes seiner Bewohner weithin in Ruf ist. Dieselben dehnen ihre Raubzüge gelegentlich sogar bis zum 20.° südl. Br. aus. Das Land ist im Süden gebirgig, im Norden dagegen eben und fruchtbar, durchströmt von einer Anzahl kleiner Gewässer, die sich im Keve-Flusse (Kuvo) vereinigen. Der Marsch durch den vom Regen durchweichten schwarzen Thonboden, der die größte Fläche der Landschaft überdeckt, war sehr beschwerlich, noch unangenehmer aber die Passage über den Keve, der, bedeutend angeschwollen, die schwache Holzbrücke so überfluthete, daß nur das Geländer zu sehen war.

Auf einem Unterbaue von bewaldeten niederen Bergen erhob der riesige Kegel des Djamba sein ehrwürdiges, kahles Granithaupt vor den Reisenden. Dieses Gebirge bildete den letzten Wall, der zu übersteigen war, ehe die Karawane die Hochebene erreichte, auf welcher ihr Heimatsland Bihe liegt.

Trotz des anstrengenden Weges herrschte deshalb allgemeine Fröhlichkeit unter den schwarzen Begleitern Magyar's, und Jeder sang ein lustiges Lied, wo möglich ein solches, das er bei einem fremden Stamme neu erlernt hatte. Es gehört zu den besonderen Liebhabereien der Kimbunda, ein wenig damit zu prahlen, daß sie vielen anderen, möglichst fremden Völkern Lieder, Begrüßungsformeln, Tänze oder sonstige Sitten abgelernt haben, da sie einen Ehrenpunkt darin suchen, als weit gereiste, viel erfahrene Leute zu gelten. Bei Zusammenkünften sucht hierin häufig Einer den Andern auf ergötzliche Weise zu überbieten.

Der Häuptling der Djamba war es, welcher die Karawane von dem am Wege lagernden Bailunda-Heere benachrichtigte und sie dadurch vor einer großen Gefahr behütete. Man setzte den Weg zwischen den Landschaften von Bailundo und Sambos fort. Da die Berührungen der räuberischen Nachbarstämme fast nur feindlicher Natur sind, so bleibt gewöhnlich zwischen den beiderseitigen Staaten ein breiter Streifen neutralen Landes unbewohnt liegen. Hier wechselte Wald in ziemlich regelmäßigen Abständen mit Grasflächen ab. Der erstere enthielt außer vielen Nutzbäumen auch Palmen und mancherlei Waldobst. Magyar hebt von diesem die Luhengofrucht als eine der edelsten hervor. In Farbe und Größe ähnelt sie unserer Pflaume, nur ist sie etwas mehr kugelig. Sie hat einen süßsäuerlichen Geschmack und ein vortreffliches Aroma. Der einzige Uebelstand ist der, daß sich das Fleisch schwierig vom Steinkern trennt. Die Balunkafrucht wird nur haselnußgroß, dabei aber zart und aromatisch süß. Außen sieht sie gelb aus, der innen liegende Kern hat aber eine weiße und darunter eine blaue Schale. Eine dritte wilde Obstsorte ist die Olombumbu, die auf einem drei Spannen hohen Strauche wächst, der einem stachellosen Brombeerstrauch ähnelt. Die Frucht gleicht einer kleinen Kirsche und ist dunkelblau. Das Fleisch ist zwar sehr gewürzhaft, aber nicht sonderlich saftig. Dieses Obst ist eine Lieblingsspeise der Wildschweine und an einer Stelle, an welcher die Olombumbu häufig wuchs, wurde auch eine starke Herde des genannten Wildes aufgestöbert. Man stellte ein Kesseltreiben auf selbige an und erlegte 18 Stück, die freilich in 2000 Theile zerlegt werden mußten, denn so viel Personen zählte die Karawane.

Nach Ueberschreitung des Djamba-Gebirges hatte die Karawane das afrikanische Hochland erreicht. Magyar schätzt die Ebene von Sambos, die dicht östlich sich an jenes Gebirge anschließt, auf 2000 m. über Meer. Hier war der Boden schwarz und sandig, dabei aber von zahlreichen Wasseradern durchzogen, die nach dem Kutatu abflossen. Weite Strecken waren dadurch in schwankenden Moorgrund verwandelt, hie und da schimmerten Teiche, belebt von zahlreichen Wasser- und Sumpfvögeln, und auf den Gipfeln der kleinen Hügel, die sich über die Ebene erhoben, waren die Ortschaften der Eingeborenen errichtet, beschattet von mächtigen Incenderabäumen, die Magyar mit Platanen vergleicht.

Zum Schluß der Reise wurden die Wanderer noch von einem furchtbaren Hagelwetter überfallen. Auf eine kurze Zeit war die weite Wiesenfläche mit einer Decke von Eisstücken belegt und gewährte einen für Afrika ganz ungewöhnlichen Anblick. Durch den darauf folgenden heftigen Regen thauten die Schloßen freilich bald wieder auf, der Weg ward dadurch aber auch so unergründlich, daß sich das Marschiren in ein förmliches Waten verwandelte.



Ankunft in Bihe.

XIV. Magyar's Aufenthalt in Bihe.

Ankunft in Bihe. Magyar's neue Wohnung. Gesinde. Audienz beim „wüthenden Löwen". Königskrönung. Geschichte der Kimbunda. Pakassa-Bund. Heeresverfassung. Rechtszustände. Magyar als Besessener. Prinzessin Osoro. Sitten und Gebräuche der Kimbunda.

Die Karawane erreichte die Grenze von Bihe und löste sich in kleinere Trupps auf, um zu ihrem besonderen Wohnorte auf den nächsten Wegen zu gelangen. Da die Ankunft der Zurückkehrenden bereits einige Tage vorher durch vorangehende Boten verkündigt worden war, so hatten die Frauen daheim zum Empfang Maisbier zurecht gemacht und auch auf den Ortschaften unterweges wurden sie mit diesem Lieblingsgetränk bewirthet.

Magyar's Lastträger verließen ihn größtentheils beim Ueberschreiten der Grenze. Sie schämten sich, vor ihren Verwandten als Dienende zu erscheinen, und übergaben ihre Ballen andern Trägern, die ihre Stelle vertraten. Sich selbst kleideten sie aufs Beste in die zum Lohn erhaltenen Zeuge und gaben dann daheim allerlei Geschichten zum Besten, wie sie durch kaufmännische Spekulationen zu diesen Reichthümern europäischer Manufakturen gekommen seien. Nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl blieb Magyar treu; es waren dies Verwandte seines Kissongo, und als solche betrachteten sie den Ungar als ihren Gast und würden es für eine Schande angesehen haben, sich von ihm zurückzuziehen.

Je näher sie dem heimatlichen Wohnorte kamen, desto mehr eilten sie und wollten sogar während der Nacht marschiren, um zeitiger bei ihren Familien anzukommen. Allein selbst dieses Heimweh ließ sich mit Maisbier kuriren. In einem Dorfe, das man unterwegs berührte, fand sich das Lieblingsgetränk in großer Quantität vor. Die Träger machten Halt und vertilgten Kimbombo, bis ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten. Mit lallender Zunge baten sie Magyar um Entschuldigung und führten als Grund für ihre Rast an: die Gazellenhörner hätten ihnen für heute Regen prophezeiet, deshalb seien sie natürlich lieber im Trocknen geblieben.

Für den folgenden Tag verbat sich Magyar die Regenprophezeiung und kam am Nachmittag desselben bei der Familie seines Kissongo an. Hier, bei dem Dorfe Maschischi-Kuitu, wollte er sich ebenfalls niederlassen und bezog mit seinen Gütern vorläufig vier Hütten, die für ihn eingerichtet waren.

Magyar beabsichtigte sobald als möglich sein eignes Gehöfte (Libata) einzurichten und schickte deshalb eine Gesandtschaft mit entsprechenden Geschenken an den Fürsten des Landes, um von diesem die Erlaubniß zur Niederlassung zu erhalten. Seine Boten kehrten nach fünf Tagen in Gesellschaft von einigen Abgeordneten des Königs zurück, brachten den Gruß des letztern und die erbetene Erlaubniß, zugleich aber auch die Aufforderung, den Herrscher persönlich aufzusuchen, sobald die Einrichtung der Haushaltung in Ordnung gebracht sei.

Es stand Magyar frei, irgend ein Stück Land zu besetzen, das von keinem Anderen in Besitz genommen war. Die Gegend, in welcher das Dorf seines Kissongo lag, war so schön, daß es ihm anfänglich förmlich schwierig wurde, sich für einen Punkt zu entscheiden. Schließlich wählte er ein reizendes Thal zu seiner Niederlassung. Es war dasselbe von einem klaren, schnell fließenden Bache durchströmt, der sich in den Fluß Kuitu ergoß. Auf den letztern hatte man eine hübsche Aussicht. Wälder wechselten mit üppigen Wiesen, und auf den Höhen der Hügelzüge deuteten dichte Incendera-Baumgruppen mehrere Ortschaften an. Magyar war von der idyllischen Schönheit der Landschaft ergriffen und sprach seinen Entschluß, hier sein Libata errichten zu wollen, gegen seine Begleiter aus. Da erklärte ihm zu seinem Aerger sein Kissongo, dies sei unthunlich, denn vor Jahresfrist sei gerade hier ein schlimmer Hexenmeister hingerichtet worden, und die bösen Geister (Kilulu) trieben seitdem hier ihr Wesen. Sie würden ihn und die Seinen keinen Augenblick in Ruhe lassen und selbst sein Leben gefährden. Magyar erkannte, wie irrig die Vorstellungen der Dichter seien, die sich das Leben der Naturmenschen als süße Idylle des Friedens ausmalen und alle Uebelstände einer fortschreitenden Kultur zuschreiben. Zugleich traten ihm die Schauerscenen vor Augen, die er unterweges selbst bei Hexenprozessen erlebt hatte, und sah, daß ihm nichts übrig blieb, als zum bösen Spiele gute Miene machen und die abergläubischen Vorstellungen der Neger durch die Mittel zu bekämpfen, welche die Verhältnisse selbst darboten. Er suchte also die Kimbunda, d. h. die Zauberpriester zu seinen Gunsten zu stimmen und zu seinem Zwecke zu verwenden, und stand sich vortrefflich dabei. Nur dann, wenn sie ihm etwa zu unangenehm wurden, erklärte er ihnen ruhig, daß er als Weißer aus Europa über ihren Hokuspokus erhaben sei.

So citirte er also sofort den Zaubermann herbei, legte ihm ein fettes Schwein und einige Meter Kattun zu seinen Füßen und forderte ihn auf, die Plagegeister aus diesem Paradiese zu vertreiben, in welchem er seine Hütte aufschlagen wolle. Der Schwarze schlachtete demnächst eine Ziege als Sühnopfer, bestrich mit dem Blut Magyar's Stirn und malte mit Kreide heilige Hieroglyphen an dessen Arm und Brust, dann blies er mit seinem Gazellenhorn zweimal nach jeder Himmelsgegend — und alle Teufelei war vertrieben, der Platz von den Kilulu gesäubert.

Jetzt begann in dem stillen Thale ein reges Leben und Treiben. Aus den benachbarten Ortschaften strömte Alt und Jung herzu, um beim Bau des Libata gegen kleine Belohnung behülflich zu sein. Die Männer fällten im Walde Baumstämme, Weiber und Kinder schnitten auf den Wiesen das lange Gras zum Bedachungsmaterial. Magyar mußte, um bei den Eingeborenen als achtbarer, respektabler Mann zu erscheinen, ein großes Libata bauen und sich auf ein halbes Hundert Diener oder Leibeigene einrichten. Er richtete sich in der Anlage seines Gehöftes ganz nach dem Landesgebrauche, mit der einzigen Abweichung, daß er seine Meierei viereckig anlegte, während die Eingeborenen ihr gewöhnlich einen kreisrunden Grundriß geben.

Zunächst ward ein großer und möglichst fester Wall aus Eisenholzstämmen von Mannsdicke und ansehnlicher Höhe aufgerichtet und die Räume zwischen den Palissaden mit tüchtigen Faschinen ausgefüllt, die es einem Feinde unmöglich machten, die Bewohner zu belästigen, während letztere in den Stand gesetzt wurden, etwaige Angreifer mit Gewehrfeuer aus sicherm Versteck zu empfangen. Rings um diesen äußeren Festungswall errichtete man die Hütten für das Gesinde und für die Vorräthe. Dann folgte ein zweites festes Palissadenviereck und innerhalb desselben die Wohnungen für den Herrn und dessen nähere Familienglieder in spe. Die Hüttenwände stellte man, wie die Palissadenmauer, aus Baumpfählen dar, welche man nebeneinander in die Erde rammte, dann mit Lehm bewarf und mit einem Anstrich aus Kalk überzog. Seiner Privatwohnung ließ Magyar eine möglichst europäische Einrichtung geben.

Das arbeitende Volk beeilte sich nach Möglichkeit, damit dem weißen Manne sein Entschluß, sich unter ihnen niederzulassen, nicht gereuen möge. Besonders würde es den Frauen sehr unangenehm gewesen sein, wenn Magyar sie verlassen hätte — nicht wegen seiner persönlichen Erscheinung, denn seine spitze Nase, schmalen Lippen und weiße Haut fanden sie abscheulich und sein schlichtes blondes Haar thierähnlich — sondern wegen der vielen Herrlichkeiten, die er besaß und von denen sie allmählig durch Austausch Mancherlei zu ihrem Schmuck zu gewinnen hofften. Die nöthige Anzahl Gesinde zu erhalten, war eine sehr leichte Sache. Freie Diener sind hier weniger vortheilhaft, da sie sich nur zu ganz speziellen Dienstleistungen verpflichten. Außer den Sklaven versieht man sich aber hier der Sitte gemäß noch mit Leibeigenen, verpfändeten Leuten. Gegen einige 30 Meter Kattun erhielt Magyar die kräftigsten Bursche und Mädchen verpfändet. Ein solcher Leibeigener muß ähnlich wie ein Sklave dem Herrn ausschließlich dienen, darf aber von demselben weder mit dem Brenneisen gezeichnet, noch körperlich ernstlicher gestraft, noch anderwärts verkauft

werden. Sein Herr muß ihn frei geben, sobald er das Doppelte der Verpfändungssumme zurückerstattet. Der Zudrang von Leuten, welche sich oder Angehörige dem Weißen verpfänden wollten, ward schließlich so stark, das Lamento bei einer abschläglichen Antwort so groß, daß Magyar die Dienstbereiten mit Gewalt aus seiner Festung hinaustreiben mußte.

Der Unterhalt eines so zahlreichen Dienstpersonals ist eben so leicht, wie die Erwerbung desselben. Sobald ein Bursche irgend die Brautsteuer erschwingen kann, verheirathet er sich, damit seine Frau ihn durch ihren Feldbau ernähre. Die Bearbeitung des Landes ist ausschließlich Weibersache, dem Manne geziemt Jagd, Hausbau u. dgl. Die verheiratheten Sklaven haben einen Theil ihrer Ernte an die unverheiratheten abzugeben, und ein anderer Theil dient zum Unterhalte des Herrn. Der Letztere sorgt dagegen für die sehr einfache Bekleidung seiner Sklaven und giebt ihnen jährlich zweimal einige Meter Kattun. Frauen bekommen von ihren Eheherren allmonatlich eine ähnliche Gabe oder in Ermangelung derselben entsprechende Vertröstungen auf bessere Zeiten.

Sobald Magyar mit seinem Libata in Ordnung war, machte er sich auf, um dem König Kayaya-Kayangula den schuldigen Besuch abzustatten. Die Hauptstadt Kombala war etwa zwei Tagereisen entfernt. Je näher man derselben kam, desto unbewohnter und öder fand man das Land, da die afrikanischen Großherren ihre Macht nicht benutzen, um ihre Unterthanen zu beschützen und deren Wohl zu fördern, sondern um sie nach Möglichkeit zu plündern und auszuziehen. Die Stadt lag, wie gewöhnlich, auf einem Hügel unter dem Schatten von Jncenderabäumen. Ein schmaler Fußpfad führte die felsige, steile Anhöhe hinauf nach dem Stadtthor, an welchem Magyar mit seinem Gefolge gegen eine Stunde warten mußte, ehe er die Erlaubniß zum Eintritt erhielt. Innerhalb des Thores fand er einen großen Rasenplatz, von schattigen Bäumen umgeben, jenseits desselben formirten elende, strohgedeckte Häuser enge, schmuzige Gassen, die durch neugieriges Gesindel fast verstopft waren. Mitten in der Stadt bildete ein halbausgetrockneter Bach einen fatalen Gedankenstrich, über den sich Magyar, da eine Brücke fehlte, zum allgemeinen Gaudium auf den Schultern eines Sklaven hinweghalf.

Weiterhin fand sich noch ein Schattenplatz mit Holzbänken; es war der Versammlungsort der Städter. Letztere gaben bei näherer Bekanntschaft ihre großstädtische Bildung durch gewähltere, zierlichere Kleidung, durch feineres Benehmen und durch gewähltere und geläufigere Redeweise zu erkennen und machten dadurch ihrem Wohnort alle Ehre. Nachdem Magyar eine Zeitlang auf dem erwähnten Platze gewartet hatte, erhielt er den Bescheid: „Se. Majestät sei heute leider durch dringende Staatsgeschäfte abgehalten, ihn zu empfangen; lasse ihn deshalb auffordern, es sich in der Hütte, welche er ihm anweise, nach Möglichkeit bequem zu machen, und werde morgen seinen Besuch entgegennehmen."

Magyar ward zwar in der Hütte, die er bezog, durch die erklärliche Negerneugierde sattsam belästigt, andererseits aber auch im Ueberfluß mit Lebensmitteln und Erquickungen beschenkt. Die schwarzen Schönen nahmen freilich mit sichtlicher Genugthuung die Gegengeschenke an, welche er für diese Gaben spendete.

Am folgenden Morgen führte ihn ein königlicher Beamter nach dem Palaste.

Letzterer umfaßte einen weitläufigen Häuserkomplex und war von einem hohen Palissadenwall eingefaßt. Das äußere Thor war nach afrikanischem Heldenbaustyl mit einem Sortiment von Menschenköpfen von allen Daten verziert: die einen bereits gebleichte Schädel, die andern fast frisch, und als unser guter Ungar durch die verhängnißvolle Pforte eintrat, war ihm zu Muthe, als spaziere er geradewegs in eine Löwenhöhle. Innen wand sich der Weg durch ein wahres Labyrinth von winkligen, engen Gäßchen und Plätzchen, aus welchem er sich allein nicht wieder herausgefunden haben würde. Durch eine Pforte in einer zweiten Palissadenwand kam er endlich mit seinem Kissongo in einen kleinen Hofraum, der den Stuhl des Herrschers enthielt, gekennzeichnet durch ein darübergebreitetes Löwenfell. An der einen Seite dieses Empfangraumes erhob sich die Hofkapelle als auffallend stattliches Bauwerk.

Daß es ohne zu antichambriren selbst bei einer Negermajestät nicht abging, hatte Magyar bereits erfahren. Nach einer guten halben Stunde endlich verkündete Schellengeklingel das Nahen des Fürsten. Ein Diener mit einem Quaggaschweif (Gelengeschweif) schritt dem Fürsten voran, und eine Schar stattlicher Kriegsobersten folgte demselben. Der Fürst nahm auf seinem Throne Platz, zu seinen Füßen kniete ein Lieblingspage, links und rechts stellten sich die Krieger auf, das Haupthaar in der früher beschriebenen Form der Dragonerhelme aufgeputzt. Als Waffen trugen sie lange Flinten, Wurfspeere und hölzerne Streitkolben. Der König Kayaya-Kayangula war eine hohe und hagere Figur und mochte gegen 50 Jahre alt sein. Sein Gesicht war ziemlich regelmäßig und würde sogar einnehmend gewesen sein, wenn es nicht durch die blinzelnden Augen einen unheimlichen Ausdruck erhalten hätte. Auf dem Haupte trug er ein Tuch gleich einem Turban, als Kleid ein dunkelblaues weites Gewand, das ein weißer, gefranster Gürtel zusammenhielt. Ueber die Schultern schlang sich ein weißer, gelb- und rothstreifiger Schal. Einen eigenthümlichen Schmuck bildete eine große in Gold gefaßte Löwenkralle, die an einer schwarzen Schnur als Talisman an der Brust hing, und als Scepter und Spielzeug hielt er einen kleinen Dolch in der Hand. Nachdem er sich gesetzt, begrüßte er Magyar, welcher ebenfalls auf seinem mitgebrachten Stuhle ihm gegenüber Platz genommen, mit dem üblichen dreimaligen Bokuetu (Friede sei mit dir!) und der Ungar erwiderte es vorschriftsmäßig eben so oft: „Auch mit dir, fürstlicher Vater". Darauf deklamirte der Heldenchor zum Preise des Herrschers unter Händeklatschen: „Sei gegrüßt, Herr, mächtiger Löwe! Wüthender Löwe!" Magyar's Kissongo hatte zwischen seinem Herrn und dem König knieend Platz genommen und erhielt jetzt den Befehl zum Sprechen. In üblicher Weitläufigkeit berichtete er alle Einzelnheiten von Magyar's Reise, dann den Plan desselben, daß er sich unter dem Volke von Bihe häuslich niederlassen und von hier aus verschiedene Reisen zu den benachbarten Völkern machen wolle. Dieser Vortrag dauerte eine reichliche halbe Stunde. Wort für Wort ward die Rede vom Dolmetscher des Königs dem Sklaven mitgetheilt, der zu des Herrschers Füßen saß, und dieser theilte sie leise seinem Herrn mit, obschon dieser ganz gut die Worte des Kissongo verstand, da derselbe ja in seiner Landessprache redete. Es ist dies das gebräuchliche Verfahren bei feierlichen öffentlichen Audienzen.

Der Fürst bewies nicht nur genügende Geduld, Alles anzuhören, sondern gab seinen Beifall offen zu erkennen. Als der Kissongo geendet, erwiederte er wörtlich: „Du hast mich sehr geehrt, weißer Mann, mit deinem mir geschenkten Zutrauen, indem du der Gemächlichkeit, die du daheim unter deinen Landsleuten genossen hast, entsagtest und zu uns kamst und dich unter uns niederließest. Darum sei willkommen. Ich nehme dich in meinen Schutz und wehe dem, der dich an deiner Person oder deiner Habe zu verletzen wagt. Ich ertheile dir hiermit das von unseren Voreltern ererbte Gastrecht und meine Völker müssen es anerkennen und achten!" Die nebenstehenden 20 Hauptleute bekräftigten des Königs Worte wiederum mit dem oben angeführten Löwengruße.

Der König war ehedem im Interesse seines Volkes an der Küste gewesen und hatte durch Vermittelung des Gouverneurs daselbst einige Schiffe besucht. Er knüpfte jetzt eine Unterhaltung mit Magyar an, in welcher er seine Bewunderung über die Geschicklichkeit und die Unternehmungslust der Europäer aussprach und sie als ein von der Gottheit bevorzugtes Geschlecht pries. Magyar machte ihm hierauf bemerklich, daß die Schwarzen viele der gepriesenen Herrlichkeiten sich selbst verschaffen könnten, wenn sie nur wollten und etwas fleißiger wären. Der fruchtbare Boden würde Baumwolle in Fülle erzeugen. In Benguela und Loanda könnten sie den Weißen sattsam allerlei Künste und Handwerke ablernen, Kattune könnten von ihnen selbst gewebt und mit Hülfe der einheimischen Kräuter gefärbt werden.

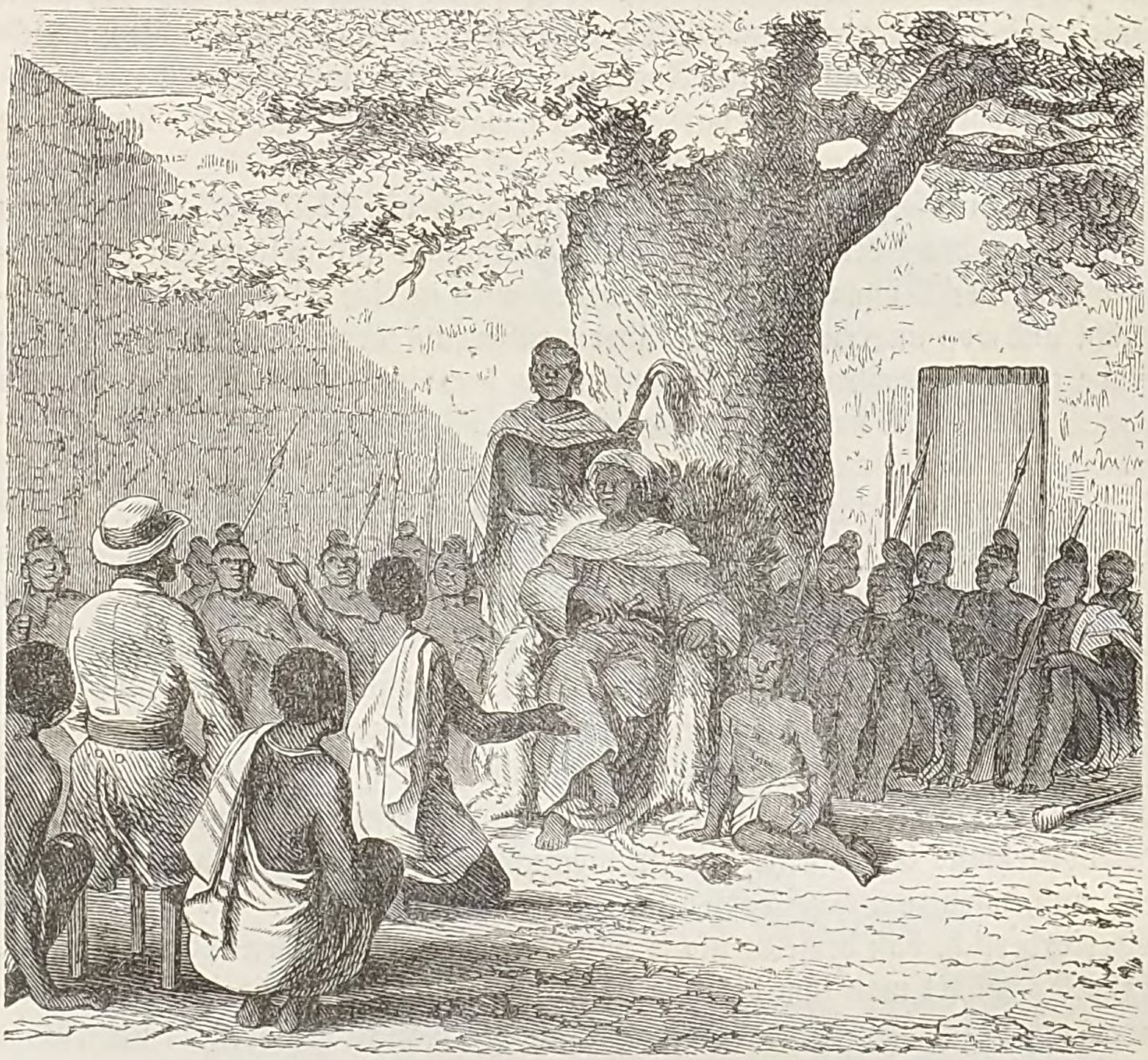
Der König gab ihm völlig Recht, allein, setzte er mit einem Seufzer hinzu, bei den einmal vorhandenen Sitten und Anschauungen der Neger sei zur Zeit ein solches Beginnen unausführbar. Er zeigte auf seine Umgebung und sagte: „Diese Spitzbuben würden den Fürsten, der ein solches Unternehmen beabsichtigte, für einen Hexenmeister verschreien und seinem Leben bald mit Eisen oder Gift ein Ende machen. Glaube mir, mein Freund, Gott hat die Weißen zu Herren des Reichthums und der Zeuge, die Schwarzen aber zu armen Teufeln gemacht!"

Nach beendigter Audienz ward Magyar wieder zu seiner Hütte geleitet, und ein lustiges Trink- und Tanzgelag beschloß beim Klange der Marimba hier die Feier. Der weiße Mann hatte alle Mühe, sich die schwarzen Schönen vom Leibe zu halten, die absolut ein Tänzchen mit ihm machen wollten und ihm vorstellten, was für eine große Schande es wäre, daß er schon so alt und noch ohne Frau und Kinder sei.

Magyar zog sich aus dem Festgetümmel auf ein ruhiges Plätzchen zurück. Hier kam zu seiner großen, aber nicht gerade angenehmen Ueberraschung der Fürst zu ihm und theilte ihm vertraulich mit: er beabsichtige in kurzer Zeit einen Kriegszug gegen die benachbarten Ganguella zu unternehmen und rechne mit Bestimmtheit darauf, daß sein guter Freund, Herr Como, ihm dabei treulich mit seiner Kriegserfahrung und seinem Waffengeschick beistehen werde. Da der „wüthende Löwe" bei Magyar's Versuchen, die Einladung abzulehnen, anfing „runde Augen" zu machen, so blieb nichts Anderes übrig, als wenigstens vorläufig zuzusagen in der Hoffnung, daß künftig sich schon ein Hinterthürchen finden werde, um der fatalen Ehre zu entschlüpfen. Dafür ließ ihn Se. Majestät

auch am nächsten Morgen auf seinem eigenen Maulesel (eine besondere Kostbarkeit) nach Hause reiten und versah ihn auch mit hinreichendem Mundvorrath auf der Reise.

Um zu verstehen, daß die oben angegebenen Ehrentitel des Königs: „Mächtiger Löwe! Wüthender Löwe!“ hier etwas mehr als bloße Redensarten sind, genügt es, die Gebräuche sich vorzuführen, welche hier mit der Krönung eines neuen Herrschers verbunden sind.



Maghar's Audienz beim „Wüthenden Löwen“.

Sobald ein Kimbundafürst so zu kränkeln beginnt, daß sein Ableben zu befürchten steht, sperren ihn die höchsten Würdenträger des Staates von seiner Umgebung völlig ab. Selbst seine Weiber dürfen nicht zu ihm. Da alle Verordnungen währenddem von den Ministern ausgehen, so wird der Tod des Herrschers meistens erst geraume Zeit nachher allgemein bekannt.

So wie er den Weibern angezeigt ist, brechen diese in Wehgeschrei aus und verkünden es auf diese Weise der Hauptstadt. Boten werden zum Thronerben gesandt, um denselben zur Uebernahme des Scepters aufzufordern. Die Thronfolge ist bei allen Kimbundavölkern streng durch den Gebrauch bestimmt und fällt stets auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester des Königs, denn, sagen die Neger, die wirkliche Abstammung eines Mannes ist nur von Seiten

seiner Mutter über allen Zweifel erhaben. Mit dieser Bevorzugung der weiblichen Linie hängt es vermuthlich auch zusammen, daß die Kinder von freien Frauen, die mit Sklaven verheirathet sind, ebenfalls als freie Leute betrachtet werden, und kein freies Mädchen nimmt deshalb den geringsten Anstoß daran, sich mit einem Sklaven zu verheirathen.

Der Thronfolger darf als Kronprinz sich nie in der Nähe des regierenden Königs aufhalten, ja er darf nicht einmal mit demselben zusammentreffen; deshalb bewohnt er stets eine abgelegene Gegend. Die Zeit zwischen dem Tode des alten Königs und dem Regierungsantritt des neuen ist in jenen Ländern die unglückseligste. Es herrscht allgemeine Anarchie. Haß, Rache und Habsucht treten ungescheut hervor, und Niemand darf es wagen, währenddem ohne starke bewaffnete Begleitung Reisen zu unternehmen.

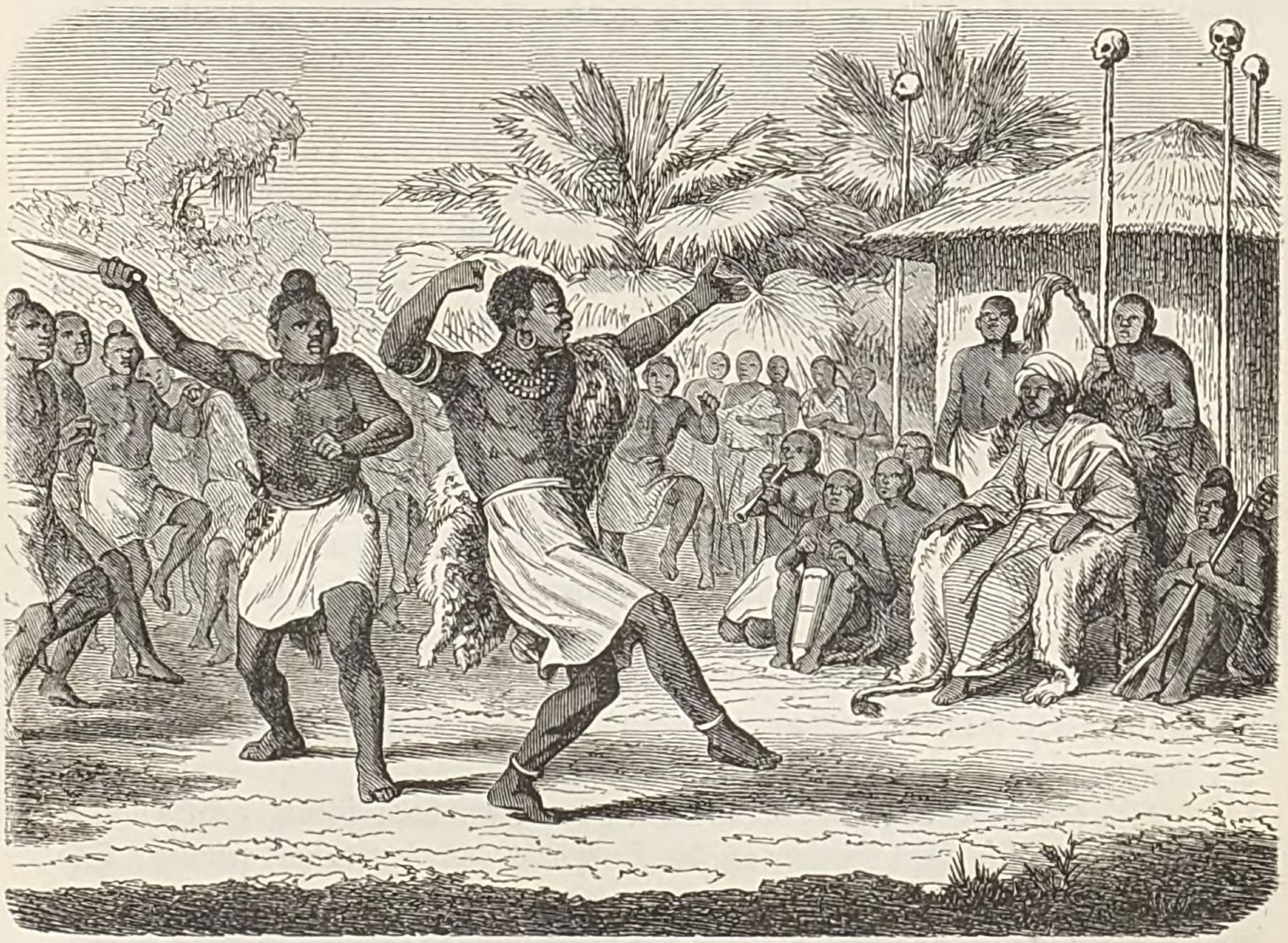
Der Thronfolger begiebt sich nach eingegangener Meldung sofort mit den Hauptleuten des Volks in die Nähe der Hauptstadt und schlägt dort ein Feldlager auf. Der Leichnam des Verstorbenen wird in eine frische Ochsenhaut eingenäht und von auserwählten Männern außerhalb der Stadt in einem tiefen Grabe unter fortwährenden Flintenschüssen beerdigt. Eine Anzahl Sklaven werden geschlachtet, damit der Abgeschiedene im Jenseits in würdiger Weise einziehe und entsprechende Bedienung habe.

Im Feldlager sammeln sich alle streitbaren Männer des Volks, denn es gilt einen Probefeldzug, bei welchem der junge Fürst seine Kriegstüchtigkeit darlegt, und durch den man gleichzeitig diejenigen Opfer erhält, die bei der Krönungsfeierlichkeit erforderlich sind. Die Hauptleute berathen im Geheim, welchem Nachbarvolke der Streich gelten soll, dann fällt das Heer plötzlich in das ausersehene Gebiet ein und zeigt seine Bravour durch Brennen und Morden. Es kommt darauf an, eine auserlesene Anzahl Gefangene mit heim zu bringen. Diese müssen den verschiedensten Ständen und Beschäftigungsweisen angehören. Der vornehmste Gefangene, der ein möglichst tapferer und berühmter Krieger sein muß, wird zum Speiseopfer bei der Krönung bestimmt. Es ist aber hierbei erforderlich, daß derselbe nichts von diesem bevorstehenden Schicksale ahne; deshalb gewährt man ihm die möglichsten Freiheiten, bewacht ihn aber unbemerkt um so schärfer. Er darf ferner weder den Namen erfahren, den der junge Fürst bei der Thronbesteigung annimmt, noch darf er Denjenigen sehen, welcher ihm den Todesstreich versetzt. Er wird zu allen Schmausereien und Festgelagen herangezogen, bis am bestimmten Tage, mitten im tollsten Jubel, während er trunken einen Solotanz aufführt, ihm ein Neger das Haupt vom Rumpfe schlägt.

Sofort verstummt die Musik. Des Königs Waffenträger pflanzt das abgeschlagene Haupt auf die Spitze des Königsspeers. Die Priester nahen, öffnen den Leichnam und wahrsagen aus den Eingeweiden. Das Herz und das Fleisch wird an die Kriegsobersten vertheilt, die es, mit Büffel- und Hundefleisch vermischt, braten und verzehren und überzeugt sind, daß sie dadurch zu unwiderstehlichen Kriegshelden werden.

Die übrigen Kriegsgefangenen werden ohne weitere Rücksichten herbeigeschleppt und enthauptet. Ihre Köpfe dienen als Verzierung des Königspalastes und ihre Körper begräbt man. Die Köpfe zweier Jungfrauen verscharrt man

unter dem Bett des Königs. Aus dem Fötus einer ermordeten schwangeren Frau wird eine scheußliche Salbe für den Herrscher hergestellt. Letzterer hält nun erst seinen feierlichen Einzug in die Residenz, nachdem er dem Volke das Gelübde abgelegt hat, dem Herkommen gemäß zu regieren, und von seinen Unterthanen jubelnd als König begrüßt worden ist. Diese unmenschlichen Gebräuche scheinen traurige Ueberreste aus einer trüben Vergangenheit zu sein, von welcher die Sagen der Kimbundavölker erzählen. Die Voreltern der Kimbunda sollen vor etwa 300 Jahren aus dem Lande der Moropu im fernen Nordosten ausgewandert sein. Blutige Kriege hatten sie hierzu gezwungen, Kriege öffneten ihnen den Weg und durch solche gewannen sie neue Wohnsitze.



Der Todestanz.

Hierdurch verwildert, war das Verzehren von Menschenfleisch allgemeiner Gebrauch bei ihnen geworden und ward vorzugsweise durch die Jaga, die Zauberpriester, befördert. Dieser eng zusammenhaltenden Zunft gegenüber bildete sich, nach Magyar's Mittheilungen, ein Geheimbund, der Pakassa-Bund, welcher das Ausrotten des Menschenfleischessens, das Einführen friedlicher Beschäftigungen und dadurch die Kräftigung und Civilisirung der Nation zum Zwecke hatte, aus Furcht vor den Jagas aber sich in tiefes Geheimniß hüllte und die Pakassa (Büffel)-Jagd als seinen Zweck bezeichnete. Aeußere Abzeichen dieser, dem Freimaurerbunde zu vergleichenden, Brüderschaft waren ein Kranz von Büffelhaaren um die Stirn und Ringe aus den Gedärmen dieses Thieres (Saiten) um Arme und Füße. Kämpfe zwischen diesen sogenannten Pakasseros

und den Jagas führten neue Auswanderungen und Stammzersplitterungen herbei, welche die jetzigen Völkerschaften als Endresultate ergaben.

Wenn der König von Bihe bei seinem Gespräch mit Magyar seine Hauptleute als Spitzbuben bezeichnete, denen er das Schlimmste zutrauen müsse, so hatte er nicht Unrecht. Es stirbt selten in Bihe, wie überhaupt bei den Kimbundastämmen, ein König eines natürlichen Todes, und sein ganzes Leben ist oft genug ein ununterbrochener Kampf mit seinen Vasallen. Es besteht in jenen Ländern ein zweifacher Adel, den wir vergleichungsweise als Erbadel und Verdienstadel bezeichnen könnten. Der erstere umfaßt die Abkömmlinge der königlichen Familie, und wenn wir erfahren, daß der damals regierende Fürst 61 Kinder hatte (47 Töchter und 14 Söhne), so begreift es sich leicht, daß diese Adelskaste ziemlich zahlreich sein mag. Aus ihnen werden die Heerführer und untern Befehlshaber gewählt, denn es existirt hier auch eine Art stehendes Heer, das sich aus dem liederlichsten Raubgesindel des eigenen Landes und der Nachbarstaaten rekrutirt. Diese Truppen, die man Elefantensöhne nennt, sind mit Schießgewehren, Spießen, Keulen und Dolchen bewaffnet, erhalten aber weder Bekleidung noch Löhnung. Sie ernähren sich lediglich von Raub und Plünderung, gleichviel ob sie in Feindes oder Freundes Land sind, und die Hauptsorge ihrer Führer muß deshalb dahin gehen, sie vielfach auswärts zu beschäftigen und bei den Zügen die Ortschaften des eigenen Landes möglichst zu vermeiden. Sie sind in Heerhaufen (Hoka) von je 200 bis 400 Mann getheilt und dienen dem Fürsten und dem hohen Erbadel als Geißel für widerspenstige Untergebene. Der Verdienstadel wird aus den Ortsvorstehern gebildet, die wegen ihres Reichthums, ihres Handelsgeschicks und sonstiger Vorzüge von den Gemeinden zu jenen Aemtern gewählt werden und deshalb die Interessen des Volkes gegen die Willkür der Gewaltherren vertreten. Es ist nichts Seltenes, daß ganze Gemeinden gelegentlich offenen Kampf gegen die Elefantensöhne und deren Befehlshaber führen und sich, wenn sie ungünstigen Ausgang der Fehde fürchten, außerhalb der Grenzen des Landes in Sicherheit bringen.

Nach den geographischen Traditionen der Kimbunda-Neger gehören alle Europäer einer einzigen Nation an, die sie Potu (von Portugal) nennen. Die Aufgeklärteren unter ihnen unterscheiden aber von den eigentlichen Potu, den Herren der Kattune, noch die Ingles, d. i. die Engländer. Dieses sind verdammte Wesen, welche mit ihren zahllosen Schiffen das Meer beherrschen und die Ausfuhr der Sklaven nicht gestatten, wodurch sie den Negern sehr großen Schaden zufügen. Dieses Beginnen habe, meinen sie, darin seinen Grund, weil der König von Brasilien, in dessen Land die Sklaven ehedem ausgeführt worden, die Prinzessin von England nicht heirathen und sie sich für diese Verschmähung rächen wolle.

Magyar sah ein, daß er unter diesem Volke bis auf einen gewissen Grad sich den herrschenden Anschauungen anbequemen und den Forderungen des Gewalthabers etwas List entgegegen setzen müsse. Er versicherte sich also vor allen Dingen der Gewogenheit der Kimbando (Zauberdoktoren) in seiner Umgebung und ließ sie jedesmal holen, sobald einer seiner Leute krank war, — was, nach allgemeiner Ansicht, lediglich von den Kilulu, den bösen Geistern, herrührte.

Als nun der Zeitpunkt näher rückte, an welchem der projektirte Feldzug ausgeführt werden sollte, klagte Magyar seinem Kissongo, er fühle häufig heftige Leibschmerzen und werde durch greuliche Träume übel geplagt. Der Schwarze wußte sofort, daß hieran ein schlimmer Kilulu schuld sei, und schlug vor, den Doktor zu dessen Vertreibung zu rufen. Magyar gab ihm Recht und fügte hinzu, er habe sich von seinem kriegerischen Geiste hinreißen lassen und dem Fürsten zugesagt, an dem bevorstehenden Feldzuge Theil nehmen zu wollen. Dies sei aber gegen die Gesetze seines Vaterlandes und wahrscheinlich erleide er jetzt die gerechte Strafe dafür.

Der Kissongo schaffte alsobald einen Zaubermann herbei, der mit einer Ernsthaftigkeit und Sorgsamkeit Magyar nach allen nähern Umständen seines Befindens ausforschte, die einem europäischen Arzte Ehre gemacht haben würden. Hierauf begab er sich mit einigen Sklaven in den Wald, um die Diagnose weiter zu verfolgen, und kehrte dann mit dem Resultat seiner Forschungen zurück: „Es sei wirklich ein schlimmer Kilulu in Magyar's Leib gefahren und würde ihn sicher tödten, wenn er den verhängnißvollen Kriegszug mitmachen würde. Es sei deshalb nöthig, den Fürsten durch ein Geschenk zu bewegen, daß er ihn von dem gegebenen Versprechen entbände und zur Sühne des Kilulu einen Ochsen zu schlachten.“ Das Opferthier fiel als treffliches Mittel gegen das Kriegsfieber, der Doktor bestrich Magyar mit dem Blute Stirn, Schläfe und Brust und malte ihm das heilige Impembazeichen auf die Arme. Darauf ward der Kissongo mit einem in das Opferblut getauchten Zeugläppchen, einem Fäßchen Pulver und etlichen Flaschen Branntwein zum König geschickt und beauftragt, diesem die ganze schlimme Geschichte mitzutheilen. Der König machte zum bösen Spiel gute Miene und wich als frommer Mann dem höhern Willen der Götter. Er entband Magyar nicht nur von der Theilnahme am Kriege, sondern ließ ihm als Zeichen seines besondern Wohlwollens durch den Kissongo — eine seiner Töchter zur Frau anbieten. Magyar ward jetzt wirklich ernstlich unwohl zu Muthe und wußte, daß er sich aus dieser Klemme weder durch Hülfe der Kilulu noch durch alle Kimbando von Bihe helfen konnte. Die Verheirathung mit einer Prinzessin ist hier eine kostspielige Geschichte, da es sich nicht um Empfangnahme der Mitgift, sondern um Auszahlung des Brautpreises handelt, der um so höher steigt, je vornehmer die Braut ist. Zudem ist es häufig der Fall, daß eine Frau vornehmer Abkunft, indem sie auf ihre mächtigen Verwandten pocht, sowol ihren Eheherrn wie die übrigen Glieder des Hausstandes tyrannisirt und die Xantippe spielt. Trotz alledem blieb dem guten Ungar nichts übrig, als für die hohe Ehre bestens seinen Dank abstatten zu lassen, um Zusendung der Braut und Mittheilung anderweitiger Bestimmungen zu bitten. So kam nach kurzer Zeit (29. Mai 1849) die Braut in Begleitung zweier Brüder, gefolgt von zahlreichen Sklaven und Sklavinnen, an und ward Magyar sofort durch den unvermeidlichen Kimbando mit allerlei sogar unanständigem Hokuspokus angetraut.

Prinzessin Osoro, so hieß die Braut, war 14 Jahre alt und von schönem schlanken und hohem Wuchse. Ihre Augen waren glänzend und rund, ihre Zähne schimmerten zwischen den aufgeworfenen Lippen gleich echten Perlen. Das Hauptthaar war in zahlreiche unauflösliche Flechten und Locken abgetheilt und

die feinen hellfarbenen Gewänder, welche ihren Leib umwallten, wurden durch einen weißen gefransten Gürtel zusammengehalten. Einen eigenthümlichen Eindruck machte es auf Magyar, als er am Halse seiner Braut an einer goldenen Kette ein goldenes Kreuz hängen sah.

Das eheliche Leben der Kimbunda ist ähnlich wie bei den Negerstämmen des äquatorialen Gebietes. Sobald ein junger Mensch alt genug ist, um sich einen eigenen Hausstand zu gründen, wirbt er um ein Mädchen, daß er sich erwählt hat, bei deren Eltern. Er schickt denselben ein Geschenk; wird solches angenommen, so ist dies das Zeichen, daß seine Werbung angenehm ist, und er unterhandelt nun um den Preis, den er zu zahlen hat. Nach Erlegung desselben wird ihm das Mädchen von ihren Eltern übergeben. Häufig ist die Braut erst 12 Jahre alt. Nach Verlauf einer Woche erhält die junge Frau eine Hacke und ein Stück Feld zur Bearbeitung. Selbst der Sklave sucht wenigstens zwei Frauen zu erwerben, und da es die Sitte erfordert, daß die Frau die Ernährung des Mannes zu besorgen hat, so wünschen es die Frauen selbst, daß ihrer möglichst viele in demselben Haushalte vorhanden seien. Jede derselben hat ihre Hütte für sich, und der Mann wohnt Reihe um bei jeder einen Tag oder eine Woche, je nachdem er es wünscht. Diejenige Frau, bei welcher er wohnt, sucht ihn nach Kräften zu pflegen.

Die Hauptfrucht des Feldbaues bildet der Mais. Das Feld wird weder gepflügt noch eigentlich umgegraben. Man legt die Felder nicht auf den offenen Grasflächen an, sondern im Innern der Wälder. Von den größern Bäumen haut man beim Urbarmachen die untersten Aeste ab und häufelt sie am Fuße der Stämme auf. Sind dieselben während der dürren Jahreszeit ausgetrocknet, so zündet man sie an und tödtet dadurch die Bäume selbst, welche nachmals stehen bleiben, bis sie morsch werden, zerfallen oder dem Winde erliegen. Obschon man Rindvieh hält, fällt es doch Niemandem ein, dasselbe beim Ackerbau zu verwenden. Mit der Hacke werden in bestimmten Entfernungen Erdhäufchen gebildet und in dieselben die Maiskörner eingelegt. Diese Getreideart erreicht hier doppelte Mannshöhe und trägt außerordentlich ergiebig, allein man baut gewöhnlich nur gerade so viel, als zum Unterhalt der Familie nöthig ist, und geht dann so verschwenderisch mit der Ernte um, daß die letzten Wochen vor der neuen Ernte Schmalhans Küchenmeister wird. Treten die jährlichen Regen nicht in der gehörigen Stärke ein, so verkümmert die Maisernte, und Hungersnoth ist dann unvermeidlich. Von den Küstenvölkern hat man allmählig die Kultur des Maniok angenommen, der die Trockenheit besser vertragen kann. Der Boden besteht vorherrschend aus einer sehr fruchtbaren Mischung von Thon und Sand und ist dem Gedeihen der Saaten bei hinlänglichem Regen so günstig, daß der Mais bis 200fältige Frucht giebt.

Mehlmühlen fehlen und müssen durch Handarbeit ersetzt werden. Die Maiskörner werden zerstoßen, dann gekocht und durch ein aus Grasfasern geflochtenes Sieb durchgeseihet. Der so erhaltene Brei, der Polenta entsprechend, vertritt die Stelle des Brotes. Die Maniokwurzeln weicht man einige Tage in Wasser ein, um ihnen ihre Schärfe zu benehmen, worauf man sie stampft und das getrocknete Mehlpulver zum Gebrauch aufbewahrt.

Die Kartoffel gedeiht zwar auch, wird aber als eine bedenkliche, gottlose Neuerung betrachtet. Häufiger noch werden Erdnüsse (Arachis) gebaut und zur Oelgewinnung verwendet. Palmenöl hat man ebenfalls. Bei einigen Stämmen fand Magyar den Hanfbau im Schwunge, nicht um die Fasern zu verwenden, sondern um die Blätter zum Rauchen zu benutzen. Er machte die Leute mit dem Tabak bekannt, und die Kultur desselben fand rasch Aufnahme, während von den Gemüsen, welche er ihnen anbot, Niemand etwas wissen wollte. Die hier erzeugten Tabakssorten sind von sehr guter Beschaffenheit und würden den besseren amerikanischen nicht nachstehen, wenn sich die Neger entschließen könnten, die eingeernteten Blätter mit der nöthigen Sorgfalt zu behandeln. Man pflegt die Tabakspflanzen beim Beginn der Regenzeit zu setzen und häufelt sie mehreremals während des Wachsthums. Im Februar werden bereits die untersten Blätter gelb. Diese hängt man jedoch nicht an Schnüren auf, wie es anderwärts gebräuchlich ist, sondern wickelt sie in frische Baumblätter ein und läßt sie so an einem schattigen Orte allmählig reifen. Nachdem sie vier Tage lang gelegen haben, werden sie herausgenommen, täglich gewendet und von der Mittelrippe befreit. Die abgetrennten Stücke dreht man zu einem Strick von 5 cm. Dicke und 20 m. Länge zusammen. Letztere windet man in Knäule, löst diese täglich einmal auf und drückt den ausschwitzenden Saft mit der Hand heraus. Zuletzt läßt man sie im Schatten völlig trocknen. Die kleineren und zerkrümelten Blätter stößt man noch feucht in großen Holzmörsern zu einem Brei und formt Kugeln von der Größe eines Apfels daraus, die meistens nach dem Auslande verkauft werden.

Außer dem Rindvieh hält man Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner; letztere sind von sehr kleiner Statur. Die Schafe haben keine Wolle, sondern nur ein kurzes schlichtes Haar und werden lediglich des Fleisches wegen gezogen; dasselbe gilt auch vom Rind. Milch zu genießen, betrachtet man als ein Verbrechen, das die Rache der Kilulu herausfordert. Salz gewinnt man zwar im nördlichen Theile des Landes selbst, es ist aber sehr unrein, da man es nicht sorgsam behandelt. Die Stelle des Zuckers wird durch den im Ueberfluß vorhandenen wilden Honig ersetzt, aus dem einige Stämme ein berauschendes Getränk herstellen. Die Kimbunda ziehen das Maisbier diesem Meth vor.

Vornehmere verspeisen vorzüglich Rindfleisch und Wildpret und lassen dasselbe auf Kohlen rösten. Gekochtes Fleisch ist nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten gebräuchlich. Zur Erlangung des Wildes werden mancherlei Jagdkünste entwickelt, ähnlich denjenigen, die auch bei den Negerstämmen Südafrika's üblich sind. Zweimal im Jahre stellt der Fürst mit großem Gefolge im Süden des Gebietes ausgedehnte Treibjagden an. Die Jäger sperren ein weites Gebiet ab und lassen am entgegengesetzten Ende vor dem Winde das dürre Gras anzünden. Das aufgescheuchte Wild eilt auf die Jäger zu und wird massenhaft niedergeschossen; da aber außer den Büffeln, Wildschweinen, vielerlei Antilopenarten, Quaggas u. s. w. auch Löwen, Leoparden und Tigerkatzen meistens mit im Treiben sind, so geht es selten ohne Unglücksfälle dabei ab. Die oben erwähnten Pakasseros machen dabei die Jägermeister und beschäftigen sich zu anderen Zeiten auch mit Anlegung von Wildzäunen und Fallen. Von einem Fluß

oder Bach anfangend, errichten sie ein Gehege aus festem Gezweige, mitunter eine Meile lang, und bringen in gewissen Abständen Durchgänge in demselben an, die entweder mit einem Fallklotz in Verbindung stehen, ähnlich der bekannten Flußpferdfalle, oder in eine leicht verdeckte Grube führen. Auf dem Boden der letzteren sind Spieße aufgerichtet. Die Jäger begehen täglich ein solches Gehege, damit etwa gefangenes oder getödtetes Wild nicht in Fäulniß übergeht oder von den Raubthieren verzehrt wird.

Im Fischfang sind die Kimbunda weniger geschickt. Sie begnügen sich damit, die Fische während der trockenen Jahreszeit in den austrocknenden Lagunen zu spießen, und kommen hierbei oft genug mit den zahlreichen Krokodilen in Kollision, die sich dort aufhalten. Außerdem fertigen sie noch Reusen aus Flechtwerk an und legen sie in die Flüsse. Netze zu fertigen ist nicht Gebrauch. Ueberhaupt sind nur wenige Handwerke in Uebung, denn die Lust am Faulenzen ist stärker als der Drang, die natürlichen Anlagen auszubilden. Die wichtigste Beschäftigung, die theilweise unsern Sattlern und Lederarbeitern entspricht, besteht im Anfertigen von Reiseutensilien. Derjenige, welcher diese einträgliche Kunst erlernen will, muß zunächst selbst einige größere Reisen mitmachen, dann sich die nöthige Geschicklichkeit im Herstellen der Reisetaschen, im Verpacken und Verwahren der Ballen erwerben und wird schließlich von den Wohlhabenderen auch zum kaufmännischen Vertrieb der Güter verwendet.

Nächst diesen sind die Schmiede am meisten gerühmt und verdienen auch ihren guten Ruf, denn sie sind z. B. im Stande, alle Theile eines Schießgewehrs eben so sauber herzustellen, wie europäische Fabriken, mit einziger Ausnahme des Laufes. Bei der Annahme eines Lehrlings sind bestimmte Formalitäten üblich, ähnlich dem Aufdingen bei unseren Zünften. Meistens verpflichtet sich der Lehrling kontraktlich, auch eine Tochter des Meisters zu heirathen, damit die Kunst in der Familie bleibt.

Die Kunst der Tischler und Zimmerleute beschränkt sich darauf, die nothdürftigsten Geräthschaften auf ziemlich rohe Weise zu erzeugen, welche bei der Einrichtung eines Hauses erforderlich sind.

Die Familienverhältnisse sind bei den Kimbunda-Stämmen in einer Weise entwickelt, welche alle unsere Novellen, Dorfgeschichten und Liebesromane unmöglich macht. Das Mädchen, welches Jemand sich zur Frau auserkoren hat, wird fast nie um ihre Meinung gefragt, sie ist bloße Sache bei der Verhandlung, welche der Bräutigam mit ihren Eltern deshalb in Ordnung bringt. Würde sich ja der außerordentliche Fall ereignen, daß ein Negerfräulein sich weigern wollte, dem Manne zu folgen, der sie begehrt, so würde sie von den Kimbandos, diesen strengen Wächtern über die einmal vorhandenen Gebräuche, in den Bann gethan, und sie kann sicher darauf rechnen, daß sie keinen Mann bekommt, wenn ihr nicht gelegentlich etwas Schlimmeres widerfährt. Von einem Unterricht der Kinder ist keine Rede; die Mutter beschränkt sich darauf, sie zu füttern und zu kleiden, und der Vater hat nicht einmal das Recht dazu, über sie zu verfügen; dies steht einzig dem Bruder der Mutter zu, der dieselben möglichenfalls als Sklaven verkaufen kann. Ehescheidungen sind ziemlich leicht; die Frau kann sich von dem Manne entfernen, wenn ihre Ehe während der ersten

zwei Jahre kinderlos bleibt. Das Hauptstreben der Männer geht deshalb auch nicht darauf hinaus, das künftige Glück der Kinder anzubahnen und für das heranwachsende Geschlecht zu sorgen, sondern läuft darauf hin, den gegenwärtigen Augenblick möglichst zu genießen. Die Süßigkeit des edlen Nichtsthuns geht über Alles. Stundenlang sitzen die Männer beim lodernden Feuer beisammen und unterhalten sich, während sie Maisbier trinken und Tabak rauchen. Aeltere spielen auch miteinander und haben dabei ein Spiel, das etwas Aehnlichkeit mit unserem Tivoli hat. Auf einem Bret sind 40 Löcher eingebohrt, in denen Samenkörner liegen. In der Mitte des Bretes ist eine erhabene Leiste; auf diese wirft der Spielende drei kugelrunde Samen, die, je nachdem sie in die Löcher der einen oder anderen Partei rollen, Gewinn oder Verlust herbeiführen.

Eine Hauptpassion bei den Kimbunda ist das Prozessiren. Ursachen sind stets zu finden, sobald man sie sucht, und dies um so leichter, wenn man den heimlichen Umgang mit den Geistern und Zauberei als Kapitalverbrechen bezeichnet. Anklagen hierauf bilden ziemlich die Hälfte der Gerichtsverhandlungen, die übrigen haben Ehebruch, körperliche Verletzungen, Schädigungen an der Ehre oder dem Eigenthum zum Gegenstande und werden meistens mit Geldstrafen belegt. Die Zahlung wird in Sklaven, Vieh und Zeugen geliefert. Geschriebene Gesetze bestehen nicht, die Ortsvorsteher verurtheilen den Verklagten dem Herkommen gemäß, oft genug auch danach, wie sie selbst durch Geschenke von den Parteien gestimmt sind. Als letzte Appellation gilt der Zaubertrank, bei welchem die Entscheidung gänzlich in den Händen des Doktors liegt. Der Verurtheilte hat einen Theil der Strafe sofort als eine Art Draufgeld zu entrichten und wird verpflichtet, den Rest zu einer bestimmten Zeit abzutragen. Versäumt er das letztere, so steigert sein Gläubiger seine Forderung und wendet gewöhnlich List an, um ihn zur Zahlung zu zwingen. Gern läßt er ihn oder seine Leute dann anhalten, wenn sie sich einer Karawane angeschlossen haben, indem er seine Angelegenheit einem Fürsten mittheilt, durch dessen Gebiet der Reisezug geht. Kann der Betreffende die Forderung dann nicht sofort befriedigen, so schießen die übrigen Glieder der Karawane das Fehlende zusammen, um nicht aufgehalten zu werden, betrachten ihn aber so lange als Sklaven der Karawane, bis er sich auslöst. In manchen Fällen wendet sich der Gläubiger auch wol an einen einheimischen Fürsten, und dieser erscheint plötzlich mit einer Anzahl Krieger in der Wohnung des Schuldners und logiert sich daselbst ein, schmaust mit seinen Leuten eine geraume Zeit, ehe er nur sagt, weshalb er eigentlich gekommen, und endigt seine Exekution gewöhnlich damit, daß er dem Unglücklichen, der zahlungsunfähig geworden ist, das Haus niederbrennt und ihn nebst den Seinen als Sklaven verkauft.

Gemünztes Geld hat man in den Kimbundaländern nicht. Als Zahlmittel bedient man sich theils einiger einheimischen Erzeugnisse, z. B. der Mabala (grober Gewebe), Hacken, feiner Matten und des Salzes, theils auch der eingeführten europäischen Produkte, Porzellan- und Glasperlen, Flinten, Schießpulver, Branntwein, Zeuge u. dgl.

Die religiösen Vorstellungen dieser Negerstämme haben nach Magyar's Mittheilungen viel Aehnliches von jenen, die Wilson in Südguinea fand.

Sie nehmen auch ein höchstes Wesen an, den „Suku-Vanange", der die Hauptgewalt über Alles hat. Für gewöhnlich pflegt derselbe der süßen Ruhe und macht sich nicht viel Sorgen um das, was auf Erden vorgeht. Die Schicksale der Sterblichen, die Naturereignisse, Regen u. dgl. sind Sache der Geister, die in zwei großen Heerlagern einander feindlich gegenüber stehen. Die guten Geister (Kilulu Sande) werden als Schutzgötter verehrt. Von ihnen stammt das Gute, was den Menschen zu Theil wird. Die bösen Geister (Kilulu-yangolo-apessere) stiften das Unheil an. Beide rekrutiren sich fortwährend durch die Seelen der verstorbenen Menschen, die, je nachdem sie selbst bei Lebzeiten waren, zu guten oder bösen Dämonen werden. Da es nun von letzteren gewöhnlich viel mehr giebt, als von den ersteren, so ist auch die Macht der bösen Geister eine stärkere, und es würde hierdurch noch schlimmer auf Erden werden, als es ohnehin schon ist, wenn nicht der Obergott von Zeit zu Zeit mit einem Donnerwetter dazwischen führe und die Unheilstifter etwas einschüchterte.

Der Sitz der Geisterwelt ist unter der Erde. Sobald die Sonne Abends auf Erden untergeht, beginnt der Morgen in der Unterwelt (Kalunga). Das Leben, welches die Verstorbenen dort unten führen, ist ähnlich demjenigen, welches sie droben hatten. Es wird Wild gejagt, geschmaust und Bier getrunken. Frauen zur Bedienung sind ebenfalls in hinreichender Menge vorhanden.

Die Fruchtbarkeit des Landes, reichliche Ernte und ausreichender Lebensunterhalt sind von dem regelmäßigen Wechsel der trockenen und nassen Jahreszeit abhängig; beim Eintritt sowol der nassen als auch der trockenen Zeit pflegen deshalb die Priester feierliche Umzüge zu veranstalten, durch welche sie die Gunst der Geister für das Land erbitten. Es wird bei dieser Gelegenheit eine angeputzte Puppe, welche den Schutzgott repräsentirt, unter einem Thronhimmel herumgetragen und von den Priestern und zahlreichen Männern mit Gesang und Musik begleitet.

Außerdem, daß man das ganze Jahr in die trockene oder kalte (Mai bis Oktober) und in die warme oder nasse (November bis April) Jahreszeit eintheilt, unterscheidet man auch die Monde und rechnet derselben 12 auf ein Jahr. Man zählt dabei von einem Neumond zum anderen. Die Eintheilung der Monate in Wochen ist unbekannt; die Tage, welche über vorgestern und übermorgen hinausgehen, werden gezählt. So unterscheidet man während des Tages auch nur die Haupttageszeiten: Morgen, Vormittag, Mittag, Nachmittag, Abend und Nacht, kennt aber weder eine Stundeneintheilung noch Tagesnamen.

Hat ein Kind sein siebentes Jahr erreicht, so hört man gewöhnlich auf, die Zahl der Jahre zu zählen, und begnügt sich damit, das Alter des Betreffenden nach den Hauptphasen des Lebens zu bezeichnen. Es ist nicht selten, daß Einzelne ein hohes Alter erreichen und selbst über 100 Jahre leben. Magyar erzählt, daß er öfter Männer von 60 und mehr Jahren als Lastträger auf seinen Reisen gehabt und dieselben als eben so kräftige und ausdauernde, wie behagliche und gutmüthige Genossen gefunden habe.



Schlangenjagd in den Dilolo-Sümpfen.

XV. Magyar's Reisen nach den inneren Ländern Südafrika's.

Handel im Innern. Djimbandi. Olo-wihenda-Wildnisse. Djiokoe. Das Reich Moluwa. Kabebe. Galanje. Dilolo-See. Reise nach Loba und Ludschasi. Kuneneфluß. Kakonda. Präsidio de Caconda. Benguela. Magyar's Tod.

Ladislaus Magyar hatte sich, wie bereits gesagt, die Erforschung der innerafrikanischen Länder des Südens als Lebensaufgabe gestellt. Sein Aufenthalt in Bihe sollte nur eine Vorbereitung zu weiteren Reisen sein, und er hatte gerade die Länder der Kimbunda zu seinem Wohnsitz ausersehen, weil dieses Volk in Südafrika die ausgedehntesten Handelzüge zu unternehmen pflegt.

Die Kimbunda sind eben so abenteuer- und unternehmungslustig, wie anstellig. Sie eignen sich mit Leichtigkeit die Sprache und Sitten anderer Völker an, und Magyar's Gesinde lernte im Laufe eines halben Jahres geläufig portugiesisch sprechen, da er sich oft in dieser Sprache mit ihm unterhielt.

In ihrem eigenen Lande haben die Kimbunda weder Elefanten noch Nashörner, sondern beziehen das Elfenbein und die Rhinozeroshörner, eben so das Wachs, von anderen Völkern des Innern.

Sie tauschen jene Gegenstände mitunter gegen Erzeugnisse ihres eigenen Gewerbfleißes ein, gegen Hacken, Töpfe, Matten u. dgl., am meisten und liebsten aber gegen europäische Artikel, welche sie von der Küste beziehen.

Während Magyar also sein Hauswesen in Bihe einrichtete, sorgte er gleichzeitig dafür, gegen die Erzeugnisse des Landes eine neue Quantität europäischer Gegenstände durch eine Karawane von der Küste her zu beziehen, und bereitete

dann einen Handelszug nach dem Innern vor. Er beabsichtigte hierbei systematisch zu verfahren und, von Nordosten anfangend, nach Süden weiter zu gehen.

Die nordöstlichsten Striche, zu denen die Kimbunda-Karawanen sich wagen, sind das Reich Moluwa oder Morupu, ein kühles Hochland voll sumpfiger Wälder und dichter Wildnisse, das von Elefantenherden bewohnt wird.

Die Karawanen suchen es gern so einzurichten, daß sie mehrere Länder nacheinander besuchen und mit jedem Volke in seiner Weise handeln. So ziehen sie wol zuerst nach den nördlichen Reichen, in denen es Sklaven in Menge giebt, und wo man europäische Waaren zu hohen Preisen annimmt. Die eingehandelten Sklaven werden je 10 und 10 zusammen gebunden. Jedem wird um den rechten Arm ein Eisenring festgeschmiedet, an welchem eine kurze Kette angebracht ist. Diese befestigt man an den Ringen einer gemeinschaftlichen, stärkeren Kette, einen Sklaven vom andern um einen Schritt entfernt. Der linke Arm bleibt frei. Zur Nacht legt man dagegen oft auch die Füße in Fesseln. Manche der inneren Völker nehmen nur Sklaven als Zahlung für ihr Elfenbein an, bei südlichen Stämmen werden die männlichen Sklaven verschmäht und nur Sklavinnen oder Rinder begehrt. Die Rinder wiederum sind nur bei südlicheren Völkern zu erlangen und auch nach Norden hin schlecht zu transportiren, da dort ausgedehnte Sümpfe zu passiren sind, in denen das an trockene Steppen gewöhnte Vieh nicht fortkommt.

So demoralisirend der Sklavenhandel lange Zeit hindurch auf alle Verhältnisse der afrikanischen Völker gewirkt hat, so vortheilhaft scheint der Handel mit Elfenbein neuerdings zu wirken. Die Elefantenjagd belebt die Thatkraft und den Muth der Männer, welche ihr obliegen, und veranlaßt sie, sich mit der Handhabung europäischer Schießwaffen möglichst vertraut zu machen. Die Elfenbeinhändler haben zahlreiche Völker an eine Menge europäischer Artikel gewöhnt und die Civilisirung angebahnt.

Die Kimbunda hatten eine Zeit lang die Moluwa-Länder nicht mehr besucht, so reichen Gewinn ihnen Reisen dorthin auch stets abgeworfen. Jene elfenbeinreichen Gebiete waren gleichzeitig auch von Karawanen aus Pungo Adongo und Kassandschi besucht worden. Zwischen den Händlern der verschiedenen Völkerschaften war es dabei zu Reibungen und schließlich zu Kämpfen gekommen, und die Kimbunda hatten, weil sie am wenigsten zahlreich, hierbei stets den Kürzeren gezogen. So hatten sie mehrere Jahre hindurch es unterlassen, nach Moluwa zu reisen, als Magyar für das Jahr 1850 einen Zug dorthin vorbereitete.

Er rechnete, trotz der erwähnten Schwierigkeiten, darauf, daß sich ihm Viele anschließen würden, da eine Karawane, an deren Spitze ein Europäer steht, nicht so leicht von den Eingeborenen angegriffen wird und von größerem Muthe beseelt ist. Er versammelte deshalb dem Gebrauche gemäß die Vornehmsten seiner Befreundeten und des eigenen Gehöftes und trug ihnen seinen Plan vor. Da dieselben ihm beistimmten, übernahmen sie ihrerseits die Verpflichtung, die Karawane zu organisiren. Es handelte sich hierbei darum, Lastträger für die Waaren des Unternehmers zu finden und gleichzeitig eine größtmögliche Menge anderer Kaufleute zum Anschluß zu bewegen. Je zahlreicher die Karawane ist, desto mehr steigt ihre Sicherheit. Aus diesem Grunde hat man es auch gern,

wenn sich viele Elefantenjäger anschließen, die entschlossene Männer und mit Schießvorräthen gut versehen sind. Sie tragen außer ihrer Munition nur ihre Lebensmittel und beginnen ihre Jagden, sobald die Karawane während der Regenzeit in dem erreichten Gebiete still liegt. Einen Theil ihres Elfenbeins verhandeln sie gewöhnlich sofort an die befreundeten Kaufleute.

Außer daß Magyar dem König die pflichtmäßige Anzeige machen ließ, sandte er demselben auch noch besondere Geschenke und ließ ihm mittheilen, daß die Prinzessin Osoro, Magyar's Gemahlin, Willens sei, ihren Mann auf seiner Reise zu begleiten. Der König ließ durch die Boten die Erlaubniß zur Reise verkünden und seinen Dank abstatten. In Bezug auf seine Tochter Osoro bemerkte er, daß er über dieselbe von dem Augenblicke an, wo sie Magyar's Frau geworden sei, nichts mehr zu verfügen habe. Es sei aber in der Ordnung, daß die Frau auch da sei, wo sich ihr Mann befände, und daß sie ihn deshalb begleite. Zudem sei sie ja in Besitz einer Menge von Sklaven, so daß sie sich in der Tipoia tragen lassen könne und Magyar's Marsch nicht aufhalte.

Im Mai 1850 brach Magyar mit seiner Karawane auf und hielt sich anfänglich östlich, um nachher nordöstlich nach den Moruputändern zu dringen.

Die östlichen Gebiete Bihe's, welche vom Koanza und mehreren seiner Nebenflüsse durchzogen werden, erhalten zur Regenzeit so ansehnliche Wassermengen, daß sich dort eine Anzahl seeähnlicher Teiche bildet. In der trockenen Jahreszeit verdunsten die letzteren zu unansehnlichen Tümpeln. Dagegen liegt zwischen den dichtbewaldeten Bergen Demba und Kenye der See Oviva, der das ganze Jahr mit Wasser versehen und von Krokodilen bewohnt ist.

Das erste Land, welches eine aus Bihe kommende Karawane nach Osten zu betritt, ist das Land Dschimbandi oder Kimbandi, ein hügeliges Gebiet, dessen Erhebungen um so höher werden, je weiter man nach Osten vordringt.

Bei dem Orte Kujo setzen die Bihe-Karawanen gewöhnlich über den Koanza und versorgen sich dann in Kariongo, der Residenz eines Häuptlings, mit hinreichenden Lebensmitteln für den achttägigen Marsch durch die großen Olo-wihenda-Wälder.

Oestlich vom Dschimbandi-Lande erhält das Gebiet eine Beschaffenheit, die mit den in Europa geläufigen Vorstellungen über afrikanische Natur in geradem Widerspruch steht. Es zieht sich hier ein Hochland mehrere Breitengrade von Norden nach Süden, das von dichtem Urwald bedeckt ist. Im Norden hat dieser Wald 7 bis 8 Tagereisen in der Breite, nach Süden hin nimmt seine Ausdehnung noch zu, so daß die Karawanen 14 bis 16 Tage nöthig haben, um ihn passiren zu können. Die Einförmigkeit des dichten Waldes wird nur durch dichtberaste Wiesenflecken unterbrochen, die von zahlreichen Wasseradern durchzogen werden.

Mehr noch als die großen Raubthiere fürchtet man aber die Büffel. Magyar sagt, daß er auf seinen vielen Reisen nur zwei seiner Sklaven durch die Löwen eingebüßt habe, dagegen seien zahlreiche seiner Gefährten durch die Büffel getödtet oder verstümmelt worden. Hierzu kommt freilich, daß man die Löwen vermeidet, die Büffel dagegen ihres Fleisches wegen aufsucht. Ist der erste Schuß auf das gewaltige Thier nicht tödlich, und gelingt es dem Jäger

nicht, sich in Sicherheit zu bringen, so schleudert ihn das schwarze Ungethüm mit seinem riesigen Gehörn empor und zerstampft ihn dann zu einer unförmlichen Masse, in den Pausen das Blut des Unglücklichen leckend. Ein Büffeljäger ist in den Augen der Eingeborenen eben so geachtet wie ein Elefantenjäger.

Ein sonderbarer Menschenstamm durchzieht flüchtig wie das Wild diese Waldöden. Er wird Mu-kankala oder Ka-ssekel genannt. Magyar nennt diese Leute den elendesten Menschenschlag, der ihm je zu Gesicht gekommen. Sie haben, sagt er, einen niederen Wuchs und sind kaum über 1 m. hoch, dabei rußgelb von Hautfarbe und erscheinen als ein wahres Zerrbild der menschlichen Gestalt. Ihre Beine sind dünn; an ihrem magern, obschon muskulösen Leibe nimmt der halbkugelig hervortretende Wanst fast den dritten Theil ein. Auf dünnem Halse sitzt ein großer Kopf mit ganz flachem Gesicht, von dem eine platte Nase oder vielmehr nur zwei heraus stehende Löcher, ein langgespaltener Mund mit dicken Lippen und kleine Augen sichtbar sind. Ihre Ohren sind groß. Das Haar ist wollig, aber kurz, und ringelt sich selten zu einem Knäuel.

Trotz dieses abschreckenden Aeußeren sind die Mu-kankala friedliche Leute, die dem Fremden sogar höflich entgegenkommen. Gegen Tabak und allerlei Kleinigkeiten, Glas- und Porzellanperlen u. dgl., erhandelt der Reisende von ihnen Elfenbein, Honig, Wachs und getrocknetes Wildfleisch. Sie sind weder Diebe noch Räuber. Im Norden des Waldes, wo derselbe wegen seiner geringeren Breite vielfach von den benachbarten Stämmen durchzogen wird, sind die Mu-kankala-Horden weniger zahlreich, denn ihre Nachbarn betrachten sie als zweibeiniges Wild, machen förmliche Jagden auf sie und verhandeln die Gefangenen als Sklaven. Magyar selbst kaufte einen erwachsenen Burschen und zwei kleine Mädchen von den Buunda und sagt, daß dieselben sich stets als treue, anhängliche und gehorsame Diener bewiesen hätten, ihm auch nie entlaufen wären, obschon er mit ihnen mehrfach das Gebiet ihrer Landsleute gekreuzt. Von besonderen geistigen Fähigkeiten habe er freilich an ihnen noch nicht viel bemerken können.

Die Flüsse, welche jener waldigen Hochebene von Olo-wihenda entspringen, fließen theils westlich, wie der Kuango (ein Nebenfluß des Congo), der Kuiwa und der Windika, theils ergießen sie ihr Wasser nach Osten.

Die benachbarten Volksstämme besuchen den großen Wald, theils um Honig und Wachs zu sammeln, theils um Elefanten und Nashörner zu jagen. Die Bienen werden durch Feuer getödtet, das Wachs ausgeschmolzen und in Klumpen von 30 kg. geformt. Aus dem gegohrenen Honig bereiten sie bei solchen Gelegenheiten einen sehr berauschenden Meth und durch den unmäßigen Genuß desselben werden jene wilden, rohen Gesellen in solche thierische Wuth versetzt, daß sie bei ihren Gelagen sich im Streit sofort mit den Messern nach dem Gesicht fahren. Sie schlagen an versteckten Orten ihre befestigten Lager auf und spielen, wenn es die Gelegenheit bietet, gar zu gern auch die Rolle der Buschklepper, überfallen die Reisenden oder benachbarte Ansiedelungen, morden Die, welche sich widersetzen, und schleppen Andere als Sklaven hinweg. Trotz ihrer Vorliebe für einen tüchtigen Rausch betrachteten jene wilden

Gesellen doch lange Zeit den Branntwein als Gift und weigerten sich entschieden, ihn auch nur zu kosten; ja es kamen Fälle vor, daß sie Händler todtschlugen, welche es versucht hatten, denselben bei ihnen einzuführen.

Hat die aus Bihe kommende Karawane nach einem siebentägigen, höchst beschwerlichen Marsche die geschilderten Olo-wihenda-Oeden durchzogen, so nahet sie der östlichen Abdachung dieses Hochlandes und zugleich betritt sie wieder bewohntes Land in dem Gebiet der Djiokoe oder Kibokoe. Dieses Gebiet reicht nach Magyar's Angaben vom 10. bis 13. Grad südl. Breite und vom 20. bis 22. Grad östl. Länge von Greenwich. Es ist ein Gebirgsland, dem nur die Gletscher und kahlen Felsenzüge fehlen, um den Namen der südafrikanischen Schweiz zu verdienen, mit welchem es unser Ungar belegt. Die Berge sind vorwiegend halbkugelige Kuppen, durchschnitten von zahllosen engen und nassen, tiefen Thälern. Der Urwald der Olo-wihenda-Wildnisse setzt sich auch hier noch fort, nur wird seine Oede durch die Dörfer unterbrochen, die in so großer Menge über das ganze Gebiet zerstreut sind, daß Magyar meint: kein Land in ganz Südafrika sei in gleicher Weise dicht bevölkert wie dieses.

Die Gehöfte liegen einzeln oder in kleinen Trupps beisammen und sind von den kultivirten Landstrecken rings umgeben. Die Eingeborenen bauen besonders viel Maniok, dazu auch einige Sorten Mais, Mohrenhirse (Sorghum), Bohnen und auch etwas Tabak. Sie sind als Landwirthe eben so geschickt wie als Schmiede. Magyar erzählt ein Beispiel der Kunstfertigkeit, welche sie in letztgenannter Beziehung besitzen, das uns billig in Erstaunen setzt. Als er durch jenes Land zog, übergab er einem Djiokoe-Schmied eine beschädigte Flinte zum Ausbessern und fügte, da an derselben kein Schloß war, ein französisches Flintenschloß als Muster bei. Auf der Platte des letzteren war das Wort „Laport“ eingegraben. Nach einigen Tagen brachte ihm der Djiokoe die Flinte mit einem neuen Schlosse, das ganz sauber und gut gearbeitet war und selbst jenes Wort eingegraben enthielt, nur, daß die Buchstaben etwas weniger zierlich waren.

Das Klima dieses Gebietes hat Nichts von dem, was wir gewöhnlich als „afrikanisch“ zu bezeichnen pflegen; es ist regenreich und kühl, mitunter sogar kalt. Als Magyar auf seinen Reisen mitten im Juli an der Quelle des Lu-medjschi-Flusses, welche am Fuße einer mit dichten Waldungen bedeckten Anhöhe in einer dem Ostwind ausgesetzten sumpfigen Niederung sich befindet, mit seinen Begleitern sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, erlebte er einen so starken Frost, daß am Morgen das Wasser in den Thongefäßen mit einer dünnen Eisschicht überzogen war. Ringsum war das Gefilde mit dichtem Reif bedeckt.

Der Ueberfluß von Wasser, welchen das Land hat, sammelt sich in einer Menge kleinerer und größerer Flüsse, die nach allen Seiten hin abströmen. Die meisten von ihnen vereinigen sich in den vier Hauptströmen: Kassebi, Lunge-bungo, Lu-ena und Lu-medjschi.

Neben den guten Seiten, die wir oben bei den Eingeborenen hervorhoben, haben dieselben aber leider noch eine größere Menge sehr unangenehmer

Eigenschaften. So sind sie abergläubisch und habsüchtig im höchsten Grade. Gastfreundschaft ist ihnen ein unbekanntes Ding. Jeden Fremden sehen sie mit mißtrauischen, argwöhnischen Blicken an und beobachten jeden seiner Schritte. Bemerken sie das Mindeste an ihm, was ihnen auffällt, so geben sie demselben sofort eine möglichst ungünstige abergläubische Deutung, beschuldigen ihn, daß er ihnen und ihrem Lande dadurch Schaden zugefügt habe, und beanspruchen eine möglichst hohe Entschädigung dafür. Versteht er sich nicht sofort dazu, die Buße zu zahlen, so sind sie mit den Waffen schnell bei der Hand und plündern ihn aus. Sie überfallen ihn entweder in heimlichem Hinterhalt, oder greifen ihn auch offen an, wie es die Gelegenheit bietet. Magyar selbst ward bei einer Gelegenheit mit den 400 Mann, welche ihn begleiteten, von den Djiokoe's mit Uebermacht angegriffen und umzingelt. Er mußte ihnen ein förmliches Treffen liefern, in welchem es auf beiden Seiten Verwundete und Todte gab. Magyar selbst erhielt einen gefährlichen Pfeilschuß in den Schenkel.

Die größten Ortschaften des Landes enthalten nicht über 1000 Einwohner und bestehen aus einem Haufen Strohhütten, die im Walde versteckt sind. Sie werden nach den Häuptlingen benannt und wechseln deshalb mit diesen auch ihre Namen. Diese Häuptlinge führen den Titel Muanangana und sind von einander unabhängig.

Eine Eigenthümlichkeit des afrikanischen Handels besteht darin, daß für die Hauptgegenstände desselben, ehedem Sklaven, jetzt Elefantenzähne, eine ganze Anzahl verschiedener europäischer Waaren gegeben werden muß. Diese Sitte ist am Gabon ebenso üblich wie in Benguela. Am ersteren Orte beansprucht der Neger für einen einigermaßen ansehnlichen Elefantenzahn eine gewisse Anzahl Flinten, mehrere Fäßchen Pulver, Kupferpfannen, Waschbecken, Flintensteine u. dgl., im Ganzen nicht unter dreißig Gegenstände. Ist der Zahn ansehnlich größer, so muß jene Anzahl verdoppelt werden.

In Benguela legt man gleich die verschiedenen europäischen Artikel, welche dem Werthe eines Sklaven oder Zahnes entsprechen, zu einem Packete zusammen, das „Banzo" heißt. Der Werth und die Menge der in einem solchen Pack enthaltenen Waaren sind sehr verschieden, je nach den Völkern, mit denen man Tausch beabsichtigt. So enthält in Bihe das Banzo für einen erwachsenen jungen Sklaven oder eine Sklavin: 3 m. rothes oder blaues grobes Tuch, 6 m. blaues Baumwollenzeug, 6 m. blauen und weißgeblümten Kattun, 12 m. dünnen, gewürfelten Kattun, 40 Patronen, einige Feuersteine, 1 bis 2 Flaschen Branntwein. Statt der aufgezählten Sachen kann es, je nach der Liebhaberei des Käufers, zusammengesetzt werden aus: 1 Flinte, 18 m. Zeug, 50 Patronen, 2 Flaschen Branntwein und einigen Kleinigkeiten, z. B. Messern, Armringen, Perlen; in anderen Fällen auch wol aus: 1 Fäßchen Pulver von 10 kg., 30 Feuersteinen, 100 Bogen Papier (zu Patronen), 6 m. Kattun, 2 Flaschen Branntwein und einigen Kleinigkeiten.

Im Morupu-Reiche enthält das Banzo von allen jenen Gegenständen nur etwa die Hälfte. Dem Preise eines Sklaven entspricht ebendaselbst der Werth eines Elefantenzahns von etwa 30 kg.; doch legt man gewöhnlich noch 50 Patronen hinzu. Schätzt man den Zahn auf 40 kg., so werden noch eine

Wolldecke, einige Spiegel, Messer u. dgl. zugefügt; hat der Zahn aber über 50 kg., so wird er so hoch geschätzt, daß der Käufer noch eine junge Sklavin oder eine ihrem Werthe entsprechende Quantität Schießpulver hinzugeben muß. Der Einkauf des Elfenbeins ist verhältnißmäßig am vortheilhaftesten. Weiter östlich steigt es bereits wieder im Preise, da dort von Osten her die arabischen Kaufleute vordringen und demselben nachfragen.

Für den Handel im Moluwa-Lande selbst sind an Geldesstatt Schnüre von großen, weißen Porzellanperlen und von Kaurimuscheln gebräuchlich, die etwa eine halbe Spanne lang sind. Außerdem hat man noch eine interessante Metallwaare eigner Fabrikation, Minungo genannt, zu diesem Zweck. Diese Minungo bestehen aus Draht, welcher dem Messingdraht ähnlich sieht. Die Moluwa stellen aus einer Legirung des einheimischen Kupfers jenen Draht her und wickeln denselben auf die Haare aus dem Schweif des Elefanten. Das Kupfer kommt im Südosten des Reiches als grünes Malachiterz vor und wird in gehöriger Weise von den Moluwa ausgeschmolzen und gereinigt. Es kommt auch als reines Metall in 2 bis $2^1/_2$ kg. schweren Stücken von Kreuzform in den Handel, welche Muambo heißen.

Eisen ist, wie in den benachbarten Djiokoe-Ländern so auch hier, von vorzüglicher Güte vorhanden und steht dem schwedischen nicht nach. Von Eisenwaaren europäischer Fabrikation ist deshalb nur bei Flinten auf Absatz zu rechnen, die im südlichen Theile des Moluwa-Reiches theilweise gebräuchlich geworden sind, da hier die Karawanen solche zuführen.

Die einheimischen Schmiede fertigen breite Schlachtschwerter mit gewundener Schneide, die in Lederscheiden dem Krieger an der Schulter hängen. Hierzu kommen noch Pfeile und Spieße mit eisernen Spitzen. Vergiften der letzteren ist nicht gebräuchlich. Als Schutzwaffe dient ein eiförmiger Schild aus fester Thierhaut, innen mit weichen Schilfblättern gefüttert, außen durch einen Besatz verschiedenfarbiger Perlen hübsch verziert.

Die Moluwa zeigen überhaupt beim Anfertigen von Verzierungen und Putz auffallend guten Geschmack und wissen Metall, Perlen und bunte Federn zu allerliebsten Arm- und Halsbändern zusammen zu fügen. Die erwähnten goldgelben Drahtgewinde (Minungo) dienen ebenfalls zu Arm- und Beinspangen. Sie verstehen ferner Baumwollengewebe von verschiedenen Farben und zierlich geflochtene Matten herzustellen. Mit letzteren belegt man in den Wohnungen der Reicheren den Fußboden und behängt mit ihnen, wie mit Tapeten, die Wände der Strohhütten.

Magyar stellt den Moluwa im Allgemeinen das Zeugniß aus, daß sie durch ihre geistigen Fähigkeiten über die meisten anderen Stämme Südafrika's hervorragen. Sie kennen ein geselliges, nach verhältnißmäßig richtigen Vorschriften geordnetes Leben und zeigen sich gegen Fremde gastfreundlich und sehr zuvorkommend. Dies schließt freilich nicht aus, daß sie auf der anderen Seite im grassesten Aberglauben bis über die Ohren stecken und bei besonderen Veranlassungen ihrem Hauptgott Kalumbo Menschen als Opfer schlachten, um seinen Zorn zu besänftigen. Vielweiberei ist bei ihnen eben so gebräuchlich wie bei den Nachbarn; auch ist die Beschneidung üblich.

Im Morupu-Reiche hielt sich Magyar in der Nähe des Kassabi-Flusses länger als ein Jahr auf und baute daselbst zu seinem eigenen Bedarf Tabak. Die Eingeborenen hatten bis dahin vorzugsweise Hanfblätter (Pango oder Liamba) geraucht, vertauschten aber dieselben gern mit dem Tabak. Sie säeten, Magyar's Beispiele folgend, letztere Pflanze, und in gegenwärtiger Zeit hat sich der Anbau derselben daselbst weit verbreitet. Bei derselben Gelegenheit hatte Magyar auch Kartoffeln mitgebracht, sie wurden aber mit wenig Theilnahme aufgenommen und nach kurzer Zeit war sogar die Erinnerung daran verschwunden.

Stellenweise werden auch Zuckerrohr, Ananas, Bananen und im Nordosten am Flusse Luisa die Oelpalme (Dendee) gebaut. Magyar berichtet, daß er bei der Hauptstadt des Reiches, Kabebe, zum ersten Male Gelegenheit gehabt habe, im Osten des Atlantischen Ozeans Ananas und Bananen, besonders die St. Thomas-Banane, zu genießen.

Die genannte Hauptstadt enthält nach der Schätzung unseres Reisenden etwa 50,000 Einwohner, bedeckt aber, da die Gebäude nur einstöckig sind und auch nicht dicht aneinander schließen, einen Flächenraum von drei deutschen Geviertmeilen. Sie liegt in einer Ebene, die sanft wellig und nach Osten geneigt ist. Zahlreiche Adern frischen Wassers durchziehen sie und tragen viel dazu bei, die Annehmlichkeit des Platzes zu erhöhen. Die Wohnhäuser sind mit Stroh gedeckt und je von einer doppelten Einfriedigung aus eingerammten Pfählen umgeben, welche ein längliches Viereck bildet. Die fürstlichen Wohnungen sind höher gebaut und scheinen zweistöckig zu sein, verdanken aber dieses Aussehen lediglich dem Umstande, daß die Strohdächer auf hohen Pfählen errichtet sind.

Die ganze Stadt gewinnt besonders dadurch ein freundliches Ansehen, daß ihre Straßen ziemlich regelmäßig verlaufen, sich unter rechten Winkeln schneiden und mit mächtigen Schattenbäumen (Panda) bepflanzt sind. Es sind auch mehrere Marktplätze vorhanden, auf denen ein lebhafter Handelsverkehr unterhalten wird, besonders dann, wenn Karawanen mit europäischen Erzeugnissen eintreffen.

Die verstorbenen Herrscher werden in der Stadt Galanje begraben. Diese liegt gegen zwei Meilen nördlich von Kabebo und zählt etwa 6000 Einwohner. Für jeden fürstlichen Leichnam ist eine besondere Gruft eingerichtet, mehrere Quadratklaftern im Grundriß und in den Boden eingegraben. Wie den lebenden Regenten, so deckt auch den Gestorbenen ein kegelförmiges Strohdach. In der Mitte der Gruft liegt der Leichnam auf einem katafalkähnlichen Gerüste, eingehüllt in sein prächtigstes Gewand. Ringsum modern die Gebeine zahlreicher Sklaven beiderlei Geschlechts, die man bei der Beisetzungsfeier als Opfer schlachtete. Von den hierzu auserlesenen Unglücklichen läßt man zwei am Leben, um als Hüter der Gruft zu dienen. Sie haben dieselbe stets in Ordnung zu halten und die Reparaturen auszuführen, welche etwa nöthig werden. Die Wände des Mausoleums sind innen mit feinen, gefärbten Matten inländischer Manufaktur und mit europäischen Stoffen behangen. So lange der nächste Nachfolger des Verstorbenen lebt, bleibt die Thüre zum

Begräbniß seines Vorgängers offen, bei seinem Tode jedoch wird sie dann für immer geschlossen.

Das große Moluwa-Reich ist verhältnißmäßig schwach bevölkert und enthält nach Magyar's Schätzung nicht viel über eine Million Staatsbürger. Nur im Nordosten liegen die Ortschaften dichter zusammen und sind von ansehnlicherer Größe. In anderen Theilen des Landes kann der Reisende Tage lang wandern, ehe er auf eine Niederlassung stößt. Letztere liegen gewöhnlich in den Waldungen versteckt und zählen meist nur gegen 100 Einwohner, gewähren aber mit den hellgrünen Kulturstrecken, welche sie umgeben, inmitten der düsteren Waldeinsamkeit dem Wanderer einen ähnlich erfreulichen Anblick, wie dem Nomaden die Oasen in der Sandwüste.

Nach Osten zu senkt sich der Boden des Moluwa-Reiches. In gleichem Grade, wie er ebener wird, verschwinden auch die Waldungen und in den Katende- und Katemagebieten bildet er schließlich eine weite, fast ganz waldlose Fläche, die mit üppigem Graswuchs bedeckt ist. Diese Prärie erstreckt sich auch jenseit des Luenastromes bis zum Flusse Lunge-bungo und ist jährlich beim Hochwasser weitgehenden Ueberschwemmungen ausgesetzt.

Die Flüsse, welche das Land durchziehen, haben zwar zum Theil eine ansehnliche Breite und Tiefe, machen aber eine Beschiffung auf weitere Strecken schwierig, da sie durch Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen werden.

Große Seen, welche während des ganzen Jahres tiefes Wasser haben, giebt es im Moluwa-Reiche nicht. Der Dilolo- und Kifumadjschi-See sind zwar in der Regenzeit ansehnlich groß, in der trockenen Jahreszeit dagegen schrumpfen sie zu Lagunen ein, die von weiten, mit hohem Schilf und Riedgras bedeckten Sümpfen umgeben sind. Sie haben aber während des ganzen Jahres einen Reichthum an Fischen, die Magyar mit unseren Hechten, Karpfen und Karauschen vergleicht. Die anwohnenden Moluwa fangen dieselben mit dem Senkgarn und erhalten so viele, daß sie dieselben trocknen und als Handelsartikel verwerthen können. Dem Europäer wollen jene Gerichte freilich nicht behagen, denn da die Moluwa bei Zubereitung der Fische kein Salz verwenden, so werden selbige stinkend und erhalten einen bitteren Geschmack. Die Beschaffenheit jener Seen und das Volksleben an ihren Ufern erinnert auffallend an den Tsad im Innern Nordafrika's.

In den Sümpfen am Dilolo-See traf Magyar sehr viele und auffallend große Schlangen mitunter zu zehn und mehr im Grase bei einander liegend. Seine Begleiter scheuten sich aber vor diesen Ungethümen keineswegs, sondern machten sofort Jagd auf sie und verspeisten die erlegten als delikate und äußerst schmackhafte Braten. (Siehe Anfangsbild des Kapitels.)

Das Klima des Moluwa-Reiches ist gemäßigt und deshalb auch dem Europäer angenehm, so daß er sich leicht an dasselbe gewöhnt. Die Sommermonate sind reich an Regengüssen und haben selten über 32° C. im Schatten, in der trockenen Winterzeit sinkt das Thermometer zu Mittag auf 25° C. und in der Nacht auf 10° C. und darunter. Diejenigen Gegenden, welche zeitweisen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, werden freilich periodisch von Ruhr und Fiebern heimgesucht.

Während sich Magyar in Moluwa aufhielt, ward ihm von seiner Frau, die ihn begleitet hatte, ein Sohn geboren. Er nannte denselben Schah-Kilambe-Gonga und hatte die schmeichelhafte Aussicht, einen ungarischen Sprossen vielleicht einmal auf irgend einem Throne Afrika's zu wissen. Schon im Jahre 1854 am 30. Juli erschien bei Magyar eine Gesandtschaft der Fürsten von Galangue und Sambos, um diesen Sohn als ihren nahen Verwandten zu begrüßen, ihm den Erombetitel zu verleihen und demselben die damit verknüpften Rechte und Würden zu übertragen.

Im Jahre 1851 trat Magyar den Rückweg aus Moluwa mit seiner Karawane an und hielt sich dabei mehr südöstlich, um die überschwemmten und sumpfigen Flächen zu umgehen, welche das Reich Moluwa von Lobal trennen.

Schon bei Katende im Norden beginnt die ausgedehnte Grasebene Inamuana und zieht sich drei Tagereisen weit südlich bis zum Flusse Luena. In der trockenen Jahreszeit ist die gänzlich unbewohnte Prärie von langhalmigen Gräsern bedeckt und gewährt einen angenehmen Anblick, wenn sie, vom Winde bewegt, Wellen schlägt. In der Regenzeit wird sie vom Wasser gänzlich überflutet und sieht dann aus wie ein großes Meer. Nur hie und da schauen die etwas höheren Stellen des Bodens gleich flachen Inseln heraus, auf denen sich, von den Fluten geängstigt, die verschiedenen wilden Thiere höchst friedlich zusammendrängen.

Hat die Karawane jenes Grasmeer umschritten, die Dilolosümpfe mit ihren Schlangen passirt, so gelangt sie ins Land Lobal, das vom Flusse Lunge-bungo und zahlreichen kleineren Wasseradern durchschnitten wird. Im Norden grenzt Lobal an das Reich Moluwa, im Osten an den Riambedjschi-Strom, an dessen jenseitigem Ufer die Luibandastaaten beginnen. Südlich wird Lobal durch den Lunge-bungo von den Sambuella- und Buundaländern geschieden, westlich stößt es an Djiokoe. Lobal erscheint seiner Oberflächenbildung nach als eine Fortsetzung des südlichen Theiles von Moluwa. Es bildet eine Ebene, die durch Hügelreihen etwas wellenförmig wird. Die höheren Hügel tragen Waldungen, die tieferen Landflächen stehen zur Regenzeit unter Wasser und an den niedersten Punkten bleiben selbst in der trockenen Jahreszeit Seen und Schilfsümpfe zurück, die reich an Fischen sind. Die größeren Flüsse: Lu-medjschi, Lu-ena, Lu-walodjschi und Lunge-bungo sind auf ziemliche Strecken wenigstens für Kähne schiffbar.

Die ganze Bevölkerung des Lobal-Landes wird von Magyar auf ungefähr 200,000 geschätzt. Der hier wohnende Menschenschlag ist von einem schönen Aeußern, kräftig und gut gewachsen, dagegen von schlimmen Sitten. Es sind die ausgemachtesten Spitzbuben unter der Sonne, die heute den Fremdling mit scheinbarer Freundlichkeit in ihr Haus aufnehmen, um ihn morgen, wenn er sorglos weiter zieht, desto sicherer ausplündern zu können.

In gleicher Weise leben sie aber auch unter sich. Das Land steht nicht unter einem Gesammtfürsten, der, selbst wenn er nach afrikanischem Geschmack etwas Löwen- oder sonstige Raubthiernatur besäße, doch eine Wohlthat für dieses Geschlecht sein würde, sondern es spielen eine ganze Anzahl kleiner Häuptlinge und sogar verschiedene Herzoginnen die großen Herrschaften.

Die Stämme leben unter sich fast fortwährend in Feindschaft. Einer überfällt den andern nur zu dem Zweck, um Sklaven zu machen, denn diese bilden das Einzige, was der Lobalmann dem fremden Kaufmann als Handelswaare anbieten kann.

Die Karawanen besuchen Lobal lediglich zu dem Zweck, um Sklaven zu kaufen, die hier wohlfeiler zu haben sind als in allen Nachbarländern. Sie verhandeln dann dieselben anderwärts gegen Elfenbein, oder benutzen sie zum Transport des Wachses, das seit einigen Jahren auch von hier aus nach der Küste verführt wird. Bei den beschwerlichen Fußmärschen erliegen freilich viele der Unglücklichen unter ihren Lasten und unter den Strapazen der Reise; diejenigen aber, welche die Küste erreichen, werden dort von ihren Herren verkauft und zum Einsammeln der Orseille benutzt.

Magyar lobt das Verhalten der Sklaven aus Lobal und sagt, daß er sich meistens auf seinen Reisen von solchen habe begleiten lassen. Sie vergessen bald ihr früheres Schicksal, hängen treu an ihrem Herrn und verlassen denselben nicht leicht. Sie sind eben so geschickt wie tapfer und entschlossen, eignen sich deshalb gut zum Waffentragen.

Magyar kehrte mit seinen Lobal-Sklaven später mehrere Mal in die Heimat derselben zurück, sogar in die Nähe der Geburtsstätten mehrerer, und es entfloh ihm nicht ein einziger. Einige brachten ihm sogar von ihren Verwandten, die sie besucht hatten, Geschenke. Magyar hatte sie freilich sämmtlich in Bihe verheirathet, und die meisten von ihnen hatten ihre Kinder daselbst, sodaß die Liebe zu den letzteren stärker sein mochte, als die Anhänglichkeit an das Vaterland.

Vielweiberei und Beschneidung sind bei den Lobal ebenfalls gebräuchlich. Ihre Religion ist ein roher Fetischmus. Das gute Wesen nennen sie Kajanda, das böse Makitschi; sie opfern denselben aber nie Menschen, sondern nur Thiere.

Die Häuptlinge führen den Titel Muanagana und suchen sich meistens gegenseitig durch Tyrannei und Gewaltthätigkeiten zu überbieten. Der gefürchtetste von ihnen ist seit langer Zeit der Ka-kenge, d. i. der Perikit-Vogel, der im östlichen Theile des Landes in der blutdürstigsten Willkür regiert und besonders die Karawanen aufs Unverschämteste brandschatzt. Er besteuerte die Reisenden nach Lust und Belieben und griff sie, nachdem sie ihm seinen Willen gethan hatten, nicht selten nachträglich noch feindlich an, um sie vollständig auszuplündern. Aller Verkehr mit den östlich wohnenden Völkern ging durch seine Hand, und Elfenbein und Sklaven durften lange Zeit hindurch sogar nur unter seinem Namen gekauft werden.

Ein liebenswürdiges Bild entwirft Magyar dagegen von einem anderen Häuptling in Lobal, der trotz seines grimmigen Namens Kinjama, d. i. der Löwe, eine echt patriarchalische Erscheinung bot. Als der Ungar ihn besuchte, war derselbe über 100 Jahre alt; er ward von ihm höchst freundschaftlich aufgenommen. In ähnlicher Weise benahm sich der Alte gegen andere Karawanen aus Bihe gutherzig, gastfreundlich und dienstfertig. Gegenwärtig weilt der allgemein beliebte Mann nicht mehr unter den Lebenden. Sein gleichnamiger Enkel ist ihm in der Regierung gefolgt.

Von Lobal aus hielt sich Magyar mit seinem Reisezug etwas südwestlich, überschritt bei Dioma den Fluß Lunge-bungo und durchzog in westlicher Richtung das Land Buunda oder Lutschasi, dessen Hauptstadt Kissembo er berührte. Durch die Olo-wihenda-Wälder kehrte er nach Bihe zurück.

Die Raubzüge der nördlichen Völkerstämme gegen die südlichen sind eine der größten Plagen, an denen die Völkerverhältnisse Südwestafrika's kranken.

Jene Raubzüge haben sich nach Abschaffung des Sklavenhandels zunächst noch vermehrt. Die Neger sind an eine Anzahl Bedürfnisse gewöhnt worden, die sie nur durch Handel mit der Küste befriedigen können. Da sie den Kaufleuten der Küstenländer nichts von ihrem eigenen Erwerb anzubieten haben, gehen sie darauf aus, Rinder zu rauben, die sie entweder unmittelbar nach den Niederlassungen der Europäer bringen oder gegen Elfenbein im Binnenlande vertauschen.

Magyar war 1853 auf einer Erforschungsreise nach dem Kunene (d. i. großen Fluß) begriffen. Er hatte hierzu vom portugiesischen Gouverneur zu Mossamedes eine besondere amtliche Aufforderung erhalten und verfolgte den genannten Strom eine ansehnliche Strecke. Bei der Ortschaft Mussanda fand er denselben größer als die Theiß und von zahlreichen Flußpferden und Krokodilen bevölkert. Das Quellgebiet des Kunene befindet sich im Lande der Kakonda. Hier liegt, gleich einer Oase in der Wüste, eine portugiesische Besitzung mitten zwischen den Staaten der Eingeborenen.

Das „Präsidio de Caconda", so heißt die portugiesische Ortschaft, ist ein Fort zwischen dem Flüßchen Kothape und Schekula und zählt einschließlich der näheren Umgebung etwa 3000 Seelen. Der Ort ist von Erdwällen und einem Palissadenwerk umgeben und mit acht leichten Geschützen vertheidigt. Er hat eine Compagnie schwarzer Soldaten unter dem Befehl des Gouverneurs. Ehedem war der Ort belebter und der Verkehr zwischen ihm und der Küste ein höchst reger. Damals bildete der Sklavenhandel eine sehr ergiebige Erwerbsquelle und lockte viele Portugiesen, sich in Kakonda niederzulassen. Das Klima, im Verhältniß zur Küste kühl und gesund, ließ den Ort als eine Erholungsstation erscheinen. Die meisten Weißen verheiratheten sich mit schwarzen Frauen, und es entstand eine zahlreiche Mulattennachkommenschaft, welche gegenwärtig noch vorhanden ist. Seitdem der Sklavenhandel bei schwerer Strafe verboten ist, bilden Wachs und Elfenbein den Hauptausfuhrartikel, lockt aber keinen Weißen mehr, seinen Wohnsitz im Innern aufzuschlagen. Die Macht der Portugiesen geht nicht viel über die Schußweite ihrer Kanonen hinaus; die eingeborenen Häuptlinge treiben ihr Wesen und Unwesen, besonders ihre Raubzüge, ohne sich im mindesten um die Portugiesen zu kümmern; ja, die Leute aus der nächsten Umgebung scheinen sich gelegentlich auch mit an dergleichen Streifereien zu betheiligen.

Den südlichsten Theil der portugiesischen Besitzungen bildet der Distrikt Mossamedes. Der gleichnamige Ort liegt an der kleinen Fischbai, in welcher schon 1784 die Portugiesen erschienen; sie errichteten aber erst 1840 eine Faktorei. Ansiedler kamen von Madeira und aus Brasilien; als später ein Schiff mit deutschen Auswanderern, die nach dem La Plata bestimmt waren,

an der Küste von Mossamedes scheiterte, blieben die Verschlagenen dort, erhielten von der portugiesischen Regierung günstige Bedingungen, und sollen sich nun wohl befinden. Das Klima ist nicht gerade sehr gesund; der Hafen besser als der von Benguela. In diesem Bezirke nimmt die Zahl der Pflanzungen (Arimos) allmählich zu.

Als Magyar von dem südlich gelegenen Ohila zurückkehrte und die unbewohnten Wälder Lusseke's passirte, ward er plötzlich von einer bewaffneten Raubbande überfallen. Die Räuber waren aber nicht sehr zahlreich und hatten sich in ihren Erwartungen getäuscht. Sie hatten weder einen europäischen Führer noch eine so zahlreiche und gut bewaffnete Karawane vermuthet und ergriffen nach einigen gewechselten Schüssen die Flucht. Drei Verwundete, die sie im Stiche ließen, sagten aus, daß sie Sklaven von Bewohnern des Präsidiums Kakonda seien, angeblich hierher in die Wälder gezogen, um zu jagen und Honig zu sammeln.

Mitunter sind aber dergleichen Räuberscharen lebendigen Lawinen vergleichbar, die ihren Lauf von Norden nach Süden in verheerender Weise fortsetzen. Sie bilden sich aus abenteuer- und beutelustigen Bewohnern der verschiedenen Länder und schwellen mitunter bis zu 15—20,000 Mann an. Man bestimmt ein gewisses Land als Ziel des Zuges und rückt nun in Eilmärschen, womöglich durch die unbewohntesten Gegenden, nach dem erwählten Gebiete vor, damit die Opfer nicht vorher gewarnt werden und sich flüchten oder vertheidigen können. Die südlichen Stämme, die reich an Herden sind, haben viel von jenen Plünderern auszustehen gehabt.

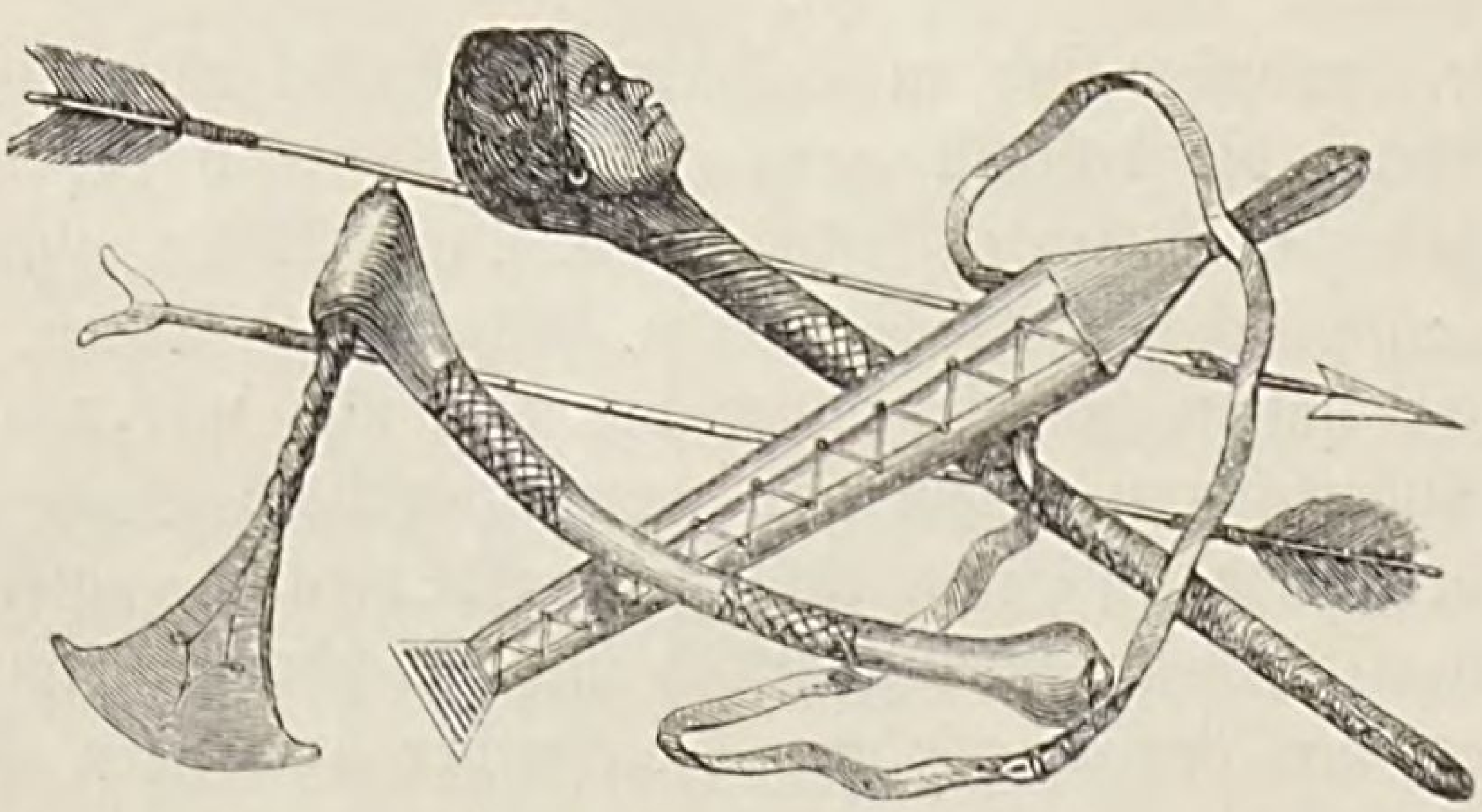
Erfahren die Bedrohten noch rechtzeitig das Nahen der Räuber, so flüchten sie wol mit ihren Herden durch die Wüste zu ihren Nachbarn, auf Wegen, welche ihnen allein bekannt sind. Folgen ihnen die Raubhorden, so kommen viele derselben wegen Wassermangel um. Der Schrecken, welchen sie verbreiten, ist aber so groß, daß selbst dann Niemand es wagt, sie etwa in der Wüste anzugreifen und aufzureiben, was doch gerade nicht schwierig sein würde.

Durch die Europäer sind in Kakonda mancherlei europäische Gewächse eingeführt worden, die daselbst ganz gut gedeihen, so der Weizen; nach Magyar's Angaben auch Aepfel, Pfirsichen u. s. w. Außer zahlreichem Hornvieh hält man auch Schafe, viele Schweine, Hühner und Enten.

Lange Zeit hatten die Bewohner von Kakonda mit den von Norden kommenden Räuberscharen (Munano) gemeinschaftliche Sache gemacht und sich denselben bei ihrem Nahen angeschlossen. Sie dienten zugleich als Führer und plünderten mit jenen gemeinschaftlich ihre Nachbarn. Im Jahre 1853 erhielten sie aber den Verrätherlohn. Die Räuber überfielen ihre bisherigen Freunde, vorzüglich die Provinz Kalukeme, schleppten die Leute als Sklaven fort und theilten sich in die bewegliche Habe. Weite Strecken Landes wurden in völlige Wüsten umgewandelt, in denen sich die Löwen in demselben Grade vermehrten, als sich die Menschen verminderten. Karawanen, welche jenes Gebiet durchziehen, haben eine Strecke von acht Tagemärschen unbewohnten Landes zu passiren.

Magyar verweilte 1854 wahrscheinlich auf seiner Niederlassung in Bihe, da er uns mittheilt, daß in jenem Jahre die bereits erwähnte Gesandtschaft an seinen Erstgeborenen ankam. Im folgenden Jahre (1855) dagegen ist er bereits wieder unterwegs. Er brach von Kombala auf, hielt sich anfänglich etwas nördlich über Na Ssenda und Demba, dann aber passirte er wieder die Olo-wihenda-Wildnisse und kam bis Lobal. Auf seinem Rückwege ward er durch die Ganguella von Lutschasi angegriffen. Sie umzingelten plötzlich sein Kilombo (befestigtes Lager), in welchem er sich mit 300 Bewaffneten befand, und griffen es so wüthend an, daß es nur nach einem mehrstündigen Kampfe möglich ward, sie zurückzuschlagen. Da die Karawane bei dieser Gelegenheit aber den größten Theil des Pulvers verschossen hatte, war man gezwungen, Parforcemärsche zu machen, um durch die weiten wilden Länder nach Hause zu gelangen. Er hatte bei dieser Flucht Gelegenheit, die Ausdauer der Lastträger zu bewundern. Zwölf Tage hinter einander machte man je sieben bis acht Stunden Wegs und jeder Mann war mit 40 bis 45 kg. bepackt; dennoch blieb kein Einziger unterwegs liegen.

Magyar ist aus Afrika nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt. Schon 1853 war, wie er selbst schrieb, seine Kraft gebrochen, sein Aussehen das eines Greises. Achtzehn Jahre in den westlichen Küstenländern des tropischen Afrika müsse auch den Rüstigsten aufreiben. Zu Ende des Jahres 1857 verließ er Bihe, durch die Ermordung seines Schwiegervaters und die Vertreibung der königlichen Familie gezwungen, und gründete mit 60 Sklaven an der Lunira-Bucht, zwischen Benguela und Mossamedes, eine neue Niederlassung, wo er sich mit dem Sammeln und Verkaufen von Orseille und Kopalgummi den Lebensunterhalt sicherte. Von dort machte er Streifzüge ins Land. Sein letzter Brief, den er nach Ungarn sandte, war vom 25. Dezember 1861. Dann blieben alle Nachrichten aus, und erst 1868 erfuhr man durch die portugiesischen Behörden in Afrika, daß er am 19. November 1864 zu Cuju in Benguela gestorben sei.



Kimbundawaffen.



Chinchoxo.

XVI. Die deutsche Expedition an die Loangoküste und ihr Ausgang.

Entstehung der Expedition. — Aufbruch. — Dr. Güßfeld. — Professor Bastian. — Herstellung der Station Chinchoxo. — Bastian's Rückfahrt. — Güßfeld's Reise nach dem Quillu. — Aufnahme beim Ganga Wumbe. Die Bakunia. — Falkenstein's Bericht über das Thierleben. — Ankunft von Lenz und Pechuël-Loesche. — Erster Ausflug von Lenz. — Güßfeld's Reise nach dem Loango Luz. — Homeyer's und Pogge's Ankunft. — Lenz am Ogowaï. — Die Okanda. — Falkenstein in S. Paolo de Loanda. — Homeyer's, Pogge's und Soyaux's Reise nach dem Loanza. — Güßfeld's und Homeyer's Rückkehr. — Pogge im Lande der Kioko. — Ausflug von Lenz nach dem Ofue. — Ende der Expedition. — Cameron und Stanley erreichen, von Osten kommend, die Westküste.

Die Anregung zu einer Deutschen Expedition nach dem äquatorialen Central-Afrika ging von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, speziell von Professor Adolf Bastian aus, der selbst 1857 an der Küste Niederguinea's war und damals bis Ambassi (San Salvador) vordrang. Im Januar und April 1873 fanden in Berlin Berathungen statt, bei welchen die geographischen Vereine von Leipzig, Dresden, München, Hamburg und Halle vertreten waren. In der konstituirenden Sitzung vom 19. April wurde Professor Bastian zum Vorsitzenden der neuen deutschen „Afrikanischen Gesellschaft", Admiralitätsrath Neumayer zu dessen Stellvertreter, Professor Koner zum Schriftführer erwählt. Durch Beiträge waren bald über 60,000 Mark vorhanden. Außerdem wandte sich die Gesellschaft an den Bundesrath um eine Unterstützung. Der Kriegsminister v. Roon bewilligte eine Anzahl Zündnadelgewehre

zur Ausrüstung der Expedition sowie alte Steinschloßgewehre für Handelszwecke, und der Chef der Admiralität, v. Stosch, stellte die Absendung eines deutschen Kriegsschiffes in Aussicht.

Zum Führer der Expedition wurde Dr. Güßfeld aus Bonn ausersehen, der sich mit einem Beitrage von 18,000 Mark an den Kosten des Unternehmens betheiligt hatte. Seine Begleiter sollten sein v. Görschen, welcher bereits sieben Jahre in Niederländisch-Indien zugebracht, und ein ehemaliger preußischer Offizier, v. Hattorf, als Zoolog und Jäger.

Das Ziel der Expedition war die Loangoküste. Hier, zwischen dem Congo im Süden und dem Ogowaï im Norden, von 9° nördl. Br. bis 9° südl. Br. (s. die Karte S. 485), tritt nämlich die Terra incognita bis dicht an das Meer heran, sodaß die Expedition schon nach den ersten Tagemärschen, bei Erreichung des Küstengebirges, der sogenannten Sierra del Crystal der Portugiesen, auf durchaus jungfräulichen Boden treffen mußte. Es war eine Pionierexpedition, welche nur zunächst Aufklärung über die allgemeinsten Verhältnisse zu bringen hatte; zum bessern Ausbau ihrer Beobachtungen sollten später wissenschaftliche Spezialforscher folgen.

Am 30. Mai 1873 ward von Liverpool aus mit der „Nigretia", einem der African-Steamship-Company gehörigen Schraubendampfer von 1800 Tons und 200 Pferdekraft, die Reise angetreten. Aber dieselbe wurde schon von einem bösen Unfall betroffen, ehe sie das eigentliche Ziel erreichte. — Aus einem Briefe Güßfeld's aus Sierra Leone an den Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin theilen wir das Wesentlichste über denselben mit:

„Wir verließen am Abend des 7. Tenerifa und segelten in sehr rascher Fahrt der afrikanischen Küste zu. An Bord befanden sich außer uns noch einige Engländer; einer derselben, Major Raes, der sehr lange in Sierra Leone gelebt, konnte mir manche nützliche Winke geben, namentlich über den Charakter der Neger, speziell der Kruleute, und die Art ihrer Behandlung.

Am 9. Juni kulminirte die Sonne zum ersten Male im Norden, nachdem sie Tags zuvor nahe durch unseren Zenith gegangen war. Am 11. Juni passirten wir Kap Blanco so nahe, daß die Küste sichtbar wurde. Am Abend desselben Tages hatten wir den ersten Tornado, ein starkes Unwetter, das sich während der jetzt beginnenden Regenzeit fast täglich einstellt. Die Tornados pflegen hier nicht länger als eine halbe Stunde zu dauern, sie zeigen sich in ganz unverkennbarer Weise an durch einen schwarzen, schwach über denjenigen Punkt des Horizonts gespannten Wolkenbogen, von dem aus sie wehen.

Am Mittag des 13. Juni kam die bergige Küste von Sierra Leone in Sicht, die vom Sierra-Leonefluß herrührende starke Strömung ließ uns erst nach 4 Uhr ankern. Im Hafen Freetown ist die weiße Bevölkerung nicht stark und besteht vornehmlich aus Engländern und Franzosen. Das Gelbe Fieber hatte leider dort in diesem Jahre den vierten Theil der europäischen Bevölkerung hinweggerafft.

Nachdem wir etwa 28 Stunden im Hafen von Freetown gelegen, verließen wir denselben am 14. Juni gegen 8 Uhr Abends. — Ich befand mich mit Hattorf und zwei anderen Passagieren auf dem oberen Deck, als ich gegen

9 Uhr plötzlich die Nothpfeife hörte und wenige Sekunden darauf einen heftigen, mit dumpfem Krachen begleiteten Stoß verspürte — das Schiff war auf einen Felsen aufgelaufen. — Ueber unser Schicksal hatte ich keinen Zweifel. Hattorf zeigte große Kaltblütigkeit und Ruhe. Mittlerweile wiederholte das Schiff seine krampfhaften, dröhnenden Bewegungen, als ob eine mächtige Hand es hin- und herschüttelte. Die Nacht war sehr dunkel. Niemand hatte eine richtige Vorstellung davon, wie nah oder wie fern die Küste war — man sah sich nur auf offener See in einem Wrack. Wir feuerten Nothschüsse ab und ließen Raketen steigen; sie wurden nicht beantwortet; dennoch wußten wir, daß die „Biafra", ein derselben Dampfschiffahrtsgesellschaft gehöriger Steamer, im Hafen von Freetown lag. Das Wasser füllte bald die unteren Räume des Schiffes.

Der Kapitän ließ die Boote klar machen und alle Passagiere sich einschiffen. Ich bestieg eines derselben mit meinen Uhren, dem Gelde und meinem kleinen Reisesack. Nach 1—1½ stündiger Fahrt erreichten wir die Küste in der Nähe des Leuchtthurms.

Trotz des unermeßlichen Verlustes, den ich erlitten, mußte ich mich in meinem Unglück glücklich preisen. Daß kein Tornado unser schwaches Fahrzeug überfiel und uns weiter in das offene Meer trieb, daß wir glücklich den Felsen der Küste entrannen und die Gefahr der Haifische uns fern blieb, von denen das Meer hier wimmelt, das sind Umstände, die auch einen tiefgebeugten Sinn zum Danke anhalten müssen.

Wir fanden Obdach in einem der englischen Regierung angehörigen Hause. Gegen Morgen kamen Boote, welche einiges Passagiergut gerettet hatten. Den Rest meines Gepäckes fand ich in Freetown vor, dort verschaffte uns der amerikanische Gesandte ein Unterkommen.

Ich begab mich am 20. Juni an Bord der „Nigretia". Aus den Untersuchungen der Taucher geht hervor, daß das Schiff längs eines nach dem Felsen zu sich erweiternden Risses gebrochen ist: in wenigen Tagen wurde die „Nigretia" als vollständiges Wrack erklärt."

Der Vorstand der Gesellschaft verlor keine Zeit; rasch bewirkte er, daß die 1000 Pfund Sterling betragende Versicherungssumme für die Ausrüstung von Liverpool aus bezahlt wurde. Schon im Oktober befanden sich die vorzüglichsten Instrumente und die verschiedenen Ausrüstungsgegenstände zum Ersatze des Verlorenen unterwegs nach dem Congo. Der größere Theil erreichte auch sein Ziel, während der Rest, namentlich Gewehre, Pulver und Proviant umfassend, mit dem Dampfer „Liberia" wiederum total verunglückte.

Schon Anfangs Juli 1873 war Bastian selbst mit Görschen in Kabinda eingetroffen, nachdem sie von Lissabon am 5. Juni abgefahren waren. Auch sie waren unterwegs mit dem Schiffe auf einen Felsen gerathen und Bastian mußte die ganze Nacht über an der Pumpe mit Hand anlegen. Dieser hatte sich, in Kabinda angekommen, auf Erkundigungsausflüge gemacht, welche folgende Resultate ergaben, die in seinem Werke „Die deutsche Expedition an der Loangoküste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder" niedergelegt sind. — „Sicher giebt es keinen Theil Afrika's, der so erforschungsbedürftig ist, wie der für die Expedition bestimmte. Einem Vorgehen in das

Innere stehen keine Hindernisse entgegen, die nicht mit Ausdauer und mit den geeigneten Mitteln leicht überwunden werden könnten. Die Reiche der Küste, Loango, Mahango, Angoy werden nach innen zu von einem Waldgürtel begrenzt, der im Allgemeinen unter dem Namen Magombe bekannt ist; dieser ist nur der Abhang des Gebirges, das zu den Hochflächen Inner-Afrika's aufsteigt. In diesen Ländern muß sich eine zwerghafte Menschenrasse finden, denn die an der Küste sich aufhaltenden Repräsentanten derselben sprechen dafür. Man nennt sie Babongo oder Vambuta, ihr eigentlicher Name scheint Bari oder Bali zu sein. Der Gorilla kommt dort bis auf eine Tagereise von der Küste vor. Die Wälder sind zugleich voll von Tschimpansen, die Flüsse von Flußpferden.

Aeltere Nachrichten, daß in Loango „schwarze Juden" leben, sind durch Bastian bestätigt. Bekannt ist, daß die schwarzen Juden an der Malabarküste bei Kotschin früher den Ethnologen Kopfzerbrechen gemacht haben; auch mit den schwarzen Falaschas, gleichfalls Juden in Abessinien, wußte man nichts Rechtes anzufangen und stellte sie wol gar als lebendige Beispiele des schwärzenden Einflusses der tropischen Sonne hin. Indessen derlei ethnologische Sprünge sind heute nicht mehr erlaubt, und so müssen wir auch die Negerjuden an der Loangoküste bei den Negern lassen. Sie sind aber eine bemerkenswerthe Erscheinung und ein deutscher Maler, der gleichzeitig mit Bastian an der Loangoküste war, aber nichts von diesen „semitischen Negern" wußte, äußerte gegen ihn: „Sehen Sie den da, das ist doch der reine Schacherjude!" Diese Judeos, wie die Portugiesen, oder Mavumbu, wie die Eingebornen sagen, sind eine verachtete Rasse. Schweinefleisch ist in ihrem Lande verboten.

Woher kommen nun diese Negerjuden? Nach Gonzalo Piriz nahm der Gouverneur Alvaro de Caminha im Jahre 1492 nach der Insel St. Thomas 2000 Kinder von unter sieben Jahren mit, die der König den kastilischen Juden hatte wegnehmen lassen. Möglich, daß von ihnen Nachkommen nach der benachbarten Loangoküste kamen; keinenfalls aber darf auf eine klimatische Umwandlung dieser Nachkommen geschlossen werden, sondern nur auf eine durch fortgehende Kreuzung mit einheimischem Blut eingeleitete und geförderte Zersetzung der fremden Eigenthümlichkeit.

Die große Unkenntniß, in welcher wir uns über die vor zwei Jahrhunderten wohlbekannte Loangoküste bis heute befanden, ist dem lebhaft betriebenen Sklavenhandel zuzuschreiben, der dort länger als an irgend einem Punkte der Westküste betrieben wurde, nämlich bis in den Beginn der sechziger Jahre. Als aber schließlich selbst die schnellsten Dampfschiffe, die von Amerika aus in Betrieb gestellt wurden, nicht mehr den immer enger gezogenen Kreis der englischen Wachtschiffe zu durchbrechen vermochten, als nun Verlust auf Verlust folgte und selbst der äußere Gewinn, der früher durch seine enorme Höhe alle Verluste gedeckt hatte, endlich ganz ausblieb, war man genöthigt, sich der Nothwendigkeit zu fügen und den Sklavenhandel als verloren aufzugeben. Wie überall, wo Weiße Sklavenhandel trieben, sind die damit beschäftigten Neger verlottertes Gesindel geworden, das nur darauf ausgeht, den ihnen von den Weißen gespielten Betrug mit Prozenten zurückzuzahlen. Jetzt herrscht indessen der legitime

Handel hier und zwar in einer großartigen, bisher ungeahnten Weise. Die Portugiesen leiteten ihn ein, verstanden ihn jedoch nicht durchzuführen, während ihre Nachfolger, die Holländer, enorme Geschäfte machten.

Bei den Negern selbst ist übrigens der Handel sehr gut entwickelt, und um Schmuggel zu verhüten, ist das Land Loango im Osten gegen das Waldland Mayumba durch eine Holzmauer abgesperrt, die nur an drei Stellen Durchgang gestattet. An jedem dieser Thore ist ein Wachthaus errichtet, bei dem ein Zollhüter sitzt, der von den ein- wie ausgehenden Gütern für die Regierungen Abgaben erhebt. Die Holzwand hat eine Länge von 20 deutschen Meilen. Auf das Zollwesen verstehen sich die Schwarzen, wir haben in dieser Beziehung nichts vor ihnen voraus: — wissen wir doch aus Livingstone's erster Reise, daß auch Brückengeld in Südafrika bezahlt wird.

Bastian giebt neue Belege für die Einheit aller Bantu-Neger, die über einen so gewaltigen Raum wie ganz Südafrika verbreitet sind und deren Sprache, mit nur geringen Abweichungen, von der Ost- bis zur Westküste herrscht. Aber auch Sitten und Gebräuche weisen in hohem Grade auf diese Einheit der Bantu hin. — In Loango glaubt man an den Wehrwolf, der in Gestalt eines Leoparden, von einem Ganga (Fetischpriester) abgesandt, eine Frau Nachts aus dem Bette geholt hatte; und die Eingeborenen am Luapula (Westafrika) versichern, daß Männer, welche sich auf Zauberei verstehen, sich in Löwen verwandeln und umhergehen, die Menschen zu tödten. Auch die Jagdgesetze stimmen überein: von den auf der Jagd getödeten Thieren gehört ein Bein mit dem Fleisch daran dem Grundherrn, der Knochenschädel aber dem Fetisch, auf dessen Platz er niedergelegt wird.

In Angoy kommt der Geheimbund der Sindungo vor — wir möchten ihn als Loango-Haberfeldtreiber bezeichnen. — Die Mitglieder desselben kommen im Walde zusammen und hüllen sich in groteske Blättergewänder. Darauf ziehen sie, durch ihren Maskenanzug unkenntlich gemacht, ins Dorf, wo sie allerhand Willkür verüben, aber auch Geld von säumigen Schuldnern einziehen. Ihre monströsen Masken sind von Holz verfertigt.

Das Christenthum hatte einst in den Ländern am Congo eine weite Verbreitung. Bei den Mussorongho, dem übelberüchtigten räuberischen Volke an der Congomündung, haben die Fürsten mancherlei Erinnerungen an das Christenthum bewahrt: die Tracht der Halskragen, die tonsurartige Form des Haarschnittes, die als Schmuck verwandten Rosenkränze, an denen noch das Kruzifix hängt, das Schlagen des Kreuzes, Falten der Hände beim Gebete — Alles Aeußerlichkeiten und Formkram — vom Inhalt ist nichts geblieben und wir haben hier nur mit urwüchsigen Heiden zu thun. Den Mißgriffen der Missionäre und den Ursachen des Zusammenbrechens des ganzen Scheinchristenthums hat Bastian ein Kapitel in seinem angeführten Buche gewidmet.

Während Bastian auf seinen Erkundigungstouren begriffen war, hatte Görschen die Gegend von Kabinda aufgenommen.

Die Eintheilung in die drei Königreiche Angoy oder Kabinda, Makango und Loango besteht noch jetzt, aber alle finden sich im Zustande der Anarchie, da die Könige alle Macht verloren haben oder vielmehr gänzlich beseitigt sind.

Die Traditionen von der alten Ausdehnung des Königreiches Loango haben sich noch erhalten, gegenwärtig indeß ist dasselbe auf sehr enge Grenzen reduzirt, hauptsächlich zwischen den Flüssen Quillu und Loema.

Der politische Verfall dieser Länder vermehrt sich mit der Ausdehnung des legitimen Handels, wodurch es jedem Privatmanne möglich wird, Reichthum und Einfluß zu erwerben, während sich der frühere Sklavenhandel in den Händen der Könige und Prinzen konzentrirte. Augenblicklich macht sich Jeder unabhängig, der Pulver und Gewehre erwerben kann, und die königliche Würde ist um so bedeutungsloser, weil sie Niemand annehmen will, um sich nicht den lästigen Ceremonien zu unterwerfen, mit denen dieselbe verbunden ist. Die letzten der gekrönten Könige stehen noch überall unbegraben über der Erde, und man fährt fort, in ihrem Namen zu regieren; aber die eigentliche Gewalt liegt in den Händen reich gewordener Kaufleute oder solcher Prinzen, die noch aus früherer Zeit Vermögen besitzen. In Angoy sind die beiden Fürsten an der Küste (Manuel Punha in Schirmambuk und der etwas berüchtigte Chico Franco) die einflußreichsten, aber eben nur für den Küstenstrich um Kabinda. In Makongo finden sich zwei Prätendenten, Capito Mani-Tatu und Mani-Fume Xime, der erstere der Neffe, der zweite der Sohn des letzten Königs Mani-Pallo (gleichfalls bereits kein gekrönter König), dessen Haare und Nägel bei der alten Hauptstadt Kayo aufbewahrt werden. Die Insignien (unter der Hut von vier Fürsten) sind einem unmündigen Knaben übergeben, der, sobald er zur Volljährigkeit gelangt, durch einen andern ersetzt wird.

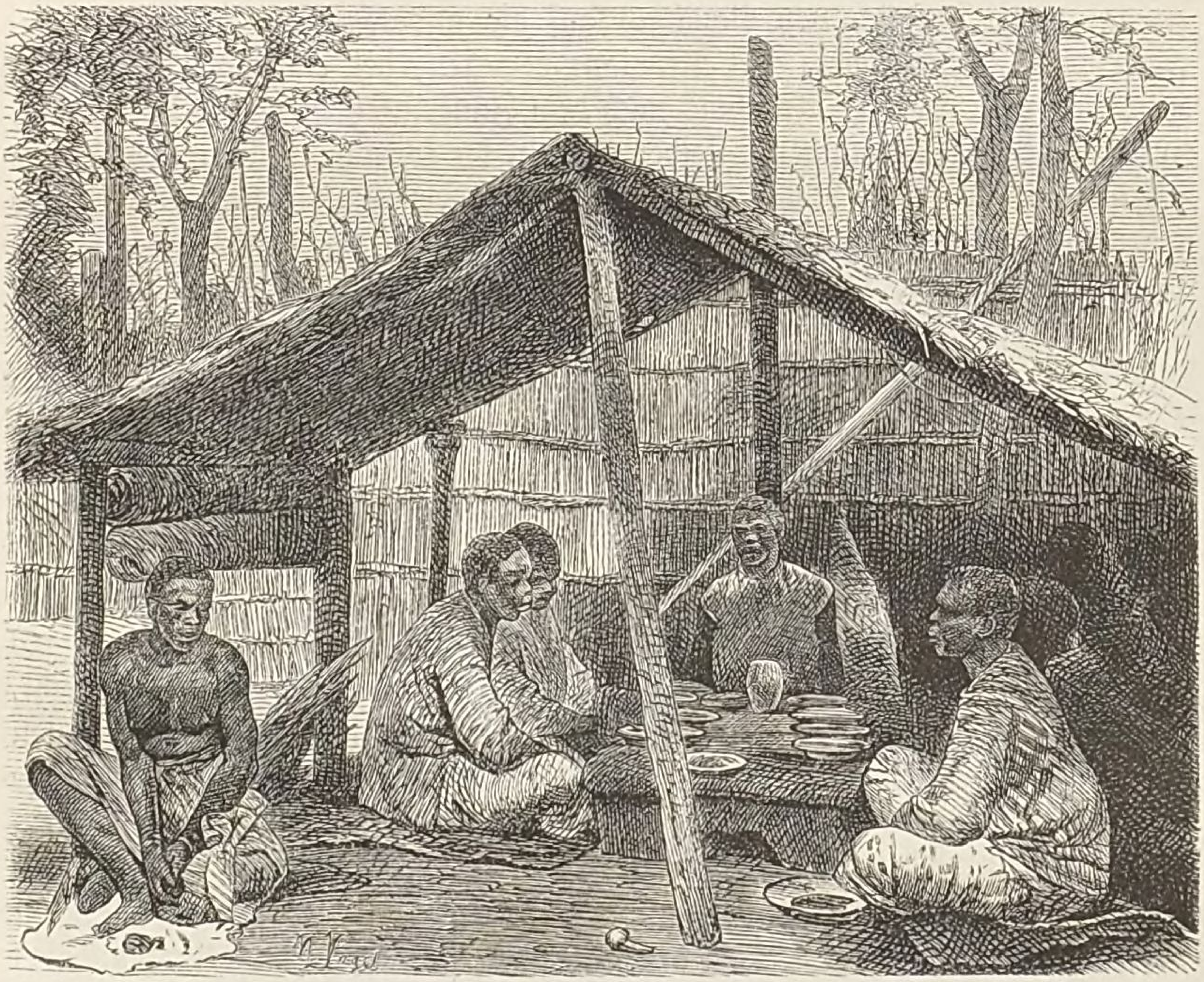
In Loango findet ein steter Wechsel der Könige statt, in den letzten fünf Jahren haben sechs verschiedene Könige den Thron bestiegen, aber auch diese regierten unter anderen Titeln (wenigstens als Ganga Bumbe), da keiner von ihnen gekrönt war.

Güßfeld und Hattorf passirten, auf ihrer Fahrt von Freetown, Kap Lopez, Fernando Po, Gabon und Black und trafen, nachdem sie noch zweimal auf den Grund gefahren waren, am 25. Juli in Bananas ein. Die Seereise hatte gerade acht Wochen gedauert. In Bananas wurden sie von Herrn vom Ort, dem Chef des Hauses Kerdijk und Pincoffs, außerordentlich freundlich aufgenommen. B a n a n a s ist der Hauptstapelplatz der „Afrikanischen Handelsvereinigung". Der Ort übertrifft an Großartigkeit jeden andern Platz der Küste, wie die Zahl der weißen Beamten, die Hunderte von angenommenen Negern und die langen geweißten Schuppen, die Wohn- und Waarenhäuser zur Genüge beweisen.

Ueber seine Reise von Bananas schreibt Güßfeld: „Es ist bekannt, daß die Weißen längs der hiesigen Küste in „Tipoja" oder Hängematten reisen, eine Art des Reisens, an die ich mich schneller gewöhnt hatte, als die Neger an mein Gewicht. Ich ging am ersten Tage längs der Küste bis nach Vista; die Küste fällt während des ganzen Weges mit einer einzigen Unterbrechung bei Mounda 30—50 m. steil ab und ist völlig steril. Während der nassen Jahreszeit müssen Erdstürze hier das Reisen gefährlich machen. Die Küste besteht aus einer leicht zerreibbaren eisenhaltigen Thonerde, die zuweilen sehr lebhafte Farben (Weiß, Gelb und Roth) zeigt. V i s t a ist eine schöne Faktorei mit sehr vollständigem Gemüsegarten und einer Allee von Orangenbäumen; am meisten

jedoch mußte es mich überraschen, daselbst sechs gut aussehende Esel anzutreffen; sie wurden von Loanda oder Ambriz hiehergebracht. Von Vista an wird die Küste flach und es treten ununterbrochen Wälder von Fächerpalmen auf.

Nach dreistündiger Reise erreichte ich Jaba, eine andere Faktorei. Der Weg von hier nach Kabinda entfernt sich von der Küste und führt zunächst durch hohes, zum Theil verbranntes Riedgras und Fächerpalmen; später wird das Terrain der kleinen Sümpfe wegen, die man zu passiren hat, viel unangenehmer. Zuweilen kommen die Neger so tief ins Wasser, daß man sich an dem Tipoja-Baum in die Höhe ziehen muß, um nicht selbst das Wasser zu streifen.



Kabindaneger.

Natürlich sind an solchen Stellen, wo man gleichsam an Händen und Füßen gebunden ist, auch immer die meisten Muskiten. Abends um 10 Uhr erreichte ich Kabinda; es war ein solch starker Thaufall, daß ich die Tipoja bereits eine halbe Stunde zuvor verlassen hatte, um mich nur einigermaßen zu erwärmen. In Cabinda traf ich v. Görschen, der am Fieber daniederlag. Von Kabinda machte ich mich auf, um mit Bastian zusammenzutreffen.

Da mir die Herstellung der Station zufiel, so ging ich nach Chinsonso (Chinchoxo), zunächst um mit dem nahewohnenden Negerprinzen den Zoll auf 100 Milreis zu vereinbaren, was etwa 13 Pfd. Sterl. ist. Diese Summe ist nur einmal zu bezahlen, aber man kennt ja bereits die Bettelei und Gier der Schwarzen."

Am 5. August traf Güßfeld mit Bastian in Landana zusammen. Bei Auswahl eines geeigneten Ortes für die Station hatten sie es für besser gehalten, auf Kabinda zu verzichten, da man dort fast gänzlich von dem Innern abgeschieden ist; auch schien es besser, statt selbst sogleich eine Station zu bauen, die vor der Regenzeit doch nicht mehr hätte fertig werden können, eine der leer stehenden Faktoreien zu erwerben. Beide Reisende entschieden sich für eine Niederlassung in Chinchoxo, wo ein direkter Verkehr mit dem Innern besteht. Leider war das Haus sehr verfallen und baufällig, doch war kein anderes zu erwerben. Die Ausbesserung wurde indessen bald ermöglicht, um die Regenzeit dort zu verbringen.

Hattorf, der sich von Bananas auf die andere Seite des Congo begeben hatte, kehrte dort, mit Proviant versehen, bei einem portugiesischen Mulatten ein. Häufige Ausflüge nach dem Innern setzten ihn in den Stand, einige Jagdbeute zu machen. Leider wurden die sorgsam präparirten Thiere fast alle in der ersten Nacht in Bananas von den Ratten verzehrt. Ueber seinen Besuch bei König Capitha, am Congo stromaufwärts, schreibt er: „Als ich am ersten Tage kaum angelangt war, mußte ich bereits Sr. Majestät Audienz geben; er war in guter Laune und stellte mir deshalb auch seine fünf Frauen vor, für welche ich gewiß keine Sympathie empfunden haben würde, selbst nicht wenn diese sechs Herrschaften es unterlassen hätten, mir in aller Eile eine ganze Galone Rum auszutrinken. Die Folge davon war, daß sie mir einen deutlichen Beweis ihres ehelichen Glückes dadurch zu erkennen gaben, daß sie sich tüchtig durchprügelten, eine Scene, die damit endete, daß die Damen bei mir Schutz suchten und auch fanden. Diese Scene war kaum vorüber, so entstand Allarm; ich erfuhr jetzt, daß Krieg sei (um ein zerbrochenes Tam-Tam!). Ein Götze wurde an eine Palme festgekettet, Weihwasser gekocht, die alten Feuersteingewehre zum Kampf geweiht, und unter höllischem Lärmen ging es fort zur Schlacht. Ich steckte meinen Revolver ein, nahm meine Büchse der Sicherheit wegen zur Hand, ging mit und hatte die Freude, eine Negerschlacht mit anzusehen, natürlich ohne mich daran zu betheiligen. Ein großes Quantum Pulver wurde auf beiden Seiten verknallt, bis endlich nach langem Kampfe in nächster Nähe und kolossalem Lärm der Feind einen Verwundeten hatte. Dadurch war die Entscheidung der großen Schlacht herbeigeführt; im Triumph ging es zurück zum Tam-Tam oder zum Rum! Am anderen Morgen war wieder genau dasselbe Schauspiel; dann kam die Friedensunterhandlung (Palaver), dann der Friede, der meiner Partei 15 Gewehre einbrachte.“

Interessant ist, was er über die Kindlichkeit der Neger sagt: „Da die Religion ausschließlich in Fetischdienst besteht, so hat jeder Neger seinen Fetisch; wenn nun der alte Fetisch ihm nicht mehr gut scheint, so sucht er sich einen neuen. Da der Neger von Natur klug ist, so weiß er recht wohl zu unterscheiden, was gut und was schlecht ist; deshalb ist es gewiß, daß, wenn etwas Gutes geschieht, der Fetisch auch dabei ist. Aber will der Schwarze etwas Schlechtes thun, so vergräbt er vorher seinen Fetisch; je schlechter die That, desto tiefer, damit derselbe es ja nicht sieht. Hat er sein Werk vollbracht, so gräbt er seinen Fetisch wieder aus.“

Die Station in Chinchoxo war im Oktober so weit hergestellt, daß sie bezogen werden konnte. Zur Zeit bestand das Dienstpersonal der Station aus einem portugiesischen jungen Verwalter, einem schwarzen Oberaufseher, einem Waschmann, einem Koch, zwei Hausdienern und zehn Arbeitsburschen, die hauptsächlich den wichtigen Dienst der Hängematte versahen, ohne welche ein Weißer längs der Küste nicht reist, und wofür man sehr hohe Zahlung zu leisten hat, wenn man fremde Schwarze (d. h. solche, die nicht monatlich fest engagirt sind) annehmen muß.

Wie Hattorf machte auch Güßfeld kleine Ausflüge ins Innere. Der fernste Punkt, den er vorläufig erreichte, war Kondo, der Hauptort des kleinen Reiches Dinge, der an dem Eingang zu der großen Waldlandschaft Mayombe (oder Mayumba) liegt. Die Eingeborenen, welche den „Weißen in Chinchoxo, der keinen Handel treibt und des Nachts den Himmel abschreibt", bereits kannten, kamen ihm ohne Mißtrauen entgegen, und der Sohn des Capito von Dinge, Prinz Amanyama, der über Mayombe hinaus bis nach Jangela hin Handel treibt, erbot sich freiwillig, ihn dorthin zu begleiten.

Bastian trat seine Rückfahrt nach Europa am 13. Oktober von Landana aus an. Er hatte die Kosten der Reise aus eigenen Mitteln bestritten. Seinen weitesten Ausflug im afrikanischen Binnenlande hat er bis Bomma, einer holländischen Faktorei am Congo, ausgedehnt, bis wohin Seedampfschiffe den Strom hinauffahren. Die Ufer des Congo sind von einer mäßig dichten, in ihrer Ueberfülle sich selbst erstickenden Vegetation bewachsen, aus welcher losgelöste Partien in malerischen Gruppen in die Fluten vortreten. Weiter stromaufwärts lichtet sich die Umsicht und es tritt in der Ferne eine Hügelreihe hervor, welche besonders das linke Ufer begleitet. Von einem mit Waldgruppen gekrönten Höhenkamme fällt steil der Fels des Fetischsteines (Taddi Damungu) auf den Wasserspiegel herab, und nachdem man noch den rechts auf einem Hügel sich erhebenden Felspfeiler des Blitzsteines (Taddi Umsasa) passirt hat, öffnet sich das in Bergkuppen schwellende Land, an dessen Ufersaum die Faktoreien Bomma's liegen.

Dieser Punkt befindet sich ungefähr am Ende des ersten Drittheils der bis jetzt bekannt gewordenen Strecke des Congolaufes; der Strom bricht sich von da ab in mehrfachen Katarakten und ist nicht weiter schiffbar.

Den fernsten östlichen Punkt dieses Stromes in ungefähr $14^1/_2$° östl. Länge v. Gr. erreichte im Jahre 1816 der Kapitän Tuckey.

Güßfeld reiste am 16. Oktober nach dem Quillu ab, dessen Mündung er von der Station aus mit guten Hängemattenträgern in $2^1/_4$ Tagen erreichte. Die Fahrt den Fluß aufwärts begann am 26. Oktober. Vor der Mündung befindet sich eine Barre; das rechte Ufer in der Nähe der Mündung hat sich in den letzten Jahren merklich vermindert; ein Theil des Landes, auf dem einstens Faktoreien standen, befindet sich jetzt unter Wasser. Innerhalb einer Stunde liegen vier kleine Inseln im Strome und außerdem die größere Insel der holländischen Faktorei, weiter oberhalb befinden sich noch mehrere Inseln. Zeitweise werden dieselben bewohnt wegen der Gewinnung des Palmöls und wegen des Fischfangs und der Nilpferdjagd. Bedeutende Zuflüsse

besitzt der Quillu in seinem unteren Laufe nicht. Die Breite desselben wechselt zwischen 200 und 400 Schritte, bei der Chibele-Insel erreicht sie 800 und an der Felsenpforte Gotu beträgt sie nur 25 Schritte. Die Uferwände sind durch einen 1—4 m. hohen Erddamm gebildet, der mit einer bis in das Wasser reichenden Vegetation überwuchert ist; Schilf oder andere Wasserpflanzen versperren nirgends den Zugang zum Ufer; zu beiden Seiten erstreckt sich Hochwald in das Land.

Kurz oberhalb Kamo-Chitumbo (Hundert Inseln) treten die ersten Steine an den Ufern auf, oberhalb der Faktorei Mayombe steigen die Berge bereits zu mehreren Hundert Fuß an, der Fluß wird von hier an ein Gebirgsstrom, der sich bereits an der Felspforte Gotu seinen Weg gewaltsam gebahnt hat.

Auf dem linken Ufer desselben, 29 Miles (60 Miles = 15 geographischen Meilen) in geradliniger Entfernung von der Mündung, liegt das Chimbek (Hütte) des Makossu.

Hier begann das von Weißen noch nie betretene Land. Am 30. Oktober ging die Fahrt auf einem Kanoe aufwärts. Nach dreistündiger Fahrt legte man die Strecke bis zu den Katarakten Bumina zurück. Die Gegend macht merkwürdiger Weise keinen sehr fremdartigen Eindruck.

Der Wald in der Landschaft Mayombe hat nicht den Typus dessen, was man sich unter einem tropischen Urwald vorstellt. Er nähert sich in seinem Habitus vielmehr unserem Hochwalde, denn die Alles überwuchernden Schlinggewächse tropischer Urwälder, die hoch über dem Erdboden zu der einen Baumkrone eine zweite fügen und auf dem Erdboden das Vordringen nur mit der Axt gestatten, treten hier überraschend zurück, und lassen den schlanken Wuchs der hohen, buchenartigen Stämme ungemindert in die Erscheinung treten. Das Unterholz ist durch große, parallelabdrige Blattgewächse ersetzt.

Wenn man so stundenlang durch diese Wälder hingewandert ist, stets bergauf, bergab, niemals eben, auf Pfaden, die für einen Weißen zu schmal erscheinen, die bedeckt sind mit Wurzeln, auf denen der Fuß abgleitet — wenn man sich so und so oft mit dem Fuße in Zweigen verwickelt hat, so und so oft von anderen Zweigen an den Kleidern festgehalten, von wieder anderen ins Gesicht geschlagen worden — so sehnt man sich nach Luft, Licht und Freiheit, und begrüßt mit Freuden den ausgerodeten Waldplatz, auf dem das von Bananen und Palmen eingefaßte Dorf der Bayombe sich erhebt.

Die Dörfer bestehen durchschnittlich aus 20—25 Hütten, diesen dient eine kleine Pforte als Eingang. Im Innern finden sich einige Matten, Fetische und ein glimmender Holzklotz, dessen Rauch aus einer im Dach angebrachten Klappe entweicht. Als einziges Möbel kann das zuweilen anzutreffende stuhlartige Kopfkissen betrachtet werden, welches in der Regel aus einem starken Ast mit zwei nach unten und zwei nach oben gehenden schwächeren Aesten besteht. An Hausthieren, Hühnern und Ziegen und glatthaarigen Schafen fehlt es nicht; Schweine finden sich nur in gewissen Dörfern, dort aber in großer Anzahl; Enten sind selten. In bescheidenen Mengen sieht man Tabak, Pfeffer, Baumwollensträucher, Ananas und sonstige Fruchtbäume. Die Maniokkulturen finden sich in der Nähe der Dörfer.

Häufig verlassen die Bayombe (wie man die Eingeborenen der Landschaft Mayombe nennt) ihre Dörfer nach wenigen Jahren wieder und machen sich im Walde einen Platz zu einer neuen Ansiedelung frei. Todesfälle oder irgend welcher Fetischaberglaube bilden gewöhnlich die Ursachen dieser Erscheinung.

Die Kleidung der Bayombe besteht da, wo nicht europäische Stoffe eingeführt sind, aus Pflanzenzeugen, welche ungefärbt etwa die Farbe von roher Seide haben, häufig werden dieselben aber schwarz gefärbt. Man trägt sie als einen langen Schurz um die mit einem Ringgurt versehenen Hüften. Das Bekleiden des Oberkörpers, auch bei Frauen, ist eine Ausnahme, die nur von Händlern oder Prinzen gemacht wird. Von Männern werden viele eiserne Armringe in verschiedener Anzahl getragen, meist am linken Arm, während der kupferne Ring des sehr hoch gehaltenen Lembe, eines mit der Ehe zusammenhängenden Fetisches, am rechten Arm getragen wird.

Die Weiber sind oft mit Armringen (aus Messing) überladen, sie tragen auch Messingringe an den Beinen. Die Männer tätowiren sich selten, wol aber fast ausnahmslos die Frauen und zwar meist in symmetrischen und symmetrisch angeordneten Figuren zwischen den Brüsten und zu Seiten des Nabels.

Die Kinder laufen häufig ganz nackt umher, sind aber mit Fetischen um Hals und Hüften überladen. So lange sie noch nicht gehen können, werden sie von ihren Müttern meist rittlings auf einer Hüfte getragen.

Die Kunstfertigkeiten der Bayombe halten sich innerhalb sehr enger Grenzen und sind auf die Herstellung von Matten und Pflanzenzeugen beschränkt.

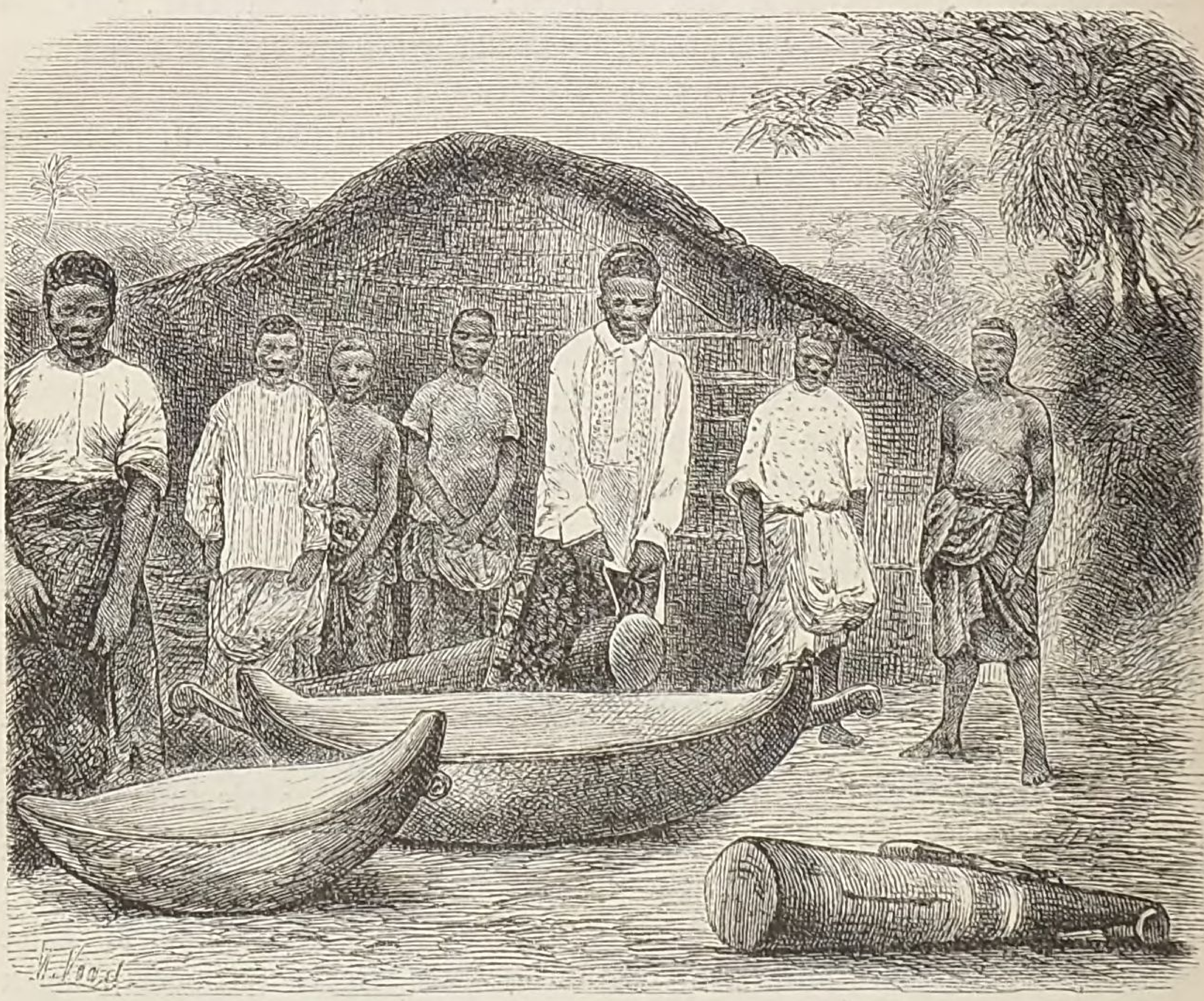
Bei Erwähnung ihrer musikalischen Instrumente muß man in erster Linie, sowol des Getöses wegen, das sich auf denselben ausführen läßt, wie der Häufigkeit der Anwendung bei allen Tanzbelustigungen u. s. w. wegen, der großen Trommel N'Dungo gedenken.

Sie besteht aus einem kreisrunden, 2—3 m. langen, 30—50 cm. dicken, ausgehöhlten Rohr mit Griff, und ist an einem Ende mit Fell überzogen. Der trommelnde Neger setzt sich auf das Instrument, gerade wie unsere Kinder sich auf ein Steckenpferd setzen, und klemmt dasselbe beim Trommeln mit den Oberschenkeln fest. Das Trommeln selbst geschieht mit zwei Trommelstöcken oder mit einem Trommelstock und einer Hand nach bestimmten Rythmen. Dicht vor dem Trommelnden pflegt dann eine Gruppe von Negern unter dem Singen vielfach improvisirter Geschichten oder von Wechselgesängen ihre Tänze aufzuführen. Es ist zu solchen Tänzen nicht viel Platz erforderlich, da jeder Tänzer nicht mehr als ein Viertelquadratmeter für sich gebraucht.

An Saiteninstrumenten bedienen sie sich der fünfsaitigen guitarrenartigen Marimba „Sâmbi" und eines einsaitigen Instrumentes „N'Gongo". Ein anderes Instrument ist aus kleinen, auf einem Bret befestigten Holzstäbchen hergestellt. Am originellsten erscheint eine hohle Kugel, von der Größe unserer Billardkugeln, mit vier quadratisch angeordneten kleineren Löchern und einem größeren Loche; letzteres dient zum Blasen, während die kleineren, die man mit den Fingern schließt und öffnet, zum Hervorbringen verschiedener Töne gebraucht werden. Diese Kugelpfeife heißt N'Gundo und wird aus der Frucht Pikemba gemacht.

Als Güßfeld das Dorf des Ganga Wumbe besuchte, das bis dahin noch nie einen Weißen aufgenommen, entstand große Aufregung bei der Bevölkerung, die sich bei den Kindern als Furcht, bei den Weibern als furchtsame Neugier und bei den Männern als mehr oder minder neugieriges Anstaunen seiner Person äußerte. Seine Aufnahme daselbst möge durch seine eigenen Worte geschildert werden.

„Ich ließ mich sogleich nach der Wohnstätte des Prinzen führen, wo denn auch ohne Weiteres ein feierlicher Empfang improvisirt wurde. Man setzte in die Sombra, wo die Feierlichkeit stattfand, eine leere Ginkiste und bedeckte sie mit einem rosageblümten Tuche; dies bildete den Ehrensitz für mich.



Negergruppe mit Trommeln.

Mir gegenüber saß der Ganga Wumbe und um ihn herum die Ersten des Dorfes und die Verwandten. Draußen standen in dichter Zahl die übrigen Bewohner; die Frauen und Kinder in besonderer Gruppe. Alles verschlang mich mit den Augen und spähte, in möglichst kurzer Zeit so viel wie nur irgend möglich aus mir herauszusehen. — Ich ließ nun dem Prinzen sagen, daß ich nach Mayombe gekommen sei, um das Land zu sehen, nicht aber um Handel zu treiben; ich hätte gehört, daß er ein großer Prinz sei; deshalb hätte ich mich aufgemacht, ihn zu besuchen; ich sei ein Freund der Eingeborenen und thäte Niemand Etwas zu Leide. Dann überreichte ich ihm ein Geschenk an Zeug und den obligaten Rum, der gleich bei der Sitzung selbst genossen wurde. Der Prinz ver-

schwand darauf und kam mit einer Ziege und einem Fruchtzweig Bananen zurück, die er mir als Geschenke brachte; außerdem ließ er noch ein Huhn für mich schlachten. Im Ganzen benahm sich dieser Schwarze generöser und besser als seine Kollegen, namentlich in Jangela und an der Grenze von Mayombe. Ich saß nun noch eine Zeit lang dem Prinzen gegenüber, damit er und seine Unterthanen sich hinreichend satt an der neuen Erscheinung sehen konnten, und zog mich dann nach der Sombra zurück, die mir der Prinz überwiesen hatte, und wohin man die grüne Ginkiste mit dem rosageblümten Tuch gleichfalls brachte. Nun kamen alle Neger dorthin, auch der Prinz, der fortfuhr mich zu betrachten.



Hütte mit Sombra (Laubdach).

Man kommt sich anfänglich bei solchen Gelegenheiten wie ein Schauspieler auf der Bühne vor; ich habe mich indessen bald daran gewöhnt und gethan und gelassen, als ob die gaffende und staunende schwarze Menge um mich herum nicht existirte, und nur insoweit davon Notiz genommen, als die Gelegenheit in der Regel günstig für die Beobachtung der Neger selbst war.

Während ich in der Sombra saß und unter dem stummen Staunen der Menge mein Notizbuch mit Noten über meine Umgebung füllte (denn das Schreiben erregte stets besondere Neugier), bereitete mein Koch das Huhn, welches der Prinz mir geschenkt. Als mein Frühstück bereit stand, hatten die Neger die nicht genug zu schätzende Rücksicht, sich ausnahmslos zurückzuziehen,

um mich ungestört speisen zu lassen. Ich war nun wirklich allein — wenigstens in alleiniger Gesellschaft des Ziegenbocks, den mir der Prinz geschenkt. Ich wanderte nachher im Dorfe umher, das 50—60 Hütten enthielt und eines der größten Dörfer Mayombe's ist — gefolgt von einer Schar Einheimischer. Es paßt auch auf dies Dorf, was ich im Allgemeinen über Bayombedörfer gesagt habe. Bemerkenswerth im Besonderen war nur der geschnitzte Pfahl, der die Sombra des Ganga Wumbe vorn in der Mitte stützte. Dieser Pfahl, vielleicht 3 m. hoch, war in eine Zahl Felder abgetheilt, in welche Fetische und Fetischzeichen eingeschnitten waren. — Am Nachmittag verließ ich das Dorf wieder und kehrte auf demselben Pfade, auf dem ich gekommen war, nach meiner Sombra am Quillu zurück.

Wanderungen, wie die beschriebene, habe ich während meines Aufenthaltes in dem Handelschimbek mehrere ausgeführt, und habe die Gegend in stundenweiten Strecken durchmessen. Ich ging sogar bei dem Besuch des Dorfes Dirmamba (5 Stunden NNO. von meiner Station) über das Gebiet der eigentlichen Bayombe hinaus und kam in das der Balumbo. Immer aber sah ich dasselbe, was ich bereits am vorhergehenden Tage gesehen: stets den auf dieselbe Weise gearteten Wald, das Terrain überall in der nämlichen Weise durch die kleinen Zuflüsse des Quillu durchschnitten, alle Dörfer von derselben Beschaffenheit, die Bewohner desgleichen."

Von Mayombe begab sich Güßfeld nach Jangela. Der Weg dorthin läuft auf der linken Seite des Quillu, fort und fort durch Wald. Müde und matt kam er in dem Dorfe des Prinzen Mamimbunge an, der ihm eine Hütte anwies.

„Gleich darauf kam der Mamimbunge in rothem englischen Waffenrock mit grünen Aufschlägen und mit der Zahl 11 in den Achselklappen. Ich ließ durch den Linguisteir (Dolmetscher) die übliche Rede über den Zweck meiner Reise vortragen, wobei ich stets in erster Reihe betonen ließ, daß ich keinen Handel triebe, denn der Verdacht heimlichen Handels hätte mir wol mit Sicherheit das Vordringen unmöglich gemacht. Der Prinz verschwand darauf und kam mit einer Ziege und Bananen zurück, die er mir als Geschenk überreichte.

Meine Beziehungen mit den Donos (dono = gleich Herr, Herrscher, Besitzer) der verschiedenen Dörfer, in denen ich übernachtete, spielten sich immer nach demselben Schema ab. Nach meiner Ankunft erscheint der Dorfbesitzer, mich zu begrüßen und mir fast ausnahmslos ein Geschenk zu überreichen, nachdem ich selbst zum so und so vielten Male den Zweck meiner Reise habe hersagen lassen. Dies ist die leichte Ceremonie, bei der Alles Friede und Freundschaft bleibt. Nach dem Verzehren der Abendmahlzeit, etwa um 7 Uhr, wo also gerade die beste Zeit zum Beobachten verloren wird, kommt die zweite, um Vieles heiklere Ceremonie. Wiederum große Versammlung des Dorfherrn mit den Großen des Dorfes am Eingange des Sombra, in deren Grunde ich ausgestreckt liege. Fackellicht erleuchtet die Scene, der Linguisteir und wenige meiner Leute sitzen vor mir. Jetzt habe ich meinerseits dem schwarzen Dorfbeherrscher ein Geschenk zu machen; er ist nicht damit zufrieden, er will mehr haben oder stellt eine ganz unerwartete Forderung, zu der er ein Recht zu haben glaubt; darüber ein großes Palaver, das endlich beendigt ist, nachdem

die besten Sterne durch den Meridian gegangen sind; ich kann dann auf neue warten, die mir die halbe Nachtruhe nehmen. So konnte mir denn auch das abendliche Palaver mit dem Mamimbunge nicht erspart bleiben. Als ich mein Geschenk von 3 Cortados, 1 Baretta und 2 Garaffas Rum angeboten und übergeben hatte, erhob der Prinz ein langes Palaver, dessen Sinn der war, daß, wenn der Weiße von Mayombe nach Jangela passiren wolle, er eine dem Mamimbunge gehörige Pforte zu passiren habe; als Zoll hierfür verlange er von mir 10 Cortados, 1 Gewehr (= 5 Cortados), 1 Faß Pulver (= $1^1/_2$ Cortado), 1 Garaffa Rum; zugleich fügte er böswillig hinzu, daß es vielleicht besser sei, wenn ich hier wieder umkehre. Darauf erwiederte ich, wie der Mamimbunge so Etwas von Weißen verlangen könne; der Weiße treibe keinen Handel, meine es gut mit den Schwarzen und habe noch nie Jemand Etwas zu Leide gethan; er wolle blos das Land und die Schwarzen sehen und Alles aufschreiben und nach dem Puto (Europa) schicken; dafür solle er nun so viel bezahlen, das ginge nicht an; der Weiße habe einen König, der sei viel mächtiger als der Mamimbunge, an den werde er schreiben, daß Mamimbunge ein schlechter Prinz sei und den Weißen, der nie etwas Böses gethan, schlecht behandelte und alle seine Sachen fortnehmen wolle; ob Mamimbunge dieses lieber wolle, oder daß der Weiße an den König schriebe, Mamimbunge sei ein guter Prinz und verstände es, den Weißen gut zu behandeln. Diese Alternative brachte einen Erfolg hervor, den ich selbst nicht erwartet hatte. Ohne irgend noch ein überflüssiges Wort zu sagen, setzte der Mamimbunge seine unverschämte Forderung auf 5 Cortados und 4 Garaffas Rum herunter, die ich bewilligte und sofort auszahlen mußte. Nach diesem ziemlich aufregenden Palaver — ich fürchtete immer eine unerwartete Wendung des Gespräches, die mir das weitere Vordringen unmöglich machte — erklärten die fünf Bayombe unter meinen Trägern, daß sie morgen nach Hause zurückkehren würden, weil ich ihnen keinen Rum gäbe, worauf ich ihnen ziemlich kühl erwiederte, daß ich alsdann hier neue Leute miethen und mit ihrer eigenen Zahlung bezahlen würde. Darauf zogen sie sich murrend, aber überzeugt, zurück. — Gleich darauf erhob sich neben meiner Sombra ein Streit und Lärm, als ob Alles bis auf den letzten Mann getödtet werden sollte; es war der nun betrunkene Mamimbunge, der mit seinen eigenen Dorfleuten zankte.

Ich will, ehe ich zur Erzählung des folgenden Tages übergehe, noch einer kleinen charakteristischen Scene gedenken, die mir im Dorfe des Mamimbunge passirt war. — Als ich am Nachmittag des Tages meiner Ankunft einen Spaziergang durchs Dorf machte, kam ich an einer Sombra vorbei, unter der ein Neger mittels eines aufgehängten Webestuhls in sehr geschickter Weise Pflanzenzeuge webte. Da es mich interessirte, sowol den Mann arbeiten zu sehen wie auch die Einrichtung seines Webestuhls genauer kennen zu lernen, so trat ich in die Sombra und hatte eben eine Hand auf den Boden gestützt, um mich niederzusetzen, als der Bayombe mit einem durchdringenden Schrei innerster Herzensangst aufsprang, einen Gegenstand zärtlich an sich drückte und fortlief. Ich hatte mit meiner Hand den Fetisch — eine kleine geschnitzte Holzpuppe — berührt, die neben dem Schwarzen lag; die Furcht, ich möchte ihm

diese wegnehmen, hatte den Mann zu dem durchdringenden Schrei und zur Flucht veranlaßt. Die Neger, die dieser Scene beiwohnten, hatte ich zum Glück auf meiner Seite, indem ich dem Flüchtenden in der Sprache der Eingeborenen zurief, er möchte zurückkommen, und portugiesisch hinzufügte, ich thäte ihm nichts Böses. Endlich kam der Aermste am ganzen Leibe zitternd zurück, und setzte seine Arbeit fort.

Am andern Morgen, 9. November, weckte ich meine Leute um $4^1/_2$ Uhr und drängte so viel ich konnte zu einem raschen Aufbruche. Trotz Alledem konnte derselbe erst um 6 Uhr erfolgen. Der Morgen war herrlich und erinnerte an unsere heißen Julimorgen; die Landschaft, über die man einen weiten großartigen Blick hatte, erinnerte mich unwillkürlich an gewisse Scenerien des Schwarzwaldes; man sah von oben auf hohe bewaldete Bergzüge, in tief eingeschnittene weite Thäler, deren Anblick ganz und gar von den üblichen Vorstellungen afrikanischer Landschaft abwich. — Wir hatten nur in den Grund eines Thales hinabzusteigen, um an die sogenannte „Pforte" zu gelangen, dererwegen gestern das lange Palaver war. Es ist ein einfacher, zwischen Berg und Fluß eingeschalteter Zaun aus Pfählen, den der Mamimbunge hatte errichten lassen, um von den aus Jangela kommenden eingeborenen Händlern einen Zoll zu erpressen. Der Weg ging nun wieder durch Wald, stets in sehr steiler Neigung durch tief eingeschnittene Schluchten, theilweise mit felsigem Boden, und führte nach dreistündigem Marsche auf eine Waldwiese, die zur oberen linken Thalwand des Quillu gehört, und von der aus man plötzlich einen überraschenden Einblick in das sehr romantische Flußthal hatte. Von Neuem wurden meine Gedanken der Heimat zugeführt; der vielfach gewundene Fluß, der seine Wasser zwischen dichtbewaldeten Bergen dahinwälzt, mußte den, der es einmal gesehen, an gewisse Partien des Neckarthales erinnern, wie sie sich etwa dem vom Katzenbuckel kommenden Wanderer bei Schloß Zwingenberg darstellen; nur sind die Berge des Quillu höher und das Ganze hat einen wilderen, unzugänglicheren Anstrich."

In einer Höhe von 500 m. erreichte der Reisende einen Punkt, wo er deutlich das System der von Südosten nach Nordwesten streichenden Parallelketten erkannte, welche der Quillu durchbricht. Jenseit dieses Bergzuges beginnt das eigentliche Jangela. In dem Dorfe Chikengusse traf er zum ersten Male den Stamm der **Bakunia** an. Aus Aengstlichkeit hatten die Einwohner das Dorf theilweise verlassen. Die reine Luft, die kahlen Höhen erinnerten an europäische Gegenden. In dem Dorfe N'Pondo fand der Reisende Thierschädel-Fetische. Es sind dies Anhäufungen von Schädeln solcher Thiere (wilde Ochsen, Antilopen, Gorillas u. a.), die auf der Jagd erlegt sind, und sind dem Fetisch dargebracht, damit den Jägern ferner das Glück hold bleibe.

Die Sprache der Bakunia ist nur eine dialektische Verschiedenheit der Bayombe- resp. Bavilisprache. Dem allgemeinen Eindrucke nach scheinen die Bakunia ein sanfter geartetes Volk zu sein als die Bayombe. Da Jangela kein Waldland ist wie Mayombe, so liegen die Wohnstätten der Bakunia freier, die Häuser sind vielfach zu einer Straße geordnet, aber in ihrem Baue unterscheiden sie sich nicht von den Bayombehütten. Bei dem großen Dorfe N'Guella

setzte Güßfeld über den Quillu, der dort eine Breite von 350—400 Schritt hat, und dessen braunerdige Farbe anzeigte, daß die Regen bereits begonnen hatten. Nach den Angaben der Eingeborenen steigt der Fluß, der hier nicht mehr Quillu, sondern der N'Jadi oder N'Jali genannt wird, im März und April 4—5 m. Güßfeld hätte gern noch die Reise weiter stromaufwärts fortgesetzt, da sich aber seine Leute dagegen sträubten, so war er genöthigt, den Rückweg nach der Küste anzutreten. Am 2. Dezember traf er wieder in der angelegten Faktorei ein und begrüßte dort Hattorf sowie die inzwischen neu eingetroffenen Mitglieder der Expedition. Dies waren der Stabsarzt Dr. Falkenstein, welchem die zoologischen Sammlungen und Beobachtungen unterstellt waren, der Mechaniker Lindner, dessen Kunstfertigkeit nach mehr als einer Richtung hin sich den Bewohnern der Station nützlich erweisen sollte, und der Botaniker Soyaux, welcher Schweinfurth beim Ordnen seines Herbariums zur Seite gestanden und dabei wol die bestmöglichste Unterweisung für seine demnächstige Thätigkeit erhalten hatte. Die beiden Ersten hatten am 4. November, der Letztere am 25. November den Boden Afrika's betreten.

Dr. Falkenstein schrieb Anfang 1874 über seine Thätigkeit: „Die zum Sammeln günstige Zeit ist eine verhältnißmäßig kurze, da nur die Frühstunden bis gegen 10 Uhr benutzt werden können. Später macht die Hitze diese Beschäftigung schwierig und wegen des zu fürchtenden Fiebers gefährlich, und außerdem ruht die Thierwelt dann meist in schattigen und deshalb gewöhnlich unzugänglichen Verstecken. Das auszubeutende Terrain zeigt entweder weite, mit mannshohem Grase bedeckte, dürre Strecken oder undurchdringliche, von schmalen Negerwegen durchzogene Dickichte. Erstere bieten den Insekten und daher den Vögeln wenig, und ihre Oede wird selten durch das Erscheinen eines lebenden Wesens unterbrochen. Aber auch dann kann weder das Auge noch der Fuß, durch das hohe verfilzte Gras behindert, dem schnell Enteilenden folgen. Der Busch ist dagegen reich belebt; der Sammler, Jäger und Naturfreund wird durch Farbenpracht, wunderbare Formen und liebliche Töne in gleicher Weise entzückt, aber das zuschlagende Fangnetz wird durch Schlinggewächse und Dornen zurückgehalten, ehe es sein Ziel erreicht, der geschossene Vogel verschwindet im Blätter- und Wurzelchaos auf Nimmerwiedersehen, und selten ist man im Stande, die Quelle der Töne wirklich zu entdecken. Angenommen nun, daß Zähigkeit, fester Wille, Ausdauer und Geschicklichkeit trotzdem Schätze auf Schätze zu häufen und Kasten auf Kasten zu füllen vermögen, so sorgen dann die beiden stets in den Tropen geschäftigen Feinde dafür, daß sich in kurzer Zeit Alles in unbrauchbarem Zustande befindet. Die fast stets mit Feuchtigkeit gesättigte Atmosphäre überzieht Alles gleichmäßig mit Schimmel, und Scharen kleiner Ameisen, die sich durch keines der sonst erfolgreichen Gifte zurückhalten lassen, zeigen uns in wenigen Wochen Ruinen da, wo wir für Menschenalter zu bauen gedachten.

Wenn alle Schwierigkeiten richtig gewürdigt werden, so wird es verständlich, daß zum erfolgreichen Sammeln, ebenso wie zu brauchbaren Beobachtungen eine geraume Zeit erforderlich ist; man muß alle gewohnten Weisen verlassen und sich in Neues, das oft erst zu erfinden bleibt, hineinleben.

Was die einzelnen Thierklassen betrifft, so scheinen die Vögel der größten Arten und Individuen Reichthum zu bieten, besonders Sing- und Stelzvögel. Von Raubvögeln sieht man Haliaëtos vocifer allenthalben, auch Spizaëtos coronatus und Falco ruficollis wurden geschossen. Ferner macht sich der Graupapagei (Psittacus erythacus) sehr bemerklich. Er fliegt meist zu zweien, selten in Scharen, in ziemlicher Höhe und verfehlt nie, sich schon von weitem durch sein nie ruhendes Geschwätz anzukündigen. Wie er in der Freiheit häufig ist, findet er sich auch viel in Gefangenschaft und bewegt sich dann in den Gehöften gleich Hühnern und Tauben. Nicht wunderbar ist es daher, daß er die Sprache derselben bald völlig inne hat und durch seine Fertigkeit im Gackern sogar manchmal verführt nach Eiern zu suchen; leider ahmt er mit gleicher Meisterschaft auch das widerwärtige Geschrei der Tschimpansen und das Geheul der Hunde nach. Außer ihm habe ich nur noch Psittacus pullarius bemerkt; andere scheinen nicht vorzukommen. Zahlreich sind Weber-, Wittwen-, Eisvögel, Nectarineen. In großen Flügen kommt allmorgendlich Treron calva vorüber, auch eine kleinere braune Taube, mit einzelnen metallfarbengrün und lila glänzenden Flecken auf den Flügeln, wird oft geschossen. Ein 47 cm. langer rabenschwarzer Pfefferfresser und ein brauner Kukuk reihen sich nach der Häufigkeit des Vorkommens hier an. Die Wasserläufe und Lagunen sind außerordentlich belebt; nach einem Schuß erheben sich zuweilen unzählbare Mengen von Reihern, Ibis, Sumpfschnepfen und Regenpfeifern. Erlegt wurden Ardea cinerea, purpurea, garzetta, minuta, Geronticus hagedash, Aegialites tricollaris, Para africana, und viele andere.

Kerbthiere habe ich im Allgemeinen weniger gefunden, als ich nach dem in Old Calabar und Fernando Po gesehenen Reichthum zu erwarten berechtigt war, doch war dort die Regenzeit eben vorüber, während wir hier mitten darin sind, allerdings noch ohne Regen gesehen zu haben. Wenn ich von Asseln und Tausendfüßlern, die sich unter dem Laube in unglaublichen Mengen finden, absehe, kann ich wol sagen, daß ich bei Berlin auf jedem Spaziergange mehr verschiedene Arten sehe als hier. Nur ein Insekt findet sich dort glücklicher Weise gar nicht, der sogenannte Sandfloh (Chique oder Bicho), Sarcopsylla penetrans. Er soll erst vor etwa fünf Monaten durch ein brasilianisches Schiff hier eingeführt worden sein, und schon giebt es keinen Schwarzen und keinen Weißen, der nicht mehr oder weniger darunter zu leiden hätte. Die gewöhnlichste Stelle, an der das Insekt sich eingräbt, sind die Zehennägel, und giebt sich die Anwesenheit zuerst durch unerträgliches Jucken kund. Beim Nachsehen findet sich eine hirsen- bis linsengroße Blase mit schwarzem Punkt, aus welcher das kaum sandkorngroße Thier mit häufig erbsengroßem Eiersack fast immer schmerzlos ausgegraben werden kann. Es scheint der Einwohnerschaft hier daraus eine große Plage erwachsen zu sollen, wenn auch Geschwüre und Verjauchungen, die zu Absetzungen der Glieder in Brasilien gezwungen haben, mir bisher auch nicht annähernd vorgekommen sind. Die in Europa besser gekannte Art Pulex irritans habe ich wegen Unbekanntschaft mit dem gewöhnlichen Orte des Vorkommens bisher nicht angetroffen, dagegen sind uns die ihnen durch Namen und Eigenschaften sehr nahe stehenden Culicinae häufig

sehr lästig geworden. Doch sind die Plagen der Muskiten so bekannt und Klagen hierüber so häufig ausgesprochen worden, daß ich darüber fortgehen kann.

Was die Amphibien betrifft, so sind Schildkröten und Schlangen sehr zahlreich: von Python wurden uns bereits acht große, in der nächsten Umgebung getödtete Exemplare angeboten, ferner werden Leguane und Chamäleons sehr häufig von Negern gebracht, da die Kunde von unserem Thun und Treiben ziemlich weit in das Land gedrungen sein muß.

Säugethiere zu sehen habe ich kaum Gelegenheit gehabt. Spuren von Antilopen und Büffeln sind überall zahlreich, doch wurde von ersteren nur Antilope euchore einige Male erlegt und von letzteren einer angeschossen, ohne daß er uns, trotz stundenlangen Folgens der Spur, zur Beute gefallen wäre. Auch Schweine sollen sich finden, doch wurden sie bisher nicht beobachtet. Dagegen sind Affen zahlreich, und habe ich selbst Gelegenheit gehabt, eine dunkelbraune Art mit rostrothem Schwanz, blauer Nase und strohgelben Backen mehrfach in Herden zu sehen. Sie verrathen sich durch ihre geräuschvollen Sprünge von Zweig zu Zweig schon von weitem, und wenn man dann zu beobachten lauschend stehen bleibt, wird man sie meist über einen großen Ast einen hinter dem andern sich in ein sicheres Terrain begeben sehen. Ihre Größe variirt sehr, ich habe welche bis zu $^1/_2$ m. Länge (ohne Schwanz) bemerkt. Häufig ist auch der Tschimpanse, wovon die in den einzelnen Faktoreien befindlichen den Beweis liefern. Die Station ist im Besitz eines Pärchens, das sich in einem besonderen Affenhause des besten Wohlseins erfreut; das Männchen ist noch besonders dadurch interessant, daß es an jeder Vorderhand sechs Finger hat. Zu erwähnen bleibt noch die Zibethkatze und eine Art Eichhörnchen, grünbraun, der Rücken schwarz mit zwei weißen Längsstreifen, der Bauch weiß, die Ohren ohne Pinsel. Der Schwanz wird über den Rücken geschlagen getragen.

Den medizinischen Notizen schicke ich voraus, daß eine längere Reihe von Beobachtungen den Ozongehalt der Luft als zwischen 0 und 2 der Schönbein'schen Farbenskala schwankend ergeben hat.

Das Fieber, jenes allen nach Westafrika Reisenden vorschwebende Gespenst, zeigt sich in sehr verschiedener Form, entweder mit regelmäßigem Quotidian- oder Tertiantypus, oder als Febris continua mit remittirendem Charakter. Gewöhnlich macht sich kurz vorher große Mattigkeit geltend, der Betreffende klagt über Nacken- und Gliederschmerzen, Druck über den Augen und in der Magengegend, Uebelkeit, Appetit- und Schlaflosigkeit. In längerer oder kürzerer Zeit tritt dann Frösteln oder ausgesprochener Schüttelfrost ein, und pflegt in letzterem Falle wie bei uns Hitze und Schweißstadium zu folgen, während in ersterem das Fieber gewöhnlich nur remittirt. In den leichteren Fällen ist eine Pulsfrequenz von 84—86 bei einer Temperatur von 38—39° C. vorhanden, und dauert die Krankheit nur zwei bis drei Tage beim Chiningebrauch. Die schwereren Fälle zeigen 120 und mehr Pulsschläge bei einer Temperatur bis 40,9. Hier steigert sich der Kopfschmerz bis zum Unerträglichen, selbst leichte Delirien treten auf, Schlaflosigkeit hält an, der Stuhl ist angehalten, und bei mehrfachem Erbrechen und völliger Appetitlosigkeit wird der Kranke schnell äußerst kraftlos und hinfällig. Diese Fälle dauerten, soweit

bisher beobachtet, 6—8 Tage. Ein nur im Anfangsstadium von mir gesehener Patient, der Schiffsarzt auf dem „Benin", starb bei unstillbarem Erbrechen unter plötzlich eintretendem Collapsus nach drei Tagen."

Am 22. März, dem Geburtstag des Deutschen Kaisers, wurde von der Expedition bei der Station unter besonderer Feierlichkeit die Flaggenstange aufgerichtet, und zum ersten Male entfalteten sich an jener entlegenen Küste die deutschen Farben.

Durch den Geologen Dr. Lenz, welcher am 17. Juni in der Coriscobai landete, und Dr. Pechuël-Loesche aus Leipzig, welcher im Juli eintraf, um speziell Güßfeld bei seinen geographischen Ortsbestimmungen und sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten zu unterstützen, war die Expedition wieder um zwei Personen vermehrt worden.

Lenz benutzte sogleich eine günstige Gelegenheit zu einer sechstägigen Reise, über deren Ausbeute er Folgendes mittheilt: „Am Freitag den 19. Juni erfuhr ich, daß ein kleiner Kutter den Munifluß hinauf führe bis in die Nähe von Mpongnedörfern, und ich benutzte freudig die Gelegenheit, ein Stück des Innern an dieser Küste zu sehen. Es wurde eine sechstägige Exkursion daraus und ich bin einige 70 Miles in das Innere gedrungen, habe die Flüsse N'Tambuni, Munda und Moa bis zu ihren Quellen am Fuß der ersten Bergkette befahren, soweit es überhaupt möglich war, mit einem kleinen Kanoe zu kommen, und bin in der Lage, eine genaue Skizze dieser Flußläufe geben zu können.

Der Muni als Hauptstrom, der in die Bai von Corisco mündet, behält diesen Namen ungefähr 60 Miles in das Innere; dann tritt eine Gabelung ein. Der Hauptstrom heißt N'Tambuni und diesen verfolgte ich bis zu den Wasserfällen, die (außer Du Chaillu) noch nie ein Weißer besucht hat. Es sind während der jetzigen trockenen Zeit nur Stromschnellen, die aber ein starkes Geräusch geben und für Kanoe nicht passirbar sind. Der Fluß ist von Felsen stark eingeengt und letztere sind viele Meter hoch abgewaschen, sodaß während der Regenzeit hier das Wasser recht schöne Fälle bilden muß. Recht auffallend war bei diesen Stromschnellen ein eigenthümliches singendes Geräusch neben dem eigentlichen Brausen des Wassers. Die Schilderung und das Bild dieser Gegend von Du Chaillu („Adventures etc.") ist etwas zu phantastisch.

Am 25. Juni befuhr ich den Munda bis zu seinem Ursprung und am 26. den Moa; von beiden nahm ich gleichfalls den Lauf auf.

Die Ufer an beiden Seiten des Muni und des N'Tambuni, bis in die Nähe der Wasserfälle, sind ungefähr 20 m. hoch und bestehen durchgängig aus thonigem Brauneisenstein. Derselbe ist an der Oberfläche verwittert und bohnerzförmige Stücke liegen dann in ganz ungeheuren Mengen lose umher. Stellenweise beobachtete ich gelbe thonige Lagen zwischen den Eisensteinschichten, wie man das wol bezeichnen kann.

Die Felsen, welche die Wasserfälle des N'Tambuni bilden, bestehen aus einem rothvioletten, grobkörnigen Quarzsandstein, in dem ich keine Spur von blauem Schieferthon fand. Denselben beobachtete ich anstehend an den Quellen des Munda, dicht bei einem Mpongue-Dorfe. Die Schichten zeigten ein Streichen von Nordwest bis Südost und fielen unter einem Winkel von einigen 50°

nach Südwest. Dieser Schieferthon scheint direkt auf dem aus einem syenitischen Gestein bestehenden Grundgebirge zu ruhen. Zwei Bergspitzen, die ich in kurzer Entfernung von den Quellen sah und von denen einer wenigstens 1000 m. hoch war, führten nach Aussagen der Eingeborenen die Namen Sanga und Samba.

Was nun die Bewohner des durchstreiften Gebietes betrifft, so werden dieselben von den hier lebenden Europäern allgemein als Buschleute bezeichnet, und sie selbst nennen sich gewöhnlich auch so. Aber es gelang mir doch, die Namen einiger besonderen Stämme zu erhalten. Ueber ihre Vertheilung erfuhr ich nichts Sicheres, da sie sich schon zu sehr vermengt haben. Mir wurden als besondere Stämme der Buschleute (Bushmen) genannt: Ambigi, Buscha, Temi, Badei, M'bundemi, Kandanga.

Ich besuchte zahlreiche ihrer „Städte“ und fand sie alle sehr einförmig; einige Hütten, unregelmäßig angeordnet, schmuzig und rauchig im Innern.

Wie erwähnt, beginnt bei den Quellen des Munda und des Moa bereits das Gebiet der Mpongue, die sich dann weit nach Süden und Südosten ausbreiten. Ich besuchte einige dieser regelmäßig gebauten Dörfer und kaufte eine Anzahl der von ihren geschickten Schmieden verfertigten Eisenwaaren. Darunter sind einige merkwürdige, ungefähr 15 cm. hohe Gestelle von Flechtwerk und Eisen, die als Geld beim Kauf der Frauen dienen.

Bei den Mpongue steht bekanntlich Anthropophagie in voller Blüte, und ich muß gestehen, daß es mir etwas eigenthümlich zu Muthe war, als ich, der einzige Weiße und nur von einigen Bushmen begleitet, in dem Dorfe saß und die gesammte Bevölkerung mit Flinten und Speeren bewaffnet zusammenkam, um den Weißen zu sehen. In dem einen Dorfe war nämlich noch nie ein Weißer gewesen, und besonders war es mein blondes Haar, das ihnen völlig räthselhaft war. Jeder kam an mich heran und betastete meinen Kopf, um sich zu überzeugen, ob ich wirklich Haare darauf habe. Der Blick der Mpongue hat etwas ungemein Wildes und Starres; den Ausdruck „sehen“ kann man bei ihnen kaum anwenden, sie stieren auf den Gegenstand ihres Interesses. Charakteristisch für sie ist auch der Ernst ihres Gesichtsausdruckes; selten lachen sie und dann meistens nur die jüngeren Burschen und Mädchen. Die Kinder liefen natürlich bei meiner Ankunft schreiend davon.

Ein besonderes Toilettenkunststück der jüngeren Frauen und Mädchen besteht darin, sich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem vegetabilischen Farbstoff ziegelroth zu färben.

Am Sonntag, den 27. Juni, verließ ich die Elobi-Inseln und fuhr mit einem Schoner des Herrn Walker nach den Gabonfaktoreien, sowol um mich dem französischen Kommandanten vorzustellen, als auch ihn um die Erlaubniß zur Befahrung des Gabon und Ogowaï zu bitten.

Am Abend vorher hatte ich noch eine längere Unterredung mit Herrn Walker, der im vorigen Jahre wieder ein Stück den Okanda hinaufgefahren ist. Er theilte mir mit, daß der Lauf dieses Flusses (der Fortsetzung des Ogowaï) auf der Petermann'schen Karte („Mittheilungen“, 1872) als auch

auf der neuen Karte von Kiepert („Die Westküste Afrika's" ꝛc.) falsch angegeben ist. Der Okanda ginge nicht in nordöstlicher Richtung, sondern rein östlich, fast parallel mit dem Aequator.

In circa 14 Tagen werde ich mit einem kleinen Steamer in die Wörmann'schen Faktoreien abgehen; dieselben liegen weit oben, nördlich von den großen Seen des Ogowaï; Agent derselben ist gegenwärtig ein Herr Schmieder aus Döbeln in Sachsen. Die Zeit bis dahin will ich noch benutzen, um die hiesige Umgegend geologisch zu durchforschen, sowie ein Stück von Como und Rhamboë, den beiden Hauptzuflüssen des Gabon, kennen zu lernen. Ganz besonders geeignet als Diener für das Innere werden Marabu-Leute bezeichnet, d. h. Araber vom Senegal, die hier als französische Soldaten dienen.

Was am Gabon zunächst auffällt, sind die ungeheuren Massen von Brauneisenstein, die man überall am Strande findet. Es sind zum Theil riesige Blöcke dieses Gesteins, das eigentlich nur aus Bohnerz-ähnlichen, abgerundeten Eisensteinstücken besteht, die durch einen stark eisenschüssigen Thon zusammengehalten werden. Häufig sind die Blöcke zerfallen und der Strand ist dann mit Millionen dieser „Bohnerze" bedeckt. Nicht selten ist die Oberfläche der Blöcke mit einer mehrere Linien dicken Kruste von schneeweißem Aragonit überzogen, der sogar hin und wieder zackige Formen annimmt, wie Eisenblüte.

Die ungeheure Verbreitung dieser Eisensteinmassen ist auffallend; ich beobachtete ihn bis jetzt am Muni und seinen Nebenflüssen, am Munda und hier am Gabon; er soll sich noch weit nach Süd erstrecken. Er hängt aufs Innigste zusammen mit jenen horizontalen Sandsteinschichten, die ich zuerst auf den Elobi-Inseln mit Ammoniten ꝛc. fand, und zwar in der Weise, daß er über diesen Sandsteinen liegt.

Hier am Gabon tritt nun noch ein anderes Gestein auf. Es ist ein weißer Kalkstein, dessen untere Lagen gewöhnlich sehr sandig sind und der fast nur aus Thierresten besteht: Muschel- und Schneckenschalen, Echinidenstacheln und Schalenthiere, größere Foraminiferen u. s. w. bilden dieses Gestein, welches ich besonders gut anstehend fand zwischen den Orten Platon und Glaß. Daselbst sind auch die tieferen, sehr sandigen Schichten entblößt und gleichfalls voller organischer Reste. Auch diese Schichten liegen horizontal.

Unter den Flußgeröllen, die aus den Gebirgen im Inneren stammen, fiel mir ein granatenführender Gneiß auf, bestehend aus schwarzem, stark glänzendem Glimmer, Feldspath und rauchgrauen Quarzkörnern."

Wir kehren nun zur Station Chinchoxo zurück.

Güßfeld hatte mittlerweile eine Reise auf dem Loango Luz gemacht, die etwa folgende Resultate ergab. Unter den Flüssen, die sich zwischen dem Zaire und dem Quillu in das Meer ergießen, sind nur der Chiloango oder Loango Luz und der Loema von Bedeutung. Zaire und Congo sind nicht zwei verschiedene Namen für denselben Fluß, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern bezeichnen verschiedene Theile desselben. Congo heißt der Strom bis Bomma, und von da bis zur Mündung Zaire. Der Chiloango mündet etwa eine Meile nördlich von

Landana, der Loema unmittelbar bei Massabi. Der Loango Luz bildete die Grenze zwischen den alten Königreichen Loango (Fioth Boali) und Kakongo von der Mündung an bis zu der Stelle hin, wo er sich in die beiden Arme Luculla und Loango theilt. Auf den verschiedenen Karten findet man für diesen Fluß die Namen Longo Luz, Chiloango und Kakongo. Der ursprüngliche Name ist der erste, der zweite wird von den Weißen gebraucht, der dritte sollte eigentlich von den Karten verschwinden. Dieser Fluß ist geographisch ganz unerforscht. Die weiteste Faktorei liegt drei Stunden oberhalb der Mündung.

Die Mündung des Loango Luz liegt jetzt unter 5° 13′ 9 südl. Br. auf der Strecke zwischen Landana und Chinchoxo, sie ist aber neueren Ursprungs und datirt seit den sechziger Jahren. Eine Kalemma, welche zu jener Zeit an der Küste wüthete, hat die Form der Küste daselbst so verändert, daß die alte, etwa 1 Mile nördlicher gelegene Mündung sich verstopfte und die jetzige, neue Mündung entstand. — Eine Lagune bezeichnet noch die Stelle des verlassenen Bettes; sie steht durch einen parallel der Küste laufenden Wasserarm mit der bei Chinchoxo gelegenen Lagune in Verbindung.

Der Fluß hat an seiner Mündung eine Breite von etwa 40 Schritt, die sich sehr wenig verändert; erst der Luculla, der kleinere der beiden Zusammenflüsse, verschmälert sich zu etwa 25 Schritt. Bis zu der Stelle des Zusammenflusses ist der Fluß ohne jegliche Schwierigkeit sowol für Boote als für Kanoes schiffbar. Es ist nicht anzunehmen, daß der Loango (und viel weniger noch der Luculla) eine sehr weite Erstreckung hat; trotzdem war es nicht möglich, von den Eingeborenen brauchbare Angaben über den Ursprung des Flusses zu erhalten. Diejenigen von Mankatta O'Zobo gaben an, daß, wenn man den Loango aufwärts gehe, man an den N'Jali käme und in das Land Jangela, mit anderen Worten, daß der Loango ein Mündungsarm des Quillu sei, — in diesem Fall ist es der Loema, der ja zwischen Quillu und Loango Luz läuft; auch andererseits hört man, daß eine Verbindung mit dem Congo und dem Loango bestände; die Wahrheit bleibt noch verschleiert, bis es einmal gelingen wird, zu den Quellen vorzudringen. Im Großen und Ganzen geht der Loango Luz — nach Abrechnung seines unteren südöstlichen Laufes — in nordöstlicher Richtung aufwärts, ganz wie der Quillu.

Die Ufer des Loango sind ganz flach und niedrig und durchaus mit Vegetation bedeckt; deshalb kann man es vom Fluß selbst nicht bemerken, daß er ein sehr breites Thal mit wenig hohen Thalwänden durchfließt. — Die Vegetation giebt dem Fluß ein eigenes Gepräge. Während die Quillu-Ufer mehr den Charakter des Hochwaldes repräsentiren, sind es hier vornehmlich die üppig wachsenden Schlinggewächse, in denen sich die ungebändigte Kraft afrikanischer Vegetation Ausdruck verschafft. — Freilich treten auch einige hochstämmige Bäume in solcher Zahl auf, daß sie sehr bestimmend auf das allgemeine Vegetationsbild einwirken. Es ist namentlich eine Palmenart, — von den Negern Wubupalme, von den Portugiesen Palmeira brava oder Pequeña genannt —, die sich in größeren oder kleineren Gruppen, von der oberen Grenze der Mangrove an bis weit aufwärts, auf beiden Ufern findet. Die rothen Beeren, welche zu großen, traubenartigen Fruchtständen zusammengeordnet

sind, bilden bei der Menge ihres Auftretens einen lebhaften Gegensatz gegen das helle Grün der Krone; der schlanke, geschwungene Stamm, der häufig schräg aufsteigt, und die feingefiederten, äußerst graziösen Wedel entsprechen ganz den Vorstellungen der Heimat von diesem den Tropen so häufig beneideten Baume; daneben erhebt sich dann häufig die viel stattlicher und ernster aussehende Oelpalme, auf geradem, starkem Stamm mit kräftiger, dunkelgrüner Krone. — Vereinzelt, zwischen Palmen und dichtem Gesträuch, tritt der Infumeira auf (silkcotton tree, Malvacee) und eine große Zahl weniger durch Höhe als durch den Umfang der Krone ausgezeichneter Bäume, die wol zum Theil noch ihrer wissenschaftlichen Bestimmung harren. — Sie dienen alle mehr oder weniger der zahllosen Menge der Schlinggewächse zur Stütze, die je nach ihrer Natur, der Häufigkeit ihres Auftretens und dem Anhalt, den sie finden, bald üppige Polster, bald mächtige Säulen, bald graziöse Schleier bilden; auch heimatliche Erinnerungen können sie wachrufen, wie der wilde Wein es thut, der an den Ufern des oberen Flusses häufig auftritt. — Von Wasserpflanzen tritt eine Cyperacee, das sogenannte Loangogras, in häufigen Gruppen auf; der dreikantige, knotenlose Schaft erreicht oft eine vierfache Mannshöhe. Dieses Cypergras ist wegen seiner Verwendung zum Hüttenbau von großer Bedeutung für die Küste. — Man stellt durch Verbinden der Schäfte die Wände von Chimbeks und Umzäunungen her; so sind beispielsweise sämmtliche Wände der Station Chinchoxo aus Loango gefertigt.

Die Bedeutung des Loango Luz für den Handel ist nicht zu unterschätzen, und die verhältnißmäßig große Zahl der an beiden Ufern des Flusses gelegenen Faktoreien (das holländische Haus allein besitzt drei) weist deutlich darauf hin. Man begegnet fast immer auf dem Fluß den beladenen Kanoes der Neger, die ihre Produkte in eine der Flußfaktoreien zum Verkauf zu bringen. Der Handel besteht fast ausschließlich in den Produkten der Oelpalme: in Palmöl und in Palmkernen (Coconotti von den Portugiesen genannt).

Es ist interessant zu beobachten, in welcher Weise die Produkte von den Negern für den Handel verpackt werden. Bekanntlich ist das Palmöl — namentlich ungereinigt — eine schwarzbraune, feste Masse, man kann deshalb von „Stücken Palmöl“ sprechen. Zur Verpackung bedient man sich der hier allgemein üblichen, langen Tragkörbe, welche „Muteta“ heißen; diese Tragkörbe werden in der Weise verfertigt, daß man zwei Palmenrippen mit ihren Fiedern parallel nebeneinander hinlegt und die einander zugewendeten Fiedern über Kreuz mit einander verflicht, — dadurch entsteht der Boden des Korbes, welcher durch die beiden Palmrippen eine hinreichende Solidität erhält; die Wände des Korbes entstehen dadurch, daß man die äußeren Fiederblätter mit einem aus Palmfiedern gefertigten Stricke zusammenflicht. — Alles, was die Neger in diese Körbe legen, befestigen sie noch durch übergebundene Schnüre, nachdem sie zuvor den ganzen Korb sorgfältig mit Blättern ausgelegt haben. Bei der überraschenden Geschicklichkeit, welche die Neger im Flechten, Binden und Verpacken haben, sind dadurch selbst zerbrechliche Gegenstände geschützt. — Genau in dieser Weise wird auch das Palmöl verpackt, und es werden alsdann die langen Muteta's in dem Kanoe auf einander geschichtet; so ziehen sie den Fluß

abwärts zu der „Baraca do branco“ der Faktorei des Weißen; der Herr des Handels hinten am Steuer, und seine Sklaven mit dem Rudern beschäftigt; zuweilen glimmt ein Holzklotz oder kleines Feuer in dem Grunde des Kanoes, ohne daß von irgend einer Seite etwas Feuergefährliches darin erblickt wird.

Der Loango Luz-Handel ist wol der älteste legitime Handel an dieser Küste; daher kommt es denn auch, daß die Neger daselbst sehr gerieben sind, und daß es eines erfahrenen Weißen bedarf, um ungünstige Einkäufe zu vermeiden.



Palmölbereitung.

Die Artikel, welche der europäische Handel der Küste zuführt (Zeuge, Krüge, Becken, Teller, Gläser, Spiegel, Pulver, Steinschloßgewehre) finden sich denn auch in reicher Menge in den Dörfern der handeltreibenden Neger, und man erstaunt, in dem Dorfe Fundo, bis wohin Weiße bisher noch nicht gekommen waren, Alles zu finden, was ein afrikanischer Reisender bereits als Komfort bezeichnet. — Je weiter man den Fluß aufsteigt, desto graziöser und üppiger sieht man die Vegetation der Ufer sich gestalten. Die Mangroven, welche den untersten Theil des Flusses einfassen, treten bereits $^1/_2$ Stunde unterhalb Insono sehr bemerkbar zurück und die letzten vereinzelten Exemplare gehen nicht über Insono hinauf. Die Region der Wubu- und Oelpalmen beginnt, bis die stärker, massenhafter auftretenden Schlinggewächse der Gegend mehr und mehr ihren Charakter aufprägen. Diese Aenderungen gehen so langsam in einander über, daß es eines aufmerksamen Beobachters für sie bedarf;

zumal da dem Auge keine äußeren Anhaltspunkte geboten sind. — Die Ufer des Flusses scheinen verlassen, da die Dörfer meist unsichtbar in einiger Entfernung vom Flusse liegen; vereinzelte, kleine Hütten hart am Ufer dienen den Eingeborenen als Plätze zur Oelbereitung, zur Aufbewahrung ihrer Vorräthe und zur Verschiffung derselben stromabwärts. Einzelne dieser Chimbeks sind von großer Sauberkeit und stattlichem Umfang, gerade wie es auch viele Hütten in den Dörfern sind.

Aus der Karte ist ersichtlich, unter einem wie wunderbaren Winkel die beiden Flüsse Chiloango und Luculla auf einanderstoßen; sie kommen fast in derselben geraden Linie auf einander los. Die Wasser stauen sich an dieser Stelle zu einem kleinen See, um nachher rascher abzuströmen. Es ist von hier aus leicht zu sehen, daß der Chiloango-Arm die eigentliche Fortsetzung des Loango-Luz nach oben zu ist. — Es stoßen hier die Gebiete Kakongo, O'Zobo und Loango zusammen; — die ersten beiden durch den Luculla, die letzteren beiden durch den Chiloango von einander getrennt.

Man schwenkte rechts in den Luculla ein und betrat das rechte Ufer dieses Flusses an einer gelichteten Stelle. — Der Himmel hing voll Wolken, durch welche die Sonne mit besonderer Glut auf die feuchten Kleider brannte; vor den Reisenden lag ein flaches, trostloses, sumpfiges Land, das die Zahl seiner Pfützen durch die letzten Regen verdoppelt hatte. Man mußte hindurch und war froh, als man den Ansteig der rechten Thalwand des Luculla erreichte, über welchen hin der Weg zu dem Dorfe Mankatta O'Zobo führte. — Die Reisenden standen unter der Hauptsombra, die Ankunft des Dorfprinzen erwartend. Sie wurden bald in der üblichen Weise empfangen und erhielten ein Chimbek, in dem sie sich für mehrere Tage einrichteten. Am folgenden Tage begann das Palaver, zu welchem sich die Prinzen von O'Zobo zusammengefunden hatten.

Unter Palaver versteht man bekanntlich die zur Entscheidung einer Streitfrage geführte Debatte, bei der die entscheidende Antwort oft erst nach mehrtägigem, fast ununterbrochenem Sprechen abgegeben wird. Die Neger halten sowol unter sich als auch mit den Weißen Palaver ab, und den Ausspruch, der am Schluß gefällt wird, pflegt man ohne Widerrede zu befolgen. Die für die schuldige Partei diktirten Strafen sind gewöhnlich sehr hoch; sie bestehen meist in Auszahlungen von Sklaven und Gegenständen, die durch den europäischen Handel hier eingeführt sind.

Die Geschicklichkeit, welche die Neger bei der Führung ihrer Unterhandlungen entwickeln, ist bemerkenswerth und überraschend; sie stellen ihre Fragen mit großer Schlauheit, und meist in der Absicht, ihre Gegenpartei zu verwickeln. Die traditionelle Vorstellung von der Beschränktheit und geistigen Unentwickeltheit der Neger wird hierbei vollständig zu Schanden. Der Redefluß, den die Neger bei Palavern entwickeln, ist zuweilen erstaunenswerth. Derselbe Mann kann stundenlang mit lauter Stimme und heftiger Gestikulation ununterbrochen sprechen, ohne irgend ein Zeichen der Ermüdung zu verrathen. Manche vornehmere Neger sprechen mit Würde, wol selbst mit Anmuth. Zuweilen geht die Rede in eine Art Rezitativ oder Gesang über, in

welchen sämmtliche Anwesende einstimmen; es ist stets derselbe wohlklingende Gesang. In dem, was man sonst unter Negergesang versteht, pflegt sich mehr Rhythmik als Melodie kundzugeben.

Die lange Dauer des Palavers ließ den Reisenden hinreichende Zeit, die Negerschar, welche vor der Sombra stand, und die vornehmeren Neger, die sich in der Sombra befanden, genauer zu betrachten. Alle, mit verschwindenden Ausnahmen, waren in europäische Stoffe gekleidet. — Höchst selten sah man einen Neger mit dem Schurz aus einheimischem Pflanzenzeug, welches bereits in Mayombe allgemein üblich ist. — Durchaus nicht selten sind bei Männern wie bei Frauen silberne Beinringe; auch sieht man hin und wieder echte Korallen. Bezüglich der Haartracht erlauben sich die Neger zuweilen Phantasien, deren sich selbst der transscendentalste Haarkünstler nicht zu schämen brauchte; man rasirt die Wolle zu den wunderlichsten Figuren — entweder mit einem Messer oder einem Glasscherben. Doch findet sich diese Sitte auch längs der Küste. Unter den Negern herrscht die weitverbreitete Sitte des Schnupfens. Als Schnupftabaksdose dient häufig eine kleine Kalabasse, die mit den Nägeln unserer Tapeziere (gelben Messingknöpfen) beschlagen ist. — Nimmt ein Neger eine Prise, so nehmen wenigstens ein halbes Dutzend Andere dasselbe Recht für sich in Anspruch, was ihnen niemals verweigert wird — Freigebigkeit gegen seine Stammesgenossen ist der schönste Charakterzug, niemals wird ein Neger, der sein Mahl einnimmt, einem Anderen einen Theil davon verweigern. Es scheint, als ob diese Freigebigkeit von Kindheit an erzogen wird und ein so zwingender Usus ist, wie etwa bei uns Gruß und Gegengruß. — Während des Palavers — das mehrere Stunden dauerte — enthielten sich die Neger des Rauchens zwar gänzlich, ebenso des Branntweins, aßen dafür aber kleine Stücke der Kolanuß, deren Genuß den Hunger längere Zeit fern halten soll. Güßfeld hat selbst nicht ungern etwas Kolanuß genommen, zumal wenn er lange Zeit des Morgens nüchtern bleiben mußte; der bittere Geschmack ist nur im ersten Moment unangenehm. — Einige widerliche Anblicke konnten ihm bei seiner Umschau nicht erspart bleiben. Verkrüppelte, selbst mit Elefantiasis behaftete Geschöpfe ließen sich sehen; auch Weiber, die nach der hiesigen Sitte höchster Trauer um verstorbene Angehörige sich nicht waschen dürfen und deren Gesicht mit eklem Schmuz bedeckt war. — Was die Weiber im Allgemeinen betrifft, so zeigen sie sich dem Weißen gegenüber durchaus decent und zurückhaltend; eine Ausnahme bemerkte er nur bei einer Prinzessin, welche geradezu etwas Kokettenhaftes zur Schau trug. Das unsittliche Vorrecht, welches die schwarzen Prinzessinnen in diesen Gegenden genießen, und dem zufolge sie ganz beliebig ihre Männer wechseln dürfen, mag dies erklären. Trotzdem sind nur die Kinder einer Prinzessin, nicht aber die eines Prinzen, selbst wieder Prinzen. Das Tätowiren scheint bei den Weibern in O'Zobo gar nicht Sitte zu sein; wohl aber tragen sie Glasperlen und die allgemein an der Küste verbreiteten dicken Messingringe an den Schenkeln.

Das Land ist stark bevölkert; ganz in der Nähe von Mankatta O'Zobo liegen die ebenso großen Dörfer M'Buku Zobo und Mutu Jako. Die Dörfer sind groß und geräumig gehalten, obwol Kondo Dinge sie noch übertrifft.

Fundo, wohin Güßfeld eingeladen wurde, liegt am rechten Ufer, durch dichtes Gebüsch dem ankommenden Fremdling noch unsichtbar. — Wahrhaft im Grünen gebettet, erweckt es durch die kleinen eingezäunten Gärten, die zu vielen der Hütten gehören, fast heimatliche Erinnerungen.

Der Weg von Fundo bis zu den Dörfern Mukunda und Seccosi führt zwischen Oelpalmen, Bananen und hohen Gräsern, in welchen die prächtige rothblühende Canna orientalis in reicher Fülle eingestreut ist. Nach der Erreichung des Plateaus, in welches der Luculla eingesenkt ist, hört dieser reiche Wechsel auf, und man wandert wieder allein durch hohe Campinen. Die Rückfahrt nach der Station ging ohne Unfall von statten; nur erschwerte der strömende Regen, der zeitweise fiel, die Aufnahme des Flusses.

Das der Station zunächst liegende Dorf heißt Zala; auf dem Friedhofe desselben findet man Gräber von der Form der unserigen. Bemerkenswerth ist aber, daß sich dort ein hohler Raum unter der obersten Erdschicht des Grabes befindet, denn bei den älteren Gräbern ist die Decke gesenkt. Daß dieselbe nicht etwa der Länge nach in der Mitte aufspringt und einsinkt, sondern die ganze Oberfläche sich senkt, beweist, daß das Einfallen nicht von dem Verwesen des in der Mitte liegenden Leichnams herrührt. Der Schmuck des Grabes ist ein Pfahl an einem Ende desselben; auf diesem hängt die Palmfasermatte, mit welcher die Erde aus der Grube gehoben wurde. Häufig auch steht auf den Gräbern eine kaktusähnliche Euphorbie. Angesehene todte Neger werden in Schilf eingewickelt und ein Jahr lang oder noch länger frei aufgestellt. Ist das Skelett völlig von allem Fleisch befreit, so wird es begraben.

Nach diesem Ausfluge begab sich Güßfeld auf einer Küstenfahrt nach dem nördlich an der Küste belegenen Ort Majumba (Madschumba), der ja nicht mit der Landschaft Mayombe zu verwechseln ist. Er hatte dort Gelegenheit, über die Bavili sowie über die Balumbo und Bajaka Beobachtungen zu machen. Die Besuche der Eingeborenen nach der Küste werden durch das Bedürfniß nach Salz veranlaßt.

Von Majumba ging es nach der Mündung des Flusses Nhanga und eine Bootfahrt stromauf brachte den Reisenden nach Mongo Nhanga, wo der Fluß aus den Hügeln hervortritt, Katarakte bildet und erst $1\frac{1}{2}$ Tagereise oberhalb bei Cassoche wieder schiffbar wird. Der letztere Ort bildet einen Hauptmarkt für Gummi. Die Bevölkerung gehört den Balumbo an. Bei Licuagu erhebt sich das erste Plateau; von Intindo wurde der Rückweg angetreten.

Am 19. Dezember verließ die Expedition des Hauptmanns von Homeyer und des Dr. Pogge Hamburg, um den bis jetzt von keinem wissenschaftlichen Reisenden betretenen Wege von Kassandje, an der Grenze Angola's, nach dem Reiche des Muata Janvo zu folgen und so in das Herz des unbekannten Central-Afrika einzudringen. Am 3. Febr. 1875 langte sie in Loando an. Wir werden weiter unten Gelegenheit nehmen, uns mit den Arbeiten dieser Forscher zu beschäftigen.

Lenz hatte unterdessen vom August bis November seine Forschungen fortgesetzt. Von dem Mpongwedorfe Abolinalonga, welches am Zusammenflusse des

N'guniai (Nguai) mit dem Ogowaï liegt, machte er eine Kanoefahrt nach den Eliva (Seen) Jonanga und Jsonga. Der Ogowaï steht in Verbindung mit den Seen. Als Lenz zum ersten Male dort war, hatte der Fluß seinen niedrigsten Wasserstand. Während dieser Zeit pflegen die Eingeborenen fischreiche Orte aufzusuchen und sich dort häuslich niederzulassen. Daher kommt es, daß man während der trockenen Zeit die Mehrzahl der Dörfer verlassen findet.



Jn einer solchen Fischniederlassung befand sich auch die Königin von Mbusu, woselbst Lenz Station machen wollte. Der Reisende stellte sich ihr vor und die Herrscherin entschloß sich, mit ihm nach Hause zu fahren. Jhre Residenz ist ein mittelgroßes Akelle-Dorf. Die Seen mit den zahlreichen Jnseln und der umgebenden Landschaft gewähren einen recht schönen Anblick.

Ueberall liegen kleine Negerdörfer hübsch zwischen Platanen und Palmen versteckt, welche theils von Galoa (Mpongue), theils von Akelle bewohnt sind. Die dicht bewaldeten Berge der Umgegend sind ungemein reich an Gorillas. Die Bewohner von Mbusu behaupteten, diese Thiere kämen oft bis ganz dicht an das Dorf heran, um Nahrung zu suchen, was sowol für ihre Häufigkeit als auch für ihre Dreistigkeit spricht. In den Waldungen findet der Jäger und Zoolog ein ergiebiges Feld der Thätigkeit. Das reiche, üppige Pflanzenleben giebt einer ebenso reichen Thierwelt die Existenzbedingungen; die niedere Fauna ist ungemein reichhaltig; Eidechsen, Schlangen u. s. w. sind häufig; Scharen von kreischenden Papageien und anderen Vögeln fliegen über die Wipfel der Bäume dahin, in deren Gezweig zahlreiche Affen ihr sorgenfreies Dasein verhüpfen, während einzelne breite, zu Flüssen oder stehenden Gewässern führende Lichtungen inmitten des Dickichts zeigen, daß noch zahlreiche Heerden von Elefanten sich dort aufhalten. Aber auch Raubthiere sind nicht so selten und der Leopard ist eben so gefürchtet wie der Gorilla. Während der Finsterniß bedienen sich die schwarzen Führer der Buschlichter; dieselben werden aus einem Rohr gefertigt, brennen mit einer nicht unangenehmen Flamme, rauchen aber stark und müssen oft geputzt werden. Der Geruch rührt von einem in der Pflanze enthaltenen Harze her, welches beim Brennen zur Erde tropft.

Während der Regenzeit hat der Ogowaï eine ganz andere Physiognomie als in der trockenen. Die zahlreichen großen und hohen Sandbänke sind verschwunden, und eine kolossale Wassermasse eilt in starker Strömung dem Atlantischen Ozean zu. Der majestätische Strom mit seinen dicht bewaldeten und reich belebten Inseln, den schönen, mit Hügelreihen besetzten Ufern gewährt dann einen großartigen Anblick, eine Tropenlandschaft mit all ihren Licht- und Schattenseiten.

Von den hier wohnenden Mpongue, hatte schon früher Du Chaillu berichtet, daß sie ihre Todten verzehren. Dies trug nur dazu bei, gewisse Reisebeschreibungen in Mißkredit zu bringen. Lenz bestätigt jedoch die Thatsache. Verschiedene Weiße am Gabon, die in beständigem Verkehr mit den Mpongue stehen, sowie schwarze Händler, die auf ihren Zügen weit herum kommen, versicherten ihm, daß ein Mponguestamm die Todten eines anderen aufkauft. Seine eigenen Todten verzehrt derselbe Stamm nicht, sondern verkauft sie an ein Nachbardorf. Ebenso sollen die Leichname von Akelle, Schekiani u. s. w. gekauft werden, das Fleisch von Weißen aber wird verschmäht. Es ist diese grauenhafte Sitte hier um so mehr ein Räthsel, als nirgends Nahrungsmangel herrscht, im Gegentheil Fische, Wild u. s. w. im Ueberfluß vorhanden sind.

Am Ogowaï blüht auch noch der Sklavenhandel lustig weiter. Mulatten von der portugiesischen Congoküste, Kerle, die nichts weiter zu verlieren haben als ihr an Abenteuern und Verbrechen reiches Leben, wagen es, den französischen, englischen und portugiesischen Kriegsschiffen zum Trotz, große Bootladungen voll Sklaven von der Kap Lopez-Küste nach der Prinzeninsel zu bringen. Die verschiedenen Stämme am Ogowaï kaufen Sklaven weit aus dem

Innern her; als Haupthandelsartikel hierbei gilt Salz, welches in ungefähr fußgroßen Päcken in Palmenblätter gewickelt wird. Die portugiesischen Sklavenhändler halten wohlbewaffnet in der Nähe von Kap Lopez, wo der Ogowaï, resp. Nazareth, zahlreiche Arme bildet, so daß bei etwaiger Gefahr ein Entwischen fast immer möglich ist. Von da werden die Schwarzen, an lange eiserne Ketten gefesselt, in sehr große Kanoes gebracht, und dann wird in diesen gebrechlichen Fahrzeugen die gefahrvolle Meerfahrt nach Ilha do Principe und St. Thomé unternommen.

In der Nazarethbai wohnte Lenz in der Faktorei des aus Döbeln in Sachsen stammenden schon genannten Herrn Schmieder in König Renundo's Stadt. Dieser König war kürzlich gestorben, und zwar infolge einer unglaublichen Trunksucht. Konnten sich die Einwohner der Stadt nun nicht einigen oder hielten sie es für einen Akt politischer Weisheit — kurz, man wählte Schmieder selbst zum König. Bereits sehr früh am Morgen versammelte sich die ganze Bevölkerung vor dem königlichen Palais; die Hinterbliebenen Renundo's hatten ihren Körper völlig mit breiten weißen Streifen überschmiert, alle aber hatten grüne Baumzweige in den Händen. Einer aus der Gesellschaft hielt eine Rede, die oft durch Geschrei und Trommelschlag unterbrochen wurde, und dann setzte sich der ganze Zug unter beständigem Singen und Schreien in eine tanzende Bewegung. Sie hüpften um das Dorf herum, dann durch das Dorf zurück zur Faktorei, um den Auserwählten zu holen. Da sich aber dieser aus seiner Morgenruhe durchaus nicht stören ließ, so kamen sie wenigstens fünf- oder sechsmal, bis es ihnen gelang, ihres neuen Königs habhaft zu werden.

Nun wurde er auf einen festlich geschmückten Stuhl gesetzt und unter höllischem Geschrei durch das Dorf zum Hause des verstorbenen Königs getragen. Dort setzten sich alle Hinterbliebenen des letzteren, die Frauen, Kinder, Verwandten und Sklaven, dicht um den neuen König, und ein Sohn Renundo's hielt unter heftigen Gestikulationen und von häufigem Beifallsgebrüll unterbrochen, eine Rede, worin dem neuen König seine Rechte und Pflichten dargelegt und verschiedene Wünsche vorgebracht wurden. Nachdem der neue Herrscher alles Mögliche zugesagt, ihnen auch für den Abend Rum versprochen, endigte die Komödie unter ungeheurem Jubel der treuen Unterthanen. Abends fand dann ein feierlicher Tanz statt, der bis tief in die Nacht dauerte.

Die Reise nach dem Okanda mögen Lenz' eigene Worte schildern: „Am 15. Dezember 1874 war Alles zur Abreise fertig. Am Tage vorher hatte Renoki, der König von Ininga, wo ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, auch einige alte Weiber aus einem Nachbardorf citirt, die eine große Medizin herrichten mußten: es war eine schmuzig weiße, klebrige Masse, bestehend aus einem Pflanzendekokt mit Zusatz von etwas Thonerde. Mit dieser Substanz schmierte sich nun die ganze Gesellschaft Gesicht, Brust und Arme ein; auch ich mußte mich auf diese Weise vor Krankheit und überhaupt jedem Unfalle sichern. Die Hauptsache dabei war übrigens der Rum, den ich dazu hergeben mußte; ohne diesen geht hier nichts. An demselben Abend fand auch noch einer jener lärmenden Tänze statt, die gewöhnlich mit Prügelei endigen und oft bis tief in die Nacht hinein dauern.

Außer Renoki hatten es sich auch die übrigen, diesem untergeordneten Ininga-Chefs nicht nehmen lassen, diese Reise mitzumachen, so daß wir im Ganzen fünf große Kanoes mit mehr als 100 Leuten waren.

Eine Reihe rudernder Kanoes gewährt einen schönen Anblick, und nimmt man dazu die tropische Waldlandschaft mit den wenigen eingestreuten Akelle-Dörfern, den an Flußpferden reichen Strom und eine glühende Sonne, so hat man ein echt innerafrikanisches Bild.

Am ersten Tage passirten wir die Mündung des Rembo Nguyai, der die bekannten Eugeniafälle bildet, und landeten gegen Abend an einer kleinen, mitten im Fluß liegenden unbewohnten Insel. Hier sollte das Nachtlager aufgeschlagen werden; in kurzer Zeit entstanden einige 30 Hütten, die freilich nur aus einigen Stangen, einem Mattendach und einem darunter ausgespannten, aus sehr fein gearbeiteten gelben Matten verfertigten Muskitennetz bestanden.

Das Leben und Treiben in einem solchen Biwuak ist in höchstem Grade anziehend, besonders wenn noch Besuch aus einem benachbarten Dorfe kommt. Da werden Eier, Hühner, Ziegen und Platanen gebracht und gegen Baumwollenzeug, Tabak, Rum u. s. w. eingetauscht, wobei nicht selten lebhafte Streitigkeiten entstehen. Alte Bekannte sehen sich wieder und begrüßen sich auf die hier eigenthümliche Weise, bis sie sich vielleicht im nächsten Augenblick wegen irgend einer Kleinigkeit zanken und dann sich prügeln. Oefters mußte dann Renoki einschreiten und durch ein strenges „Amani“ (fertig, zu Ende) den Streit beendigen. Vor dem Schlafengehen hält Renoki gewöhnlich noch eine Rede an das Volk, worin er den Reiseplan für den folgenden Tag darlegt und schließlich, mit der Fetischglocke läutend, die bösen Geister vertreibt. Er nennt dabei immer die einzelnen Personen oder Stämme, die er schützen will: den weißen Mann, die Iningaleute, die Gorreleute, den Kruman u. s. w.

Während der ersten fünf Tage passirten wir nur Akelledörfer; an den meisten derselben wurde gehalten und Nahrungsmittel eingekauft.

Ich erwähne hier, daß Akelle der richtige Name für dieses Volk ist und ich es überall so aussprechen hörte. Mit dem Ausdruck Bakelle wird ein einzelner Mann dieses Stammes bezeichnet, während Akelle die Mehrzahl ist. Ebenso verhält es sich mit Aduma und Baduma, Abongo und Babongo u. s. w.

Das letzte Dorf, welches am Flußufer liegt, ist Saniketa, mit einem ziemlich mächtigen Akelle-König. Von da an stromaufwärts hatten wir für die nächsten fünf Tage kein Dorf; die Ufer fangen bereits an anzusteigen, und alle Niederlassungen der Akelle liegen auf der Höhe und oft stundenweit im Busch.

Am 21. Dezember passirten wir die erste Hügelkette; die Stelle wurde mit „Orere m'polo“ (großer Baum) bezeichnet, und ein stark bewaldeter, bis dicht an den Fluß reichender Hügel gilt als ein bekanntes Merkzeichen für die Okandafahrer. In der Nähe mündet am linken Ufer der kleine Fluß Idye.

Am nächsten Tag wurde die zweite Hügelreihe passirt und gegen Mittag kamen wir an zwei eigenthümliche, oben zugeschärfte Felsen, Kallamagulla genannt. Dieser Punkt ist deshalb für die Schwarzen bemerkenswerth, weil hier mitten im Fluß zwei Felsen stehen, die ersten Steine, die man überhaupt zu sehen bekommt.

Von Adeke an beginnt der Flußlauf bereits sehr ungünstig zu werden. Die Strömung ist eine ganz gewaltige und die Leute sind nicht im Stande, die Kanoes zu rudern, sondern die letzteren werden am Ufer am Gebüsch hingezogen. Bei dieser Gelegenheit hatte Renoki das Unglück, mit seinem Kanoe umzuschlagen; die Leute hatten nicht Kraft genug, dasselbe gegen die Strömung an den Bäumen festzuhalten. Zum Glück ist Niemand verunglückt, dagegen ist eine Anzahl Waaren (besonders Pulver und Salz) verdorben und verloren. — Am nächsten Tage kamen wir bis zu der Insel Sangaladi, wo sich einige Okotadörfer befinden. Das Okotagebiet war also erreicht.

Wenn man mehrere Tage durch die düsteren, unbewohnten Flußlandschaften gefahren ist, so ist der Anblick von Sangaladi und seiner Umgebung wahrhaft erquickend. Zahlreiche kleine, aber hohe Inseln bedecken den Fluß, und überall sieht man das saftige Hellgrün der Platanenblätter, die die Anwesenheit eines Dorfes verrathen.

Auf Sangaladi traf ich zufällig mit König Schmieder von der deutschen Faktorei in Adolinalonga zusammen und wir beschlossen, das Weihnachtsfest gemeinsam hier zu feiern. Am heiligen Weihnachtsabend wurde denn auch zum großen Erstaunen der Okotaleute ein Christbaum angezündet, wozu jeder von uns vier kostbare Lichter opferte; dann ließ ich sämmtliche Kinder des Ortes zusammen kommen und beschenkte jedes derselben mit ein Paar gläsernen Ohrringen; der König des Ortes erhielt etwas Rum und Tabak, meine Gorre- und Gabonleute einige Stücke Zeug und wir selbst ließen uns das Beste zum Abendessen herrichten, was sich auftreiben ließ. Wol nie ist so weit im Innern der Westküste ein ähnliches Weihnachtsfest gefeiert worden!

Auf Sangaladi konnte ich endlich einmal anstehendes Gestein beobachten. Die Insel besteht aus einem etwas thonigen Glimmersandstein von schmuzig grüngelber Farbe; außerdem aber fanden sich zahlreiche große und kleine Rollstücke von den verschiedenartigsten Gesteinen: Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer und Granit. Der anstehende Sandstein wird vielfach von dünnen Lagen einer schwarzen kohligen Substanz durchzogen, die wiederum weiße Quarzschichten einschließt.

Meine Ankunft hatte sich schon flußaufwärts verbreitet, und der unter den Okota als mächtigster anerkannte König Idive von der Insel Ndungo kam nach Sangaladi, um mich zu sehen und zum Besuch seines Dorfes einzuladen. König Idive ist ein Mann in den fünfziger Jahren von mürrischem Aussehen, den ich nie lachen sah. Er brachte mir eine Ziege und einige Hühner, und als ich ihm dafür ein ziemlich werthvolles Gegengeschenk machte, war er durchaus nicht zufrieden. Um mich nicht mit diesem König zu überwerfen, mußte ich noch einige Stücke Zeug opfern. Idive hat acht Frauen, von denen er mir aber nur vier vorstellen konnte, die anderen waren im Busch beschäftigt. Im höchsten Grade auffallend sind die Haartouren der Frauen. Sie haben sehr große Wülste, hoch hinaufgetrieben, die für gewöhnlich mit schwarzem Zeug bedeckt sind. Die Gesichter der Frauen sind öfters roth oder weiß gefärbt; besonders auffallend war diese Färbung bei zwei Töchtern des Königs: rothe, gelbe und weiße Streifen, Kreuze, Ringe und alle möglichen Figuren bedeckten

den ganzen oberen Theil des Gesichts. Der Oberleib, die Arme und Hände waren mit regelmäßig nach Figuren geordneten Narben versehen, eine Art Tätowirung, von der sie sagten, sie gefiele den Männern ungemein.

Als Merkwürdigkeit wird in der Nähe von Ndungo eine Höhle im Felsen gezeigt, die bei niedrigem Wasserstand für kleine Kanoes passirbar ist; dieselbe soll schon öfters bei Ueberfällen der Okota den Oscheba als Zufluchtsort gedient haben.

Auf Ndungo konnte ich in einem Wasserriß sehr schön das anstehende Gestein beobachten; es war rother und blauer, letzterer fast phyllitartiger Thonschiefer, der unter 30° nach Osten einfiel, mit einem nordsüdlichen Streichen. Rund um die Insel herum lagen große fleischfarbene Quarzblöcke, die weiter stromaufwärts herstammen.

Unter den Nahrungspflanzen fiel mir hier die Menge von Mais auf; hinter allen Dörfern findet man Plantagen mit dieser allgemein beliebten Pflanze. Auch Honig brachte man mir hier das erste Mal; weiter flußaufwärts, besonders auch im Okandalande selbst, ist derselbe außerordentlich häufig. Die Wälder sind voller Bienen.

Am 28. Dezember verließen wir Ndungo und erreichten noch denselben Abend die Insel Mbumba, auf der sich einige Okotadörfer befinden. Die Fahrt dahin war ungemein beschwerlich und gefährlich, so daß ich häufig ausstieg und auf den Höhen des linken Flußufers ging. Der Fluß ist durch die Berge eingeengt, mitten im Wasser sind zahlreiche Felsen, durch und über welche die Kanoes an Stricken gezogen werden müssen. Das ganze Gebiet zwischen Ndungo und Mbumba wurde von den Leuten Okondokondo genannt, eine herrliche Landschaft mit saftigen Wiesen, schönen Anpflanzungen von Mais und Erdnüssen, zwischen denen überall die grauen Hütten der Bewohner, von prächtigen Platanen umgeben, hervorblickten.

Hier wird sehr viel Liamba gebaut. Es ist dies eine dem indischen Hanf sehr ähnliche, wahrscheinlich mit diesem identische Pflanze, deren Blätter leidenschaftlich gern geraucht werden und eine opiumartige Wirkung haben. Man bedient sich zum Rauchen dieses Krautes der über einen Meter langen Blattstiele der Platanen, die ausgehöhlt werden und an deren spitzes Ende eine kleine Thonpfeife gebunden wird. Gewöhnlich wird das Liamba unter anderen Tabak gemischt; dadurch wurden dichte Dampfwolken erzeugt, die einen betäubenden Geruch haben.

Auf dem Wege nach Mbongo konnte ich an den zahllosen Felsen die Lagerungsverhältnisse der Schiefer recht deutlich wahrnehmen. Das Gestein bestand hier aus einem schmuziggrauen, glimmerreichen Thonschiefer.

Gegen Abend trafen wir in Mbongo ein. Als wir ankamen, war der König gerade abwesend; bald erschien er und zwar in sehr aufgeregtem Zustande. Er kümmerte sich anfangs gar nicht um uns, sondern hielt eine leidenschaftliche Rede an sein Volk, worin er erklärte, die Mpongue fürchteten die Okota! Es hatte sich nämlich am rechten Ufer ein einzelner Mpongue sehen lassen, wahrscheinlich um mit den Okota über irgend ein Palaver zu sprechen. Unser guter König war nun wirklich mit starker Begleitung hinübergerudert, und da der einzelne Oscheba den Trupp Okota nicht ohne Weiteres

getödtet und aufgefressen hatte, so betrachtete der König das Ganze als eine große Heldenthat seinerseits!

Der König von Mbongo ist ein gutmüthiger, sehr beweglicher Mann mit nur einem Auge, der mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen suchte. Er war durchaus nicht habgierig, sondern mit Allem zufrieden, was man ihm gab. Obgleich er nicht der mächtigste Okotakönig ist, so hat er doch viel Einfluß, denn in seinem Orte ist der Mittelpunkt des Okota-Sklavenhandels.

Ich bestieg mehrmals den kleinen Hügel dicht hinter dem Dorfe, von dem aus man eine hübsche und weite Aussicht genießt.

Recht imposant ist der Anblick des schräg gegenüberliegenden, vielleicht 800 m. hohen Otombi, dessen zwei höchste, nicht bewaldete Spitzen häufig von Wolken bedeckt sind, was vielleicht die Veranlassung zu der unglücklichen Entdeckung von Vulkanen gegeben hat.

Am 1. Januar des neuen Jahres verließen wir Mbongo und damit das Okotagebiet.

Was den Charakter der Okota im Allgemeinen betrifft, so muß ich denselben im Verhältniß zu den Akelle, Mpongue und anderen Stämmen als friedlich bezeichnen. Indeß ist es mehr Furcht und das Bewußtsein der Ohnmacht, was sie hindert, feindselig gegen Andere aufzutreten, und eine gewisse Hinterlist ist ihnen nicht abzusprechen. Sie sind faul, ihre Hütten sind dürftig und unrein; sie machen weder Gummi noch schlagen sie Holz, ihre ganze Thätigkeit ist der Sklavenhandel, wobei sie eine Art Unterhändlerrolle spielen und sich dadurch ihre geringeren Bedürfnisse (Gewehre und Pulver vorzüglich) verschaffen. Die wenigsten tragen Zeuge, sie begnügen sich mit einem selbstverfertigten Mattenkleid, das sie um die Hüften schlagen.

Von Kunstprodukten bemerkte ich wenig: schlechte Thontöpfe, roh aus Holz geschnitzte Sessel, aber ihre Pfeifen sind von einer interessanten und ungewöhnlichen Form. Das Rauchen gehört zur Hauptbeschäftigung und Viele bringen die Pfeife den ganzen Tag nicht aus dem Munde.

Trotz stark bewölktem Himmel brachen wir am 1. Januar 1875 frühzeitig von der letzten Okotastadt auf und erreichten Abends eine kleine Sandbank, nicht weit vom ersten Apingidorf, auf der wir das Nachtlager aufschlugen.

Nur einige Hundert Schritt von dem Dorfe Limba reni war ein zweites, Ampumante genannt, dessen Besuch mir aber nicht gern gestattet wurde. Man war nämlich gerade beschäftigt, „den Teufel aus einem Hause herauszutreiben", oder, wie es sich in Wirklichkeit verhielt, es fand eine jener großen Ceremonien statt, wobei ein Mensch (wahrscheinlich ein Sklave oder ein Verbrecher) zum Opfer fiel. Ich versuchte natürlich auf alle Weise Eintritt in das Dorf zu bekommen, aber alle Leute, selbst der alte Renoki und die übrigen Ininga-Chefs, riethen mir ab. Ich würde mir damit ein großes Palaver zuziehen, das mir einerseits sehr viel kosten würde, und andererseits bereitete ich auch den Ininga's große Unannehmlichkeiten. Ich mußte demnach verzichten.

Handel mit den Weißen oder deren schwarzen Unterhändlern treiben die Apingi, welche diese Gegend bewohnen, nicht; sie verfertigen weder Gummi noch findet sich viel Elfenbein in ihrem Gebiet; ihre einzige Beschäftigung ist

der Sklavenhandel, wobei sie entweder selbst nach Okanda gehen, und die dort gekauften Sklaven an die Mpongue und Ininga verkaufen oder auch eine Art Vermittler spielen. Ihre Industrie ist gleichfalls unbedeutend: sehr primitive, jedes Ornaments entbehrende Töpfe und Schalen von Thon, kleine Thonpfeifen und kleine gelbe Matten, aus denen sie ihre Kleidung verfertigen; selten sieht man Baumwollenzeug verwendet, Männer und Frauen bedienen sich einfach eines großen Stückes Mattenzeug, das sie um die Hüften schlagen; Kinder gehen natürlich nackend. Wie alle Negervölker, die wenig auf ihre Toilette geben, verwenden sie dagegen große Sorgfalt auf die Pflege des Hauptaares. Die Frauen bauen sich Wülste von kolossalen Dimensionen auf dem Kopfe auf, und die Männer scheren allerhand Figuren, Kreise, Halbkreise, Streifen u. s. w. in das Haar. Viele scheren den Kopf ganz glatt und lassen nur am Wirbel, vorn an der Stirn, oder an den Seiten ein kleines Haarzöpfchen stehen.

Um übrigens den Leuten nicht ganz Unrecht zu thun, muß ich noch einer Art Kunstthätigkeit erwähnen, der sich in zahlreichen eingeschnittenen Verzierungen auf Bänken, Thüren und Fenstern zu erkennen gab; die dadurch im Holz entstandenen Vertiefungen waren häufig mit schwarzer, rother und weißer Farbe ausgefüllt, so daß dadurch die sonderbarsten Figuren entstanden.

Am 4. Januar traf ich zum ersten Mal mit Abongo oder nach Du Chailly Obongo (Babongo ist der Singular) zusammen. Späterhin habe ich noch mehrfach Gelegenheit genommen, deren Niederlassungen zu besuchen, und ich will hier, vorgreifend, meine Ansichten und Beobachtungen, welche letztere natürlich noch mangelhaft sind, über dieses Völkchen anbringen.

Zunächst bilden die Abongo keine zusammenhängende Nation mehr, sondern sie leben vereinzelt und zerstreut zwischen den verschiedenen Völkerschaften, deren Sprachen sie dann annehmen. Es giebt Abongoniederlassungen zwischen den Oscheba, und ebenso finden sich dieselben im Apingi- und Okandagebiet; ja ich hörte sogar, daß sich bereits in dem Gebiet zwischen dem Rhamboe-River und Kap Lopez, sowie in den Wäldern zwischen Muni und Munda vereinzelte Akoafamilien niedergelassen hätten. Unter Akoa verstanden die Gabonesen die Orangu, Ngomi, Galoa (Mpongue) und Ininga, überhaupt alle im Busch lebenden Neger; auch die Abongo im Okandolande wurden mir anfangs immer als Akoa bezeichnet.

Bei der Wahl eines Wohnortes, der übrigens häufig gewechselt werden mag, vermeiden die Abongo soviel wie möglich die Nähe eines bewohnten Ortes; die Niederlassungen, die ich besuchte, waren sämmtlich Stunden weit vom nächsten Dorfe entfernt. Die umwohnenden Völkerschaften dulden die Abongo als ein völlig harmloses und ungefährliches Volk, das für sie nur insofern Interesse hat, als sie demselben hin und wieder die Kinder rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen. Die Abongo, in ihrer Vereinzelung völlig unfähig zur Gegenwehr, suchen sich im Gefühl ihrer Ohnmacht natürlich so gut wie möglich zu verbergen und wählen deshalb oft mitten im Urwald, aber immer in der Nähe eines fischreichen Wassers, ihren Aufenthaltsort. Der Charakter der Abongo ist infolge einer vielleicht durch Jahrhunderte fort-

gesetzten Verfolgung und Unterdrückung scheu und furchtsam geworden; sie sehen in jedem andern Neger ihren natürlichen Gegner, von dem sie nur Schlimmes zu erwarten haben, und vermeiden so viel als möglich den Verkehr mit ihrer Umgebung. Ihre geistige Entwickelung ist sehr unbedeutend; Stumpfsinn und Apathie, völlige Gleichgiltigkeit gegen Alles, was von außen kommt, drückt sich schon in ihrer Kopfbildung, der niedrigen Stirn und ihrem nichtssagenden, unruhigen Auge aus. In der Hautfarbe unterscheiden sich die Abongo nicht von den anderen Negerstämmen; es ist jenes Lichtchokoladenbraun in den verschiedensten Nüancirungen, was man hier überall antrifft.

In der neuerdings so vielfach ventilirten Frage der „Zwergvölker" spielen nun bekanntlich die Abongo keine unbedeutende Rolle, und es ist besonders Du Chaillu gelungen, durch seine phantasiereichen Schilderungen der Obongozwerge eine Reihe falscher Vorstellungen zu erwecken. Die Abongo sind nicht nur ein geistig heruntergekommenes (oder auf tiefer Entwickelungsstufe stehen gebliebenes), sondern auch ein körperlich verkommenes Volk, bei dem ich nie eine große und kräftige Gestalt gefunden habe. Wohl aber sah und maß ich verschiedene Männer von $5\frac{1}{2}$ Fuß (1,75 m.), während ich andrerseits einige junge, aber ausgewachsene Burschen von nur 1,48 m. und mehrere ältliche Frauen von 1,30 m. beobachtete; Mißverhältnisse von einzelnen Körpertheilen zum Ganzen bemerkte ich nicht.

Ich bin überzeugt, daß die Schweinfurth'schen Akka und die hiesigen Abongo zu einem und demselben großen, aber versprengten und unterdrückten Volke gehören, von dem man wol mit Recht annimmt, daß sie die Autochthonen des äquatorialen Afrika sind, und sie in demselben Verhältniß zu den anderen Nationen stehen, wie in Südafrika die Buschmänner zu ihrer Umgebung. Nach Allem aber möchte ich mit dem Worte „Zwergvolk" sehr vorsichtig umgegangen wissen; es knüpfen sich Vorstellungen daran, die mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen.

In der ganzen Lebensweise der Abongo, im Bau der Wohnungen, in den Nahrungsmitteln, den Waffen u. s. w., zeigt sich, daß dieselben auf einer niedrigeren Bildungs- und Entwickelungsstufe stehen, als alle die zahlreichen Volksstämme, zwischen denen sie wohnen. Im Okandalande hatten Abongo die aus irgend einem Grunde von den Okanda verlassenen Häuser eingenommen und wohnten hier in den verfallenen Hütten. Im Apingilande besuchte ich eine sehr interessante Abongoniederlassung. Dieselbe liegt, weit ab von jedem Apingidorf, am Fluß, ist aber von diesem durch einen Streifen Wald getrennt, so daß das Dorf vom Flusse aus nicht bemerkt werden kann. Der Zugang zu den Hütten war ein sehr schlechter; diese letzteren selbst lagen mitten im Wald in einer kleinen künstlichen Lichtung. Kein Platanenbaum, kein Maisfeld, nichts verrieth die Existenz von menschlichen Wohnungen. Die ganze Ansiedelung bestand aus 10 Hütten und einem Schutzdach, die Bevölkerung aus 20—30 Köpfen. Die Hütten sind halbkugelförmig, circa 1—2 m. hoch, von einem gleich großen Durchmesser, und bestehen nur aus dünnen, biegsamen Zweigen, die an zwei Enden in die Erde gesteckt werden; die Oeffnungen zwischen den einzelnen Zweigen sind mit großen Blättern verdeckt.

Am Fußboden findet sich eine $^1/_2$ m. hohe und ebenso breite Oeffnung, durch welche die Abongo in das Innere der Hütte kriechen. In letzterer selbst befindet sich nichts weiter als eine rohe Matte als Schlafstelle, die manchmal noch auf einige Zoll über den Erdboden erhabenen Stäben liegt, sowie das unvermeidliche, nie völlig verlöschende Feuer. Außerdem befand sich noch in der Niederlassung ein aus einigen Stangen und darüber gelegten Matten bestehendes Schutzdach, unter welchem 6—8 ähnliche Schlafstellen waren, wie in den Hütten. Das Ganze machte einen unglaublich dürftigen Eindruck. Die Bewohner waren entsetzlich schmuzig und lagen faul in ihren Hütten; nur einige alte Weiber bereiteten M'beka, bestehend aus den Kernen des Buschmango; dieses und Fische bilden die gewöhnliche Nahrung der Abongo. Die Kleidung der Leute war mehr als dürftig: ein kleines Stück schmuzige Matte war das einzige Kleidungsstück der Männer; erwachsene Mädchen und selbst Frauen liefen fast nackend herum, und einige nackte, entsetzlich schmuzige Kinder krochen bei unserer Ankunft furchtsam in die Hütten. Für Baumwollenzeug, Perlen, überhaupt Schmuckgegenstände zeigten die Abongo wenig Interesse, dagegen waren sie begierig nach Salz; es ist dies überhaupt am oberen Ogowaï ein sehr bedeutender Handelsartikel und bildet beim Sklavenkauf, nächst Gewehren und Pulver, das wichtigste Kaufobjekt.

Von Waffen bemerkte ich nur einige roh gearbeitete Speere, die wahrscheinlich von den Akelle stammen, sowie kleine Bogen mit nur $^1/_3$ m. langer Sehne, wozu sie hölzerne, an der Spitze vergiftete Pfeile haben. Das Gift soll, wie man mir sagte, sehr stark sein und die geringste Verwundung den Tod des getroffenen Thieres bewirken. Zum Fangen der Fische stellen sie einen Korb in das Wasser, aus dem die Fische nicht heraus können. Ferner stricken sie sehr große und starke Netze zum Fangen von Buschthieren. Diese Netze werden zwischen den Bäumen halbkreisförmig ausgespannt, und von der anderen Seite treiben dann die Abongo die Thiere unter großem Geräusch hinein, um sie dann zu erlegen.

Noch am 4. Januar verließen wir das Apingigebiet und hielten Abends an einer Obope genannten Stelle, am Fuße eines sanft ansteigenden Hügels, von dem ein schäumender Gießbach herabkam.

Ehe wir am anderen Morgen aufbrachen, fand noch eine große Feierlichkeit statt. Renoki hielt eine große Rede, die häufig durch das Klingeln mit der Fetischglocke unterbrochen wurde; er deutete darauf hin, daß wir nun das lang ersehnte Okandaland betreten hätten, und ermahnte besonders, daß sich die Iningaleute sowol als meine Gorre und Gabonesen vor Streitigkeiten mit den Okanda und den anderen Völkern hüten möchten; denn es seien dies ihnen gegenüber doch nur „Wilde" und Bushmen! Darauf wurde wieder die weiße Medizin gekocht, womit sich die ganze Gesellschaft Arm, Brust und Gesicht bestrich. Wir passirten an diesem Tage die Dörfer Mbombi und Abongo und hielten Abends in Njamba.

Die Okandadörfer liegen nicht direkt am Wasser, sondern auf den Höhen. In letztgenanntem Dorfe hielt ich mich einige Zeit auf; ich war der erste Weiße, der dasselbe besuchte, und die Leute waren ungemein neugierig. Man beschenkte

mich von allen Seiten mit Hühnern, Ziegen und Platanen, so daß meine Leute sehr befriedigt von dem Empfang im Okandegebiet waren. Die Nachtquartiere wurden nicht im Dorfe, sondern am Flußufer errichtet, wohin dann die Dorfbewohner scharenweise kamen und wo sich nun ein außerordentlich buntes und lebhaftes Bild entwickelte.

Am 7. Januar brachen wir wieder auf. Die Nacht brachten wir in einem Okandadorfe zu, dessen Bevölkerung ungemein neugierig war und mein ganzes Treiben mit großem Erstaunen betrachtete. Im Fetischhause des Ortes sah ich einige gut erhaltene Gorillaschädel, die man mir aber nicht überließ, da sie als Heiligthum verehrt wurden. Dieses Thier soll südlich von hier, nach dem Aschiralande zu, häufig sein.

Am andern Morgen ließ Renoki wieder eine seiner großen Feierlichkeiten los; wir näherten uns ja Lope, dem Endpunkt der Okandareisenden. Unter beständigem Schießen, Tamtamschlagen und Rasseln der Fetischglocken näherten wir uns langsam dem reizend gelegenen kleinen Dorfe. Der Fluß macht eine kurze Strecke vor dem Orte eine starke Biegung, und plötzlich bietet sich dem Auge die herrlichste Landschaft dar: eine seeartige Erweiterung mit einer kleinen Bucht, so weit das Auge reicht, eine große Ebene, mit saftigem Grün bedeckt und nur stellenweise durch kleine Baumgruppen unterbrochen; dicht am Wasser erhebt sich ein schöner Granitkegel, der Okeke, an dessen Fuße sich die wenigen Häuser von Lope befinden. Obgleich dieses Dorf sehr klein ist, so ist dasselbe trotzdem der Mittelpunkt des Handels zwischen Ininga und Okanda, eben seiner bequemen Lage wegen.

Etwas oberhalb Lope bildet der Strom eine große Insel, Egenschi genannt, auf der gleichfalls zahlreiche kleine Okandadörfer sowie auch einige Abongo-Niederlassungen sich befinden; letztere haben verlassene und zerfallene Okandahütten eingenommen. Vor einiger Zeit ist der mächtigste unter den Okandakönigen gestorben, und man hatte nur die Ankunft Renoki's erwartet, um eine neue Krönung vorzunehmen. Das Verhältniß der Ininga, und besonders der Familie des Renoki, zu den Okanda ist ein ganz eigenthümliches. Jedes größere Okandadorf hat allerdings eine Art König, der gewöhnlich der Aelteste des Ortes ist; alle diese stehen aber doch unter dem Hauptkönig, und dieser hat schon seit sehr langer Zeit dem Iningastamm und speziell Renoki's Familie angehört. Daher rührt denn auch der große Einfluß, den die Ininga auf dem Flusse haben.

Der neugewählte König war ein junger Mann, Namens Baja; das Dorf, in welchem er seine Residenz aufgeschlagen hat, heißt Mandschibenga. Er ist ein Urenkel von Renoki und der letzte lebende Sprößling von dessen großer Familie im Okandaland.

Die Feierlichkeit wurde natürlich mit möglichst großem Pomp durchgeführt; der neue König erhielt von Renoki zahlreiche Geschenke: einen großen schweren Artillerietuchmantel, einen Kürassierhelm, Stoffe, Salz u. s. w. Natürlich mußte ich auch entsprechende Geschenke geben, über die der junge Herrscher sehr erfreut war, so daß ich ihn mir gewissermaßen zum Freund gemacht habe. Er versprach mir, er wolle, sobald ich wiederkäme, Alles für

mich thun, was in seinen Kräften stehe. Der Hauptakt der Feierlichkeit bestand in der langen Rede, die Renoki vor der zahlreichen Versammlung hielt, und worin er dem jungen König seine Rechte und Pflichten auseinandersetzte, und dann die Okanda und Ininga zum Gehorsam ermahnte.

Der Stamm der Okanda ist ziemlich zahlreich und es dürfte die Summe von 3—4000 Seelen nicht zu hoch gegriffen sein; freilich vertheilen sich die Okanda auch über ein Gebiet von 15—20 Quadratmeilen. Dicht bei den Okandaleuten, ja öfters mitten unter ihnen, wohnt noch das Volk der A s i m b a, deren Sprache aber nur ein Dialekt des Okanda ist. Während erstere sich mehr in der Nähe des Flusses angesiedelt haben, sind die Wohnungen der Asimba mehr im Binnenlande, südlich von Lope; sonst ist kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Stämmen.

An das Okandagebiet im Südwesten grenzen die so weit verbreiteten Akelle, und zwar ist es hier der Stamm der M' b a n g u e, die sich von den eigentlichen Akelle fast durch nichts als durch eine kleine Dialektverschiedenheit unterscheiden. Sie sind die einzigen in diesem ganzen großen Gebiet, die hin und wieder etwas Gummihandel treiben; da aber von Okota an nirgends auf dem Flusse Händler waren, so hatten sie selten Gelegenheit, den Gummi zu verkaufen, und es blieb ihnen schließlich auch nur der Sklavenhandel. Wie die eigentlichen Akelle, sind unter den M'bangue auch Schmiede, die jene eigenthümlich geformten kleinen Wurfmesser, dann aber auch bis 1 m. lange Buschmesser verfertigen. Die Okandaleute sind ein schöner Menschenschlag, der fast nur aus großen, kräftig gebauten Gestalten besteht; dabei sind sie friedfertig und gutmüthig gegen Weiße in höchstem Grade, und ich gestehe gern, daß mir von allen den zahlreichen Stämmen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der Okandastamm der liebste ist, und daß ein Aufenthalt auf der so herrlich und gesund gelegenen Hochebene von Lope sehr viel Angenehmes bietet. Man findet häufig frisches Quellwasser, die Prairie ist reich an Herden von wilden Rindern, deren Fleisch vorzüglich ist und mir sehr zu statten kam; in den Dörfern findet man zahlreiche Ziegen, Schafe und Hühner; Eier, Honig, Mais, Erdnüsse, Platanen, Yams u. s. w. bringen die Leute täglich, kurz dieses Okandagebiet ist ganz geeignet für einen längeren Aufenthalt. Die Leute besitzen einen für hiesige Verhältnisse großen Kunstsinn, und besonders sind ihre Holzschnitzereien, von denen ich so viel wie möglich erwarb, von ungemeiner Schönheit. Auch durch ihre Töpferarbeiten, denen sie recht gefällige Formen zu geben wissen, sowie durch das Verfertigen von allen möglichen Sorten von Körben unterscheiden sie sich vortheilhaft von allen sie umgebenden Völkern.

Von Waffen ist hier bereits das alte Feuersteingewehr eingeführt, Bogen und Pfeile haben die Okanda nicht, Spieße sind selten, und mehr zur Zierde tragen sie am Gürtel ein kurzes, aber sehr breites Messer, gewöhnlich in einer Holzscheide steckend, die mit Schlangenhaut überzogen und oft mit einem hübsch geschnitzten Griff versehen ist. Flinte und Pulver haben in Afrika schnellere Fortschritte gemacht als die Reisenden, und ich möchte fast glauben, daß man, von Okanda aus in nordöstlicher Richtung reisend, immer Stämme trifft, die Gewehre haben, bis in das Nilgebiet hinüber.

Infolge des Sklavenhandels in Okanda trifft man daselbst eine Menge Menschen, die nicht selten weit aus dem Innern stammen, und ich benutzte natürlich jede Gelegenheit, um irgend Etwas zu erfahren.

Zunächst sprach man oft von einem größeren Fluß Lolo, der 5—6 Tagereisen von Okanda münden soll. Seine Richtung wäre südlich und sein Mittel- und Unterlauf würde von den N'schavi beherrscht. Es ist dies natürlich derselbe Volksstamm, den bereits Du Chaillu aufführt, und es war mir sehr interessant, hier den Namen N'schavi zu hören.



Sklaven von Angola und Benguela.

Ueber den Lauf des Flusses weiter ostwärts erfuhr ich: das Wasser ist noch weit hinauf ebenso schlecht und gefährlich wie bisher, dann aber würde der Fluß sehr breit, wie ein Eliva (See), und das Wasser fließe ruhig und ohne Stromschnellen. Von einem eigenthümlichen See, aus dem der Ogowaï entspringe, wußten die von mir ausgefragten M'bumba- und Oscheboſklaven nichts; sie sagten im Gegentheil, wenn man noch über die seeartige Erweiterung hinaus reise, so gabele sich der Fluß in mehrere immer kleiner werdende Arme.

Ueber die Bewohner an beiden Ufern des Flusses von Okanda an aufwärts erhielt ich eine Menge verschiedener Daten. Folgendes scheint mir das Glaubwürdigste: das ganze rechte Ufer des Flusses ist bis weit über Okanda hinaus von den Oscheba (Mpongue) bewohnt; an einigen Stellen, wie bei einem Wasserfall, circa 3 Tage östlich von Okanda, beherrschen dieselben auch

das linke Ufer. Auf die Mpongue folgt (am rechten Ufer) das Volk der Mbele, die nicht dicht am Flusse wohnen, sondern auf den bewaldeten Höhen.

Die Reihenfolge der Volksstämme am linken Ufer ist: Okanda, Oscheba (Mpongue), Akelle (M'bangue), Mbumba, Adama, Akota, Ateke, Awansi; außerdem sprach man viel von den Oschake, welches Wort aber in der Mpongue-sprache „Sklave" bedeutet, so daß dies wol keine Nation ist.

Ferner erzählte man: weit nach Süden hinunter wohnen Leute, welche des Tages über schlafen und nur des Nachts arbeiten; es seien dies sehr böse Menschen, die den Anderen nur Uebles zufügen; man hatte für sie das Wort Okuabundube.

Von allen den zahlreichen Volksstämmen, die ich während meiner Okanda-Reise kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist schließlich nur ein einziger zu nennen, welcher thatkräftig in die politische Geschichte (wenn man dieses Wort anwenden darf) dieses Theiles der äquatorialen Westküste eingreift, es sind dies die Fan. Sie sind in Allem den andern Stämmen überlegen; durch ihre Wildheit und Grausamkeit von Allen gefürchtet, haben sie einen festen Zusammenhalt, wenn es gilt, ein anderes Volk zu vertreiben, trotz der häufigen kleinen Fehden und Streitigkeiten der verschiedenen Familien untereinander. Sie bilden numerisch eine gewaltige Masse, die, sei es infolge eines inneren, unbestimmten Triebes, sei es geleitet von einem weit im Inneren wohnenden mächtigen Fankönig, immer weiter von Osten nach Westen vordringt. Bereits befinden sich zahlreiche Mpongueniederlassungen am Muni und dessen Nebenflüssen; am Munda, am Cohit, Como, Remboe sowie an der linken Seite der Bai von Gabon, ja bereits an der Meeresküste zwischen Kap Pongara und Kap Lopez, sind Fandörfer.

Am Ogowaï haben die Fan (dort Oscheba oder auch Oschyeba) das ganze rechte Ufer von dem Akelledorf Saniketa an bis weit hinauf inne; die früher dieses Ufer bewohnenden Akota, Apingi und Okanda wurden erst im Laufe der letzten Jahre auf die Inseln oder das linke Ufer vertrieben und wagen es kaum, ihre früheren Wohnsitze zu betreten, trotzdem die Städte der Fan oft stundenweit im Innern liegen.

Die Rückreise vom Okandagebiet zu den Ininga ging sehr schnell von statten, war aber fast noch gefährlicher als die Hinauffahrt. Die starke Strömung trieb die Kanoes oft mit rasender Geschwindigkeit hinab, und es war hierbei die staunenswerthe Flußkenntniß und Geschicklichkeit meiner Ininga-leute zu bewundern.

Als wir einige Stunden vor Limbareni, Renoki's Dorfe, waren, ließ letzterer sämmtliche Kanoes halten und machte wieder seinen Fetisch. Unter eigenthümlichen Gesängen näherten sich die dicht aneinander gedrängten Kanoes dem Heimatdorfe, wo sich die zurückgebliebenen Weiber und Kinder aufgestellt hatten und mit lautem „M'bodo" und „Zamba" die Heimkehrenden begrüßten.

Ein Zug nach dem Okandalande ist für diese Leute immer ein großes und freudiges Ereigniß; bringen doch die Zurückkommenden stets zahlreiche Hühner, Ziegen, Schafe und vor allen Dingen Sklaven mit. Ich will noch bemerken, daß die Ininga den neugekauften Sklaven gewöhnlich einen Fuß

in einen schweren Holzklotz stecken, um sie am Entlaufen zu verhindern; auch werden häufig beide Hände durch ein Bret gesteckt, was die freie Bewegung der Arme nicht gestattet; Frauen und Kinder wurden für gewöhnlich nicht gefesselt, und nur bei Landmärschen wurden 6, 8—10 Personen zusammen an einen langen Strick gebunden und dieser Zug von Menschen durch laute Zurufe und gelegentliche Peitschenhiebe zum Vorwärtsschreiten getrieben. Besonders vorsichtige Käufer fesseln die Sklaven, zumal wenn es junge, kräftige Leute sind, noch mit eisernen Ketten, die öfters von den Eingeborenen selbst verfertigt werden, im Kanoe an. Es fällt aber wol selten einem dieser Gefangenen ein, zu entfliehen, da derselbe, selbst wenn die Flucht gelingt, doch nur von einem anderen Stamme eingefangen würde, und so vielleicht aus dem Regen in die Traufe kommt.

Als ich von meiner Okandareise nach dem Gabon zurückkehrte, wurde ich von einem ziemlich heftigen Fieber befallen, dessen Nachwehen lange andauerten. Für diese unfreiwillige Muße wurde ich einigermaßen entschädigt, als ein lebender Gorilla in die hiesige deutsche Faktorei gebracht wurde. Das Thier stammte von Kamma (Fernanda Vaz), demselben Platze, an welchem Du Chaillu seine Exemplare erlegte, und wurde aus einer Herde von acht Stück ergriffen. Ein kleiner Hund, der von einem alten, später getödteten Exemplar etwas verwundet worden war, hinderte unser Individuum so lange an der Flucht, bis ein Neger herbeikam, dasselbe am Genick packte und von einem anderen die Hände binden ließ. In dieser Weise wurde der Gorilla in die Zweigfaktorei des hiesigen Hauses gebracht, wo man ihm leider, wie dies gewöhnlich geschieht, die beiden großen Eckzähne abfeilte, aus Furcht, daß er beißen möchte. Unser Gorilla ist ein junges, gewiß aber schon zwei Jahre altes männliches Exemplar, das sich ziemlich leicht an die Gefangenschaft und den Umgang mit Menschen gewöhnt hat. Er hat eine lange, dünne eiserne Kette um den Hals, so daß er einen großen Spielraum hat; den größten Theil des Tages aber sitzt er in einer Tonne, wo er es sich auf dem Stroh möglichst bequem macht. Gegen Kälte, Wind und Regen ist das Thier sehr empfindlich, und während der Nacht wird ein dickes Segeltuch um die Tonne gewickelt. Seine gewöhnliche Stellung ist eine hockende, die beiden Vorderarme kreuzweise übereinander geschlagen und immer aufmerksam die Umgebung betrachtend. Stets setzt er sich so, daß irgend ein Gegenstand im Rücken ist: er will rückenfrei sein und seine Feinde nur vor sich haben. Im Schlafe legt er sich lang auf den Rücken oder auf eine Seite, die eine Hand gewissermaßen als Kopfkissen benutzend; nie schläft er hockend wie andere Affen. Er geht auf allen vier Händen, die beiden hinteren platt auf den Boden gedrückt, die vorderen aber zusammengeballt, so daß er eigentlich auf den Knöcheln geht; dabei hat er den bekannten seitlichen Gang. Augenblicklich leidet er entsetzlich an dem sogenannten Dissoup; seine beiden Vorderhände sind ganz voll Blasen, in denen der Eierstock dieses kleinen lästigen Insektes sitzt. — Die Hauptfrage bei dem Transport des Gorilla bildet natürlich die Ernährung. Wir haben ihm schon öfters Reis, Brot, Milch u. s. w., kurz Sachen, die an Bord sowol als auch in Europa zu haben sind, gegeben, aber mit geringem Erfolge. Er hat zwar einige Male

etwas Brot, und zwar besonders gern Schiffszwieback gegessen, auch einmal Reis, aber für gewöhnlich läßt er es stehen. Seine Lieblingsnahrung ist eine hier häufige rothe Frucht, von der er die innen befindlichen Kerne ißt; Bananen und Apfelsinen liebt er gleichfalls, besonders aber Zuckerrohr, das er mit wahrem Wohlbehagen aus der Hand nimmt und zerkaut. Ebenso nimmt er mir ein Glas voll Wasser aus der Hand, führt es regelrecht zum Munde und trinkt es aus. Nur einige wenige Male hörte ich bei heftiger Erregung einen grunzenden Ton, für gewöhnlich ist er ganz stumm. Auf dem Schiffe wird sich unser Gorilla wol oder übel an Brot, Reis u. s. w. gewöhnen müssen, denn seine Lieblingsfrüchte halten sich nur wenige Tage. Natürlich wird viel Zuckerrohr mitgegeben, das sich lange hält.



Vornehme Negerin von Loango mit Dienerin.

Der auf dem Schoner „Francis Wölber“ eingeschiffte und für den zoologischen Garten in Hamburg bestimmte Gorilla starb bereits am zweiten Tage der Seereise. Sein Kadaver wurde in Spiritus konservirt und dem Vorsteher des zoologischen Gartens zur wissenschaftlichen Verwerthung übergeben.

Nachdem wir Lenz auf zwei Reisen begleitet, kehren wir wieder zurück nach der Station Chinchoxo, um zu erfahren, was dort mittlerweile geschaffen worden, können aber nicht umhin, vorher einige höchst interessante, wenn auch vielleicht etwas rosig angehauchte Nachrichten über die Loango-Neger, welche Pechuël-Loesche gegeben, hier, wie schon oben versprochen, mitzutheilen. Er sagt: „Das Gebiet der ehemaligen drei Königreiche ist die eigentliche

Heimat (usi Bafiote) der Loango-Neger, oder, wie sie sich selbst nennen, u Bafiote (Singular Mfiote). Kräftige, wohlgeformte Menschen, erinnern sie durch ihre Gesichtszüge sowie durch die Modellirung ihrer Glieder nur leise an den traditionellen Negertypus. Sie zeigen jedoch die bei allen Naturvölkern mehr oder weniger auffallende Schlankheit der Gestalt und Feinheit des Knochengerüstes, welche der glücklichen Jugend eine rehartige Elastizität und eine reizvolle naive Anmuth der Bewegungen verleiht.

Diese jedoch, sowie die im Alter bei vornehmen Negern und Negerinnen oft angenehm berührende gefällige Würde, kann von der Photographie, der rücksichtslosesten aller Künste, nicht fixirt werden. Ein feinsinniger Künstler könnte vom Negerlande manche schöne Studie heimbringen, ohne gerade der Anthropologie Unwahres vorzulegen.



Freie Neger von Loango.

Beide Geschlechter lassen, außer den charakteristischen Merkmalen, weit geringere Verschiedenheiten im Körperbau erkennen, als dies bei Kulturvölkern der Fall ist. Die Töchter solcher Familien jedoch, welche sich dauernd einer vornehmen Sicherheit der Existenz erfreuten, offenbaren eine bedeutsame Annäherung an den Typus des civilisirten Weibes. Das beharrlichste (und zuweilen einzige), dem europäischen Geschmack mißfallendste Rassezeichen ist die Nase. Das Ohr ist zierlich und nicht abstehend; das Auge, in der Jugend glänzend, frei und groß, verliert im Alter häufig durch Gekniffenheit. Hierdurch erhalten Köpfe den Ausdruck der Verschmitztheit, welcher sich bis zu dem der Frechheit steigert. Prognathismus fällt nicht auf, der Mund ist oft fein geschnitten, die Lippen sind voll, aber selten wirklich aufgewulstet; die Zähne sind regelmäßig, gesund, rein weiß, doch fehlt ihnen

gewöhnlich der schöne perlige Schimmer des durchscheinenden Schmelzes. Hände und Füße sind proportionirt und wohlgebildet. Grübchen in den Wangen und auf den Händen sind nicht selten, werden gebührend gewürdigt und mit besonderen Namen bezeichnet. Knaben überraschen vorzugsweise durch weibisch weiche Formen. Negerkinder scheinen den unsrigen an Auffassungsgabe überlegen; sie manifestiren stets höchst energisch beim ersten Erblicken des weißen Mannes ein charakteristisches Entsetzen. Popanzgeschichten mögen dies bewirken. Negerkinder werden sehr hellfarbig, sogar rosig-brünett geboren, tragen an einzelnen Körperstellen jedoch schon häufig einen charakteristischen, bläulichgrau durchschimmernden Anflug von Pigmentirung. Mädchen zeigen in einem gewissen Alter die bekannte wohlgefällige Scheuheit. Trotz aller Naivetät verräth sich die empfindliche Schamhaftigkeit beider Geschlechter durch den Ausdruck der Verlegenheit und den von hellhäutigen Völkern als Erröthen bezeichneten Vorgang. Die Farbe der meist wohlgepflegten weichen, glatten Haut ist ein warmes, dunkles Braun.

Wer vorurtheilsfrei unter den Bafiote gelebt, kann keine nur ungünstige Meinung von ihnen behalten. Intelligent und lebhaft, aber unentschlossen und jeder Anstrengung abhold; heiter, gesellig und lärmend, wie höflich, gastfreundlich und gutmüthig, aber launenhaft und eigensinnig; fähig einer rührenden Anhänglichkeit und Neigung sogar für den weißen Mann, prüfen sie dessen Geduld doch im höchsten Grade durch Unzuverlässigkeit, durch schonungslose Ausnutzung seiner Ohnmacht, durch unverzagte Bettelei. Grenzenlos habgierig, Selbsterhaltung als erstes Gebot erkennend, haben sie wol Furcht vor dem überlegenen Europäer, jedoch nur selten Achtung für ihn. Ehrlichkeit beim Weißen nicht voraussetzend, halten sie Lüge und Betrug diesem gegenüber für berechtigt.

Mit skrupulöser Reinlichkeit verbinden sie eine strenge Beachtung des auch in Europa Wohlanständigen. Ihre Sprache hat Beziehungen für Schande, Scham, Erinnerung, Zuneigung, Liebe und Dank; dennoch erfreuen sie den Weißen nicht durch Dankbarkeit, auch mangelt ihnen jedes Mitgefühl für die Leiden Anderer, welche nicht Blutsverwandte oder doch Familienglieder sind.

Ein bedeutsamer Zug ist es, daß vornehme Neger und Negerinnen bei großen Palavern, oder beim Empfange eines Fremden, den sie ehren wollen, in durchaus einheimischer Tracht erscheinen, welche in malerischer Wirkung jede andere übertrifft.

Wir entnehmen den Mittheilungen des Dr. Falkenstein über eine Reise nach San Paolo de Loanda folgende interessante Einzelheiten: Loanda ist der Hauptplatz der ganzen Westküste mit etwa 2500 Weißen und 12,000 Negern und gewährt einen ziemlich großartigen Anblick, aber der erste Eindruck wird bedeutend geschwächt nach wenig Gängen durch die Stadt. Viele Häuser bestehen nur aus dem Erdgeschoß, andere dagegen haben ein erstes Stockwerk. Sauberkeit vermißt man auf der Straße ebenso wie in den Häusern.

Der Handel ist Tauschhandel: für Kaffee, Gummi, Wachs, Oel und Elfenbein sind Gewehre, Pulver, Rum und Zeug gesuchte Artikel. Um den Handel zu schützen, sind alle Nationen durch Konsulate vertreten. Das tägliche Leben ist außerordentlich theuer — ein Glas Limonade kostet 2 Mark.

Der Gesundheitszustand ist nicht schlecht; die Fieber sollen in den letzten Jahren sehr nachgelassen haben. Das Trinkwasser muß theils vom Bengo, theils in großen Fässern von Loango, theils aus alten tiefen Brunnen in der Stadt bezogen werden. Das Lazarethgebäude, etwa 200 Jahre alt, zeichnet sich aus durch außerordentliche Sauberkeit und Reinlichkeit.

Die Leute der Gegend machten einen verkümmerten Eindruck. Kleiner als die Kabindaneger, fehlt ihnen auch die Muskelfülle jener. Eine Tagereise weiter in nordöstlicher Richtung trifft man auf die Mozeës im Lande Sellez, später auf die Andongo und auf die Munano. Diese Neger leben von den Bodenerzeugnissen, von Fischen und von der Jagd.

Will ein Mann ein Weib nehmen, so geht er zum Vater des Mädchens und bringt ihm eine bis an den Rand mit Rum gefüllte zugekorkte Flasche. Nimmt der Vater dieselbe an, so hat er die Verpflichtung, für alle übrigen Männer von jetzt ab die Thüre zu schließen, bis der Freier sich die Frau für eine bestimmte Summe von Rum abholt. Der Vater erhält jedoch von dem Kaufpreis nichts, sondern die Brüder desselben ziehen Alles ein. Jeder Neger hat, wenn sein Vermögen dies zuläßt, drei Hauptfrauen, die zusammen wohnen und essen; er kann deren noch mehr nehmen, doch haben diese kein Ansehen, wohnen einzeln herum und sind nur bezüglich der Arbeit mit den anderen gleichberechtigt. Gefällt einem Neger nach kürzerer oder längerer Zeit seine Frau nicht, so malträtirt er sie so lange, bis sie zu den Ihrigen entflieht, ohne daß ihr damit die Berechtigung würde, ein anderes Verhältniß einzugehen.

Nach der allgemeinen Annahme stirbt Niemand infolge eines natürlichen Herganges, sondern stets durch die Schuld eines anderen Menschen, der ihn behext. Es handelt sich also bei jedem Tode darum, den Schuldigen zu finden. Doch können auch kleine Anlässe, Unglücksfälle, Krankheiten u. s. w. genügen, Jemand als Feticeiro, hier „Ganga" genannt, zu verklagen.

Handelt es sich darum, den Urheber eines Todesfalls zu errathen, so wird in einzelnen Fällen dem eben Verstorbenen eine Perlschnur um die Stirn gebunden und der hinzugerufene Quimbanda gebeten, den Todten zu befragen, ob er selbst ausgehen wolle, den Feticeiro zu fangen. Dieser thut nach dem Geheiß, fingirt, gespannt auf die Antwort zu lauschen, und erklärt dann den Willen desselben. Lautet der Ausspruch bejahend, so tragen die Verwandten die Leiche in einer Tipoya im Dorfe und in den anliegenden Ortschaften kreuz und quer herum, bis sie vor einer Hütte stehenbleibend ausrufen, der Todte hielte sie fest und ließe sie nicht weiter, da er hier seinen Mörder festmachen wolle. Dann dringen sie ein, rauben Alles, was sie finden, verbrennen die Hütte, legen den Besitzer in Banden und überliefern ihn dem Soba, während die Kinder seiner Schwestern und diese selbst ihre Sklaven werden. Hat ein Todter seinen Feticeiro selbst angegeben, so verfällt dieser seinem Geschick unbedingt; ein Zweifel an seiner Schuld ist nicht möglich.

Eine andere Art den Schuldigen zu finden ist die, daß die nächsten Angehörigen, also Onkel, Neffe, Bruder, oder bei Mangel solcher beliebige Personen sich zu einem entfernt wohnenden Quimbanda begeben und sich irgendwen als der Thäterschaft verdächtig angeben lassen. Hierauf gehen sie zu noch zwei Anderen und bitten ebenfalls um die Bezeichnung des Schuldigen. Nannten alle Drei denselben, so gehen sie hin, den Betreffenden in Ketten zu legen, wo nicht, so beginnen sie ihren Umgang von Neuem, bis das Unternehmen von dem gewünschten Erfolge gekrönt ist. In diesem Falle muß jedoch ein den ehemaligen bei uns üblichen Gottesurtheilen ähnlicher Akt die Schuld des Angeklagten erst beweisen. Dieser, ebenso wie der Kläger, schicken dem „Quimbanda iá belungo" je drei Stück Zeug, bittend, daß er sich an einem bestimmten Tage einfinde. Der Tag rückt heran, beide Theile kommen zusammen. Der Quimbanda sitzt vor dem Kläger und Angeklagten, die Angehörigen stehen bewaffnet zu beiden Seiten. Noch einmal wird die Sachlage erörtert, dann schließlich das „belungo" gegeben. Dies ist ein schweres Pulver und wird entweder in Wasser oder in einer längsdurchschnittenen Banane gereicht. Der Quimbanda hat es in beiden Fällen in der Hand, das Gift nach Gutdünken zu vertheilen, da das Pulver schwer ist und im Wasser untersinkt. Ist das Belungo gegeben, so entfernt sich der Quimbanda eilig und überläßt die Zurückbleibenden ihrem Schicksal. Sehr bald schwillt dem Einen die Zunge auf und die Augen quellen hervor, während der Andere zum Zeichen, daß er völlig wohl ist, ausspuckt und sich nebst seinem Anhange des Ueberführten, seiner Sklaven, Güter und Schwesterkinder bemächtigt. Der Verurtheilte wird zuerst in mannichfacher Weise gepeinigt und dann einem Soba aus entferntem Dorfe verkauft. Hier wird er einige Zeit gemästet, dann unter Feierlichkeiten durch den Anitoë getödtet und vom ganzen Dorfe verzehrt, indem dem Soba das Herz reservirt wird.

Die Hinrichtung geschieht in der Weise, daß man den Betreffenden der Länge nach mit dem Gesicht nach unten auf die Erde und mit dem Hals über einen Klotz legt, worauf der Anitoë mit dem Beil die Halswirbel trennt. An anderen Orten werden die Feticeiros verbrannt. — Anfang des Jahres 1875 traf Falkenstein wieder in der Station ein.

Noch im Jahre 1874 machte sich Güßfeld auf den Weg, um sich in den zwischen Angola und Benguela gelegenen Distrikten für die endlich vorzunehmende Expedition in das Innere des Landes Träger zu verschaffen. Mit nicht unbedeutenden Kosten waren deren 100 gedungen worden, welche zu Anfang 1875 eintrafen. In Nowo Rodonto waren aber nur 52 eingeschifft worden, von denen mehrere starben oder flohen oder unbrauchbar waren, so daß eigentlich nur 36 Kruleute verblieben; Major v. Mechow beschäftigte sich mit ihrer Organisirung. Bald darauf kamen auch die von Falkenstein besorgten 11 Ochsen an, welche als Last- oder Schlachtthiere verwendet werden sollten. Die Vorbereitungen zur Anordnung des Gepäcks begannen — in der ersten Hälfte des Mai sollte die Expedition marschfertig sein.

In der Zeit dieser Vorbereitungen hatten sich Lindner und Pechuël-Lösche in der Umgebung auf die Büffeljagd begeben, bei welcher der Erstere meuchlings von einem Schwarzen eine Kugel bekam; durch Falkenstein's Bemühungen gelang jedoch bald die vollständige Herstellung.

Durch Todesfälle und Flucht waren die Kruleute Anfang April auf 20 zusammengeschmolzen, auch wurden die feindlichen Gesinnungen der umwohnenden Neger gegen die Bewohner der Station immer bedenklicher, welche gewarnt wurden, draußen allein umher zu gehen.

Der Mai kam heran, aber statt des Aufbruchs der Expedition erfolgte — die Flucht sämmtlicher Träger. In dieser Lage schrieb Güßfeld: „So stehen also jetzt die Sachen schlechter als vor einem Jahre. Als ich damals einen Vorstoß mit Manangamba's unternahm, blieb mir die schöne Hoffnung, daß es mir ein Jahr später gelingen würde, mit brauchbaren Leuten eine neue Expedition zu beginnen. Jetzt ist jede Hoffnung dahin, und damit ist die Expedition in eine Krisis eingetreten, die vor der Welt nicht wird verheimlicht werden können. Ich fühle mich nach den wiederholten Unglücksschlägen, die ich erlitten, nach den großen, aus Staatsmitteln und freiwilligen Beiträgen für meine Expedition aufgebrachten Summen nicht mehr berechtigt, weitere selbstständige Schritte zu thun, die eine Aenderung der Sachlage bewirken könnten. Das Leben des Erwartens, Hoffens, des Hingehaltenseins und der Erfolglosigkeit, neben einem großen Aufwand geistiger und körperlicher Kraft, das ich seit $2\frac{1}{2}$ Jahren führe, hat außerdem seine Wirkung nicht verfehlt, und — indem es mir die Dinge in Westafrika im rechten Lichte zeigte — Dasjenige bei mir erzeugt, was man in Europa Pessimismus nennen würde. Wollte ich unbekümmert um die Ereignisse es jetzt versuchen, mit Manangamba's nach J'Kamba zu gehen, so würden wahrscheinlich wieder Tausende für nichts weggeworfen werden. — Indeß darf der augenblickliche Zustand nicht lange dauern. Indem ich mir überlegte, wie eine Aenderung herbeizuführen sei, fand ich keinen anderen Ausweg, als daß ich mich persönlich nach Berlin begeben müßte, um in mündlicher Diskussion und Besprechung eine Klärung herbeizuführen, und mich für die weiterhin zu geschehenden Schritte autorisiren zu lassen. Da dieser unerwartete Schritt vielfach der Mißdeutung unterworfen werden wird und mich mancherlei direkten Kränkungen aussetzen kann, so wollte ich ihn nicht thun, ohne mir die Ansichten der Mitglieder der Expedition darüber erbeten zu haben. — In der Berathung, die ich hierfür anberaumt hatte, sollte ein jeder der Herren seine Ansicht aussprechen. Diese Berathung hat gestern stattgefunden; es wurde darin beschlossen, daß die Mitglieder der Expedition die einmüthigen Ansichten, die geäußert wurden, zu einem Schriftstück formuliren sollten, das zur Vorlage an den Vorstand, und, wenn es sein muß, für die Oeffentlichkeit bestimmt ist. Im Resumé lassen sich die gestern entwickelten Ansichten so aussprechen, daß es von Seiten der Mitglieder der Expedition als ein Fehler betrachtet werden müßte, wenn die Reise des Führers derselben nach Berlin unterbliebe."

Zu der Zeit, als diese Ereignisse in der Station vor sich gingen, fuhr Homeyer mit Pogge und Soyaux, welcher Letztere sich von der Güßfeld'schen Expedition getrennt hatte, von Loanda nach dem Koanza. In den Niederungen, die nicht feucht sind, stehen Weinpalmen, und der Wald, als charakteristisch für die südafrikanischen Waldungen, zeigt meist Affenbrotbäume und Euphorbien in seinem Bestande.

Was die Negerstämme betrifft, so sind die südlich von Koanza wohnenden, die Kisama, der portugiesischen Regierung nicht unterworfen. Sie sind schmächtig von Gestalt, mit Haarflechten und vielem Korallenschmuck. Die Neger nördlich von Massangano fallen durch ihre stark hervortretende Stirn auf. Muxima liegt auf dem linken und nicht auf dem rechten Ufer, wie die meisten Karten zeigen.

Dondo ist ein sehr ungesunder Aufenthalt: die Kinder der Weißen sterben beinahe regelmäßig schon nach wenigen Monaten, und bei den Schwarzen ist Vielweiberei in Blüte, um wenigstens einige Nachkommen zu erzielen. Man nennt den Ort den „Kirchhof der Weißen". Bei König Pope wurden die Reisenden sehr freundlich aufgenommen. Derselbe ist ein civilisirter Negerkönig, spricht gut portugiesisch und ist in seinen Manieren taktvoll und fein. Beim Frühstück spielte die Hofkapelle, bestehend aus drei Marimbakünstlern. Die Holzplatten der Marimba, welche ihre Resonanz durch verschieden große Flaschenkürbisse erhalten, werden mit Holzstäben, die mit Gummi überzogen sind, geschlagen; die Töne sind mächtiger als die unserer Holzharmonika's. Während des Konzerts erschienen langsam im Gänsemarsch 30 Personen; die ersten 15 mehr oder minder bunt bekleidet und würdevoll, die anderen nackt und nur mit weißer und blauer Hüftbinde versehen. Dieselben kauerten in einer Entfernung von 20 Schritten in zwei Gliedern nieder; erstere waren die Minister, letztere die Diener.

Nach drei Tagen langten die Reisenden in Pungo Adongo an. Der Ort liegt in den Einsenkungen einer 120—140 m. ansteigenden Felsenmasse von nicht zerklüftetem rothen Sandstein. Vulkanische Massen bedecken die Thalsohle, welche viele hohle Räume enthält. Zwischen den Felsen entsteht Tags eine entsetzliche Hitze, während bald nach Sonnenuntergang kalte Winde durch die Thäler streichen. — Homeyer wurde hier durch den sogenannten Negerrheumatismus lange Zeit aufs Krankenlager geworfen.

Anfangs Juni schrieb er: „Wir haben die Regenzeit durchgemacht, sie dauerte vom 17. Februar bis 3. Mai. Vom 1. April legten sich die sogenannten großen Regen ein, da goß es jede Nacht von sechs bis sechs Uhr in einer Art und Weise, die sich nicht beschreiben läßt. Nun denke man sich unseren Aufenthalt. Die Häuser hier bestehen aus 1 m. dicken Erdwänden und Rohrdach derartig, daß das Dach gleich das Zimmer überdeckt. Bis zum 1. April hatte es leidlich dicht gehalten; als aber die großen Regen kamen, da war's vorbei. Wir haben schreckliche Nächte durchlebt. Dabei lag ich an Gelenkrheumatismus schwer krank danieder, welche Krankheit mich volle neun Wochen an die Lagerstätte gefesselt und mich so heruntergebracht hat, daß ich im Begriffe stehe, die kaum begonnene interessante Ruhmesbahn zu verlassen und nach Europa

zurückzukehren, um in einem heimischen Bade Heilung zu suchen. Es wird mir sehr schwer, mit meinem persönlichen Ich zurückzutreten, aber es wäre mit meinen noch jetzt stark geschwollenen Beinen und meinem zum Skelett abgemagerten Körper ein Wahnsinn, weiter ins Innere zu gehen." Homeyer reiste krank nach Loanda zurück und segelte von da nach Europa — der südliche Zweig der deutschen Expedition in Westafrika war verdorrt, bis auf einen Sproß — den Dr. Pogge. — Derselbe ging im Juni 1875 mit dem Leutnant Lux, welcher auch der Expedition beigefügt worden, von Pongo Adongo am Koanza aufwärts gegen Malangué, überschritt die Gebirge von Massambe und kam im Lande der Kioko an die Quellflüsse des Loango und Kassabi. Von Kimbunda ging Lux wegen Krankheit zurück. Pogge erreichte am 9. Dezember die Residenz des Muata Janvo, durfte aber nicht weiter nach Nordwesten vordringen. Deshalb trat er seinen Rückweg an und erreichte am 17. April 1876 die Küste. Auch seine Reise, freilich die weiteste von allen angegebenen, war beendet und somit die Unternehmung des südlichen Zweiges der Expedition vollständig abgeschlossen — sie hatte aufgehört zu existiren.

Wie aber sah es im Centrum aus? Grünte der Stamm noch? Güßfeld's „Pessimismus" kam zum Durchbruch — leicht trug ihn zu Ende August ein Schiff von Afrika's Küste und vier Wochen später stand er vor dem Vorstande der Afrikanischen Gesellschaft — das Haupt der Expedition hatte sich bereits von derselben getrennt, als Homeyer noch krank im fremden Erdtheil danieder lag. Güßfeld erklärte seinen definitiven Rücktritt von der Expedition und sah sich durch Privatverhältnisse genöthigt, sein Verhältniß zur Afrikanischen Gesellschaft zu lösen.

Zu der Zeit, als Güßfeld sich nach Europa begab, unternahmen Pechuël-Loesche und Falkenstein noch eine Quillureise mit eigenen Leuten, denen das Reiseleben sehr zusagte. Im Walde waren sie heimisch; sie jagten mit Glück, sonst so schwerfällig in Begriffen, entwickelten sie als echte Buschneger nun viele ganz unerwartete, höchst nutzbare Eigenschaften; mit den Erfolgen der Reise wuchs auch ihr Selbstbewußtsein und sie wußten sich bei den anderen Schwarzen in Respekt zu erhalten. — Sie machten die Flußfahrt von Bumina aus in einem Kanoe etwas weiter hinauf als Güßfeld und traten Mitte September die Rückfahrt an. Auf derselben sammelte Pechuël-Loesche in Loango und Ponta Negra, den Centralplätzen des zerfallenen Königreiches Loango, interessantes Material: Traditionen aus älterer Zeit, Angaben über Sitten und Gebräuche, Gerechtsame über die Gegenden, deren Betreten den Prinzen verboten ist, über die Entstehung einzelner großer Fetische u. s. w., deren wir zum Theil schon oben Erwähnung gethan haben. Seinen Mittheilungen aus jener Zeit entnehmen wir noch Folgendes: Die Calema, welche an der ganzen hafenarmen Westküste Afrika's so störend für den Handel auftritt, erschwert auch an der Loangoküste in hohem Grade den Verkehr zwischen Meer und Land. Sie ist eine durch eigenthümliche Strandbildung modifizirte Brandung (und zweifellos die imposanteste Form derselben), wie sie auch in verschiedenen

anderen Gegenden beobachtet werden kann. Die Erscheinung derselben ist folgende. Zuweilen ganz plötzlich und in wenigen Stunden ihr Maximum erreichend, laufen nahezu parallel mit der Küste lange Wellenkämme heran, welche auf dem leicht ansteigenden Grunde allmählich sich höher heben und schärfere Formen annehmen. Die anfänglich nur schwingende Bewegung der Wassertheilchen geht dann rasch in eine Vorwärtsbewegung über. Die zum Roller umgewandelte Wassermasse steigt wallgleich empor; am Boden durch den Widerstand verlangsamt, neigt sie sich und fällt endlich nahe am Strande in schönem Bogen mit donnerähnlichem Getöse nach vorwärts über. Die bei schwerer Calema unter der zusammenstürzenden Wölbung momentan eingepreßte Luft treibt, sich einen Ausweg erzwingend, oft wie bei einer Explosion weiße Wassergarben empor, während die schäumende und wirbelnde Hauptmasse des Rollers sich an dem glacisähnlichen Strandsaume hinaufwälzt und wuchtig zurückfließend dem nächsten Roller mit großer Gewalt entgegenrauscht.

Während einer schweren Calema mögen die Roller im Momente des Ueberfallens etwa drei, selten 4 m. Höhe erreichen. Die niederstürzenden Wassermassen würden auch das stärkste unter ihnen befindliche Boot zertrümmern. Selbst eine kleine Calema, deren brechende Roller vielleicht nur 1 m. hoch sind, macht den geübten Bootsleuten zu schaffen und verhindert die Eingeborenen am ausgiebigen Gebrauche ihrer großen und unbehülflichen Schleppnetze. Je flacher der Strand verläuft, um so gefährlicher wird die hinderliche Brandung; die Barren der Flüsse sind ebenfalls sehr zu fürchten, namentlich bei Ebbe und ausgehendem Strom. Während der trockenen Jahreszeit tritt dieselbe am häufigsten und schwersten auf, also gerade in den Monaten, welche die höchsten mittleren Barometerstände ergeben!

Das Erscheinen der Calema erklärt sich einfach, wie das jeder anderen Brandung, aus dem auf offenem Meere herrschenden Seegange. Windwellen oder Dünung, wenn sie in flacheres Wasser sich fortsetzen, schwingen allmählich nach dem Lande zu ein und ordnen sich mehr oder weniger parallel zur Küstenlinie.

Indem wir uns dem nördlichen Zweige der Expedition wieder zuwenden, sehen wir Lenz auf einem Ausfluge nach dem Ofue, einem Nebenfluß des Ogowaï. Dieser kommt, mit dem Rembo Nguyiai parallel fließend, aus Süden. An der Mündung gegen 120 m., im Mittellauf zwischen 70 und 80 m. breit, besitzt er für diese geringe Breite eine verhältnißmäßig bedeutende Tiefe und infolge dessen ein ungemein stark fließendes Gewässer. Mittel- und Unterlauf sind trotzdem schiffbar. Am rechten Ufer liegen Oschebadörfer, gegenüber diejenigen der Asimba und in der Nähe der Mündung die der Okanda.

Die Asimba sind ein kleines, von den Okanda völlig abhängiges Volk. Ihre Sprache kann wol nur als ein Okandadialekt angesehen werden. Die Frauen drehen das Haar in je 10—15cm. lange, horizontal abstehende Zöpfe, was einen höchst sonderbaren Anblick gewährt. Auch lieben sie das Rauchen, und zwar nicht nur Tabak, sondern auch Ljemba, den indischen Hanf. Letzteren raucht man, gewöhnlich mit etwas Tabak vermischt, aus sehr kleinen Thon=

pfeifen mit einem 2 m. langen Rohr, und zwar in der Weise, daß man nur einige Züge thut und dann die Pfeife im Kreise herumreicht.

Von Hausthieren werden hier, wie überall, Schafe, Ziegen und Hühner gehalten; weiter flußaufwärts bei den Okona finden sich auch Schwäne als Hausthiere. Hunde giebt es gleichfalls, es ist eine langohrige, kleine, gelb und weiß gefärbte Rasse; die Oscheba betrachten dieselben als großen Leckerbissen.

Die Okona wohnen flußaufwärts zwischen dem Ofue und dem Lolo, sie sind nur ein Zweig der Asimba.

Interessant sind noch folgende Mittheilungen von Lenz über Zauberei u. s. w. Die Kakodämonen, welche des Nachts ihr Wesen treiben und besonders den Weibern gefährlich sind, werden mit dem Namen Njamba und Nschango bezeichnet. Die Person, welche von ihnen heimgesucht wird, stirbt unfehlbar einige Tage nach dem Besuch. Bei großen Tänzen, in denen der Teufel durch eine Person dargestellt wird, sind die Gruppen der Männer und Weiber durch ein ausgespanntes Seil getrennt, welches mit grünen Blättern behangen ist. Ueberschreiten die Weiber diese Grenze, so daß sie vom Teufel erfaßt werden können, so stirbt die betreffende Person gleichfalls kurz darauf. Diese Sitte ist verbreitet vom Gabon bis nach dem Okanda.

Alle dortigen Völker haben Ausdrücke für Betheuerungen, die im Anrufen eines Dämons bestehen. Bei einem solchen Schwur wird mit der rechten Hand der linke Arm von der Schulter abwärts bestrichen. Den Weibern ist aufs Strengste verboten, sich solcher Ausdrücke zu bedienen.

Beim Eintritt gewisser Naturerscheinungen hat man verschiedene Gebräuche. Am Gabon finden beim Eintritt der Regenzeit allgemeine Waschungen statt. Ueberall findet sich eine Zauberglocke. Sie besteht aus einem eisernen Handgriff, an dem eine kleine Glocke befestigt ist, die einen ähnlichen Ton giebt wie die Kuhglocken in den Alpen. Sie dient vornehmlich dazu, die schlimmen Geister aller Art durch ihren Ton zu verscheuchen. Auch Besessene kommen hin und wieder vor, die den größten Theil des Tages ganz vernünftig sind, dann aber verschiedene Tollheiten ausüben. — Unter den Medizinmännern (Ganga) ist das Prinzip der Arbeitstheilung eingeführt: es giebt deren gegen Unfruchtbarkeit, Hungersnoth, Krieg, Reise u. s. w.

Wenn die Doktoren die Medizin machen, so hängen sie sich stets ein Thierfell um den Leib, bemalen sich Gesicht, Arme und Brust mit weißer Farbe und schließen sich in ihre Hütte ein.

Die Leichen von Freien pflegt man zu begraben, meistens im Walde an einer einsamen Stelle; Sklavenleichen werden gewöhnlich in den Fluß geworfen.

Im Frühjahr 1876 unternahm Lenz eine Landreise durch den dichtesten, sehr sumpfigen Urwald, welche mit unsäglichen Leiden verbunden war, und kam beim Volke der Oschaka wieder an den Ogowaï. Hier desertirten seine Leute, und er wurde dadurch zur Umkehr nach den Faktoreien am Ogowaï gezwungen.

Lenz mußte, Krankheit wegen, nach Europa zurückkehren. Mit ihm hatte auch der nördliche Zweig der Expedition sein Ende erreicht!

Wenden wir uns nun noch schließlich nach der Centralstation Chinchoxo! — Das Haupt hat dieselbe bereits verlassen und die Glieder — Falkenstein, Pechuël-Loesche, Lindner und Soyaux — begaben sich am 5. Mai 1876 auf den Dampfer „Loanda" und trafen am 21. Juni in Liverpool ein: — Chinchoxo ist aufgegeben und verödet — die Afrikanische Expedition hat aufgehört zu sein!

Zurückblickend auf diese ganze Unternehmung, schließen wir mit den Worten Petermann's: „Immerhin bleibt es sehr bedauerlich, daß zwei Jahre und bedeutende Kosten aufgewendet worden sind, ohne andere Frucht als die Erkenntniß, daß die Loangoküste einen ungünstigen Ausgangspunkt für die Erforschung des äquatorialen Afrika abgiebt, denn die von der Expedition gemachten Sammlungen, Beobachtungen und Rekognoszirungen in den Küstenlanden verschwinden, so werthvoll sie an sich gewiß sind, im Vergleich zu der großen Aufgabe, die sie sich gestellt hatte."

Zu diesen Resultaten sollte sich als eigentlicher Schlußpunkt noch die Tragik hinzugesellen! Die Afrikanische Gesellschaft schickte, nachdem der erste Versuch fehlgeschlagen, noch den bekannten Reisenden Eduard Mohr ab. Derselbe verließ am 19. Juni 1876 Hamburg, traf im August in Paolo de Loando ein, reiste nach der Residenz des Muata Yanvo und — vergiftete sich am 26. November in einem Fieberanfall zu Malange! Ein zweiter vielversprechender Afrikareisender, unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Hermann von Barth, der von der portugiesischen Regierung zur geologischen Erforschung von Angola ausgesandt worden war, suchte in quälender Fieberpein ebenfalls einen freiwilligen Tod.

Die Deutsche afrikanische Gesellschaft in Berlin hat indessen trotz des Mißlingens der Güßfeld'schen Expedition ihre Thätigkeit nicht aufgegeben, sondern wesentlich erweitert, indem sie am 18. Dezember 1876 den Beschluß faßte: „Das deutsche Nationalcomité bildet den Ausschuß einer Gesellschaft, welche den Titel „Deutsche afrikanische Gesellschaft" führt. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, die Zwecke der in Brüssel konstituirten „Internationalen afrikanischen Assoziation" zu fördern." Die von letzterer ausgesendete Expedition wird demnächst England verlassen, und an ihr wird sich der österreichische Offizier Paulitschky betheiligen, der die Verpflichtung übernommen hat, an einem geeigneten Punkte im Innern Afrika's eine Verkehrs- und Missionsstation zu errichten und zehn Jahre daselbst zu verweilen.

Außerdem aber hat die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's", wie die „National-Zeitung" vom 15. September 1877 mittheilt, sich über die Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit, welche seit Eduard Mohr's Tode geruht hatte, schlüssig gemacht. Ein Ingenieur Schütte ist ausersehen, im November nach Angola abzugehen, um dort Mohr's und Pogge's Arbeiten wieder aufzunehmen und die für spätere größere Forschungsunternehmungen nöthigen Vorbereitungen möglichst umfassend zu treffen.

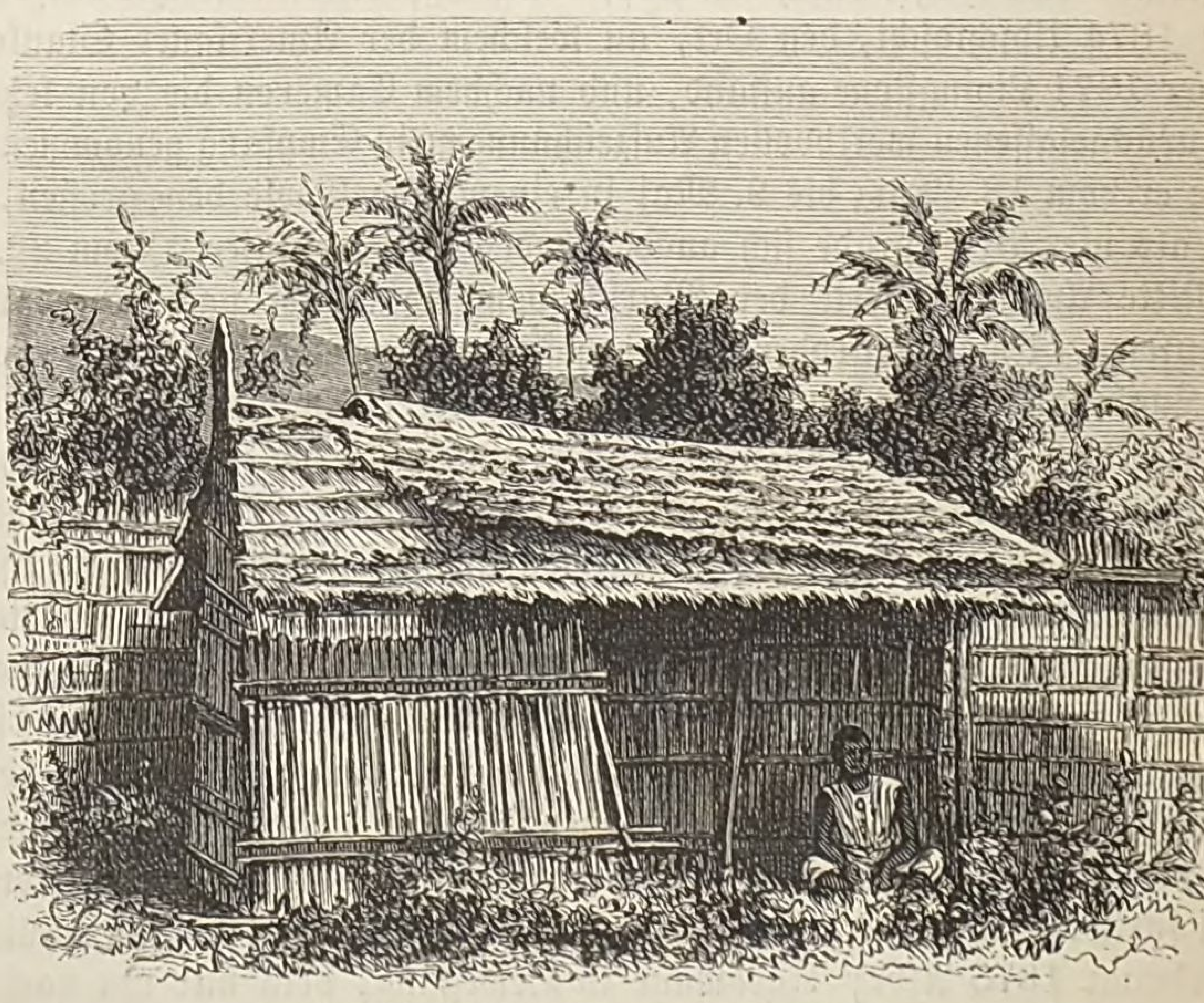
Inzwischen ist von anderer Seite das äquatoriale Afrika von der Ostküste bis zur Westküste quer durchwandert. Der englische Marineoffizier Verney Lovett Cameron, war der erste Europäer, dem dies gelang. Wenn man den Muth, die Umsicht, die Ausdauer, die er in Ueberwindung der enormen

Schwierigkeiten, und in der glücklichen Auffassung seines kühnen Unternehmens bewiesen hat, in Betracht zieht, so muß Cameron zu allen Zeiten den größten und verdienstvollsten Afrikaforschern beigezählt werden.

Cameron verließ Bagamojo an der afrikanischen Ostküste, gegenüber der Insel Sansibar, am 2. Februar 1873 an der Spitze einer Expedition, die von der Londoner Geographischen Gesellschaft ausgerüstet war, um sich mit Livingstone zu vereinigen und demselben bei dessen fernern Forschungszügen durch das Innere Afrika's Beistand zu leisten. Am 4. August nach Unianjembe gelangt, wurden er und sein Begleiter, der Artillerieleutnant Murphy und der Marinearzt Dr. Dillon, vom Fieber befallen und monatelang aufs Krankenlager geworfen. Hier traf ihn am 30. Oktober die Nachricht von Livingstone's Tode und einige Tage darauf brachte man ihm dessen Leiche, die selbst von den arabischen Scheiks mit allen Ehren empfangen wurde. Die Leute berichteten, ihr Herr habe eine Kiste mit Papieren in Udschidschi gelassen und noch sterbend den dringenden Wunsch geäußert, dieselbe möge von dort abgeholt und nach Europa geschafft werden. Cameron war sogleich entschlossen, zunächst dieses Vermächtniß des großen Todten in Sicherheit zu bringen, dann aber, wenn möglich die Erforschung Innerafrika's da, wo sie durch Livingstone's Tod unterbrochen worden, auf eigene Hand fortzusetzen. Am 9. November brach er mit etwa 100 Eingeborenen, von denen die meisten jedoch unterwegs desertirten, ohne seine bisherigen Begleiter gegen Westen auf, denn Leutnant Murphy kehrte nach Sansibar zurück und Dr. Dillon schoß sich im Fieberparoxismus eine Kugel durch den Kopf. Die Expedition erreichte am 24. Februar 1874 Udschidschi, den Ort, an welchem der Amerikaner Stanley im Oktober 1871 Livingstone auffand, und nachdem Cameron die von letzterem hier zurückgelassenen werthvollen Aufzeichnungen in Empfang genommen, umschiffte er vom 13. März bis 9. Mai in einem Segelboote den großen, über mehr als vier Breitegrade sich ausdehnenden Tanganjikasee. Vom 22. Mai bis Mitte August dauerte der Marsch vom Udschidschi nach Nyamgwé in Manjulema. Unser Reisender hatte gehofft, er werde von da aus den mächtigen Lualabastrom bis an das Atlantische Meer hinabfahren können; sein Plan scheiterte aber an der Unmöglichkeit, Boote für die Fahrt zu beschaffen. Zu Lande in südlicher Richtung weiter ziehend, kam er im Oktober nach Kilemba in Urua, dem Reiche des gewaltigen und grausamen Königs Kasongo, und fand dort einen portugiesischen Händler José Antonio Alvez, der sich anheischig machte, ihn gegen angemessene Bezahlung auf geradestem Wege nach Loanda oder Benguela zu geleiten, wenn er wenigstens einen Monat bis zur Abreise warten wolle. Der Handel ward abgeschlossen, und Cameron benutzte die Zeit zu Exkursionen nach dem Mohryasee, auf dessen Wasserspiegel drei bewohnte Pfahldörfer stehen, und nach dem größeren Kassali- oder Kikonjasee. Durch fortwährende Intriguen Kasongo's zurückgehalten, setzte sich endlich am 26. Februar 1875 Alvez' Karawane in Bewegung, doch nur um nach sechs Tagen in Totéla abermals von Kasongo am Weitermarsch gehindert zu werden. Erst am 10. Juni gestattete der habsüchtige und blutgierige Tyrann den Abzug. Nun ging die Reise immer südwestlich ohne großen Aufenthalt von statten.

Ende August passirte man endlich Kabendé, unfern vom Dilolosee, und Anfang Oktober traf man in dem Dorfe Bihé ein, dem Wohnsitze von Alvez, der hier mit seinen Trägern und Sklaven bei seiner Familie blieb. Nachdem Cameron einige neue Leute gemiethet, setzte er am 10. Oktober den Marsch nach der Küste fort. Vier Wochen später, am 7. November 1875, erblickte er, in äußerster Erschöpfung auf der Spitze eines steilen Hügels angekommen, fern am Horizont einen hellen Streifen — es war der Atlantische Ozean. Cameron hat eine Entfernung von 2000 englischen Meilen in zwei Jahren und neun Monaten zurückgelegt, und nahezu die Hälfte dieses Wegs, von Nyangwé bis Benguela, ist ganz neu für die Wissenschaft erobertes Gebiet. Die geographischen Ergebnisse seiner Reise sind daher von hochbedeutendem Werthe: er hat den ganzen Strich längs des südlichen Wasserlaufes des Congo, zwischen der afrikanischen Seeregion und der Westküste, sorgfältig erforscht, die geographische Länge und Breite jedes Halteplatzes auf seiner Tour bestimmt, über die Quellen des Congo neue Aufschlüsse gegeben und beide Ufer des Tanganjika südlich von Udschidschi genau besichtigt.

Aber auch ein zweites Mal ist Afrika von Osten nach Westen durchwandert worden, wie wir in jüngster Zeit erfahren. Der Afrikareisende Henry M. Stanley, der sich schon früher in Ostafrika auf seiner Expedition zur Aufsuchung Livingstone's Lorberen errungen, ist am 8. August 1877 in Bomma am unteren Congo angelangt, hat den Lualabastrom vollständig befahren und dessen Identität mit dem Congo festgestellt.



Provisorische Hütte des Dolmetschers in Chinchoxo.

Ende.

Namen- und Sachregister.

E. Einleitung. A. Abbildung. T. Tonbild.

D.

E.